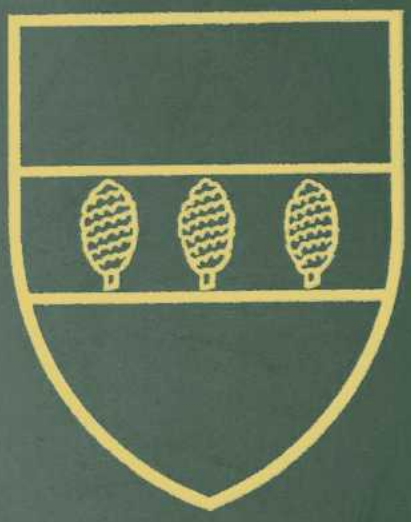
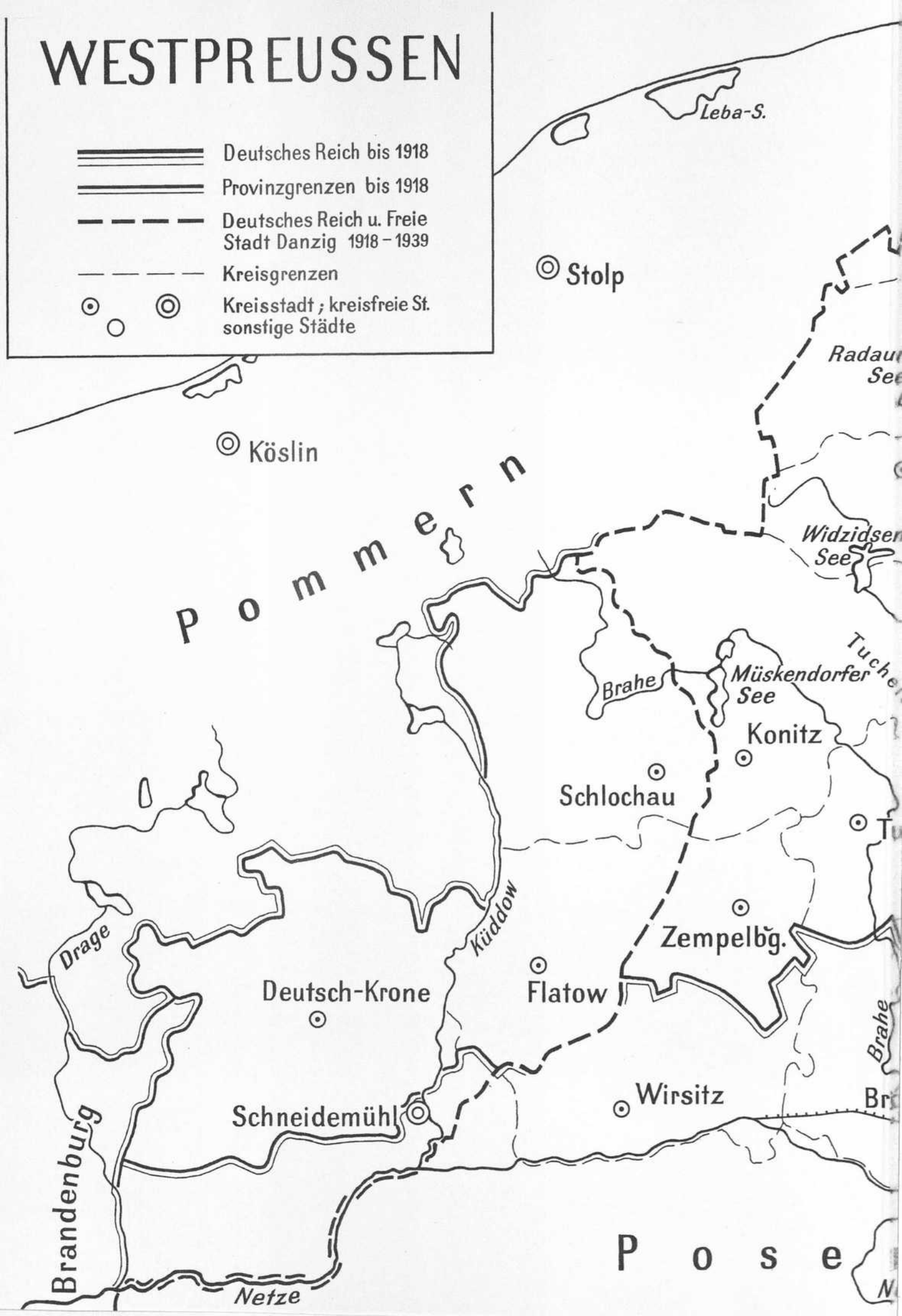
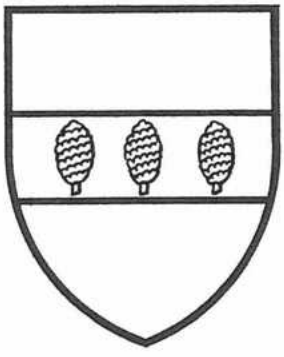



WESTPREUSSEN
Deutsches Reich bis 1918
Provinzgrenzen bis 1918
Deutsches Reich u. Freie Stadt Danzig 1918 – 1939
Kreisgrenzen
Kreisstadt ; kreisfreie St.
sonstige Städte
Leba-S.
Stolp
Köslin
Pommern
Brahe
Müskendorfer See
Konitz
Schlochau
Küddow
Drage
Zempelbg.
Deutsch-Krone
Flatow
Wirsitz
Schneidemühl
Brandenburg
Netze
Posen


Zarnowitzer See
Putziger Nehrung
Putzig
Danziger Bucht
Pillau
Neustadt
Gdingen
Zoppot
Frische Nehrung
Braunsberg
Karthaus
Frauenburg
Danzig
331
Turm-Berg
Radaune
Weichsel
Tiegen-hof
Elbing
Großes Werder
Nogat
Drausen-S.
Berent
Dir-schau
Marienbg.
Ferse
Pr.-Stargard
Stuhm
Ostpreußen
Oberländischer Kanal
Schwarzwasser
Geserich-See
Liebe
Osterode
Marien-werder
Rosenberg
Deutsch-Eylau
Graudenz
Löbau
Schwetz
Neumark
Weichsel
Kulm
Briesen
Strasburg
Drewenz
Thorn
POLEN
50 km

# DER KREIS STUHM

**Ein westpreußisches Heimatbuch**



Herausgegeben vom Kreisausschuß des Heimatkreises Stuhm

Gottfried Lickfett
Siegfried Erasmus
Alfons Targan
Gerda Zottmaier
Viktor Hausmann
Oskar Penner †
Gerhard von Türk
Werner Lippitz †

HEIMATKREIS STUHM/WESTPREUSSEN

Auf dem Einband ist das Wappen des Landkreises STUHM im Regierungsbezirk Marienwerder abgebildet.

Auf dem vorderen Vorsatzblatt befindet sich eine Umrißkarte von Westpreußen
Das hintere Vorsatzblatt enthält die Kreiskarte Stuhm im Maßstab 1:100 000, leicht verkleinert

Herausgeber und Verlag: Heimatkreis STUHM in der Landsmannschaft Westpreußen.
Heimatkreisvertreter: Gottfried Lickfett, 3280 Bad Pyrmont, Lügder Straße 11.

Alle Rechte vorbehalten. — 1975.

Nachdruck (2. Auflage) 1992
Nachdruck (3. Auflage) 2011
Herstellung: Haus der Medien GmbH, Wallau.

Allen ehemaligen Bewohnern
des Landkreises Stuhm gewidmet,
insbesondere denen,
die ihr Leben im Dienste für das Vaterland
und durch Flucht und Vertreibung
verloren haben.

# INHALTSVERZEICHNIS


Seite

Vorwort . . . . . 11
Geleitwort . . . . . 12

NATÜRLICHE GRUNDLAGEN

Der Kreis als Landschaft (Otto Kammel) . . . . . 13
Wenn das Hochwasser kam . . . . . 16

VOR- UND FRÜHGESCHICHTE

Aus der Vorgeschichte des Kreises (Alfred Cammann) . . . . . 18
Aus der Vorgeschichte eines Dorfes (Waldemar Heym) . . . . . 22
Die Moorbrücken im Tal des Sorgeflusses (Otto Piepkorn) . . . . . 25
Der Potrimpos von Christburg (Otto Piepkorn) . . . . . 26

AUS DER GESCHICHTE DES KREISES

Ein Blick auf die Geschichte (Dr. Heinz Neumeyer) . . . . . 27
Die Huldigungsliste von Marienburg . . . . . 38
Verzeichnis der Landräte des Kreises (Dr. Peter Letkemann) . . . . . 40
Das Wappen des Kreises Stuhm . . . . . 40
Soldaten und Garnisonstädte im Stuhmer Land (Walther K. Nehring) . . . . . 41
Ehrentafel des Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiments Nr. 152 . . . . . 47

DIE VOLKSABSTIMMUNG IM KREISE STUHM

Wie Stuhm kämpfte und sich behauptete (Otto Kammel) . . . . . 48
Amtliches Ergebnis der Volksabstimmung vom 11. Juli 1920 (Paul Hoffmann) . . 54
Deutsch-polnisches Zusammenleben im Kreise (Otto Kammel) . . . . . 55

KREISSTADT STUHM

Anfänge und Entwicklung bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (Dr. Ernst Bahr) 58
Stuhm im 19. und 20. Jahrhundert (Otto Kammel) . . . . . 62
Die Verwaltung der Kreisstadt von 1930 bis Januar 1945 (Dr. Josef Nester) . . . 69
Jugenderinnerungen an meine Vaterstadt (Otto Kammel) . . . . . 74
Revolution in Stuhm (Helmut Ratza) . . . . . 79
Das Zentralgefängnis in Stuhm (Gerda Zottmaier) . . . . . 80

STADT CHRISTBURG

Aus der Chronik der Stadt (Nach F. Hassenstein,
Dr. F. W. F. Schmitt und Otto Piepkorn) . . . . . 83
Christburger Siegel und Wappen (Otto Piepkorn) . . . . . 91

Seite

DIE LANDGEMEINDEN DES KREISES


Die Geschichte der Landgemeinden (Viktor Hausmann) . . . . . 93
Statistisches von den Ortschaften des Kreises . . . . . 93
Die Willkür des Dorfes Rehhof . . . . . 114
Die Auflösung der Gutsbezirke und die Zusammenlegung der Gemeinden (Felix Ulrich) . . . . . 123
Aus der Chronik Heidemühl von 1920 (Edwin Jaedike) . . . . . 124
Erinnerungen an Güldenfelde (Dr. Erich Harms) . . . . . 127


ÖFFENTLICHE DIENSTE


Über die ärztlichen Verhältnisse ab 1939 (Dr. Hans-Alfred Kurz) . . . . . 131
Das Veterinärwesen (Dr. Erich Harms) . . . . . 133
Das Feuerlöschwesen (Rudolf Münker u. a.) . . . . . 135


VERKEHRSWESEN


Wege und Straßen (Oskar Penner) . . . . . 137
Das Eisenbahnunglück bei Braunswalde 1920 (Elly-Lotte Müller, geb. Candit) . . 138


ZUR KIRCHENGESCHICHTE DES KREISES


Die katholische Kirche (Prof. Dr. Hans Schmauch) . . . . . 140
Die evangelische Kirche (Dr. Heinz Neumeyer) . . . . . 142
Kirche und Kirchengemeinde Petzlin . . . . . 147
Die evangelische Kirche in Altmark . . . . . 149
Die Mennoniten – Meine Vorfahren (H. O. Bartel) . . . . . 150
Jüdische Gemeinden (Martin Friczewski) . . . . . 151
Kirchenbauten . . . . . 152


SCHULWESEN


Aus der ältesten Geschichte des Schul- und Erziehungswesens (Heinrich Olbrich) . . 155
Wie die Schule in Heidemühl entstand (Schulchronik) . . . . . 156
Die preußischen Volksschulen und Schulverbände im Kreise 1932 (Schulstatistik) . 158
Privatschulen der sprachlichen Minderheiten . . . . . 160
Von Schulen und Schulmännern in Stuhm (Helmut Ratza) . . . . . 161
Schulrat Rudolph (Gerda Zottmaier) . . . . . 164
Herr Lehrer, der Zind kommt (Elly-Lotte Müller, geb. Candit) . . . . . 165
Die Kindergärten (Martin Friczewski) . . . . . 165

Seite

VEREINSLEBEN


Jugendpflege und Sport (Heinz Pickrahn) . . . . . 167
Der Reitsport (Gottfried Lickfett) . . . . . 174
Ferdinand Schulz – Ein Pionier des Segelfluges (Siegfried Erasmus) . . . . . 177
Pfarrer Andreas E. Zottmaier – Ein Beispiel für soziales und kulturelles Wirken in der Stadt Stuhm (Gisela Szèkely) . . . . . 179


VOLKSKUNDE UND BRAUCHTUM


Jahresbräuche (Alfons Targan und Dr. Heinz Biber) . . . . . 182
Die plattdeutsche Mundart im Kreise (A. Semrau) . . . . . 184
Von Märchen und Märchenerzählern (Alfred Cammann) . . . . . 187
Else Lubenow – eine heimliche Schriftstellerin des Kreises (Alfred Cammann) . . 193
Sagen aus Honigfelde . . . . . 195
Gespensterspuk im Ordensschloß zu Christburg (Dr. F. W. F. Schmitt) . . . . . 196
Die Prinzessin und der Jäger . . . . . 196


KULTURDENKMÄLER IM KREISE


Die Burg Zantir – Der Stand der Forschung (Alfred Cammann) . . . . . 197
Die neue Christburg (Otto Piepkorn) . . . . . 200
Das Ordenshaus Stuhm (Dr. Bernhard Schmid) . . . . . 201
Das Kreisaltersheim in Christburg . . . . . 202
Das Henkerhaus in Christburg . . . . . 203
Der Bismarckturm und die Hartwichsbuche in Lichtfelde (Johannes Klosinski) . . 203
Das Westpreußenkreuz in Weißenberg . . . . . 204
Die Jugendherberge in Weißenberg . . . . . 206


WIRTSCHAFT, LAND UND LEUTE


Die Entwicklung der Landwirtschaft (Gottfried Lickfett) . . . . . 207
Die Entwicklung des Landeskulturwesens (Rudolf Münker) . . . . . 216
Gorrey – Aus der Geschichte eines Gutes (Dr. H. Biber) . . . . . 218
Paleschken – Kleinod im Kreise Stuhm (Otto Piepkorn) . . . . . 221
Der Wald unseres Kreises (Gottfried Lickfett nach Aufzeichnungen von Wilhelm Hanisch) . . . . . 223
Forst und Jagd im Umkreis von Christburg (Oskar Penner) . . . . . 227
Die Hasenwette (Ernst Lucas) . . . . . 229
Gang in den Sommermorgen (Dr. Heinz Biber) . . . . . 230

Seite

ERWERBSTÄTIGKEIT IM KREISE


Industrie, Handel und Gewerbe (Dr. Ernst Bahr) . . . . . 231
Märkte in Christburg (Werner Lippitz) . . . . . 234
Die Firma Penner – Betonwerke in Christburg (K. Friczewski) . . . . . 235
Die Familie Lippitz – Eine kurze Familiengeschichte aus dem Kreise (Werner Lippitz) . . . . . 238


BEDEUTENDE PERSÖNLICHKEITEN FRÜHERER ZEIT


Achatius von Zehmen – Streiter für Preußens Selbständigkeit (Dr. Edward Carstenn) . . . . . 240
Peter Mogge – Bürgermeister und Wohltäter der Stadt Stuhm (Otto Kammel) . . 244


DER ZWEITE WELTKRIEG UND SEINE FOLGEN


Die Räumung des Kreises (Günther von Flottwell) . . . . . 247
Der Treck ins Ungewisse – ein Fluchtbericht (Werner Lippitz) . . . . . 251
Ein denkwürdiges Fluchterlebnis (Dr. Josef Nester) . . . . . 254
Besatzungselend . . . . . 254
Wiedersehen mit der Heimat (Werner Lippitz) . . . . . 271
Flug in die Heimat 1971 (Georg Teschendorff) . . . . . 274
Patenschaftsurkunde . . . . . 284
Der Landkreis Bremervörde – unser Pate . . . . . 285


ANHANG


A. Die Ortschaften des Kreises Stuhm (Tabelle) . . . . . 287
B. Gemeindekarte nach dem Stand von 1928 . . . . . 290
C. Statistisches von den Ortschaften des Kreises Stuhm . . . . . 291
D. Nachweisung der Gemeinden des Kreises Stuhm . . . . . 293
E. Nach der Volks-, Berufs- und landwirtschaftlichen Betriebszählung am 17. 5. 1939 (Tabelle) . . . . . 296
F. Die Entwicklung von Stadt und Kreis Stuhm im 20. Jahrhundert (v. Auwers) 298
G. Denkschrift über den Kreis Stuhm im Rahmen des neuen Ostmarkengesetzes vom 8. April 1922 (v. Auwers) . . . . . 306
H. Volkszählungsergebnisse im Kreise Stuhm in den Jahren 1819 bis 1919 . . . 311
I. Politische Wahlen im Kreis Stuhm in den Jahren 1921 bis 1933 . . . . . 311
K. Übersicht über den Stand des Feuerlösch- und Wehrwesens im Kreise Stuhm . 312
L. Auszug aus dem Amtlichen Fernsprechbuch für den Bezirk der Reichspostdirektion Danzig für die Fernsprechortsnetze im Kreise Stuhm (Ausgabe Mai 1941) . . . . . 312
M. Literaturverzeichnis . . . . . 322
Westpreußenlied (mit Noten) . . . . . 324

# Vorwort

*zum Stuhmer Heimatbuch*

*Dreißig Jahre nach der Vertreibung übergeben wir dieses Heimatbuch der Öffentlichkeit.*

*Die Verfasser der einzelnen Kapitel – ihre Namen sind unter den Themen ihrer Beiträge genannt – verdienen unseren besonderen Dank, zumal der Kreis sachkundiger Autoren, durch Zeitablauf und Verhältnisse bedingt, immer kleiner wurde. Besonders genannt sei hier Gisela Székely, die lange Zeit mit der Bearbeitung der Manuskripte befaßt war.*

*Obwohl bei der Sammlung und Sichtung des Materials bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden waren und die zu einer ausreichenden Dokumentation notwendigen Unterlagen oft fehlten, hoffen wir doch, in dem Buch ein lebendiges Bild unserer engeren Heimat – hineingestellt in den großen Rahmen unseres Vaterlandes und der geschichtlichen Ereignisse – vermitteln zu können. Wenn dabei der westliche Teil des Kreises verhältnismäßig mehr in den Vordergrund tritt, sei hier auf die erschöpfende Darstellung des östlichen Kreisgebietes in Otto Piepkorns „Heimatchronik der Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß" (Detmold 1961), der wir auch einige Beiträge entliehen haben, hingewiesen.*

*Besonderer Wert wurde auf eine peinlich genaue Darstellung historischer Fakten gelegt. Dieses Buch soll zu unseren noch lebenden Landsleuten des Kreises sprechen, ihren Kindern ein Bild vom Lande ihrer Väter vermitteln und darüber hinaus allen denen gewidmet sein, die in Ehrfurcht und Verantwortungsgefühl vor der Leistung unserer Vorfahren dieses Land zu ihrem unverlierbaren Erbe zählen.*

*Wir gedenken unserer Toten, die ihr Leben im Kampf für ihre westpreußische Heimat opferten, durch die Vertreibung umkamen oder in der Gefangenschaft starben.*

*Unser Patenkreis Bremervörde und die Landsmannschaft Westpreußen haben durch ihre mannigfache Hilfe wesentlichen Anteil am Gelingen dieses Buches. Ihnen gilt unser aufrichtiger Dank.*

*So mag dieses Buch nun seinen Weg nehmen und einen weiten Leserkreis finden. Neben der Bewahrung der Erinnerung soll es uns mahnen, selber stets recht zu tun, aber andererseits auch nicht auf die Anerkennung unserer eigenen Rechte zu verzichten.*
*Mit der Herausgabe dieses Buches wird ein Vergessen unseres lieben Kreises Stuhm, wie er in unseren Herzen fortlebt, unmöglich gemacht.*

*Denn nicht die Jahre und nicht die Taten der Geschichte allein zählen, sondern wie weit diese Vergangenheit in unserer Seele noch lebendig ist und bleiben wird.*

*Gottfried Lickfett*
*Heimatkreisvertreter*

# Geleitwort

*Liebe Stuhmer!*

*Wir denken, daß mit der Herausgabe des „Stuhmer Heimatbuches" das Heimatgefühl aller Stuhmer Landsleute gestärkt und die Verpflichtung eingelöst wird, alles Wissenswerte und noch Bekannte über den Kreis Stuhm in Gegenwart und Zukunft zu erhalten. Der Landkreis hat gern zur Finanzierung dieses Buches beigetragen. Dem Kreisausschuß und den sonstigen verantwortlichen Personen des Heimatkreises Stuhm gebührt der Dank auch des Patenkreises Bremervörde für die Gestaltung dieses Buches.*

*Der Landkreis Bremervörde wird als Patenkreis bemüht bleiben, der Pflege der heimatlichen Güter auch weiterhin jede mögliche Unterstützung zu gewähren.*

*Im Namen des Kreistages und der Kreisverwaltung des Landkreises Bremervörde entbieten wir allen Stuhmern herzliche Grüße und wünschen viel Freude an diesem Werk.*

*Bremervörde, im Januar 1975.*

*Landkreis Bremervörde*
*Patenkreis des Landkreises Stuhm / Westpreußen*

*Hölter*
*Landrat*

*Dr. zum Felde*
*Oberkreisdirektor*

# Natürliche Grundlagen

## Der Kreis als Landschaft

von Otto Kammel

Der westpreußische Kreis Stuhm umfaßte 641 qkm und dehnte sich nach drei Seiten zwischen natürlichen Grenzen aus, die im Westen durch die Weichsel und die Nogat, im Norden durch die Höhenlinie, die das Marienburger Werder und die Drausenniederung abschließt, im Osten – wenigstens zu einem großen Teil – durch die Sorge gebildet wurden. Im Süden ging das Land mit dem gleichen Charakter in die Kreise Rosenberg und Marienwerder über, die ihrerseits die Ossa und die Drewenz zur Südgrenze hatten. Für unseren Kreis, ein fast ausschließlich landwirtschaftliches Gebiet, waren die klimatischen Gegebenheiten von besonderer Bedeutung. Die hier herrschende Unbeständigkeit des Wetters ist auf den wechselnden Einfluß von See- und Landklima zurückzuführen. Durch ozeanische Strömungen bedingt, kommt es oft zu starken und langanhaltenden Regenfällen, die im Sommer die Erntearbeiten erschweren und die Erträge gefährden können, während kontinentale Hochdrucklagen ein heißes und trockenes Wetter verursachen, das für die Landwirtschaft ebenso abträglich sein kann. Aus demselben Grund kommt es im Winter wechselweise zu mildem oder schneereichem, kaltem Wetter; im allgemeinen aber überwiegen unter dem Einfluß des Landklimas die harten Winter.

Gleichwohl ist auch eine gewisse Regelmäßigkeit in der Wetterlage festzustellen. So tritt für gewöhnlich im März die Schneeschmelze ein. Bei stürmischem Westwind können die Seen unter Brausen und Klirren im Laufe eines Tages eisfrei werden. Dann beginnt auch das großartige Naturschauspiel des Eisgangs auf der Weichsel. Riesige Schollen setzen sich in Bewegung, schieben sich über- und durcheinander, stellen sich oft senkrecht auf, zerbrechen und treiben mit dem Hochwasser dem Meer entgegen. Wenn die Eisdecke im oberen Flußgebiet früher aufbricht, kann es geschehen, daß die heranschwimmenden Schollen auf eine geschlossene Eisdecke stoßen und sich in gefährlicher Weise aufstauen. Oft mußten solche Stauungen, um Dammbrüche und Überschwemmungen zu verhüten, von Pionieren gesprengt werden.

Nach der Schnee- und Eisschmelze setzt ein meist recht kurzer Frühling ein. Häufig bringt er späten Nachtfrost mit sich, der die jungen Triebe und die Obstbaumblüte gefährdet. Die „Gestrengen Herren" (11. bis 13. Mai) machen sich jedes Jahr sehr deutlich bemerkbar. Anschließend setzt gewöhnlich eine Trockenperiode ein, die dem Pflanzenwuchs nicht eben zuträglich ist. Meistens währt sie bis in den Juni hinein, der im allgemeinen der schönste und sonnigste Monat des Jahres ist.

Die folgenden Sommermonate bringen dann je nach den klimatischen Einflüssen Trockenheit, oft sogar empfindliche Dürre, oder regenreiches Wetter mit sich. Die Getreideernte beginnt im August, in günstigen Fällen schon einige Wochen früher. Mitte September wird die Winterbestellung in Angriff genommen, die etwa einen Monat dauert.

Der Herbst ist meist schön und sonnig, besonders die ersten Oktoberwochen. Dann wölbt sich ein tiefblauer Himmel über dem Land und den metallisch schimmernden Seen. Die Bäume, besonders der Ahorn, zeigen die herrlichste Färbung, eine Pracht, die bei einsetzendem schlechten Wetter ein schnelles Ende findet. In der schönen Herbstzeit gedeihen die Zuckerrüben prächtig, und es können stattliche Exemplare geerntet werden. Deshalb wurde diese Ernte ziemlich spät begonnen, oft mußten die Rüben aus dem Schnee herausgeholt werden. Um den 20. Oktober setzt gewöhnlich der erste Frost ein, der aber nicht lange anhält. Um den 7. November kommt es erfahrungsgemäß zu einem neuen Kälteeinbruch, der das Wasser der Seen oft schon um diese Jahreszeit gefrieren läßt. Nach einer Tauwetterperiode frieren sie gegen Weihnachten, spätestens aber im Januar, endgültig zu und tragen ihre Eisdecke in der Regel fast 70 Tage. Natürlich kann bei den wechselhaften klimatischen Bedingungen in den kalten Monaten das Wetter auch jederzeit umschlagen, so daß sich mildere Temperaturen einstellen, die manchmal sogar den ganzen Winter hindurch anhalten.

Der Unterschied zwischen der mittleren Januar- und Juli-Temperatur wird mit etwa 20 Grad angegeben, die durchschnittliche Jahresregenmenge mit über 500 mm.

Der Kreis Stuhm ist zum ganz überwiegenden Teil eine typische Moränenlandschaft, also hügelig und wellenförmig. Im Osten ist das Land höher als im Westen, der Abfall nach Westen sanfter als der nach Norden. Die höchsten Erhebungen liegen bei Morainen mit 116 m, bei Groß-Teschendorf mit 107 m und Krastuden mit 105 m. Die Ramtener Berge bei Großwaplitz liegen 105 m über dem Meeresspiegel. Der Höhenrand der Weichsel- und Nogat-Niederung beträgt 30 bis 40 m, die Rosenkranzer Höhen nördlich von Weißenberg steigen 61 m an; die Niederungen liegen nur 10 m über dem Meeresspiegel, während sich das Land in der Drausenniederung sogar bis auf 1,80 m unter das Niveau des Meeresspiegels senkt.

Das heutige Landschaftsbild wurde im Diluvium, der Zeit der großen Vereisungen, geprägt, und zwar während der jüngsten Eiszeit, dem sogenannten „Pom-

merschen Stadium". Das Eis, das sich von Norden her über die Ostsee in breiter Front vorschob, bahnte sich durch zwei früher gebildete Mulden den Weg durch unser Gebiet. Eine dieser Gletscherzungen erstreckte sich entlang der Weichsel bis etwa nach Garnsee, die zweite, etwas breitere aber flachere, über Christburg hinaus. Als sie abtauten, blieb ein Geschiebe von Sand und Gestein zurück, das sich als Moränen auf der tertiären Erdfläche ablagerte. Eine solche Moräne ist z. B. der Höhenrücken, der sich von Kgl. Neudorf über Hohendorf nach Peterswalde hinzieht. Stießen die Gletscher in neuen Kälteperioden wieder vor, so hinterließen sie bei ihrem Rückzug wieder eine Stirnmoräne. So erklären sich die parallelen Höhenrücken.

Die abfließenden Schmelzwasser sammelten sich in Senken. Wenn die so entstandenen Seen tief genug waren, blieben sie bis heute erhalten, wie z. B. der Stuhmer und der Damerauer See sowie der Konradswalder und der Kuxener See, die eine kleinere Ausdehnung haben. In flachen Gewässern dieser Art entstand ein reicher Pflanzenwuchs, der mit der Zeit das Wasser verdrängte und zur Bildung von Torflagern führte. Ein solcher Torfbruch entstand z. B. dort, wo sich noch zur Ordenszeit der Gorreysee ausdehnte. Auch der Parlettensee ist im Begriff zu verlanden. Er war früher weitaus größer und reichte über den Lindenkrug hinaus bis in den Wald hinein. Dort hat sich eine feuchte Au gebildet, die durch einen breiten Graben und senkrechte Stichgräben entwässert werden sollte, aber immer noch alljährlich unter Wasser gerät. Am Waldesrand entstand eine ideale Wildschweinsuhle, an der sich auch die Hirsche gern einfinden, um sich an den Rübenmieten gütlich zu tun. Die Bauern klagen in dieser Gegend sehr über Wildschaden.

An vielen Stellen haben sich kleine Wasserlöcher gebildet, die allmählich vertorfen. Wo sie ausgebeutet werden, bieten sie mit ihren schwarzen Wänden und dem dunklen Grundwasser, in dem es kein Pflanzen- und Tierleben gibt, einen häßlichen Anblick. Im unberührten Moor findet man den Sumpfporst, den Aronstab und die seltenere Einbeere.

An manchen Stellen wurden riesige Massen von Sand und Kies in allen Größenordnungen angeschwemmt, die ausgebeutet wurden, wie z. B. in den Waplitzer Kiesgruben, in den Marienburger bei Menthen und bei Christburg in den Gruben der bedeutenden Pennerschen Beton- und Kieswerke. An anderen Stellen haben sich mächtige Lager von Ziegelton gebildet, z. B. bei Wengern, in Rehhof und in Neudorf, wo er unter einem ausgedehnten Sandlager liegt. An anderen Orten finden wir Deckenton und schweren Lehm, wie bei Lichtfelde und Baumgarth, der durch mühsame Bearbeitung zu hervorragendem Rübenboden umgewandelt werden konnte, was allerdings nicht überall gelungen ist. In diesen zusammengespülten Lagern kann man interessante Funde machen: Belemniten, die als „Donnerkeile" jedem Kind bekannten Überreste einer Gattung von Tintenfischen, Austernschalen und andere Muscheln, Schneckengehäuse, Stacheln von Seeigeln und Korallenstücke. Häufig sind auch Findlinge anzutreffen, jene erratischen Blöcke, die von den nordischen Gletschern herangeschoben wurden und oft mehrere Meter Durchmesser haben, wie der sogenannte Schwedenstein in Stuhmsdorf. Es konnte einwandfrei festgestellt werden, daß mancher dieser Brocken aus Granit oder Basalt von Finnland herrührt.

Die Schmelzwasser der Gletscher haben häufig Rinnen ausgespült, die sich in Äcker verwandeln ließen, wenn ihre Sohlen und Ränder abgerundet waren. Wo aber steilwandige Vertiefungen entstanden waren, die nicht beackert werden konnten, breiteten sich Baumbestände und Strauchwerk aus. Es sind dies die sogenannten „Parowen", die überall im Kreis zu finden sind. In Stuhm am Barlewitzer See z. B. wurden zwei solcher Parowen durch eine künstliche Anpflanzung miteinander verbunden und bilden die städtischen Anlagen. Beide Parowen weisen steile Abhänge auf, die sich an einer Stelle zu einem Kessel schließen, über dem eine Bergnase, die sogenannte „Kanzel", aufragt. Dieser Talkessel eignete sich vorzüglich als Bühnenhintergrund für Freilichtspiele, die hier auch tatsächlich mit großem Erfolg veranstaltet wurden. Eine andere Parowe lag unmittelbar vor dem Lindenkrug, den die mächtigen Bäume mit ihren Mistelnestern zu einem beliebten Ausflugsort werden ließen.

*

Der Kreis ist arm an fließenden Gewässern. Größere Flüsse sind nicht vorhanden; der bedeutendste ist die Sorge, die in einer Länge von wenigen Kilometern die Stadt Christburg im Bogen von Westen nach Osten durchquert. Gleich hinter der Stadt bildet sie die Kreis- und Provinzialgrenze. Von Baumgarth an ist das Flüßchen schiffbar.

Als Gegenstück zur Sorge kann im Westen die Alte Nogat gelten, die allerdings eine längere Strecke unseres Gebietes – die gesamte Weichselniederung des Kreises bis Weißenberg – durchfließt. Eigentlich ist sie nichts anderes als ein breiter Wassergraben, der schon immer ziemlich verschilft war, aus dem aber die schönsten Schleie herausgeholt werden konnten.

In die Alte Nogat mündet die kleine Heidemühler Bache, die aus der Gegend von Dakau und Niklaskirchen kommt und an dem Neudörfer Höhenrücken entlangläuft. Sie unterquert die Neudorfer Chaussee und fließt dann durch eine hübsche Au, bis sie durch ein Waldstück in die Niederung gelangt, wo sich ein prachtvoller Ausblick auf das mächtige, dunkle Mewer Schloß erschließt.

Am kleinsten, aber am interessantesten ist ein Bach, der den Kreis in seiner Mitte von Norden nach Süden durchquert. Es ist die Altmarker Bache, die von Altmark abwärts Mühlengraben genannt wird. Beim Bau der Marienburg mußten Bedingungen geschaffen werden, die eine Trinkwasserzufuhr und die Auffüllung des Burggrabens ermöglichten. Als Reservoir wurde der Sorgensee im Kreis Rosenberg ausersehen.

Von hier floß ein kleiner Bach zunächst durch den Baalauer See, dann in natürlichem Lauf als „Bache" bis nach Altmark. Von da ab erhielt er ein künstliches Bett und wurde — wie schon erwähnt – Mühlengraben genannt. Das aufgeschüttete Dammbett wurde der ziemlich hügeligen Landschaft angepaßt. So schlängelt der Bach sich bis Georgensdorf, trifft dort auf den Oberlauf der Höheschen Thiene, die sich in den Drausensee ergießt. Natürlicherweise hätte die Bache auch diesen Weg genommen, aber das war nicht im Sinne der Ritter, die ihr Wasser für das Schloß Marienburg benötigten. So übermauerte man das Tal mit dem „Georgensdorfer Gewölbe", schüttete hier den Damm auf und führte den Mühlengraben darüber hinweg. Die Mauerung aus weißen italienischen Ziegeln ist 56 m lang, steht 4 m über dem Wasserspiegel des überquerten Baches und ist bis zur Dammkrone 12 m hoch. Das Gewölbe wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet und gehört zu den interessantesten Ingenieurbauten des Ordens. Es wurde im 18. und 19. Jahrhundert erneuert und verstärkt. Von hier an wurde dem Bach ein künstliches Bett geschaffen. Man benutzte zu diesem Zweck die kleinen Gewässer des Jungfern- und Kieslinger Sees und führte den Graben in den Damerauer See, der sich heute über 380 ha ausdehnt, früher aber größer war und durch einen Damm aufgestaut wurde, an dem eine Mühle betrieben wurde. Von hier verlief der Graben in gerader Richtung nach Marienburg, trieb hier sechs Mühlen und speiste einen Blindbrunnen, dem das Trinkwasser entnommen wurde, den man aber nach Anlage der Wasserleitung verfallen ließ.

Der Damerauer See wurde auch durch die Stuhmer Seen und den Parlettensee gespeist. Die Stuhmer Seen standen ja durch den Kunstgraben (bei Morawski) an der Bollwerksinsel in Verbindung. 1403 wurde nun der Weißgraben angelegt. Der Wasserlauf vereinigte sich mit dem Abfluß des Parlettensees, der wiederum durch ein Fließ aus der Rehhöfer Gegend gespeist wurde. Der Abfluß wurde durch den Wald in den Konradswalder See und von da in den nahen Damerauer See geleitet. Er trieb eine Mühle bei Konradswalde. Wenn von einer Mühle am Weißgraben gesprochen wird, kann sie nur da gelegen haben, wo der Weißgraben die Bahnhofstraße unterquert.

Der größte Teil des Moränenbodens bestand aus mildem Lehm mit kalkigem und sandigem Zusatz, der sich zu fruchtbarem Ackerland kultivieren ließ, aber auch aus leichtem Boden, der sich zum Anbau von Kartoffeln und Roggen eignet. Das typische Bild einer solchen bäuerlichen Landschaft, wie sie für unseren Kreis kennzeichnend ist, bot sich von der Molkerei in Stuhm über den See in nordöstlicher Richtung auf Barlewitz zu: ein hügeliges, baumarmes Land, auf dem sich ein wohlbestellter Acker an den anderen reihte. Bäume waren nur im Umkreis der Häuser und entlang der Chausseen zu sehen, die gegen Osten nach Altmark und im Süden, jenseits des Stuhmer Sees nach Stuhmsdorf führten. Hinter diesem Ort, auf dem Weg nach Neudorf, gab es einen ebenso eindrucksvollen Aussichtspunkt auf die vorher erwähnte Moräne. Tief unter der Chaussee lief ein Bächlein, die Getreidefelder aber erstreckten sich bis zu seinen Ufern hinab, ein Zeichen, daß der Ackerboden durch Dränage bis zum äußersten verbessert und ausgedehnt worden war.

Im Westteil des Kreises zieht sich, ein paar Kilometer von der Weichsel entfernt, eine mächtige Düne hin. Sie erstreckt sich von Wengern-Braunswalde bis nach Rachelshof im Kreis Marienwerder, ist also gut 20 km lang; ihre Breite beträgt im nördlichen Teil etwa 6 km, bei Rehhof und weiter südlich nur etwa 3 km. Dies war ein Gebiet von eigenartigem landschaftlichem Reiz.

Der Wald oder die Stuhmer Heide, wie sie früher immer genannt wurde, bot kein einheitliches Bild. Öde Sandflächen, die sich stellenweise beträchtlich ausdehnten, wechselten mit weiten Heideflächen ab, auf denen nur braunes Gras und Heidekraut, von Thymianpolstern und Glockenblumen durchsetzt, gediehen. Der Wald war stellenweise – z. B. an der Chaussee nach Weißenberg – schütter und dürftig, kilometerweit fehlte jedes Unterholz, doch war er zum größten Teil doch mit hohen, stattlichen Kiefern bestanden. Der Boden war fast überall mit Blaubeerkraut, auch Preiselbeerbüschen, bedeckt; man fand sogar die fast blaublättrige Moosbeere. Auf besserem Boden gab es Haselnußhecken und Brombeersträucher. Auch üppige Laubwälder mit grünen Matten fehlten nicht. In einem Teich bei Rehhof fand sich noch die Wassernuß, die früher in Sumpfgewässern massenweise auftrat und den vorgeschichtlichen Bewohnern zur Nahrung gedient haben soll.

Einen eindrucksvollen Weitblick hatte man von dem Höhenrand nach Süden auf das etwa sieben Kilometer breite Weichseltal mit dem bewaldeten Höhenrücken auf dem jenseitigen Ufer. Er bildete den Hintergrund zu dem Bild fruchtbarer und wohlbestellter Äcker und Wiesen, die ebenso wie die schönen alten und neuen Bauernhäuser vom bescheidenen Wohlstand der Bewohner dieser Niederung kündeten. Die Kämpen zwischen den Weichseldämmen waren mit Weiden bepflanzt, in denen die Nachtigallen nisteten; man konnte sich im Frühling und Frühsommer hier abends und nachts an ihrem Gesang erfreuen. Ganz

ähnlich war die Landschaft am Nordrand, am Marienburger Werder, beschaffen.

Für Fremde bietet der Kreis Stuhm wohl keine überwältigenden Sehenswürdigkeiten. Aber jedem, der dort zu Hause war, hat sich die Heimat in ihrer herben Schönheit erschlossen, und sie lebt unvergessen in tausend Erinnerungen fort.

## Wenn das Hochwasser kam

von * * *

Zur Zeit der Schneeschmelze ereignete es sich immer wieder, daß in unserem Heimatkreis Überschwemmungsgefahr drohte. Besonders gefährlich wurde die Lage, wenn nach einem schneereichen harten Winter ein plötzlich auftretendes Tauwetter mit starken Regenfällen verbunden war und die heranflutenden Wassermengen das Eis auf den Flüssen, vor allem auf der Weichsel, empordrückten, zerbersten ließen, Schollen auftürmten und die Dämme sprengten, so daß die Niederungen überflutet wurden.

Von einem solchen Ereignis berichtet uns der *Aufruf*, den das „Königlich Preuß. Landrathsamt Stuhm" am 7. April 1855 ergehen ließ:

*„Ein Unglück, wie es bisher nicht erhört war, hat die Weichselniederungen im Regierungsbezirk Marienwerder betroffen. In der Nacht vom 26. zum 27. und vom 27. zum 28. März sind sämtliche Weichseldeiche bei einem Wasserstande, der den höchsten bisher gekannten um 7 Fuß überstieg, an mehr als 30 Stellen gebrochen, und die Niederungen überfluthet. Von Thorn bis zur Montauer Spitze herrscht seitdem der entfesselte Strom mit zerstörender Gewalt.*

*Szenen des herzzerreißenden Jammers haben sich zugetragen. Wohlhabende Ortschaften sind theilweise, sind ganz vernichtet; viele ihrer Bewohner sind in den Fluthen umgekommen, andere haben nur das nackte Leben gerettet.*

*Die Zahl der Opfer an Menschenleben ist noch nicht zu übersehen. Die Schätzung von mehr als 100 erscheint nach vorliegenden Berichten als eine mäßige. Wir fürchten, sie wird weit überstiegen werden.*

*In der Thorner Niederung ist die Hälfte aller Gehöfte zerstört, die Hälfte allen Viehes umgekommen. In der Schwetz-Neuenburger Niederung ist die Ortschaft Rachaushof mit allem, was darinnen war, fortgerissen, und nur drei bis vier aus den Fluthen hervorragende Dächer zeigen den Ort an, wo bisher das Dorf Treut mit 60 Wohnhäusern stand.*

*Tausende von Menschen sind mit Lebensgefahr von den Dächern und Böden, von schwimmenden Häusern und Eisschollen heruntergeholt und auf die Höhe in Sicherheit gebracht. In die Stadt Graudenz sind 800, in die Festung 200, in Marienwerder 50 aufgenommen. Viele haben sich selbst auf die benachbarten Berge und auf die stehengebliebenen Dammstrecken gerettet und sind dort bis jetzt ohne Unterkunft.*

*Diese unglücklichen Flüchtlinge sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht etwa solche, die früher wohlhabend waren, sondern es sind Käthner und Einwohner, deren Wohnungen vernichtet sind und die in dem, was sie einbüßten, ihr Alles verloren haben.*

*Die Menschenpflicht ruft, diese Unglücklichen vor dem Hunger zu schützen, für die Kranken unter ihnen zu sorgen und Anstalt zu treffen, daß die Dürftigen weiterhin fortbestehen können.*

*Von diesem Zwecke beseelt, sind die Unterzeichneten zusammengetreten, um in Verbindung mit den Lokalunterstützungsvereinen, die in den Weichselstädten schon gebildet sind und noch gebildet werden sollen, unter Gottes allmächtigem Schutz zu schaffen, was in ihren Kräften steht.*

*Wir rufen dazu auf alle, denen ein fühlend Herz in der Brust schlägt. Helft uns an unserem Werke. Für das, was wir, was unsere nächsten Nachbarn leisten können, ist die Aufgabe viel zu groß.*

*Unser Gewissen haftet dafür, daß Eure Gaben gut verwandt werden sollen.*

*Einsendungen werden vorläufig unter der Adresse der Regierungshauptkasse erbeten.*

*Marienwerder, den 31. März 1855."*

Am 2. April 1886 wurde wieder Hochwasseralarm gegeben, als die Weichsel über die Ufer trat und vor allem Danzig bedrohte. Damals brachen wieder zahlreiche Dämme, und eine unvorstellbare Katastrophe schien sich anzubahnen. Durch den Einsatz von Pionieren, die die aufgetürmten Eismassen sprengten und die Schollen mit langen Haken auseinanderzerrten, Dammbrüche abriegelten und überall Abdichtungsvorrichtungen anbrachten, gelang es, das Schlimmste abzuwenden. Als die Wassermassen am 10. April endlich abzufließen begannen, waren über 500 Familien obdachlos geworden und die Schäden an Wohnhäusern, Mobiliar und Viehbestand nicht abzusehen. Durch großzügige Spenden aus allen Teilen des Landes konnten jedoch die Auswirkungen dieser Wassersnot auch bald überwunden werden.

Im Frühjahr 1888 wurde Christburg von einer Überschwemmung der Sorge heimgesucht. Darüber berichtet ein Brief aus jenen Tagen (datiert vom 2. April):

*„... Zwei Tage und Nächte großer Angst und Aufregung liegen hinter uns. Nachdem das Wasser unseres Sorgeflusses schon am Donnerstag große Verheerungen angerichtet hatte, stieg es um ein Uhr nachts so reißend schnell, daß sämtliche Häuser der Vorstadt*

*schleunigst geräumt werden mußten. Mit zusammengebundenen Flößen, Backtrögen und dergleichen wurden über 100 Menschen gerettet. Kaum geräumt, stürzten viele Häuser ein. Es war eine Nacht unbeschreiblichen Jammers! Das Geschrei der Kinder, die ihre Eltern in der Dunkelheit verloren hatten, die Hülferufe der noch zu Rettenden, das unheimliche Gurgeln und Brausen des Wassers vereinigten sich mit dem Krachen der einstürzenden Häuser zu einem schaurigen Konzert. Von 200 Häusern, aus denen Christburg besteht, sind 56 geräumt worden. Zehn Wohnhäuser und einige Stallgebäude sind gänzlich eingestürzt, viele andere drohen in jedem Augenblick zusammenzubrechen. Manche bis dahin gutsituierte Familien haben mit ihren eingestürzten Häusern ihren ganzen Wohlstand begraben. Auch unsere schon so arme Stadt ist schwer geschädigt. Der Neubau der Brücken wird viel Geld erfordern; außerdem ist das städtische Krankenhaus stark beschädigt. Die darin befindlichen Kranken wurden in der Nacht nach dem festen alten Kloster (jetzt Schulgebäude) gerettet. Dort haben auch 15 Familien eine vorläufige Unterkunft gefunden. In dem zum Pfarrgehöft gehörenden großen Stalle sind die aus Thiensdorf hierher geflüchteten Familien untergebracht. Der anbrechende Morgen des Charfreitags bot ein Bild grauenhafter Zerstörung. Man glaubte, das Schlimmste wäre vorüber. Als aber am Nachmittag die Schleuse in Kl. Stanau, die den ersten Anprall der Wassermassen auszuhalten hatte, fortgerissen wurde und dort ein Dammdurchbruch erfolgte, stieg das Wasser noch viel höher; es stand 1 m höher als im Jahr 1880. Die Aufregung erreichte den höchsten Grad, als bekannt wurde, daß auf dem dem Baumeister Hildebrand gehörenden gänzlich überschwemmten Holzhof 400 Ctr. Kalk lagere, der in Brand geraten, noch größeres Unglück hätte herbeiführen können. Den Bemühungen des Herrn H. gelang es, diese Gefahr abzuwenden. Am Nachmittag des Charfreitags kam Herr Landrat Wessel aus Stuhm hier an. Unter seinem Vorsitz traten Magistrat und Stadtverordnete zusammen und beschlossen, eine Suppenküche zu errichten, um der ersten, dringendsten Not zu steuern. Die Küche trat schon Sonnabend in Tätigkeit. Von seiten des Regierungspräsidenten sind 300 Mk dazu bewilligt worden, ferner 300 Mk von der Stadt, 300 Mk vom Frauenverein, 150 Mk aus der Kreiskasse, 150 Mk vom Stuhmer Frauenverein. – Durch die auf der Marienburg-Mlawaer Bahn und der Ostbahn vorgekommenen Verkehrsstörungen sind wir fast ganz von der Außenwelt abgeschnitten. Briefe nach Elbing brauchen vier bis fünf Tage und müssen die weitesten Umwege machen, um an ihren Bestimmungsort zu gelangen."*

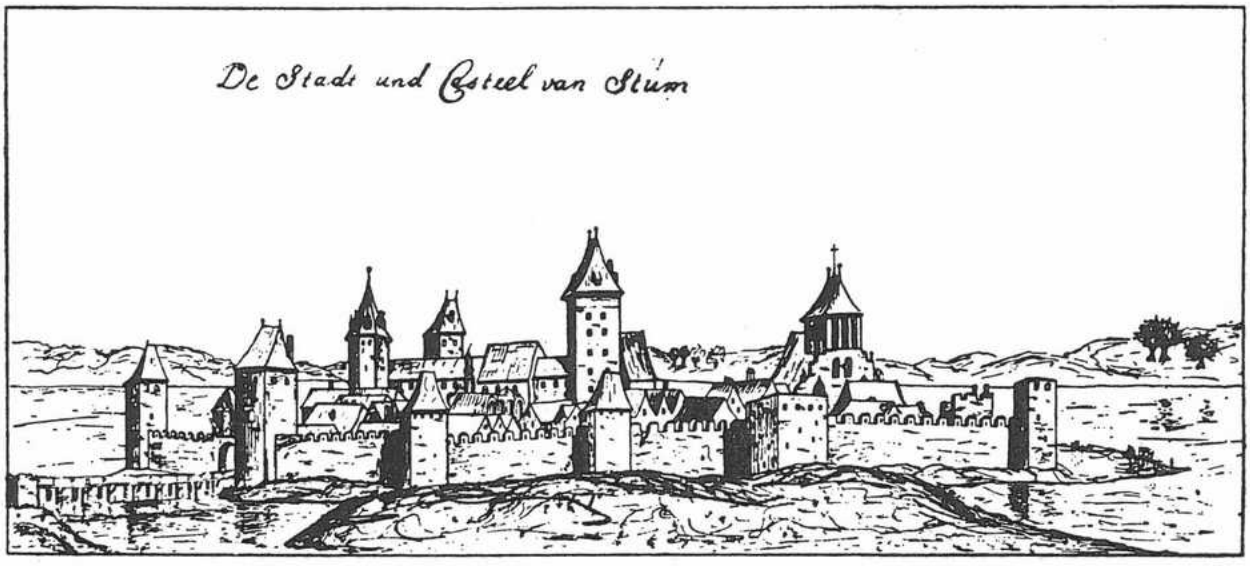



**Abb. 2. Ansicht von Stuhm, gezeichnet 1628 durch Abraham Boot, Gesandten der holländischen General-Staaten. Nach dem Original im Schloßarchiv zu Marienburg**

# Vor- und Frühgeschichte

## Aus der Vorgeschichte des Kreises

von Alfred Cammann

Was sich in der Geschichte des Landes an der Weichsel bis zur Gegenwart immer wiederholt hat, war schon Schicksal der Völker, ehe es schriftliche Quellen verzeichneten. Das können besonders deutlich die Grabungen im Kreise Stuhm beweisen. Völker kommen und verschwinden oder verbinden sich mit den Verbliebenen, werden von landfremden Zuwanderern aufgesogen oder verdrängt.

Die Weichsel war Zug- oder Stoßrichtung von Nord nach Süd. In das Gebiet der Frühgermanen, der Glockengräber- oder Gesichtsurnenkultur, brachen von Skandinavien her großgermanische Stämme ein, wie die Wandalen aus der norddänischen Landschaft Vendsyssel (Wandalensitz), Burgunder von Bornholm (Burgundar-Holm = Insel) und Goten-Gepiden aus Gotland und Südschweden. Balten kamen von Osten bis an die Weichsel, wichen hinter die Passarge zurück und drangen mit dem Abzug der Ostgermanen wieder bis an die Weichsel vor; Slawen rückten von Osten und Südosten nach, die Deutschen wanderten in das Land von Westen ein, und heute haben es die Slawen in der Hand.

Für die Erforschung der vorgeschichtlichen Kulturen des unteren Weichselraumes sind die Grabungen im Kreise Stuhm von entscheidender Bedeutung. In *Neudorf*, über das an anderer Stelle ausführlicher berichtet wird, steht die neue burgundisch-wandalische Sitte mit Brandgruben und Brandschüttung bei der Bestattung, also Aufbewahrung des gesamten Scheiterhaufenrestes, der alten Sitte schroff entgegen, nur den reinen Leichenbrand im Sand oder in einer Urne zu verwahren. Die Grabung von *Neumark*, wo zwei Gräberfelder und zwei Siedlungen großenteils ausgehoben werden konnten, zeigt mit dem ersten Gräberfeld auf dem Gelände des Bauern Tröder den Übergang von den Frühgermanen, hier den Bastarnen, zu den eingedrungenen Burgunden und Wandalen. Es ist ein leichter baltischer Einschlag mit Kugelfuß und Doppelhenkel in der Keramik festzustellen. Zeitlich gleich scheint ein Gräberfeld auf dem Gelände des Bauern Grochowski zu liegen, ähnlich auch bei den Bauern Rathke und Lilienthal. Eigenartigerweise tauchen hier in der Frühen Eisenzeit (400 v. Chr. bis 50 n. Chr.) und noch bis in die Latènezeit (um 750 v. Chr.) hinein grob bearbeitete Geräte aus schwarzem *Feuerstein* auf, weil man wahrscheinlich bei der allgemeinen Armut in diesen unruhigen Zeiten zum neuen Eisengerät noch keinen Zugang hatte.

Die Frühgermanen und Balten wurden durch den Einbruch der Skandinavier in ihren Raum hart getroffen. Dieser war Grenzzone und Mischgebiet, während sich rein baltisch-prußische Kultur bei Heyms Grabung am Geserichsee und in Tillwalde, Kreis Rosenberg, zeigte. In *Heinen* erkennen wir ebenfalls den Übergang vom reinen Leichenbrand der Bastarnen zum Bergen des Brandschuttes in einer Grube.

Allenthalben sind die Gräberfelder der Frühen Eisenzeit arm an Beigaben, man findet nur vereinzelt bronzene Armreifen, Eisenschmuckringe und Fibeln. Die Balten von Tillwalde haben im Gegensatz zu den Germanen die Hügelgrabkultur, die Beigaben sind noch spärlicher, wie Heym festgestellt hat. Im Kreis Stuhm haben wir in dieser Zeit Sippenfriedhöfe, die 2 bis 300 Jahre belegt waren. Dann brach die Belegung im Kampf gegen die vordringenden Großgermanenstämme aus Skandinavien ab. In der Abwehr haben die Frühgermanen, mit den Balten vereint, eine Verteidigungslinie errichtet zwischen dem Frischen Haff, dem Drausen- und Geserichsee, an der sie die Burg Tolkemit und die Alte Christburg errichteten, welche dann mehrmals zerstört und wieder aufgebaut wurde, wie durch Grabungen erwiesen wurde. Da die Bastarnen mit baltischem Einschlag in Neumark und Heinen nicht nur die Grabsitte des reinen Leichenbrandes weiterpflegten, sondern auch Glockengräber und Reste von Rauhtöpfen kannten, beweisen sie die Kontinuität zur Vergangenheit hin; andererseits stehen die Brandgruben und Brandschüttungen schon unter dem Einfluß der Eroberer.

Die Burgunder und Wandalen sind wohl nicht in das Hinterland unseres Gebietes vorgedrungen, wie es dann kämpfend die Goten und Gepiden getan haben. Mit ihnen haben wir es bei den folgenden Grabungen zu tun. Erst jetzt werden die Reste der Bastarnen und Balten hinter die Passarge zurückgedrängt.

Drei Grabungen rücken hier in das Blickfeld, neben Weißhof, Kreis Marienwerder, die Grabungen in Neudorf und in Altmark. In *Altmark* beginnt die Belegung des Gräberfeldes im Spätlatène des letzten Jahrhunderts vor der Zeitrechnung. Die Gepiden hatten sich hier mit ansässiger Bevölkerung, mit Resten der Goten und Nachzüglern aus Skandinavien zu einem eigenen Volk entwickelt. Um 300 n. Chr. finden wir sie in Siebenbürgen. Auf dieses Volk der Gepiden stoßen wir im Kreise Stuhm bei den Grabungen des großen Gräberfeldes von Braunswalde-Willenberg, von Altmark und am Parletten-See. Nördlich Braunswalde wurde ein ungeheures Gräberfeld mit Tausenden von Bestattungen gefunden, doch nicht vollständig aufgenommen; die Funde wurden im Marienburger Museum eingestellt. In Altmark hat Heym das Gräberfeld vollständig freigelegt und konnte 432 Gräber untersuchen. Weißhof, Neudorf, Altmark und Braunswalde bis Willenberg liegen alle am Rande des hügeligen Endmoränengebie-

tes am östlichen Weichselrand. Das Gräberfeld *Neudorf* liegt am Ostrand des Dorfes Richtung Pestlin. Hier gehören die Bestattungen der frühen Eisenzeit an und reichen bis ins Spätlatène. Hierüber wird im folgenden Abschnitt dieses Buches berichtet. In *Altmark* zieht sich das Gräberfeld im Winkel der Landstraße von Altmark nach Kleezen (früherer Ortsname: Klecewo) und der nach Marienburg zum Hang des ordenszeitlichen Marienburger Mühlengrabens hin. Hier fand Heym einen großen Verbrennungsplatz mit einer einen Meter starken Brandschicht.

Während in der frühen Zeit die reine Urnenbestattung überwiegt und auch noch Glockengräber auftreten, stehen in den Urnenbrandgräbern die Urnen in einer tiefschwarzen Brandgrube. Im Spätlatène hat man den Scheiterhaufen nicht mehr ausbrennen lassen, sondern ihn früh abgelöscht, so daß grobere Holz- und Leichenbrandstücke mit in die Grube gegeben wurden. Bei Männergräbern wurde sogar festgestellt, daß man Schädelreste aussortiert, oben auf die Asche gelegt und darauf die Waffen gebettet hatte.

Die Scherben der älteren Zeit sind an dem grobgemagerten, mit Quarzkörnern durchsetzten und oft schlecht durchgebrannten Ton zu erkennen, die jüngere Keramik weist einen besseren Brand auf und ist mit feinen Sanden gemagert. Die Gefäße waren oft vorsätzlich zu Scherben zerschlagen worden, und alles wurde in die Brandgrube geschüttet. Man glaubte an eine Auferstehung und auch an die Wiedergewinnung der Gestalt des Körpers wie des Gerätes, das wieder benutzt werden sollte.

Noch ist es nicht möglich, mit dem hier gefundenen Material ethnische Gruppen wie Goten, Wandalen und Burgunder einwandfrei an einem Platz zu unterscheiden. Wichtig ist aber die Feststellung, daß die Keramik von Weißhof und Neudorf unmittelbar anschließt an die Gesichtsurnen- und Glockengräberkultur der früheren Zeit. Altmark ist das jüngste der drei Gräberfelder. Hier sind in jedem Jahrhundert der Belegung etwa 80 bis 90 Gräber angelegt. Um 500 n. Chr. hört die Belegung auf.

Haben wir es in Braunswalde und Altmark mit den Resten der Großgermanenstämme zu tun, so taucht jetzt im Süden des Kreisgebietes ein anderer Menschenschlag mit ganz anderen Sitten auf, deren Spuren wir zuerst, und zwar wieder in einer Mischform, von unserem Gebiet aus gesehen bei *Honigfelde* erkennen. Südlich davon hat Heym diese Gruppe bei Gr. Krebs, Kreis Marienwerder, Bornitz und Gr. Jauth, beide Kreis Rosenberg, erfaßt. Während die Nordgruppe im Kreis mit ihren Gräberfeldern allmählich aufhört, beginnen sie im Südteil. Hier im Süden finden wir Formen, die teils Verbindungen ins Samland und nach Natangen, teils aber auch wandalische Einschläge verraten. Ein Beweismittel baltischer Formgebung sind die sogenannten „Riemenzungen". Honigfelde ist durch den dortigen Bauern Marquardt entdeckt worden. Leider blieb das Grab bei der ersten Bergung von Gefäßen nicht unversehrt. Es handelt sich um ein Einzelgrab mit einer Pfahlsetzung und Leichenbrand mit grüngefärbten Bronzeresten. Drei Gefäße hat Heym gezeichnet, davon eines mit einem schönen breiten Bandmuster von auf die Kante gestellten Vierecken.

Heym meint, daß es sich bei dieser Südgruppe gegenüber der von Altmark und Braunswalde um das Auftauchen einer „ganz neuen Welt" handelt. Eigenartig ist auch die Grabsitte, ungebrannte Gefäße, eigens für das Begräbnis hergestellt und luftgetrocknet, dem Toten auf den Scheiterhaufen mitzugeben.

Diese Gefäße sind erst durch die Hitze des Scheiterhaufens unregelmäßig gebrannt, vielfach gerissen, geplatzt und verschmort, Scherben sind wieder zusammengeklebt, Gefäße im sekundären Brand verzogen, was eben darauf hindeutet, daß es sich nicht um normal gebrannte Keramik gehandelt haben kann. Einige Male ist auch durch die Hitze von beigegebenen Gläsern der Glasfluß über oder in die tönernen Gefäße hineingelaufen.

Nicht nur zum baltischen Kulturkreis oder zu Resten der verbliebenen Wandalen, sondern auch zu archaischen Formen der Frühgermanen lassen sich Verbindungen herstellen. Ähnlichkeiten bestehen besonders zu Funden von einem Gräberfeld in Kl. Koslau, Kreis Neidenburg. Baltisch ist die Halbkugel, wandalisch der Standring und der verdickte Rand der Keramik. Hier wäre zu vermuten, daß sich die Balten nicht vollständig vor den Germanenstämmen der Völkerwanderung zurückgezogen haben oder von ihnen zurückgeworfen wurden, sondern mit ihnen zu einer neuen Einheit verschmolzen sind. In der Keramik sieht Heym einen stärkeren Beweis für diese Verbindung als in der Überlieferung der masurischen Bauernteppiche, die skandinavische Verwandtschaft verraten, beides aber könnte auf eine solche Mischbevölkerung zurückgehen.

Weißhof, 1938 gegraben, war als Gräberfeld der Wandalen und Burgunder bis ins 3. Jahrhundert belegt. Die Nordgruppe gepidischer Prägung aus Altmark, Braunswalde und vom Parlettensee ist auch von Weißhof deutlich von der Südgruppe, die im Kreis Stuhm in Honigfelde auftaucht, verschieden. Sie hat sich keilförmig in die Nordgruppe bis zur Liebe vorgeschoben und hat sich wohl in dieser Mischkultur in Westmasuren gebildet. Sie rückt also von Südosten nach Nordwesten vor, und zwar in einer Rückwanderungsbewegung gegenüber den nach Süden abziehenden Germanenstämmen, eine Rückwanderung auch, wenn es sich um einen Anteil der Wandalen an dieser Bevölkerung handelt. Slawische Einflüsse sind hier und in dieser Zeit nach Heym noch nirgends festzustellen, wenn man nicht vermuten möchte, daß diese Nordwestwanderung durch nach-

drückende Slawenstämme verursacht wurde, die jetzt ebenfalls auf die freiwerdenden Germanenplätze im mittleren Weichselgebiet vorrücken.

Dieses neu im Kreis Stuhm auftauchende Volk schob sich also zwischen die Reste der Gepiden, die hier noch verblieben waren. Sie scheinen kraftvoll und wohlhabend gewesen zu sein, im Gegensatz zu der verbliebenen Restgruppe der Goten-Gepiden, die allmählich verarmte, was der Mangel an Beigaben immer deutlicher verrät. Die neue Kultur ist allerdings auch nur ein Jahrhundert lang nachzuweisen, und nur mit Gräberfeldern, die eine geringe Zahl von Bestattungen aufweisen, was eine kurze Zeit der Ansässigkeit dieser Stammesgruppierung bestätigt. Auch von diesem Volk sind Reste im Kreise Stuhm ansässig geblieben, als der Hauptteil verschwand; das bezeugt ein Siedlungsfund aus *Rehhof*. Hier sind zwei Gefäße dieser Mischkultur in einem Pfostenhaus mit prußischem Einschlag gefunden worden – die Prußen aber bauten an sich nicht Pfosten-, sondern Schwellenhäuser, wie wir sie aus der Neuzeit kennen.

Grab- und Siedlungsfunde berichten uns von einer Zeitepoche im Kreise Stuhm, die auf andere Weise nie mehr zu ergründen gewesen wäre: Die Gepiden sind in der Hauptmasse Mitte des 3. Jahrhunderts abgezogen; im 4. Jahrhundert spüren wir die Verarmung der Bevölkerung, in der sich zwar die Gefäßformen weiter überliefern, aber die Beigaben selten werden, schließlich brechen die Gräberfelder ab. In das verdünnte Gebiet drangen aus dem Südosten neue Siedler nach, doch nur „zu kurzer Rast", wie Heym es nennt. Nun stießen auch die Balten, die hinter die Passarge zurückgedrängt waren, wieder bis zur Weichsel, zunächst allerdings nur bis zum Drausensee vor, um dann, als Widerstand nicht mehr zu erwarten war, „Pomesanien" zu besetzen.

Wirtschaftlich mag der Niedergang des Landes nach Heym auch damit begründet sein, daß sich die große Handelsstraße Weichsel-Oder-Donau nach Osten verlagerte auf den Weg, den später die Wikinger viel befahren haben, Ostsee-Düna-Dnjepr, Dnjestr-Schwarzes Meer. Die Südostgruppe muß sich auf gepidischem Boden nun auch mit den baltischen Prußen getroffen haben. Ob ihr Verschwinden ein Aufgehen im später pomesanischen Volksschlag oder ob es eine Abwanderung auf der Spur der Großgermanen oder eine Vernichtung durch Kampf oder Seuche war, bleibt rätselhaft. Von ihrer eigenartigen Mischkultur blieb nichts mehr erhalten, soweit wir das feststellen konnten – wenn es nicht der nun dort arbeitenden polnischen Archäologie gelingt, die Heymschen Funde auszuweiten und neue Erkenntnisse zu erbringen. Über dieses nun fast vergessene Land erreicht uns noch eine Nachricht von einem spätantiken Schriftsteller, der sich mit der Gotengeschichte beschäftigte, nämlich Jordanes, aus dessen Werk „De origine actibusque Getarum" vom Jahre 551 Heym zwei Stellen zitiert

1.XVII.96: „nunc eam, ut fertur, insulam gens Vidivaria incolit." — „qui Vidivarii ex diversis nationibus ac si in unum asylum collecti sunt et gentem fecisse noscuntur."

2.V.35: „ubi tribus faucibus fluenta Vistulae fluminibus ebibuntur, Vidivarii resident, ex diversis nationibus adgregati."

In der Übertragung von Dr. H. Schulze, Bremen: „Über den Ursprung und die Taten der Goten: Nun bewohnt, wie überliefert wird, das Vidivariervolk diese Insel — Diese Vidivarier haben sich aus verschiedenen Stämmen gleichsam in einer Zufluchtsstätte gesammelt und, wie man weiß, einen Volksstamm gebildet. – Da, wo aus drei Quellen (Nebenflüssen) Ströme durch die Strömungen der Weichsel aufgefangen werden, wohnen die Vidivarier, aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzt."

Das von Heym entdeckte, im Kreis Stuhm in Honigfelde auftauchende und in Rehhof zuletzt erkannte Mischvolk aus dem Südosten dürften nach Heym diese Vidiwarier gewesen sein, von denen die Goten und mit ihnen Jordanes noch wußten, als sie längst Westrom erobert hatten und selbst wieder vor dem Untergang standen.

Heym hat seine Grabungen bis in die frühgeschichtliche Zeit dieses Landes ausgedehnt, bis in die Zeit der Begegnung der Balten-Prußen mit den vordringenden Deutschen und Slawen, mit der kirchlich-slawischen Mission und Fürsten wie Sambor von Pomerellen, Konrad von Masowien und Ottokar von Böhmen im Bunde mit dem Deutschen Orden. Hier sind Heyms Burgengrabungen ebenso aufschlußreich wie die von Siedlungen und Gehöften, etwa in *Budisch* und *Rehhof*.

In Stuhm selbst auf dem Gelände, das zum Bahnhof abfällt und auf dem ein Sportplatz seinerzeit geplant war und planiert wurde, fanden sich Siedlungsspuren, auf die ich Heym aufmerksam machte, so daß wir dort einen Hausgrundriß mit Pfostenlöchern, rechteckig, ca. 3 mal 4 m, mit einer Vorlaube und einem Scherbenfund freilegen konnten, der uns auf die Gepidenzeit am Parlettensee hinwies. Etwa ein halbes Dutzend Herdstellen zum oberen Hang hin brachten zwar auch Scherbenfunde in den Steinsetzungen, ohne daß sie zur Bestimmung ausreichten. Hier beteiligte sich aber auch das Elbinger Museum mit uns an der Freilegung.

Die Grabung in *Budisch* hat Heym in einem Aufsatz beschrieben und gezeichnet. Er entdeckte dort „ein Bauernhaus aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts." Das Haus in einer Größe von 3 mal 5 m, fast 1 m in den Boden gesenkt mit einer 1 m dicken Lehmmauer und einem kleinen, pfostenumstandenen Vorraum sowie einem wieder 50 cm in den Boden eingelassenen

kleinen Keller war mit Steinen ausgepflastert und hatte einen in eine ausgebaute Wandecke eingesetzten tischartigen Herd, der aus Lehm mit Feldsteinen darin aufgesetzt war. Die hintere Wand wies kein Pflaster auf, so daß man dort eine Schlafbank vermuten kann. Das Haus war durch Feuer vernichtet, so daß vom Oberbau nichts mehr in Bodenresten erhalten war. Eine erstaunliche Fülle von Scherben am Boden des Hauses sowie Reste von Eisengeräten, Sicheln, Kesselhaken, Steigbügeln, Messern und ein Spatenblatt waren dort zu finden, sogar ein Kinderspielzeug in Gestalt eines sogenannten Pfeifhahnes, wie sie bis zur Gegenwart aus Ton hergestellt werden.

Das Haus in *Rehhof* war regelmäßiger, fast quadratisch gebaut, aber auch mit den Lehmwänden in die Erde eingelassen, dem tischartigen Herd mit Feldsteinen im Lehmverband und dem gepflasterten Boden. Beide Häuser sind mit diesem Herd, diesen eingelassenen Lehmwänden westdeutscher Herkunft, da die Prußen, wie alle Balten, Schwellenhaus und Herdgrube bauten. Von der deutschen Kolonialkeramik und den Eisengeräten, die hier gefunden wurden, konnte man auf deutsche Bewohner schließen, und trotzdem vermutet Heym zumindest in Budisch als Besitzer einen Prußen. Der Grundzug der Keramik ist nämlich noch prußisch, und die Handfeste von 1336 weist Budisch als ein Dorf von freien Prußen aus; nach Heym ist es nicht anzunehmen, daß in diesem Prußendorf ein deutscher Bauer gewohnt hat.

So ist mit ziemlicher Sicherheit zu sagen, daß in dem Verschmelzungsprozeß von Prußen und Deutschen schon wesentliche Techniken in Bau und Keramik sowie im Eisengerät von den deutschen Nachbarn übernommen wurden.

Abschließend noch ein Erinnerungsbild von der Grabung am *Parlettensee.*

Durch Heym und auf seine Befürwortung übernahm ich im Auftrag von Prof. La Baume ehrenamtlich die Aufgabe des Kreispflegers für Vorgeschichte im Kreise Stuhm. Mich interessierte hier das großartige Gelände am Parlettensee unweit der Kreisstadt Stuhm, zumal ich die Grabungserfolge Heyms am Tillwalder See und bei Gr. Stärkenau, Krs. Rosenberg, in ähnlicher Seenlage beobachtet hatte.

Die idyllische Landschaft am Parlettensee, der seit Jahrhunderten vom Lindenkrug her immer stärker verlandet war, bot mit Wasser und leichtem, sandigen Boden ein ideales Gelände für die vorgeschichtliche Ansiedlung. Am Nordwestufer, Richtung Stuhmerfelde, fand ich eine Menge von Flintspuren, auch sog. Abschlagsteine, von denen der Handwerker des Neolithikums – Jungsteinzeit, etwa 4 000 – 1 800 v. Chr. – seine Feuersteingeräte abgeschlagen hatte, Kernsteine also mit den negativen Abschlagspuren. Hier muß folglich ein Handwerker der Steinzeit gearbeitet haben, dessen Geräteabfall, wie gebrochene Messer, Schaber, Pfeilspitzen, Angelhaken, auch manchmal in guter Ausfertigung, regelmäßig auf der Sanddüne wieder freigeweht wurde, so daß wir mit Schülern immer wieder kartonweise solche Kleingeräte finden und im Museum von Marienwerder abliefern konnten. Hier hatte ein Mann sein Gewerbe betrieben, der sich auch mit Fischfang in den damals sehr fischreichen Gewässern beschäftigte.

Bei einer Flurbegehung am Südostufer (Seemitte) entdeckte ein Schüler eine Bodenverfärbung an einer kleinen Sandabfuhrstelle. Durch Vertikalschnitt erhielten wir eine klare Form, die wir zunächst als Pfostenloch ansprachen. Eine handtellergroße, schwarze, mit vier Strichen verzierte Scherbe machte die Fundstelle höchst verdächtig. Wir benachrichtigten W. Heym und konnten mit Schülerhilfe in den nächsten Wochen eine großflächige Grabung beginnen. Stubengroße Flächen wurden planiert, so daß wir bald eine unregelmäßige Serie von bis zu 2 m großen schwarzen Kreisflächen auf dem hellen Sandgrund erkennen konnten. An diese Flächen arbeiteten wir uns nach genauen Vermessungen dann mit Vertikalschnitten heran und entdeckten an den tiefsten Stellen der „Gruben" durch starke Hitze ausgeglühten Sand, ebenso waren kopfgroße Findlingsteine in Hitze geborsten und hatten sich verfärbt. Zwischen den Steinen fanden sich dann Scherben, die sich leicht zu Gefäßen zusammenfügen ließen.

Zu unserem Erstaunen waren allenthalben, besonders aber in einer solchen „Grube", früher wohl armdicke, verkohlte Holzknüppel zu finden, die über Gefäßen und Steinen gelegen hatten. Pfostenlöcher, Herdstellen, Vorratsgruben konnten es nicht sein. Schließlich legten wir eine Stelle frei, an der sich Gefäße fanden, die sich im Brand verzogen hatten und als solche erhärtet waren; ein Gefäß war sicher zusammengeschlagen. Und die Lösung: Wir hatten eine Töpferei entdeckt mit etwa 14 festgestellten tischgroßen Öfen, deren Wände aus Steinen gesetzt waren, ebenso wohl ein Pflaster, auf das die Gefäße gestellt waren. Jedenfalls waren quer über zwei Steinwände die Knüppel gelegt. Dann wurden die Gefäße, etwa sechs Stück, in die Steinkammer gesetzt, das ganze mit Holzkohle gefüllt und angesteckt, schließlich mit Sand überschüttet und mit Rohrgebläse auf die nötigen Hitzegrade gebracht. Die Decke im oben genannten Brennofen war durchgebrannt und hatte die Gefäße beschädigt.

Unsere Gefäße waren keine Kostbarkeiten, keine Urnen und Deckelschalen für Begräbniszwecke, sondern ganz gewöhnliche Gebrauchsware der Hausfrau auf einem gepidischen Hof — sogar ein durchlöchertes Gefäß für die Quarkherstellung war dabei .Eine solche Töpferei war bisher in Europa noch nicht gefunden

worden. Es war kein Stück großer Geschichte, keine große Grabkeramik, sondern ein Stück Alltag, dem wir auf die Spur gekommen waren, Handwerk und Küchenware, aber gerade darum um so bedeutsamer für das Gesamtbild des Lebens in damaliger Zeit.

Aus einer genauen Fundbeschreibung jedes einzelnen Ofens durch Heym geht hervor, daß die drei von uns freigelegten runden Öfen einen Innendurchmesser von 35 bis 70 cm, die fünf rechteckigen eine innere Weite von 30 mal 70 cm bis zu 75 mal 130 cm hatten. Es lagen auch Scherben in einem Ofen, die nicht zu den gefundenen Gefäßen im Ofen paßten, so daß mehrmaliger Brand in einem Ofen angenommen werden kann. Ein Ofen zeigte eine deutliche Steinpflasterung. Die meisten waren mit Steinwänden ohne Lehmverbindung errichtet, ein Ofen zeigte seine Öffnung von Westen her. Die Dachkonstruktion wies einen Trägerknüppel auf, über den dann weitere grüne Knüppel gelegt waren, die zwar bei hohen Hitzegraden ankohlen, aber selten durchbrennen und brechen.

Über die Knüppel wurden Steinpackungen gelegt, sobald der Ofen mit feiner Holzkohle gefüllt und angezündet war, um eine intensive Wärmespeicherung zu erhalten. Eine Abdichtung nach oben wurde erreicht durch Überdecken mit Rasenplacken und Sandschicht. Für Luftzufuhr mußte gesorgt werden, um die Hitzegrade zu steigern. Man muß Holzpfeifen benutzt haben, die sich durch die Hitzeeinwirkung verbrauchten. Sogenannte Tonpfeifen, wie wir sie aus anderen Anlagen kennen, wurden nicht gefunden. Es gehörte eine beachtliche handwerkliche Erfahrung zu einem solchen Brand; man mußte wissen, wie lange der Brand und die Luftzufuhr zu dauern hatten und wie lange man die Dachkonstruktion den Bränden aussetzen konnte. Daß ein Brand gelegentlich durch Einbruch der Knüppellage mißglückte, konnten wir rekonstruieren. Hier hatte nicht ein Bauer seine Irdenware hergestellt, sondern ein erfahrener Handwerker. Damals konnten wir die Volkszugehörigkeit im Verband der großgermanischen Einwanderer an Hand der Gebrauchskeramik nicht ermitteln, es fehlten noch ausreichende Kenntnisse aus Siedlungsgrabungen an der unteren Weichsel.

Die eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiet verdanke ich meinem Lehrmeister Waldemar Heym, dem späteren Kustos für die Vorgeschichte Westpreußens in Marienwerder, dem Gründer des dortigen Heimatmuseums Westpreußen. Zu Beginn meines Schuldienstes am Marienwerderer Gymnasium weckte Heym das Interesse für die praktische Arbeit im Museum und im Gelände. Wir fuhren mit dem Fahrrad gemeinsam zu Hofbesichtigungen und Grabungen, klebten und signierten die Grabfunde und restaurierten bäuerliches Gerät. Die Grabungen in Weißhof, Krs. Marienwerder, und am Parlettensee haben wir gemeinsam durchgeführt. Heym hat die Grabungsergebnisse in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht, soweit seine Arbeiten nicht durch den Krieg unterbrochen oder mit den Fundstücken verlorengegangen sind. Die wichtigsten Ergebnisse der Heymschen Arbeiten, wie sie sich auf den Kreis Stuhm beziehen, habe ich hier zusammengefaßt, ohne auf Einzelstücke einzugehen, die für die Forschung bei Heym nachzulesen sind. Es wäre zu wünschen, daß sich im Rahmen der europäischen wissenschaftlichen Zusammenarbeit auch mit der polnischen Fachforschung Kontakte zu weiteren Bemühungen und Planarbeiten herstellen lassen.

## Aus der Vorgeschichte eines Dorfes

nach Waldemar Heym, Marienwerder

Aufgabe der vorgeschichtlichen Forschung ist es, den dichten Schleier zu lüften, der über dem Werden der Völker liegt. Die schriftlichen Quellen historischer Forschung setzen für die Gegend an der Weichsel erst in dem Augenblick ein, als der Deutsche Ritterorden seine Hand auf dieses Land legte. Die Spuren der vor diesem Zeitpunkt liegenden Kulturen mußten erst mit Spaten und Schaufel erarbeitet werden.

Der Kreis Stuhm wurde erst verhältnismäßig spät auf vorgeschichtliche Spuren durchforscht. Drei Punkte im Kreise brachten auf diesem Gebiet reichen Erfolg. Im Norden bei Braunswalde förderten die vom städtischen Museum zu Marienburg geleiteten Grabungen ein gewaltiges und sehr reiches Gräberfeld zutage. Neumark in der Mitte des Kreises war die jüngste, sehr viel versprechende Arbeitsstätte des Heimatmuseums zu Marienwerder.

Daß die beiden Grabungsstätten Neumark und Neudorf wissenschaftlich ausgebeutet werden konnten, war im Grunde jeweils einem einzigen Manne zu verdanken: in Neumark dem Oberlandjäger Lemke und in Neudorf dem früheren Lehrer des Ortes, Majewski. Als diese Herren das Interesse in der Bevölkerung ihres Gebietes wecken konnten, achtete jeder Besitzer auf die Spuren in seinem Acker. Was ein einziges Dorf mit Hilfe seiner Bewohner – es seien nur die Namen Wiens, Wardecki und Patzke genannt – zur wissenschaftlichen Forschung beitragen konnte, ist in ungewöhnlichem Ausmaß in Neudorf demonstriert worden.

Die Vorgeschichte des Dorfes und seiner Bewohner läßt sich auf Grund der Funde bis in die jüngere Steinzeit zurückverfolgen. Das Gelände um dieses Dorf hat die Menschen seit jeher zur Ansiedlung gereizt. Das Dorf lagert sich heute und lagerte sich schon in grauer Vorzeit, wenigstens für gewisse Zeiten, um einen kleinen, heute allerdings schon völlig

---

* Die Geschichte einer Dorfschaft auf Grund von Bodenfunden. In: Original: Heimatbuch d. Kreises Stuhm 4/5 1934/35, S. 150—159.

verlandeten Teich, aus dem ein kleines Rinnsal entspringt, das nach etwa 500 Meter langem Lauf sich von links in die Bache ergießt. Der Untergrund des Dorfes ist kiesig.

An welcher Stelle genau die Steinzeitmenschen gesiedelt haben, wissen wir heute noch nicht. Bisher fanden sich drei Geräte aus Stein als Streufunde auf dem Acker. Ein Steinhammer liegt im Museum zu Danzig, einer ist im Besitz des Grafen von Sierakowski, Waplitz, und einen schenkte Majewski seinerzeit dem Heimatmuseum Marienwerder. Aus den Formen dieser Geräte läßt sich leider kein Rückschluß ziehen, welchem Volke ihre Verfertiger einst angehört haben. Ganz sichere Auskunft darüber könnten uns Scherben und Grabanlagen geben.

In die ausgehende Bronzezeit (um 1000 v. Chr.) führten uns die Reste eines Hauses, die uns Wardecki meldete. Das Haus lag nicht auf der heutigen Dorfstelle, sondern abseits in einer der vielen kleinen Parowen, die sich zur Bache hin erstrecken. Man hatte das Haus auf halbem Hang gebaut. Erhalten hatten sich eine Reihe von Sockelsteinen, auf denen die Ständer des Hauses einst geruht hatten. Drei Seiten des Hauses konnten erfaßt werden. Die vierte Seite und der Herd waren vom Pfluge völlig zerstört worden. Das Fundament zwischen den Sockelsteinen war eingetieft. Hier lagen zahlreiche Scherben, die Rückschlüsse auf die Zeit ihrer Herstellung und ihre Anfertiger zulassen. Mit Sicherheit ist zu sagen: der Germane war bereits da. Er hatte sich mit den einheimischen Völkern vermischt. Das einheimische Element war sehr stark vertreten. Näheren Aufschluß über diese Zeit konnten wir in Neudorf nicht mehr erarbeiten.

Reiches Material ist aber für die folgende Zeit aufgedeckt worden. Wir kennen bereits das geschlossene Dorf der Frühgermanen, außerdem ein abseits an der Bache liegendes Einzelgehöft, dazu zwei Gräberfelder und eine gewaltige Fliehburg. Seit Jahren hatten die Besitzer der Kiesgruben westlich der Chaussee Brandreste, berußte Steine und viele Scherben beim Abbau der Kieslager gefunden. Eine Grabung führte leider zu keinem Erfolg. Die Kiese waren zu grob, dazu noch durch die starke Ortsteinbildung dunkel gefärbt. Ein Beobachten war, als wir das Gelände abgeschürft hatten, nicht möglich. Aber in den senkrechten Wänden der Kiesgruben hoben sich die Herdgruben mit ihrem charakteristischen waagerechten Boden, hin und wieder auch kleine Pfostenlöcher ab. Aus den Herden wurden die Scherben gerettet.

Auf der andern Seite des früheren Dorfteiches liegt auf einer kleinen Höhe dicht am Wege nach Pestlin eines der Gräberfelder. Leider wurden wir von der Auffindung von Urnen erst benachrichtigt, als ein großer Teil davon bereits zerstört war. Die Urnen standen nach Aussage der Arbeiter einzeln in kleinen, sorgfältig gebauten Steinkisten. Wir konnten durch eine Grabung aus diesem, wie wir sehen werden, sich über weite Zeiträume erstreckenden Gräberfeld noch insgesamt 49 Gräber untersuchen. Beigaben fanden wir in den Gräbern der Frühgermanen nicht. Aber die Form der Urnen verrät, daß einzelne Gräber zeitlich dicht am Ende der Bronzezeit stehen.

Andere sind jünger. Ähnlich gebaute Gräber auf einem zweiten Gräberfeld waren auf dem Westhange des Hügels zerstört worden, der westlich der Chaussee gegenüber den Tonwerken, also links der Bache liegt. Der Grundriß des Hauses, das sich am Fuße dieses Hügels fand, konnte ermittelt werden. Erhalten hatten sich nur die Reste der Pfosten und die Herdgrube in der Mitte des Hauses. Die Gefäße der geschlossenen Siedlung am Dorfteich zeigten ebenso wie die Form der Herdgruben rein germanische Merkmale. Im Gräberfeld tauchte aber ein Gefäß auf, das der Form nach der baltischen Urbevölkerung angehört, der Behandlung der Oberfläche nach aber germanisch ist. Unser Land ist Kolonialgebiet der Frühgermanen geworden, das heißt, bereits ihre neue Heimat.

Die Fliehburg liegt auf einer von Parowen umschlossenen Bergnase, die sich in das Tal der Bache vorschiebt. Es haben sich noch zwei Abschnittswälle erhalten, die den großen Raum abriegeln. Über beide Wälle und den dazwischenliegenden Graben geht heute der Pflug und ebnet alles ein. Aus dem äußeren Wall holte er früher regelmäßig Massen verkohlten Holzes hervor. Der innere Wall, besser gesagt, die einst hier errichtete Mauer, hat, wenn sie ebenfalls aus Holz war, nicht dasselbe Schicksal erlitten wie die äußere Mauer. Das Innere der Burg hatte der frühere Besitzer Majewski einebnen lassen, doch war die ganze Anlage wenigstens in ihren Grundzügen noch zu erkennen. Es konnte ein kleiner Graben verfolgt werden, der die schmale Spitze abriegelte. An dem dunklen Erdreich und den gerade hier zahlreich auftauchenden Scherben waren die Umrisse eines viereckigen Kernwerks zu verfolgen, das Töppen noch 1876, gesehen hat (Altpreuß. Monatsschrift XIII. S. 538). Welcher Zeit aber die einzelnen Anlagen angehörten, das wissen wir nicht. Den Spaten haben wir hier nicht mehr ansetzen können. Die Scherben sagen nur aus, daß hier bereits Frühgermanen gesessen haben. Der Burgberg ist für die Bevölkerung auch später bis zur Zeit des Deutschen Ritterordens ein Zufluchtsort in schweren Zeiten gewesen. Er hat also rund 2000 Jahre seine Pflicht getan.

Die in unserem Osten vorher nicht zu überbrückende Lücke zwischen der Zeit der Frühgermanen, oder anders augedrückt, der frühen Eisenzeit bis zum Auftauchen der neuen Germanenwelle, der Burgunder, um das Jahr 150 v. Chr. – also eine Lücke von 250 Jahren — schließt das Gräberfeld bei Patzke. Das ist

das größte Geschenk, das Neudorf der vorgeschichtlichen Forschung unseres Ostens gemacht hat. Zu den Funden im Gräberfeld kommt noch ein Gefäß aus der Siedlung, die sich auf der alten Anlage der Frühgermanen befindet. Da ferner die Form der Gefäße sich ohne scharfen Riß weiterentwickelte, die Bestattungsart beibehalten wurde, hat ein Wechsel der Bevölkerung in diesem sogenannten Früh- und Mittelatène nicht stattgefunden. Die Bewohner unseres Dorfes sind auch nicht von der damals neu auftauchenden Kulturströmung erfaßt worden. Die Bevölkerung bleibt sogar in der Folgezeit dieselbe, wenn auch neues Blut um das Jahr 150 v. Chr., d. h. im Spätlatène, zuströmt.

Das alte Gräberfeld am Wege nach Pestlin wurde weiter benutzt, doch baute man jetzt Urnenbrandgräber. Wir fanden wiederholt die Urne halbschräg oder sogar auf dem Kopf stehend in dem oberen Teile der Grube, die mit den schwarzen Resten des Scheiterhaufens gefüllt war. Oft verzichtete man aber auch ganz auf jede Urne. In einem Männergrab, das oben noch mit einer Steinsetzung versehen war, fanden wir ein zusammengerolltes Schwert mit eiserner Scheide, eine Lanzenspitze mit Lanzenschuh, einen runden Schildbuckel und eine eiserne Fibel. Die Frauengräber waren an den zwei- und dreiteiligen Gürtelhaken zu erkennen. Sämtlicher Schmuck war aus Eisen. Wahrscheinlich gehört dieser Zeit auch ein mitten im Gräberfeld gefundenes Haus an.

Völkisch betrachtet, gehören die Bewohner unseres Dorfes nicht etwa zu derselben Gruppe, wie wir sie von den Gräberfeldern von Braunswalde und Liebenthal bei Marienburg her kennen, sondern zur Südgruppe (Rondsen und Neuguth im Kulmerland). Unsere Bache scheint die Grenze zwischen diesen beiden Gruppen gewesen zu sein. In diese Zeit führt wohl auch ein Bericht aus dem Jahre 1869 (Altpreußische Monatsschrift VI. S. 569): „Auf dem Gute des Herrn Dörschlag zu Neudorf (zu diesem Grundstück gehörte früher das Gräberfeld Patzke) wurden beim Steinesuchen etwa 20 Urnen gefunden. Wie gewöhnlich waren sie mit einem flachen Stein bedeckt... Sie sind von schöner Form, schwarzgrau, glatt, glänzend. Eine ist unweit des Randes mit 1/4 Zoll langen Strichen verziert. Ein kleineres krugähnliches Töpfchen ist noch weit glänzender, fast schwarz und von beinahe klassischer Form. Eine Schale von schöner Form, größer als eine Untertasse, von grauer Sandsteinfarbe." Da diese Funde in Privathand (Beyer, Freystadt) gerieten, teilten sie das Schicksal fast aller Privatsammlungen. Sie gingen restlos verloren.

Unser Gräberfeld bedeckte demnach früher die ganze Kuppe, ging wahrscheinlich sogar über den Pestliner Weg noch nach Süden hinüber.

Um Christi Geburt drangen die Goten in die Gemarkung unseres Dorfes ein. Sie siedelten sich aber nicht auf der alten Dorfstätte an. Diese scheint noch lange von dem Volke, das wir vorher kennenlernten, bewohnt worden zu sein. Das Auftreten neuer Fibelformen läßt auf diese Neuansiedler schließen. Lehrreich war das Grab 45. Man hatte offensichtlich den reinen Leichenbrand ohne jede Aschenteile in einem Sack der Erde übergeben. Alle Beigaben lagen hart am Rande, darunter ein zweiteiliger Gürtelhaken und eine Fibel der römischen Kaiserzeit. Eine riesige Siedlung der Goten lag links dicht an der Bache auf dem Berg, den die Tonwerke ganz abgetragen haben. Dort konnte ich noch ihren letzten Rest erforschen. Die mit Scherben durchsetzte Kulturschicht war ungefähr einen Meter dick. Scherben fanden sich ferner auf dem Kugelberge und auf den Randhöhen nach Heinen zu. Wie der Gote überhaupt siedelte, ob in geschlossenem Dorf oder in einer Streusiedlung, das alles wissen wir heute noch nicht. Es lassen sich nur gewisse Rückschlüsse aus den großen Gräberfeldern jener Tage ziehen.

Zwei kleine, nicht weit voneinander liegende Häuschen fanden wir auf dem Grundstück von Wardecki, auf den Höhen links von der Bache. Doch das waren nur kleine Hütten, deren Inneres von je einem großen Herd ausgefüllt war. Es können nur kleine Hirtenhütten gewesen sein. (Näheres Prussia 1931, Heft 29, S. 176.) Mit Sicherheit sind es keine Bauernhäuser. Die kennen wir aus Neumark und aus Weißhof, Kreis Marienwerder. Den Grund, weshalb der eingewanderte Gote sich nicht auf der alten Dorfstätte angesiedelt hat, kennen wir nicht. War es nur das bessere Land? Ebenfalls unbekannt ist die Lage des gotischen Gräberfeldes. Interessant ist, daß auf der Linie, die das Frühgermanen- und Burgunderdorf mit der Gotensiedlung verbindet, heute die Chaussee liegt. Die Straße ist also uralt.

Wann die baltischen Völker Ostpreußens festen Fuß in unserm Dorf gefaßt haben, wissen wir nicht. Die ersten Spuren der Prußen führen uns in die Zeit kurz vor der Landnahme durch den Deutschen Ritterorden. Zwei ihrer Gehöfte kennen wir in Neudorf. Das eine lag auf dem Berge, dicht links der Bache, gegenüber den Tonwerken, das andere etwa 500 m weiter bachaufwärts. Im Hausbau war inzwischen ein völliger Wandel eingetreten. Man baute hier nicht mehr auf Pfosten, sondern Schwellenhäuser, d. h. man ließ nicht Pfosten senkrecht in die Erde, durchflocht sie, damit dieses Flechtwerk mit Lehm beworfen werden konnte, sondern man schnitt die Balken in der gewünschten Länge zu, legte sie waagerecht im Rechteck auf die Erde, verband sie durch schwalbenschwanzartiges Einschneiden der Enden miteinander und legte so Rahmen auf Rahmen, bis die erforderliche Höhe der Wand erreicht worden war.

In einer Siedlung fanden wir drei Häuser nebeneinander, in der andern neun Herdstellen. In dieser Gruppe von Gebäuden lag eine Badestube und eine

Darre zum Dörren des Getreides. Diese sind die ersten derartigen Gebäude, die im Lande der Prußen untersucht werden konnten. Auf der alten Dorfstelle fanden wir keine prußischen Scherben. Sollten die Prußen wie ihre Stammesbrüder, die Litauer und Letten, die Siedlung im geschlossenen Dorf abgelehnt und nur in Streusiedlungen gewohnt haben? Die Besiedlung in der prußischen Zeit muß aber auf Grund der zahlreichen Scherben auf dem Burgwall ziemlich groß gewesen sein. Von dort stammen die beiden Spinnwirtel, von denen der eine im Schloß Marienburg und der andere im Museum von Marienwerder aufbewahrt wurden.

In der Ordenszeit entstand das Nuwedorf. Es wurde im Jahre 1295 an deutsche Bauern vergeben. Auf Grund der Scherbenfunde lag es um den alten Dorfteich. Ein alter Töpferofen, der noch viel Geschirr enthielt, wurde leider dicht am Hause des Besitzers Wardecki zerstört. Ferner fand man 1903 auf dem Felde des Besitzers Karl Peters frei in der Erde liegend 400 Ordensschillinge und Vierchen aus der Zeit Winrichs von Kniprode und Ullrichs von Jungingen.

Sie führen uns also in die Zeit der Schlacht von Tannenberg. Damals mögen sie in der Erde versteckt worden sein.

## Schriften zur Vorgeschichte des Kreises Stuhm von Waldemar Heym

Das Haus eines Bauern aus der Zeit der ersten Besiedlung des Deutsch-Ordenslandes mit Bauern. In: Heimatkalender des Kreises Stuhm. Stuhm 1933, S. 46–49.

Ein Bauernhaus aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts im Deutschen Ordensland. In: Mannus. Bd. 26, H. 3/4 1934, S. 354–359.

Das vorgeschichtliche Haus in den Kreisen Stuhm, Marienwerder und Rosenberg. In: Altpreußen 1935, S. 77–89.

Das Ende der Bastarnen am rechten Ufer der unteren Weichsel und der baltischen Völker der Grenzzone (Die Latènefelder in den Kreisen Stuhm, Marienwerder und Rosenberg). In: Prussia. 32/1938, S. 140–172.

Töpferöfen der Großgermanenzeit am Parlettensee bei Stuhm. In: Elbinger Jb. 15/1938, S. 115–123.

Eine baltische Siedlung der frühen Eiszeit am „Kleinen See" bei Kl. Stärkenau. In: Mannus. 1937, Bd. 29 H. 1, S. 3–52. (Dies nur als Parallele zu Stuhmer Funden, Vf.)

Der ältere Abschnitt der Völkerwanderungszeit auf dem rechten Ufer der unteren Weichsel – ein Beitrag zur Widiwarierfrage (mit Fund Honigfelde S. 18, Vf.). In: Mannus. 1939, Bd. 31 H. 1, S. 3–28.

Drei Spätlatènefelder aus Westpreußen / Sonderdruck aus „Offa" 17/18 Berichte und Mitteilungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum ... und dem Inst. f. Ur- und Frühgeschichte an der Univ. Kiel, Wancholtz–Verlag Neumünster, o. J. Hieraus je 1 Plan von Neudorf und Altmark.

## Die Moorbrücken im Tal des Sorgeflusses

von Otto Piepkorn*

Im alten Europa verliefen einst weithinreichende Fernverkehrsstraßen. Auf diesen Straßen wanderten die Kostbarkeiten der Völker dem Bedarf nach über die Kontinente. Als das Vorkommen von Bernstein an der Nordseeküste in Jütland für den großen Bedarf der südlichen Länder nicht mehr ausreichte, gab es eine Gegend auf der Erde, in der man den Bernstein in Menge fand, die ostpreußische Samlandküste und die südwestlich davon sich bildende Frische Nehrung. Im Weichselmündungsgebiet endete der Fernhandelsweg, dem die Ware den Namen gab: Bernsteinstraße. Die Römer haben diese von den Etruskern übernommen. Sie begann in Aquileja an der Adria, verließ bei Carnuntum (Petronell östlich von Wien) den römischen Machtbereich und ging dann durch die Mährische Pforte, das Gebiet der Vandalen in Schlesien und gewann schließlich Anschluß an die untere Weichsel. Sie endete bei den Handelsniederlassungen des Drausenseegebietes (Willenberg, Laase, Elbing u. a.) und mit den nordöstlichen Ausläufern im Samland.

Um den Verkehr auf der Bernsteinstraße reibungsloser abwickeln zu können, kamen die Bewohner unseres Landes auf die Idee, den Landweg vom westlichen zum östlichen Höhenrand über das breite sumpfige Tal des Sorgeflusses merklich abzukürzen. Sie bauten dort, wo damals dicht am Ufer des Drausensees die nach Norden immer weiter fortschreitende Verlandung das schon erlaubte, nördlich von Christburg bei Storchnest und Heiligenwalde zwei gut befahrbare, im Torf erhaltene Moorbrücken. Professor Conwentz (Danzig) hat sie 1896 ausgegraben. Da eine vollständige Ausgrabung zuviel Geld gekostet hätte und auch das Moorwasser ständig nachlief, geschah dieses nur durch Austiefung von sogenannten „Gruben". Da die zeitliche Zuordnung der Brücken einer gewissen Unsicherheit nicht entbehrte, hat sie Prof. La Baume einer Nachuntersuchung unterzogen.

Beide Wissenschaftler setzen die Erbauung in die ausgehende Latènezeit, also in die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt. In den Gruben der Moorbrücken fanden sich Scherben mit glatter, schwarzglänzender Oberfläche aus der frühen Eisenzeit, mehrfach solche aus dem letzten vorchristlichen Jahrhundert (Latènezeit), aus der frühen römischen Kaiserzeit und dem frühen Mittelalter.

Danach ergab sich die Tatsache, daß die Moorbrükken im Sorgetal zur Zeit der jüngeren Ostgermanen bestanden haben und wahrscheinlich auch noch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten von Goten und Gepiden benutzt worden sind. Ob die An-

* Gekürzt aus seiner „Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß" (Detmold 1961) des Verfassers.

fänge bis in die ausgehende Gesichtsurnenkultur (frühe Eisenzeit) zurückreichen, ist fraglich. Sprachliche Tatsachen lassen dies aber vermuten.

Die Moorbrücke I (Abbau Christburg-Storchnest) mit 640 Meter Länge ist älter als die Moorbrücke II (Baumgarth-Heiligenwalde), die 1 232 Meter lang ist. Als Baumaterial dienten gespaltene Eichenkloben, Knüppel und Pflöcke aus den nahen Wäldern. Hochwasser der Sorge, Pflanzenwuchs, Abnutzungserscheinungen und Moorbewegungen machten dauernde Aufsicht und verbessernde Nachbauten erforderlich; es liegen stellenweise fünf Lagen Schichtholz übereinander. Beim Bau der jüngeren Moorbrücke war bereits die eiserne Queraxt bekannt. Beide Moorstraßen haben in der frühen Geschichte unserer Heimat und bis in das Mittelalter hinein eine wichtige Rolle gespielt. Sie haben nicht nur einen raschen Aufstieg und die Festigkeit des Gepidenreiches begünstigt, sondern bezeugen auch ein hohes handwerkliches Können ihrer Erbauer und Erhalter.

Bis zum Jahre 1930 kannte man in der Umgebung Christburgs nur die Bohlenwege I und II. Dann aber wurden in Christburg selbst zwei weitere Moorbrükken aufgedeckt, die hier die dichter zusammenstoßenden Berghänge über das enge Sorgetal verbanden, wichtig für das Alter auch dieses Talüberganges, wenn nicht gar für eine (unbekannt gebliebene) Ansiedlung selbst. Die zweifellos ältere Brücke wurde beim Bau der Kanalisation an der Rosenberger Straße und Stallstraße im schwarzen Schlick sieben Meter tief unter dem Wodtkeschen Hause in einer Breite von 2 Metern angeschnitten. Sie bestand aus fünf Lagen von zugehauenen 30 Zentimeter starken eichenen Quer- und Langhölzern, ganz wie die Moorbrücken I und II. Auf der südlichen Uferseite der Sorge erstreckte sich im Verlauf der Rosenberger Straße zwischen Rathaus und Hotel „Berliner Hof" dicht unter der ordenszeitlichen Schicht ebenfalls ein hölzerner Straßenbau, der wohl jünger war und nur zwei Lagen Hölzer aufwies.

## Der Potrimpos von Christburg

von Otto Piepkorn

An der Nordostseite des Christburger Klosters war seit etwa 1720 eine eingemauerte Steinfigur zu sehen, die jedem Bürger der Stadt als „unser Potrimpos" bekannt war. Die aus rot-grauem Granit gemeißelte, 1,18 m hohe und 0,37 m breite Figur stellte den Oberkörper eines barhäuptigen Mannes im Relief dar. Der unregelmäßig rundliche Kopf wies Mund- und Augenhöhlen auf und setzte sich durch eine tiefe Halsrinne deutlich vom Rumpf ab. Die Oberarme hingen senkrecht hinunter, und die rechtwinklig umgebogenen Unterarme stießen vorne auf der Brust zusammen. Am rechten Arm ließen sich auch einige Finger erkennen. Mitten auf der Brust fand sich die Darstellung eines einfachen gekrümmten Hornes, dessen breite Öffnung gerade nach oben und deren Spitze rechts nach unten wies. Etwas tiefer links war ein schräg hängendes, gerades Schwert mit kurzer Parierstange und halbkreisförmigem Knauf zu sehen. Der Ursprung dieser Figur ist nicht eindeutig erwiesen. Nach mündlicher Überlieferung soll sie beim Bau des Christburger Klosters auf einer nicht weit entfernten Anhöhe gefunden worden sein, doch wird auch erzählt, daß der Bildstein sichtbar im Burggelände angebracht gewesen sei. Aus der Form des Schwertes glaubte man seine Entstehung in die Wikingerzeit verlegen zu können, doch dürfte es sich um ein prußisches Erzeugnis handeln, das zuerst als Grabstein, später als Grenzstein Verwendung fand.

Von den Christburgern, die in diesem Bildwerk eine Art Wahrzeichen ihrer Stadt sahen, wurde es „Potrimpos", angeblich nach einer prußischen Gottheit, wahrscheinlich nach dem Gott des Glückes, benannt. Wo es sich heute befindet, ist unbekannt.

*Quellenhinweis*

„Chronik der Stadt Christburg" von Felix Hassenstein (Christburg 1920).
„Die Heimatchronik der Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß" von Otto Piepkorn (Detmold 1961).

# Aus der Geschichte des Kreises

## Ein Blick auf die Geschichte

von Dr. Heinz Neumeyer

*Vor- und Frühgeschichte*

Das Gebiet des Kreises Stuhm gehörte zum alten Prußengau Pomensanien, die Prußen wiederum waren ein Teil der baltischen Völkergruppe, die sich bis heute in den Litauern und Letten erhalten hat und die seit dem Ende der jüngeren Steinzeit (ca. 2000 v. Chr.) auch im heutigen Ostpreußen siedelte (Westgrenze etwa die Passarge). Um 100 n. Chr. erscheinen die baltischen Bewohner Ostpreußens bei dem römischen Schriftsteller Tacitus als „Ästier", um 900 in der Reisebeschreibung des angelsächsischen Seefahrers Wulfstan als „Easten", im Jahre 965 schließlich bei Ibrahim ibn Jacub – einem spanischen Juden, der im Auftrage des deutschen Kaisers Otto I. die Ostseeküste bereiste – als „Prußen" (Brûs, Prusai u. dgl.). Schon um 400 n. Chr. hatten sich die Balten bis an die Weichsel ausgedehnt und damit auch das „östliche Westpreußen" in Besitz genommen. Als die westlichen Prußengaue treten – von Norden nach Süden — Pogesanien, Pomesanienen und das Kulmerland hervor.

In der südlichsten dieser Landschaften, dem Kulmerland, kam es um 1000 zu heftigen Kämpfen zwischen den Prußen und ihren südlichen Nachbarn, den slawischen Polen. Diese strebten danach, sich im Kulmerlande festzusetzen und die Prußen zu unterwerfen. In diesen Kämpfen, die sich über 200 Jahre hinzogen und in denen die Polen vorübergehende Erfolge errangen, gingen die Prußen um 1200 von der Verteidigung zum Angriff über und fielen sogar in das benachbarte polnische Herzogtum Masowien ein. Der dort regierende Fürst konnte sich ihrer nicht erwehren und rief 1225 den Deutschen Orden zur Hilfe herbei. Dieser Orden – ein auf dem 3. Kreuzzuge (1190) entstandener Ritterorden – folgte dem Ruf und übernahm die Unterwerfung und Bekehrung der heidnischen Prußen, nachdem ihm das Kulmerland vom Herzog abgetreten war und dieses – sowie alle künftigen Eroberungen im Prußenlande – dem Schutz und der Lehnshoheit des deutschen Kaisers unterstellt sind. 1231 erschien das erste Ordensheer an der Weichsel und nimmt den Kampf gegen die Prußen auf.

*Der Deutsche Orden in Pomesanien; der Friede von Christburg*

Während der Orden von seiner Operationsbasis, dem von einer polnisch-prußischen Mischbevölkerung besiedelten Kulmerland, verhältnismäßig schnell Besitz ergriff, stieß er in dem nördich angrenzenden Pomesanien auf das prußische Kerngebiet, das erbitterten Widerstand leistete. 1233 schlug der Orden die Prußen mit Hilfe polnischer, pommerellischer und schlesischer Ritter in der Schlacht an der Sirgune (Sorge); aber erst drei Jahre später ist nach der Unterstützung durch ein deutsches Kreuzheer unter Markgraf Heinrich von Meißen die Unterwerfung Pomesaniens gesichert. In den folgenden Jahren wurden auch die Nachbarstämme der Natanger und Warmier (Ermländer) unterworfen. Die Kämpfe fanden ihren ersten Abschluß in dem berühmten Frieden von Christburg im Jahre 1249. Damit rückt der spätere Kreis Stuhm in den Brennpunkt der militärischen und politischen Ereignisse. Dieser Friede, der unter Vermittlung des päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena zustande kam, überrascht uns nun heute durch die außerordentliche Milde, mit der man die besiegten Prußen behandelte; er widerlegt eindringlich alle Behauptungen einer rücksichtslosen Unterdrückung des Prußenvolkes durch den Orden. Man kann den 1249 geschlossenen Frieden mit Recht einen Friedensvertrag nennen, eine Vereinbarung zwischen gleichberechtigten Partnern. Den Prußen wurde der Schutz ihres Lebens und Eigentums zugesichert – gegen die selbstverständliche Verpflichtung der Annahme des Christentums, des Baues von Kirchen und der Anerkennung der Ordensherrschaft. Mit der Annahme des Christentums war die Abstellung heidnischer Mißbräuche verbunden; und die Aufzählung dieser furchtbaren Mißbräuche – wie die Tötung neugeborener Kinder, die Frauengemeinschaft zwischen Vater und Sohn u. dgl. – macht uns deutlich, wie groß die moralische Berechtigung der gewaltsamen Bekehrung eines wilden und zügellosen Volkes war und wie hoch man die vom Orden gezeigte Mäßigung werten muß.

*Siedlungs- und Nationalitätenpolitik des Deutschen Ordens*

Aus der Bestimmung des Christburger Vertrages, die den Prußen Freiheit, Leben und Eigentum zusicherte, ging hervor, daß der Orden an eine „Germanisierung" des unterworfenen Gebietes, eine „Ausrottung" oder „Vernichtung" der prußischen Bevölkerung nicht dachte; diese wurde weder damals noch später durchgeführt. Die Zahl der Deutschen im Ordensgebiet war z. Z. des Friedensschlusses noch sehr gering, sie bestand aus der Bürgerschaft der vom Orden begründeten Städte – Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing — und den Besatzungen der wenigen Ordensburgen. Im Stuhmer Gebiet war 1249 die im Jahr zuvor begründete „Christburg" (eigentlich Neu Christburg) der einzige Stützpunkt des Ordens. Die erste „Christburg", wie man die in der Christnacht des Jahres 1247 eroberte „Kirsburg" benannt hatte (Alt Christburg in Ostpreußen), hatte man wieder aufgeben müssen, und die Prußenburg Stuhm, die

der Orden 1236 in Besitz genommen hatte, war 1242 von dem mit den Prußen verbündeten Herzog Swantopolk von Pommerellen zerstört worden. Die außerdem noch bestehenden kleinen Fliehburgen – wie z. B. Troop – hatten nur geringe Bedeutung. Eine planmäßige Siedlung größeren Umfanges konnte erst nach der endgültigen Befriedung des Landes in Angriff genommen werden. Dieser Zustand war im Jahre 1283 erreicht. Jetzt entstanden – bis zum Ende der Ordensherrschaft – im ganzen Ordenslande 1400 deutsche Dörfer, die Zahl der bestehenden deutschen Städte erhöhte sich auf 93. Aber diese deutsche Siedlung hatte keineswegs eine Verdrängung oder Ausrottung der prußischen Bevölkerung zur Folge. Die deutschen Dörfer entstanden neben prußischen Dörfern, meist auf Ödland oder gerodetem Waldboden. So wurden im Stuhmer Gebiet als deutsche Dörfer neu begründet: Konradswalde, Deutsch Damerau, Georgensdorf, Grünhagen, Hospitalsdorf, Losendorf, Neumark, Peterswalde, Stuhmsdorf, Willenberg, Mahlau, Neudorf, Altmark, Baumgarth, Tiefensee und Lichtfelde. In anderen Fällen legte man neben prußischen Dörfern deutsche Dörfer an unter Beibehaltung des prußischen Namens, der später eine deutsche oder annähernd deutsche Form erhielt: so bei Kalwe, Kiesling, Kollosomp, Laabe, Pestlin und Posilge. Die deutschen Bauern wurden nach dem „Kulmischen Recht" angesetzt, der modernsten der damals geltenden Rechtsformen. Dieses Recht, das der Deutsche Orden durch die sogenannte „Kulmer Handfeste" zum Grundgesetz des Ordenslandes gemacht hatte, war eine Fortbildung und Erweiterung des sogenannten Magdeburger Rechtes. Es war bemerkenswert, daß das Kulmische Recht nicht nur ein Stadt-, sondern auch ein Landrecht war und den freien Bauern weitgehende Selbstverwaltung ihrer Dorfgemeinde sowie ein Erbrecht in männlicher und weiblicher Linie gewährte. Die im Ordenslande angesiedelten deutschen Bauern waren daher besser gestellt als ihre Standesgenossen in Altdeutschland und erhielten auch in der Regel größere Landzuteilungen als diese. Die Dorffläche war daher auch meist beachtlich, sie betrug z. B. bei Braunswalde, Pestlin und Altmark je 60, bei Neumark 68, bei Baumgarth 91, bei Posilge 102 und bei Lichtfelde 123 Hufen *.

Es muß jedoch in diesem Zusammenhange hervorgehoben werden, daß der Orden nicht nur an Deutsche, sondern auch an Prußen Land verlieh. Diese wurden somit nicht nur nicht verdrängt, sondern sogar neu angesiedelt. So wurden die Güter Waplitz (Wapels), Trankwitz (Trankotin), Teschendorf (Wermeno), Stanau (Wusewythe), Linken, Stangenberg mit Pirklitz, Schönwiese (Cirune), Grünfelde, Iggeln, Budisch, Koyten, Buchwalde (Rudithen), Blonaken, Paleschken (Grabeniken), Kontken und Wilczewo (Wilczhin) an prußische Edle vergeben. Mirahnen wurde als prußisches Bauerndorf angelegt. Die dort angesetzten Bauern wurden mit dem Prußischen Recht ausgestattet. Dieses war weniger günstig als das Kulmische Recht, aber die Bauern erhielten das Erbrecht, wurden nur zu leichtem Kriegsdienst – mit „Schild, Lanze und Wallach" – herangezogen und niemals auf die Stufe von Leibeigenen herabgedrückt. Zuweilen aber erhielten die Prußen sogar das Kulmische Recht und wurden damit den Deutschen gleichgestellt. Diese Vergünstigung bekam z. B. der Pruße Johann für Blonaken (1306), der Pruße Tustim für Koyten (1308) und der Pruße Wapel bei der Verleihung der Güter Waplitz und Teschendorf (1323). Die höchste Auszeichnung aber wurde dem Prußen Dietrich Stange zuteil, der 1285 bei der Beleihung mit Stangenberg nicht nur mit dem Kulmischen Recht, sondern sogar mit der hohen Gerichtsbarkeit begabt wurde, die sich der Orden in der Regel vorbehielt und auch deutschen Adligen nur selten verlieh. Die Güterverleihungen an Prußen erstreckten sich im Stuhmer Gebiet über die Zeit von 1285-1406, reichten also bis in die letzte Zeit der Ordensherrschaft. Wenn die ursprünglich prußischen Gutsbezirke später doch eingedeutscht wurden, so lag das daran, daß die beliehenen prußischen Gutsbesitzer diese Landstücke mit ihren Volksgenossen nicht besetzen konnten. Am Ende der Ordenszeit erscheinen im Stuhmer Gebiet 57 Ortschaften in deutscher und 41 in prußischer Namensform. Das gibt uns einen ungefähren Anhalt für die Bestimmung der damaligen Nationalitätenverhältnisse. Tatsache ist, daß im Kreise Stuhm wie auch in anderen Kreisen des Ordenslandes am Ende der Ordenszeit noch eine erhebliche prußische Volksgruppe bestand, die erst zu polnischer Zeit, d. h. während der Verbindung Westpreußens mit der polnischen Krone (1454 bis 1772), erloschen ist.

Rein deutsch waren von vorneherein die beiden Städte des Stuhmer Gebietes, Stuhm und Christburg. Beide entstanden im Schutze der gleichnamigen Ordensburgen. Eine städtische Niederlassung Christburg ist um 1265 nachweisbar; sie erhielt 1288 ihre Stadtrechtsurkunde (Handfeste). Die Burg Stuhm wurde, nachdem sie im 13. Jahrhundert zerstört worden war, 1326 neu erbaut, und es ist anzunehmen, daß sich bald darauf auch eine Siedlung in ihrer Nähe bildete. Diese wurde 1416 mit Stadtrecht begabt. Die Handfesten beider Städte unterschieden sich von den Handfesten der Dörfer vor allem dadurch, daß durch sie die Voraussetzungen für Handel und Gewerbe geschaffen wurden. So werden schon 1290 in Christburg Gewandschneider, Schuhbänke, ein Kaufhaus, 1316 Fleisch- und Brotbänke erwähnt. Daneben spielte auch noch die Landwirtschaft eine Rolle. So wurden Christburg 30, Stuhm 55 Hufen Ackerland zugewiesen.

Die Burgen von Christburg und Stuhm wurden Verwaltungsmittelpunkte. In Christburg saß ein „Komtur", der mit der Verwaltung des umliegenden Bezir-

* 1 Hufe = rd. 66 preuß. Morgen = 16, 5 ha;
1 preuß. Morgen = 0,25 ha.

kes, der „Komturei", beauftragt war. Die Komtureien waren die Vorbilder für die späteren Kreise, waren aber an Umfang meist größer. Den Komturen — Ordensrittern – war Verwaltung, Gerichtsbarkeit und die Führung des militärischen Aufgebotes in ihren Bezirken übertragen, ferner die Ansiedlung deutscher Bürger und Bauern. Die Komturei Christburg umfaßte den Osten des späteren Kreises Stuhm – zu ihr gehörten u. a. auch die Güter Lautensee und Neuburg – und reichte in das ostpreußische Gebiet hinein, während der Westen des Kreises von der Burg Stuhm aus verwaltet wurde. Diese war der Sitz eines Ordens-„Pflegers" oder „Vogtes", der nicht dem Komtur von Christburg, sondern dem Großkomtur in Marienburg unterstellt war. Die Marienburg war 1276 als Komturburg angelegt worden. Nach ihrer Erhebung zum Hochmeistersitz (1309) erhielt der Komtur von Marienburg den Rang eines „Großkomturs" und gehörte zu den obersten „Gebietigern" des Deutschen Ordens (etwa gleich Ministern) – ebenso wie der Komtur von Christburg, der gleichzeitig das Amt des „Oberst-Trappiers" bekleidete; ihm war die Bekleidung und Ausrüstung des Ordens übertragen. Ferner gab es im Stuhmer Gebiet noch einen vom Orden für die Forstverwaltung eingesetzten „Waldmeister" in Bönhof, an den die Tannenzapfen im Stuhmer Kreiswappen erinnern.

Der Ordensstaat erreichte nach der Angliederung Pommerellens im Jahre 1308 seine Vollendung und höchste Machtentfaltung. Durch die deutsche Siedlung wurden die verschiedenartigen Teile des Ordensstaates, das baltische Prußenland, das vorwiegend polnische Kulmerland und das pommeranische Pommerellen zu einer neuen Einheit verschmolzen, dem deutschen Preußenland. Der Ordensstaat war einer der mächtigsten und bestorganisierten Staaten Europas, das Land erlebte durch die Fürsorge des Ordens eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte.

*Niedergang des Ordens, Abfall der Stände, Anschluß an die Krone Polen*

Unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351-1382) errang der Ordensstaat den Höhepunkt seiner Machtstellung. Aber bald darauf erwuchs ihm eine neue außenpolitsche Gefahr durch die Vereinigung von Polen und Litauen (1386). Der polnische Staat, der den Orden anfangs unterstützt hat, trat zu ihm nach der Angliederung Pommerellens in einen scharfen Gegensatz, der zwar vorübergehend beseitigt wurde (Verzicht Polens im Frieden von Kalisch 1343), jedoch weiterhin die polnische Politik bestimmte.

Der Angriff auf den Orden wurde durch die Verbindung mit dem bisher heidnischen Litauen vorbereitet. 1386 heiratete der Großfürst von Litauen, Jagil (Jagiello), die Erbin des polnischen Reiches, Hedwig, nachdem er das Christentum angenommen hatte. Damit galt Litauen als christliches Land, und der Orden fand gegen dieses nicht mehr die militärische Unterstützung der europäischen Kreuzheere. Nach dem Tode Hedwigs wurde Jagiello, der sich jetzt Wladyslaw Jagiello nannte, Alleinherrscher und betrieb nun eine bewußt ordensfeindliche Politik.

Diese außenpolitischen Ereignisse wirkten sich innenpolitisch im Ordenslande ungünstig aus. Während bis dahin ein gutes Verhältnis zwischen Landesherrschaft und Landesbevölkerung bestanden hat, kam es jetzt zu erheblichen Spannungen, besonders wegen der notwendigen ständigen Geldforderungen des Ordens für Verteidigungszwecke. Daneben ließen Mißstände in der Verwaltung und der in großem Umfange betriebene Eigenhandel des Ordens zum Nachteil der Städte eine Mißstimmung im Lande aufkommen. Als daher 1409 zwischen dem Orden und Polen der Krieg ausbrach, stand die Bevölkerung innerlich nicht mehr uneingeschränkt auf der Seite des Ordens, obwohl sie ihren Verpflichtungen zur Heeresfolge nachkam. Nach der Katastrophe des Ordensheeres bei Tannenberg (1410) – in dieser Schlacht fielen fast alle am Kampf beteiligten Ordensritter – eroberte der polnische König das Land, ohne irgendwo nennenswerten Widerstand zu finden. Auch die Ordensburgen Christburg und Stuhm, deren Besatzungen unzulänglich waren, kapitulierten. Doch gelang es dem Komtur von Schwetz, Heinrich von Plauen, die Marienburg erfolgreich zu verteidigen, so daß sich Wladyslaw Jagiello gezwungen sah, die Belagerung abzubrechen und Frieden zu schließen. Im Ersten Thorner Frieden (1411) behauptete der Orden im wesentlichen sein Gebiet.

Aber die hohe Kriegsschuldensumme, die er aufbringen mußte, sowie neue Angriffe Polens verursachten, daß das Ordensland seine einstige Blüte nicht mehr erreichte. Zwar wurden die polnischen Angriffe abgewiesen (1422 Friede am Melnosee, 1435 Friede zu Brest). Aber die ständige finanzielle und militärische Anspannung des Landes sowie Zwietracht in den Reihen des Ordens führten zu einer innerpolitischen Krise. Als 1440 der Hochmeister Paul von Rußdorf vor seinen aufrührerischen Konventen nach Danzig fliehen mußte, beschlossen die preußischen Stände, Adel und Städte, die Begründung des „Preußischen Bundes". Dieser Bund war ursprünglich nicht gegen den Orden gerichtet, sondern wurde als Instrument zur Erhaltung der inneren Ruhe und Ordnung angesehen. Er wurde gegründet „Gott zu Lobe, unserem Herrn Hochmeister, seinem Orden und Landen zu Ehren". Allmählich traten ihm die meisten Adligen und Städte des Landes bei. Aus dem Stuhmer Gebiet gehörten ihm an: Niklas und Michael von Buchwalde, Budisch von Grünfelde, Niklas von Trankwitz, Segenand von Wapels, Benedikt von Schönwiese, Paul von Tessmannsdorf und Gabriel von Baisen. Von den Städten schloß sich Christburg an, Stuhm jedoch nicht. Der Bund wurde zunächst von den Hochmeistern anerkannt, später aber wegen sei-

ner Bemühungen um Mitregierung bekämpft und schließlich auf Betreiben des Hochmeisters Ludwig von Erlichshausen von Kaiser Friedrich III. als ungesetzlich verboten (Dezember 1453). Die Folge davon war, daß im ganzen Lande der Aufstand gegen die Ordensherrschaft losbrach (4. Februar 1454). Eine Gesandtschaft des Bundes aber begab sich zu dem mächtigsten Gegner des Ordens, dem König von Polen, und übertrug diesem die Herrschaft über das Preußenland. Dieser verhängnisvolle Schritt ist später vielfach als „undeutsch" verurteilt worden, aber dieses Urteil ist verfehlt, da damals nationale Momente in der Politik keine Rolle spielten und allein ständische Gesichtspunkte maßgebend waren. Entscheidend war ferner, daß Preußen nicht in das polnische Reich eingegliedert, sondern nur durch Personalunion mit ihm verbunden wurde.

An dem anschließenden furchtbaren „Dreizehnjährigen Kriege" zwischen dem Orden einerseits und dem Bund und Polen andererseits ist u. a. bemerkenswert, daß Stuhm zuerst eine der wenigen Städte, zuletzt die einzige Stadt war, die treu zum Orden hielt und bis über den Friedensschluß hinaus in seiner Hand blieb. Im Zweiten Thorner Frieden (1466) mußte der Orden auf den westlichen Teil seines Landes verzichten. Westpreußen – ohne die späteren Kreise Marienwerder und Rosenberg – und das Ermland kam unter die direkte Herrschaft des polnischen Königs; der östliche Landesteil (Ostpreußen ohne das Ermland) verblieb dem Orden unter königlich polnischer Oberhoheit.

*Politische Neuordnung nach 1466*

Die Bestimmungen des sogenannten „Inkorporationsprivilegs", das der polnische König 1454 den preußischen Ständen erteilt hatte, wurden 1466 sinngemäß auf das „königliche" westliche Preußen beschränkt. Dort war nun eine Verwaltung nach polnischem Muster aufgebaut. Das Stuhmer Gebiet wurde mit den späteren Kreisen Marienburg, Gr. Werder und Teilen des späteren Landkreises Elbing zur Wojewodschaft Marienburg vereinigt. Komturei Christburg und Vogtei Stuhm wurden in „Hauptmannschaften" umgewandelt (später „Starosteien" genannt). Aber der polnische Verwaltungsanstrich war nur äußerlich, da gemäß dem „Inkorporationsprivileg" alle Landesämter, so auch die der Wojewoden und Starosten, nur an eingeborene Preußen vergeben werden durften; Polen waren davon ausgeschlossen. Außerdem betonte Westpreußen durch einen eigenen Landtag, einen Landesrat (etwa gleich Landesregierung), ein eigenes Landessiegel u. a. seine staatliche Sonderstellung. Neu war, daß jetzt an Stelle der Ordensritter erstmalig Angehörige des einheimischen Adels in die Verwaltung hineinkamen. Das zeigt sich auch im Stuhmer Gebiet. Dort kam die Hauptmannschaft Stuhm 1454 an den „berüchtigten" Führer des Preußischen Bundes und vom König zum „Gubernator" (Statthalter) Preußens ernannten Hans von Baisen, nach dessen Tode an seinen Bruder Stibor von Baisen, der gleichfalls Gubernator war (1459). Nach diesem erhielt die Hauptmannschaft Nickel von Baisen, der 1482 auch Hauptmann von Christburg und 1488 Wojewode von Marienburg wurde.

*Polnische Rechtsbrüche; das Dekret von Lublin*

Im Widerspruch zu den feierlich verbrieften Rechten der Preußen versuchte der polnische Schirmherr sehr bald, die Eigenstaatlichkeit Westpreußens durch allmähliche Verpolung des Landes zu beseitigen. Eine Voraussetzung für das verstärkte Einströmen des polnischen Elements war dadurch gegeben, daß durch den verheerenden 13jährigen Krieg ganze Landstriche entvölkert waren. Schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts — mehr zufällig als organisiert – waren polnische Bauern eingewandert. Eine bewußte Polonisierungspolitik aber zeigte sich in dem Bestreben der Könige, Polen widerrechtlich in preußische Landesämter zu bringen.

Zuerst wurden diese Versuche durch die Preußen meist noch abgewehrt. Als sich jedoch im 16. Jahrhundert die Reformation ausbreitete und die deutsche Bevölkerung sich ihr fast geschlossen zuwendete, fanden die polnischen Könige einen willkommenen Anlaß, als „Beschützer des alten Glaubens" Westpreußens politische Unabhängigkeit zu vernichten und sein Deutschtum zu schwächen. Die polnische Gewaltpolitik erreichte ihren Höhepunkt in dem berüchtigten Dekret von Lublin, durch das Westpreußen zur polnischen Provinz erklärt wurde (1569). Zwar wurde dieses Dekret auf preußischer Seite nie anerkannt, hatte aber praktisch eine zunehmende politische Entmachtung und weitgehende Verpolung des Landes zur Folge. Gleichzeitig wurde eine scharfe Gegenreformation durchgeführt.

Von der Polonisierung wurde zuerst der westpreußische Adel erfaßt. Dieser war ursprünglich überwiegend deutsch. Die zur polnischen Zeit aufgenommenen „politisch zweckmäßigen" Beziehungen zum polnischen Adel führten jedoch zu einer weitgehenden Angleichung an diesen, da es dem preußischen Adel vorteilhaft erscheinen mußte, die Rechtsstellung des polnischen Adels, der als der einzige privilegierte Stand in Polen galt, zu erreichen. Da es das Bestreben der polnischen Könige war, Ämter und Güter rechtswidrig an Polen zu verleihen, versuchte der westpreußische Adel dieses dadurch abzuwenden, daß er vielfach die polnische Sprache erlernte, polnische Namen annahm und das protestantische Bekenntnis wieder aufgab. Auch versippte er sich mit dem allmächtigen polnischen Adel, der auf diese Weise in großem Umfang Grundbesitz in Westpreußen erwarb. Die Polonisierung des Adels zog die der ländlichen Bevölkerung nach sich. Auch in die klei-

nen Städte drangen polnische Bürger ein, wenn die Städte unter den Einfluß polnischer oder polonisierter Starosten geraten waren.

Im Stuhmer Gebiet ergibt sich die vom deutschen Standpunkt aus traurige Bilanz, daß von den dort zu polnischer Zeit nachweisbaren 47 Adelsfamilien 17 polnische, 17 polnische und deutsche und nur 13 deutsche Namen trugen. Von diesen 13 Familien wiederum hatten sich nur 6 von polnischer Versippung ganz freigehalten. Da 1454 keine einzige polnische Adelsfamilie vorhanden war, so geht aus dieser Statistik hervor, daß 17 polnische Familien zuwanderten und 17 deutsche Familien sehr enge Bindungen zum polnischen Adel eingingen. Andererseits muß jedoch betont werden, daß der Adel – insbesondere der des Stuhmer Bezirkes – nicht etwa sofort zu den Polen überging, sondern zu einem erheblichen Teil den polnischen Bestrebungen energischen Widerstand entgegensetzte. So gewann im 16. Jahrhundert die Familie von Zehmen größte Bedeutung. Ihr hervorragendster Vertreter Achatius von Zehmen, Marienburger Wojewode und Freund des Herzogs Albrecht von Preußen – des letzten Hochmeisters und ersten weltlichen Herrschers von Ostpreußen –, war der Wortführer des ganzen deutschbewußten und protestantischen westpreußischen Adels, ja der Wortführer der westpreußischen Stände überhaupt. Er war es, der in den Jahren vor dem Lubliner Dekret den polnischen Unionsabsichten mannhaft entgegentrat und erklärte, „er wolle sich lieber erwürgen lassen, als die polnischen Statuten annehmen". Sein Sohn Fabian v. Zehmen, gleichfalls Wojewode von Marienburg, unterschrieb als Führer der preußischen Protestanten 1599 in Wilna die gemeinsame Erklärung der griechisch-unierten und evangelischen Christen. Da die Familie Zehmen außer ihren zahlreichen Gütern wie Waplitz, Sparau, Schönwiese, Grünfelde u. a. auch die Starosteien Christburg und Stuhm in ihrer Hand hatte, schützte sie beide Städte vor Polonisierung und Rekatholisierung. In ähnlichem Sinne wirkten die Familien v. Polentz, v. d. Gablentz, Schach von Wittenau u. a.

*Niedergang im 17. Jahrhundert; die Schwedenkriege*

Aber der Einfluß der deutschgesinnten Adelsfamilien nahm immer mehr ab – in dem gleichen Maße, wie die Polonisierung, die Verknechtung der Bauern, die Unterdrückung der Protestanten und die Rechtsminderung der Städte zunahmen. Während die Familien v. Zehmen, v. d. Gablentz und v. Polentz im 17. Jahrhundert ausstarben, traten andere weitgehend polonisierte Familien hervor, so mit deutsch-polnischen Doppelnamen (Kalkstein-Poleski, v. Heselecht-Leski, v. d. Felde-Zakrzewski, v. Schedlin-Czarlinski) oder mit polonisiertem Namen (Loka statt Luckau, Bazenski statt Baisen, Milewski statt v. d. Milwe, Szeliski statt v. Schelen). Deutsche Dörfer wie Peterswalde, Stuhmsdorf und Kalwe wurden entgegen ihren Privilegien zu Scharwerksdiensten gezwungen; erst die preußische Regierung stellte nach 1772 diese Mißstände wieder ab. Für den in Polen gültigen Grundsatz, daß die Adligen nicht nur ihre Güter, sondern auch ihre Untertanen verkaufen durften, gibt es auch im Stuhmer Gebiet ein Beispiel. So verkaufte 1650 der Adlige Wilczewski sogar seine Untertanen ohne das dazugehörige Gut. Die kleinen Städte Westpreußens – so auch Stuhm und Christburg – wurden in der Mitte des 17. Jahrhunderts vom Adel aus den preußischen Landtagen herausgedrängt und verloren so ihre politische Vertretung. Auch verstärkte sich in Christburg und Stuhm der Einfluß der seit dieser Zeit meist polnischen Starosten. In Stuhm begannen Polentum und Katholizismus einzudringen. Schon lange vorher mußten beide Städte die in der Reformationszeit in Besitz genommenen evangelischen Kirchen wieder an die katholische Kirche zurückgeben. Der evangelische Gottesdienst mußte im Rathaus abgehalten werden und wurde auch dort nicht selten behindert.

Auch das Eingreifen des protestantischen Schweden in die polnischen Verhältnisse konnte der deutschen evangelischen Bevölkerung keine dauernde Verbesserung ihrer Lage bringen. Im ersten schwedisch-polnischen Kriege (1626-1635) wurde die Umgebung Stuhms wieder ein Schauplatz militärischer Operationen und politischer Entscheidungen. So kämpfte der berühmte König Gustav Adolf von Schweden 1629 in der Schlacht bei Stuhm (auch Schlacht bei Honigfelde genannt) gegen die Polen. Zwar mußte er, nachdem er die polnischen Truppen mehrmals geschlagen hatte, diesmal das Schlachtfeld räumen, konnte aber im Waffenstillstand von Altmark im selben Jahre erreichen, daß er die von ihm besetzten Häfen Memel, Pillau, Elbing und Braunsberg in der Hand behielt und daß Stuhm von den Truppen des mit ihm verbündeten Kurfürsten von Brandenburg besetzt wurde. Gustav Adolf wendete sich dann nach Deutschland, wo er die deutschen Protestanten zum Siege führte, aber schon 1632 in der Schlacht bei Lützen fiel. Seine Nachfolgerin, Königin Christine, gab 1635 im Frieden von Stuhmsdorf die preußischen Städte wieder auf; die schwedischen und brandenburgischen Truppen wurden zurückgezogen. 1655 eröffnete König Karl X. Gustav von Schweden wieder den Krieg gegen Polen, wieder wurde Stuhm besetzt, diesmal von schwedischen Truppen (zusammen mit Elbing und Marienburg). Im sogenannten „Nordischen Kriege" schließlich (1700-1721) gerieten die 3 Städte wieder in die Hand der Schweden, mußten aber 1710 von diesen aufgegeben werden, diesmal endgültig. Im ganzen gesehen sind die Schwedenkriege für Westpreußen kein Segen gewesen. Die geringen Vergünstigungen, die den deutschen Protestanten in den kurzen Episoden schwedischer Herrschaft gewährt wurden, fielen gegenüber den großen Verwüstungen und Plünderungen nicht ins Gewicht.

*Innere Wirren, Religionskriege und Teilungen Polens; Wiedervereinigung Preußens*

Im 18. Jahrhundert setzt in Polen eine letzte scharfe katholische Reaktion ein, die im „Thorner Blutgericht" von 1724 ihren traurigen Höhepunkt erreichte. Die in Polen zum Grundsatz erhobene „Dissidentenverfolgung" (Dissidenten – Nichtkatholiken) zeigte sich z. B. auch in Stuhm, wo der dort 1710-1721 amtierende evangelische Prediger Johann Becker ständig bedroht wurde. In Christburg gelang ein lange verbotener Kirchbau nur mit Unterstützung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Zur gleichen Zeit wurden die Katholiken von polnischer Seite in jeder Weise gefördert. Daß der völkische Gegensatz sich mit dem konfessionellen fast deckte, geht u. a. auch daraus hervor, daß von 13 katholischen Pfarrern in Stuhm im 17. und 18. Jahrhundert 11 dem polnischen Volkstum angehörten, während die evangelischen Prediger fast restlos deutsch waren.

Als sich 1768 unter dem Einfluß Rußlands in Polen konfessionelle Konföderationen (Vereinigungen) bildeten, traten auch die westpreußischen Protestanten der protestantischen Konföderation bei, so auch die Städte Christburg und Stuhm und vom Stuhmer Adel Carl Albert Schach v. Wittenau. Die anschließenden Bürgerkriege zwischen den Konföderationen führten zum Eingreifen der Großmächte und zur Ersten Teilung Polens (1772).

In der Ersten Teilung Polens kam Westpreußen und das Ermland sowie der Netzedistrikt an den Staat Friedrichs des Großen. Streng genommen hat die Angliederung Westpreußens an den Hohenzollernstaat nichts mit der polnischen Teilung zu tun, denn bei Westpreußen handelt es sich 1772 noch immer — rein formal – um einen selbständigen Staat, der 1569 von Polen widerrechtlich auf die Stufe einer polnischen Provinz herabgedrückt worden war. Außerdem war Westpreußen seiner Geschichte nach ein organischer Teil des Preußenlandes, man kann daher 1772 von einer „Wiedervereinigung Preußens" sprechen.

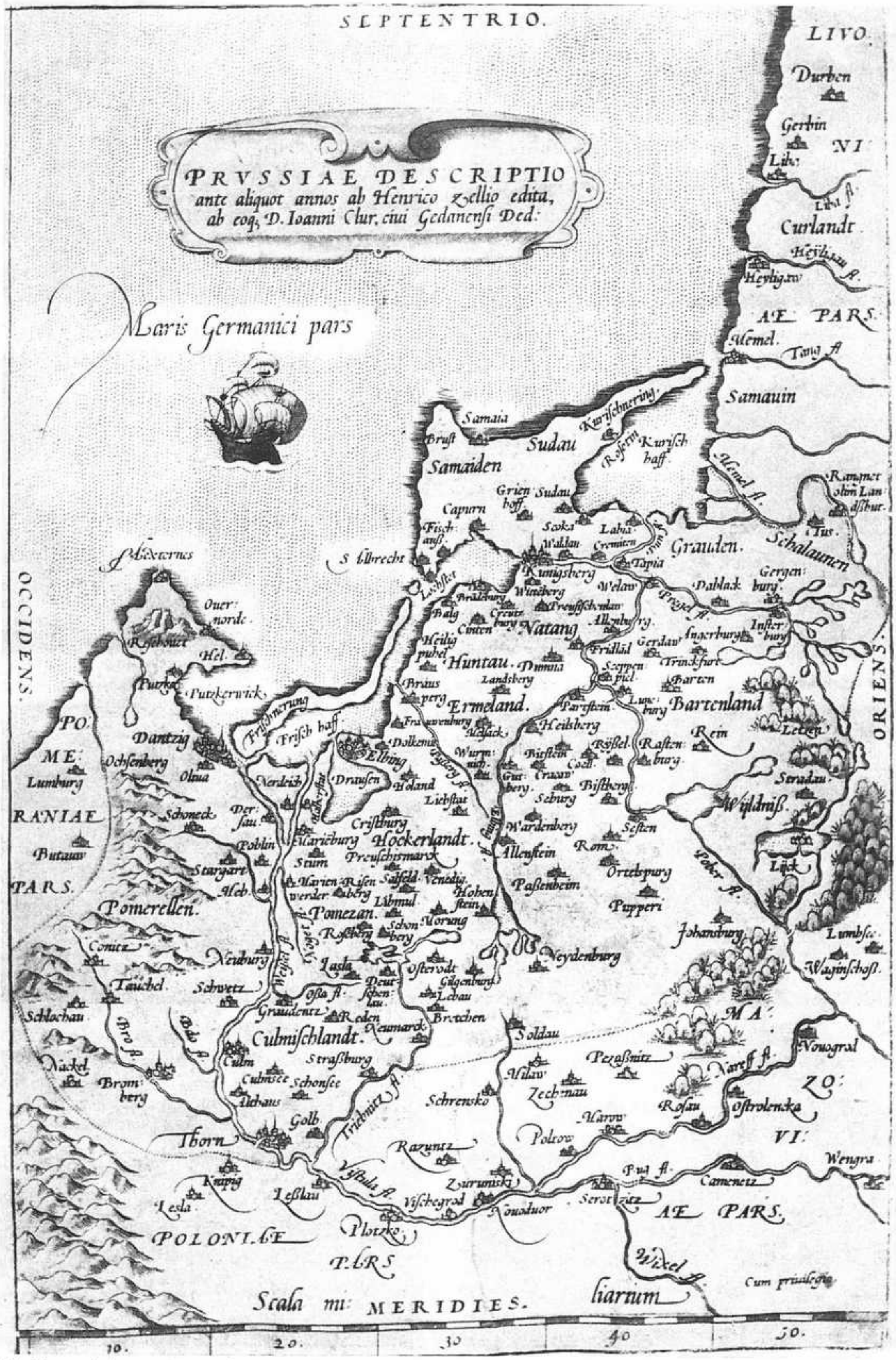
Die Huldigung der westpreußischen Stände vor den Beauftragten Friedrichs des Großen in Marienburg im September 1772 gibt uns die für uns Deutsche traurige Schlußbilanz der über 300jährigen polnischen Fremdherrschaft über Westpreußen. Eine kleine deutsch-evangelische Minderheit stand dort einer erdrückenden polnisch-katholischen Mehrheit gegenüber. Vom Stuhmer Adel huldigten bei der katholischen Gruppe 29 Vertreter als Besitzer von 38 Gütern; von diesen trugen 28 polnische Namen, der einzige deutsche Namensträger aber (Petrus Kalkstein) gehörte ebenfalls dem polnischen Volkstum an.

Bei der evangelischen Gruppe aber befand sich ein einziger deutscher Grundbesitzer, Carl Albrecht Schach (Schack) von Wittenau auf Stangenberg, daneben ein evangelischer Pole, Albertus Jackowski auf „Wengry" (Wengern). Die „Einsassen" (Bauern) der Starostei Stuhm huldigten bei der katholischen, die der Starostei Christburg bei der evangelischen Gruppe. Die Stadt Christburg hatte drei deutsche Abgeordnete entsandt, die Bürgermeister Nathanael Knie und Michael Frowerk sowie den Stadtschreiber Gottfried Thiel; daraus geht hervor, daß sie ihr Deutschtum rein erhalten hatte. Dagegen traten als Vertreter Stuhms außer dem deutschen Bürgermeister Johann Michael Heydenreich ein Bürgermeister Andreas Oszynski und ein Stadtschreiber Georg Urbanski auf, jedoch sind letztere nicht mit Sicherheit als Polen zu bezeichnen, da in dieser Zeit der Familienname schon nicht mehr als unbedingt zuverlässiges Kennzeichen der Nationalität gewertet werden konnte. Wichtiger sind in diesem Zusammenhange die Vornamen, und diese – Georg und Andreas, machen es wahrscheinlich, daß es sich hier doch wohl um Deutsche handelt – im Gegensatz zu den zweifellos polnischen Grundbesitzern.

Fragt man nach dem zahlenmäßigen Verhältnis von Deutschtum und Polentum in dieser Zeit, so kann man das für uns Deutsche „düstere" Bild, das die Huldigungslisten zeigen, allerdings nicht zugrunde legen. Es ist kein Spiegelbild der damaligen Nationalitätenverteilung, sondern nur das der Verteilung von Besitz, Macht und Einfluß. Nach den 1772 angestellten Ermittlungen setzt man das Deutschtum Westpreußens auf 50 bis 60 Prozent der Landesbevölkerung an, da eine Konfessionszählung etwa 50 Prozent Protestanten in Westpreußen ergab. Diese waren fast ausnahmslos deutsch. Außerdem aber muß man eine deutsch-katholische Gruppe, besonders im Ermland, berücksichtigen. Wir können annehmen, daß der Prozentsatz der Deutschen Westpreußens etwa dem im Stuhmer Gebiete entsprach. Am Ende der polnischen Zeit erschienen dort 75 Ortschaften in polnischer und 57 in deutscher Namensform, was aber auch keinen genauen Anhalt für die zahlenmäßige Stärke der Nationalitäten gibt, da die Größe der Dörfer verschieden war.

*Im Staate Friedrichs des Großen*

Die Herrschaft Friedrichs des Großen brachte nun nicht die erwartete deutsch-evangelische Reaktion in Westpreußen, sondern einen wirtschaftlichen Wiederaufbau, der allen Volksgruppen – Deutschen und Nichtdeutschen – zugutekam. Friedrichs erste Tat war der Erlaß eines „Notifikationspatentes", worin der für polnische Begriffe unerhörte Grundsatz der Duldung aller Konfessionen und der Rechtsgleichheit aller Untertanen ausgesprochen wurde. Die Achtung der Rechte der katholischen Kirche ging so weit, daß sich die deutschen Protestanten vielfach in ihren Hoffnungen getäuscht sahen. Die Toleranz gegenüber den Katholiken erschien damals vielen unverständ-




Die älteste bekannte Karte des Ordenslandes Preußen von Heinrich Zell (1542)



S t u h m : Waisenhaus in der ehemaligen Ordensburg



Burgtor



Ostseite des Marktes



Südseite des Marktes



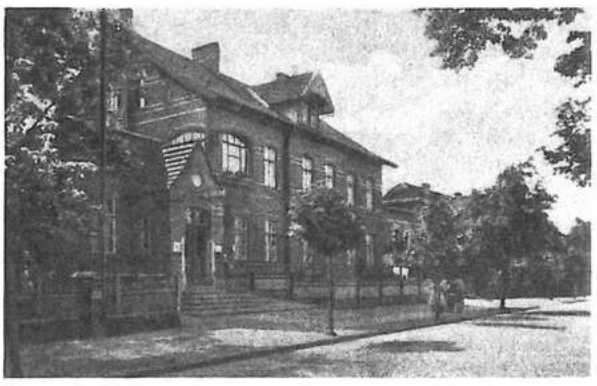
Westseite des Marktes



Kreishaus mit Kriegerdenkmal



Rathaus - Magistrat



Postamt

lich, weil Friedrich im Siebenjährigen Kriege vom Papst gebannt worden war und sein Staat von der päpstlichen Kurie nicht anerkannt wurde. Der Grundsatz der Rechtsgleichheit aber kam in einer Verordnung vom 8. November 1773 zum Ausdruck, wonach die Leibeigenschaft abgeschafft und durch die „Erbuntertänigkeit" ersetzt wurde. Danach erhielt jeder Untertan – auch der gutsherrliche – das Recht, gegen seinen Herrn staatliche Gerichte anzurufen. Diese als „Sensation" empfundene, in Polen undenkbare Neuerung wurde von den betroffenen – meist polnischen und kaschubischen – Bauern freudig begrüßt.

Wichtigste Maßnahme des Königs war der Aufbau einer Verwaltung. Für die neue Provinz, die auf Weisung des Monarchen am 31. Januar 1773 den Namen „Westpreußen" erhielt, wurde als Hauptverwaltungsbehörde die „Kriegs- und Domänenkammer" in Marienwerder eingerichtet. An ihre Seite trat – ebenfalls in Marienwerder – die sogenannte „Regierung", die – in Abweichung von unserem heutigen Sprachgebrauch – nicht oberste Regierungs-, sondern oberste Justizbehörde war und daneben auch einzelne Verwaltungszweige wie z. B. das Kirchen- und Schulwesen bearbeitete. Außer Kammer und Regierung bestanden noch Sonderbehörden. Die Verwaltungsgliederung war ständisch-merkantilistisch: Gemäß den besonderen Aufgaben, die im friderizianischen Staat den drei Ständen – Adel, Bürgern und Bauern – zugewiesen war, wurden diese auch organisatorisch voneinander getrennt. So faßte man die adligen Güter zu „Landkreisen" zusammen – jeweils unter der Leitung eines adligen „Landrates" –, die Städte bildeten „Steuerkreise" unter „Steuerräten", und die nichtadeligen Bauerndörfer und königlichen Güter, die früheren „Starosteien", wurden in „Domänenämter" umgewandelt. Die landrätlichen Kreise waren erheblich größer als die späteren, uns heute vertrauten Kreise. So umfaßte der „Landkreis" Marienburg die ganze frühere Wojewodschaft Marienburg – die späteren Kreise Marienburg, Elbing und Stuhm. Noch größer waren die städtischen Steuerkreise; ein solcher schloß außer den genannten Kreisen auch noch die späteren Kreise Marienwerder und Rosenberg ein. Dagegen entsprachen die Domänenämter den früheren Starosteien; ihre Bezirke waren nur klein. So befanden sich auf dem Gebiete des späteren Kreises Stuhm die Domänenämter Stuhm, Christburg und Straszewo. Während man an die Spitze der Steuerkreise und Domänenämter königliche Beamte stellte, wählte man die Landräte aus den einheimischen Gutsbesitzern aus. So erhielt dieses Amt im Kreise Marienburg 1775 der im Stuhmer Gebiete ansässige Adlige v. Kalkstein, Kleczewo, sein Nachfolger wurde 1803 v. Donimirski, Buchwalde. Aus der Tatsache, daß man auch Polen mit dieser Aufgabe betraute, erkennt man die damalige unbedingte nationale Toleranz des preußischen Staates.

Dieser Umstand widerlegt auch eindringlich den auf polnischer Seite gegen Friedrich den Großen erhobenen Vorwurf, er habe Westpreußen nach 1772 „germanisiert" und das polnische Volkstum verdrängt. Die Unsinnigkeit dieser Behauptung ergibt sich schon daraus, daß der König in Westpreußen und dem Netzedistrikt insgesamt nur etwa 12 000 Siedler ansetzte (ca. 2 Prozent der Landesbevölkerung). Das Ziel dieser Aktion war allein die Hebung der Landeskultur durch Einführung neuer wirtschaftlicher und landwirtschaftlicher Methoden. Diese sollten durch deutsche Einwanderer vermittelt werden. Ihre Zahl war nur gering; im Stuhmer Gebiet handelte es sich um 47 deutsche Handwerkerfamilien. Das einzig nennenswerte Siedlungsunternehmen war die Kultivierung des vom Staate erworbenen Gutes Weißhof im Jahre 1777. Die völkische und konfessionelle Struktur des Gebietes wurde nicht verändert, das Übergewicht der Katholiken und der polnischen Grundbesitzer blieb bestehen. In einigen Bauerndörfern herrschte das deutsche Element vor, ebenso in den Städten Christburg und Stuhm. Diese hatten allerdings nach unseren heutigen Maßstäben im Jahre 1772 mit 1283 und 469 Einwohnern nur die Größe mittlerer bzw. größerer Dörfer. Diese Zahlen erhöhten sich allmählich, besonders bei Christburg, da dieses durch Anlage einer Lohmühle und einer Juchtenfabrik wirtschaftlich gefördert wurde und durch Aufnahme einer Garnison im Jahre 1772 – einer Eskadron des Dragonerregiments v. Borstell – neuen Auftrieb erhielt.

*Der Krieg 1806/07, die Stein- und Hardenbergschen Reformen*

Im unglücklichen Kriege Preußens gegen Napoleon in den Jahren 1806 und 1807 brach der friderizianische Staat zusammen; es ergab sich die Notwendigkeit, ihn auf neue Grundlagen zu stellen. Die Stein-Hardenbergschen Reformen, die bald nach Kriegsende einsetzten, bedeuteten den ersten Schritt auf dem Wege vom Untertanen zum Staatsbürger. Der Adel verlor einige seiner jahrhundertealten Privilegien. Die Bauern wurden durch die sogenannte „Bauernbefreiung" aus der Abhängigkeit von ihm gelöst und die Bürger durch das Gesetz über die „Freiheit im Erwerb von Grundbesitz" und die Zulassung zu höchsten Staatsämtern den Adligen gleichgestellt. Darüberhinaus schuf die „Städteordnung" die Grundlage für eine bürgerliche Selbstverwaltung. Von einer Demokratie im heutigen Sinne war man jedoch noch weit entfernt. Nur ein Bruchteil der Einwohner einer Stadt hatte das Bürgerrecht – dieses hing von einem bestimmten Steuersatz ab –, und von den Bürgern waren nicht alle stimmfähig. So hatte nach einer Aufstellung des Jahres 1809 Christburg 1930 Einwohner, aber nur 208 Bürger, und von diesen waren nur 154 stimmfähig. Die entsprechendenZahlen für Stuhm waren 741, 97 und 49.

Eine weitere Reformmaßnahme war die Neuordnung der Staatsverwaltung. An die Stelle der bisherigen Provinzialministerien traten Fachministerien, und in den Provinzen wurden Gericht und Verwaltung klar getrennt. So wurde in Westpreußen 1808 die frühere „Kriegs- und Domänenkammer" unter dem neuen Namen „Regierung" einzige Verwaltungsbehörde; die frühere „Regierung" wurde auf ihre gerichtlichen Aufgaben beschränkt und erhielt den Namen „Oberlandesgericht"; ihre bisherigen Verwaltungsaufgaben, so z. B. in Kirchen- und Schulsachen, gab sie an die neue Regierung ab.

Ihren Abschluß fand die Verwaltungsreform nach den Freiheitskriegen. Sie wurde notwendig, nachdem der preußische Staat durch den Wiener Kongreß einen neuen Umfang erhalten hatte. Das Staatsgebiet wurde nun erneut in Provinzen gegliedert. Die Provinz Westpreußen erstand wieder – wenn man von dem zur Provinz Posen geschlagenen östlichen Netzedistrikt absieht – in den Grenzen der vornapoleonischen Zeit; die von Napoleon abgetrennten Gebiete, Danzig und das Kulmerland, wurden wieder mit ihr vereinigt. Eine wesentliche Neuerung aber war die Teilung der Provinz in die beiden Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder und die Gliederung der Regierungsbezirke in Kreise. An die Spitze der Provinz trat ein Oberpräsident, an die der Regierungsbezirke traten Regierungspräsidenten, an die der Kreise Landräte. Während die Bildung der Regierungsbezirke schon durch Gesetz vom 30. April 1815 festgelegt wurde, zog sich die Abgrenzung der Regierungsbezirke und Kreise noch bis zum 1. April 1818 hin. Dabei stellte man die Regel auf, daß die Kreise mindestens 20 000 und höchstens 36 000 Einwohner zählen sollten. Zu den 13 Kreisen des Regierungsbezirkes Marienwerder gehörte auch der Kreis Stuhm, der als Verwaltungseinheit bis 1945 bestehen sollte. Die Wahl Stuhms als Kreisstadt ergab sich aus seiner zentralen Lage.

Die neugeschaffenen Kreise unterschieden sich von den früheren Kreisen der friderizianischen Zeit dadurch, daß sie nicht nur Verwaltungsbezirke für den Adel, sondern auch solche für die Bürger und Bauern des betreffenden Gebietes waren; die alte ständische Gliederung war durch die Stein-Hardenbergschen Reformen überholt. Der Landrat aber erhielt eine besondere Stellung. Während Oberpräsident und Regierungspräsidenten reine Staatsbeamte waren, war der Landrat gleichzeitig Staatsbeamter und Vertrauensmann der Kreisbewohner – genauer gesagt der Grundbesitzer des Kreises. 1816 wurde verfügt, daß die Rittergutsbesitzer eines Kreises drei Kandidaten für den Landratsposten vorzuschlagen hätten; der König wählte dann einen der Vorgeschlagenen aus. Die Tatsache, daß nur die Großgrundbesitzer, die auf den Kreistagen den ersten Stand – vor den Städten und Landgemeinden – bildeten, wahlberechtigt und wählbar waren, machte deutlich, daß man in dieser Zeit von einer Gleichberechtigung aller Staatsbürger noch nicht sprechen konnte. Allerdings mußte als Fortschritt gewertet werden, daß der Adel aus seiner führenden Stellung verdrängt war, da seit 1808 auch Bürgerliche Rittergüter erwerben konnten. Trotzdem war das Ansehen des Adels noch so groß, daß er meist die Landräte stellte. So standen im Regierungsbezirk Marienwerder in der Zeit von 1818 bis 1870 46 adligen Landräten nur 17 bürgerliche Landräte gegenüber, obwohl schon 1841 306 bürgerliche und nur 266 adlige Rittergutsbesitzer vorhanden waren. So waren auch im Kreise Stuhm die ersten fünf Landräte sämtlich Adlige: v. Lyskowski – Choyten (1818-1827), Heinrich Georg Eduard Graf Rittberg (1827-1850), Hermann v. Wallenrodt (1850-1858), Heinrich Georg Adalbert Graf Rittberg (1858–1866) und Heinrich v. Geldern (1867-1872). Neben der adeligen Herkunft und der Heimat im Kreise war jedoch bei den wachsenden Aufgaben des Landrates auch juristische Bildung und Behördenpraxis erwünscht.

Diese besaßen der vierte und fünfte Landrat, Adalbert v. Rittberg und Heinrich v. Geldern. Bei dem letzteren war bemerkenswert, daß er kein Kreiseingesessener war und die Ritterschaft bei seiner Ernennung auf ihr Vorschlagsrecht verzichtet hatte. Dies zeigt, daß damals die ursprüngliche Forderung, daß der Landrat im Kreise angesessen sein sollte, schon nicht mehr erhoben wurde und hinter der Notwendigkeit der Behördenerfahrung zurücktrat. In der Folgezeit übte vor allem die Regierung einen entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der Landratsstellen aus; es kam darauf an, fähige Männer zu finden, die bereit und in der Lage waren, das Konzept der Regierung in ihren Kreisen zu verwirklichen. Dies Konzept aber galt einheitlich für den ganzen Regierungsbezirk, so daß die Kreise trotz struktureller Verschiedenheiten immer mehr aneinander angeglichen wurden.

### *Grundzüge der Entwicklung bis 1870*

Überblickt man in der Geschichte Preußens den Zeitraum von der Neuordnung der preußischen Verwaltung bis zur Begründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871, also einen Abstand von etwa fünf Jahrzehnten, so muß man — unter anderem – eine sehr wesentliche Tatsache herausstellen: Eine starke Zunahme der Bevölkerung, die vor allem auf die Agrarreform und die damit verbundene Befreiung und Existenzverbesserung der Bauern zurückzuführen war. Die Einwohnerzahl des preußischen Staates erhöhte sich von 10 auf 25 Millionen, und diese Entwicklung vollzog sich etwa gleichmäßig in allen Provinzen. Bei Westpreußen war der prozentuale Zuwachs sogar noch größer; so zählte dieses 1816 nur 570 000, 1871 aber 1 315 000 Einwohner. Auch die Bevölkerung des Kreises Stuhm vermehrte sich erheb-

lich – von 22 989 Einwohnern im Jahre 1821 auf 40 483 Einwohner im Jahre 1867. Es war bemerkenswert, daß dieser Prozeß nicht etwa in einer Epoche materiellen Wohlstandes zu verzeichnen war, sondern in einer Zeit wirtschaftlichen Notstandes, der eine Folge der vorausgegangenen napoleonischen Kriege und der für Preußen ungünstigen Handelspolitik Englands und Rußlands war. Da Westpreußens Haupterzeugnis und Hauptausfuhrartikel, das Getreide, im Auslande nicht mehr in ausreichendem Maße abgesetzt werden konnte, lagen Landwirtschaft und Handel darnieder. Der verarmte preußische Staat war jahrzehntelang nicht in der Lage, irgendwelche Hilfsmaßnahmen durchzuführen; seine größte Leistung in dieser Zeit war kultureller Art: die Einführung der allgemeinen Schulpflicht und die 1818 angeordnete Verpflichtung aller Landgemeinden, Schulen einzurichten. Erst um die Mitte des Jahrhunderts, als sich die internationale Wirtschaftslage gebessert hatte, wurden zwei sehr wichtige Aktionen eingeleitet: Straßen- und Eisenbahnbau. Zwischen 1854 und 1870 entstanden in Ost- und Westpreußen Landstraßen von insgesamt 372 3/8 Meilen Länge; weitere 71 1/4 Meilen waren 1870 im Bau, 53 5/8 Meilen geplant. Von Bromberg aus, dem Sitz einer königlichen Ostbahndirektion, wurde 1852 eine Eisenbahnlinie nach Danzig, 1860 eine solche nach Thorn gelegt; dazwischen war (1857) Danzig mit Königsberg verbunden worden. Der Ausbau des Streckennetzes zog sich freilich noch über Jahrzehnte hin, und die Landkreise wurden erst allmählich an den Verkehr angeschlossen. So erhielt die Kreisstadt Stuhm erst 1883 Eisenbahnverbindung.

Schon lange vor dem Beginn der geschilderten Verkehrsmaßnahmen aber hatte – wohl infolge der ungünstigen Wirtschaftslage nach 1815 – ein bedeutsamer Vorgang eingesetzt: eine starke Abwanderung von Angehörigen der polnischen Volksgruppe. Schon 1833 stellte Oberpräsident v. Schön fest, daß seit 1814 mehr als die Hälfte der polnischen Gutsbesitzer das Land verlassen habe, und 1840 befanden sich drei Viertel des früheren polnischen Grundbesitzes in deutscher Hand. Im Kreise Strasburg waren um 1830 nur 25 Prozent der Rittergutsbesitzer Deutsche, 1860 aber über die Hälfte. Zur gleichen Zeit hatten in allen westpreußischen Kreisen die deutschen Gutsbesitzer die Mehrheit, auch im Kreise Stuhm, wo 1772 nur ein einziger deutscher Grundbesitzer (Carl Albrecht Schach v. Wittenau) ansässig gewesen war. Die Neigung zur Abwanderung wurde bei den polnischen Gutbesitzern sicherlich auch dadurch verstärkt, daß der preußische Staat nach dem Polenaufstand von 1830 Polen nicht mehr zum Staatsdienst zuließ, wie dies noch kurz vorher geschehen war: Der erste Landrat des Kreises Stuhm, v. Lyskowski, war ein Pole gewesen!

Aber nicht nur die Zahl der polnischen Grundbesitzer, sondern auch die der Polen überhaupt ging zurück. Nach der Volkszählung von 1831 betrug ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung des Regierungsbezirkes Marienwerder nur noch 37 Prozent, im Jahre 1861 36 Prozent. Besonders auffällig ist, daß 1831 im Kreise Stuhm 21 700 Deutsche und nur 5425 Polen, d. h. nur 20 Prozent der Gesamtbevölkerung, gezählt wurden und in den Städten Stuhm und Christburg überhaupt keine Polen vorhanden waren.

*Industrialisierung und Landflucht*

Die Gründung des Deutschen Reiches bedeutete einen entscheidenden Einschnitt in der Geschichte, sie leitete einen unerhörten wirtschaftlichen Aufstieg, vor allem eine gewaltige Industrialisierung ein. Die Bevölkerung Deutschlands erhöhte sich von 1870 bis 1914 von 41 auf 68 Millionen. Die Folge der Industrialisierung war jedoch eine Landflucht großen Ausmaßes, von der besonders die preußischen Ostprovinzen ergriffen wurden. Die Abwanderung in den Westen – vor allem nach Berlin, Sachsen und dem Ruhrgebiet – war zeitweise so stark, daß sie durch die natürliche Vermehrung der Bevölkerung kaum noch ausgeglichen werden konnte. Die Bevölkerungsentwicklung der Ostprovinzen bietet daher nach 1870 ein völlig anderes Bild als vor 1870. Während bis dahin die Einwohnerzahl geradezu sprunghaft angestiegen war, nahm sie jetzt nur noch sehr langsam zu. Zwischen 1880 und 1910 hatten den geringsten Zuwachs die Regierungsbezirke Köslin (4,5 Prozent), Gumbinnen (10,9 Prozent) und Marienwerder (12,7 Prozent). Innerhalb des letzteren Bezirkes aber war der Kreis Stuhm am stärksten von der Landflucht betroffen; seine Bevölkerung ging sogar zurück – von 40 483 im Jahre 1867 auf 36 527 im Jahre 1910, also um 10 Prozent in 43 Jahren. Der Grund dafür war die rein agrarische Struktur des Kreises; die beiden Städte Stuhm und Christburg machten 1843 nur 11,5 Prozent und 1910 nur 17,2 Prozent seiner Einwohnerschaft aus und boten nur geringe Arbeitsmöglichkeiten.

Da aber vorwiegend deutsche Landarbeiter abwanderten, bedeutete dies eine Verschiebung des Nationalitätenverhältnisses. Während – wie erwähnt – laut Volkszählung von 1831 das polnische Element im Kreise auf 20 Prozent abgesunken war, stieg es bis zum Jahre 1910 wieder auf 43 Prozent an. Damals wurden neben 20 923 Deutschen 15 535 Polen, 13 Kaschuben und 22 Zweisprachige gezählt; der Konfession nach waren es 11 843 Evangelische, 23 878 Katholiken, 618 andere Christen und 188 Juden. In der Stadt Stuhm lebten neben 1656 Deutschen 1431 Polen, und von 123 ländlichen Ortschaften hatten 69 eine deutsche und 54 eine polnische Mehrheit. Die überwiegend polnischen Dörfer lagen in der Mitte, die überwiegend deutschen Dörfer am Nord-, Ost- und Westrand des Kreises. Von den 123 Ortschaften waren jedoch nur 13 rein deutsch und nur 3 rein pol-

nisch. In den übrigen Dörfern war die Bevölkerung gemischt, so daß man von einer deutsch-polnischen Lebensgemeinschaft sprechen konnte. Daraus ergab sich ein im allgemeinen gutes Verhältnis zwischen beiden Nationalitäten und Konfessionen.

Dies erklärt sich auch daraus, daß die preußische Verwaltung ihrer Tradition entsprechend die gesamte Bevölkerung ohne Rücksicht auf Nationalität und Konfession zu fördern bemüht war. Dies läßt der 1918 erstattete Bericht des letzten königlich preußischen Landrates, Walter von Auwers, erkennen. Die darin verzeichneten Leistungen und Erfolge waren beachtlich, so der Bau von Kirchen und Schulen, die Intensivierung der Landwirtschaft durch die Einsetzung eines „Kreiswiesenbaumeisters" (1912), der Bau von Arbeiterwohnungen, der Anschluß des Kreises an die Überlandzentrale Westpreußen (1912), die Einrichtung von Krankenkassen (1911) sowie die Beschaffung von Grundkapital für den Bau eines Krankenhauses (1913) und einer Kleinbahn von Christburg nach Posilge und Lichtfelde (1911). Ferner konnte Auwers darauf hinweisen, daß im Kreise 40 km Provinzialstraßen und 225 km Kreisstraßen fertiggestellt worden waren. Die Bedeutung der Kreisstadt Stuhm war durch die Einrichtung eines Zentralgefängnisses für Westpreußen (1911), die Eingemeindung von Stuhmsdorf, die Anlage von Wasserleitung und Kanalisation, die Begründung einer städtischen höheren Mädchenschule mit angegliederten Gymnasialklassen und die Aufnahme einer Garnison – des III. Bataillons des Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiments 152 – gewachsen. Ein Zeichen für die wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung war, daß sich zwischen 1904 und 1916 der Haushaltsvoranschlag der Stadt Stuhm von 51 000 auf 176 000 Mark, der des Kreises von 249 000 auf 539 000 Mark erhöht hatte.

*Von der Abstimmung bis zum Zweiten Weltkriege*

Die Leistungen der preußischen Verwaltung aber trugen wesentlich dazu bei, daß in der nach dem Ersten Weltkriege durchgeführten Volksabstimmung vom 11. Juli 1920, die über den Verbleib bei Deutschland entscheiden sollte, ein großer Teil der polnischsprechenden Bevölkerung des Stuhmer Kreises nicht für Polen, sondern für Deutschland stimmte. Während der Anteil der Polen an der Kreisbevölkerung 1910 – wie erwähnt – 43 Prozent betragen hatte, sprachen sich 1920 nur 19,07 Prozent, also weit weniger als die Hälfte, für Polen aus. Dieses Ergebnis war erstaunlich, selbst wenn man berücksichtigt, daß die polnische Volksgruppe von 1920 nicht mehr genau dieselbe war wie 1910 und ein Teil von ihr sich wahrscheinlich freiwillig dem Deutschtum assimiliert hatte. Enttäuschend für die polnische Seite mußte sein, daß sich 102 ländliche Ortschaften – von denen ein großer Teil eine polnischsprechende Mehrheit hatte – zu Deutschland und nur 22 Ortschaften sich zu Polen bekannt hatten. Sogar in Großwaplitz, dem Sitz des Polenführers, des Grafen von Sierakowski, hatte sich eine deutsche Abstimmungsmehrheit ergeben.

In der Folgezeit bröckelte die polnische Front immer mehr ab. So bezeichneten sich bei der Volkszählung im Jahre 1925 nur noch 15 Prozent als Polen; weitere 11 Prozent waren zweisprachig, die restlichen 74 Prozent deutsch. Noch deutlicher war der Rückgang des Polentums bei den Reichtagswahlen. So erhielt die polnische Partei 1928 nur 1306 von 14 363 Stimmen, d. h. 9 Prozent, und nach einem Anstieg auf 1506 im Jahre 1930 fiel die Stimmenzahl 1932 auf 974 ab. Die Abnahme der polnischen Stimmen hing damit zusammen, daß der Einfluß der polnischen Gutsbesitzer nach 1930 zurückging. Bis dahin hatten diese im Kreise noch eine große Rolle gespielt und waren durch lebhafte Agitation für die polnische Sache, Einrichtung von polnischen Minderheitenschulen und Unterstützung von Polen durch die „Bank Ludowy" in Allenstein hervorgetreten.

Nach dem Güteradreßbuch von 1929 war Graf Stanislaus v. Sierakowski, der schon erwähnte Führer der polnischen Volksgruppe, mit 2649 ha (den Gütern Großwaplitz, Reichandres, Groß Tillendorf, Kleinwaplitz, Ellerbruch und Ramten) der größte Grundbesitzer des Kreises; erst in weitem Abstande folgte ihm der größte deutsche Grundbesitzer, Georg Graf v. Rittberg (auf Stangenberg, Annenhof, Groß Baalau und Höfchen) mit 1720 ha. Über ausgedehnte Ländereien verfügte auch die polnische Familie v. Donimirski; so besaßen Witold v. Donimirski 570 ha (Hohendorf mit Georgenhof), Johann v. Donimirski 578 ha (Buchwalde mit Adl. Neuhof) und die polonisierte Familie v. Brochwitz-Donimirski 773 ha (Cyguß und Hintersee). Der Umfang der deutschen Güter war – abgesehen von dem schon genannten Besitz des Grafen Rittberg – geringer. So verfügte der zweitgrößte deutsche Grundbestizer, v. Flottwell auf Lautensee, über 544, Erich Zeppke auf Ober Teschendorf über 530 ha, und von 15 Gütern zwischen 300 und 500 ha befanden sich 14 in deutscher Hand; ein Gut gehörte der polnischen Familie v. Janta-Polczynski. Eine Änderung dieser Besitzverteilung brachte die Wirtschaftskrise am Ende der zwanziger Jahre. Diese zwang die polnischen Großgrundbesitzer, ihre Güter größtenteils zu verkaufen. So löste sich auch der große Güterkomplex des Grafen von Sierakowski auf; 1930 wurden die Güter Reichandres, Tillendorf und Ellerbruch und 1936 auch das Hauptgut Großwaplitz veräußert. Auf den gleichfalls aus polnischer Hand verkauften Gütern Buchwalde, Hintersee, Hohendorf, Ziegenfuß (Cyguß), Micherowo und Montken wurden Kleinsiedler angesetzt. Zur Schwächung des polnischen Grundbesitzes trat 1933 die Ausschaltung des Parlaments durch die nationalsozialistische Regierung, so daß den Polen die Möglichkeit genommen

wurde, ihre Interessen durch eine politische Partei zu vertreten.

Die Errichtung der Diktatur brachte auch für die Deutschen die politische Unfreiheit. Doch setzte nach 1933 ein wirtschaftlicher Aufstieg ein. Die Bevölkerung des Kreises, die zwischen 1867 und 1907, also in 40 Jahren, um 10 Prozent zurückgegangen war und seitdem stagniert hatte, stieg bis 1939 infolge der Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen auf 40 222 Einwohner an und erreichte damit wieder den Stand von 1867. Dabei war sogar noch zu berücksichtigen, daß der Kreis 1924 durch die Abtretung der Dörfer Willenberg und Tessensdorf an den Landkreis Marienburg verkleinert worden war. Die Bevölkerungszunahme entsprach ungefähr dem Reichsdurchschnitt. Damit hatte der Kreis Stuhm, der lange im Schatten gestanden hatte, wieder den Anschluß an die allgemeine Entwicklung gefunden. Der Hauptgrund dafür war die wirtschaftliche Förderung der beiden Städte Stuhm und Christburg, deren Einwohnerzahl sich bis 1939 auf 7372 und 3604, zusammen auf 10 976, d. h. auf 27,2 Prozent der Kreisbevölkerung erhöht hatte. Diese erfreuliche Aufwärtsentwicklung wurde durch den Zweiten Weltkrieg beendet.

*Zusammenbruch, Flucht und Vertreibung*

Im Januar 1945 brach die Katastrophe über Ostdeutschland herein. Vom 23. bis 25. Januar 1945 wurde das Kreisgebiet von russischen Truppen besetzt. Diese stießen auf keinen nennenswerten Widerstand. Nur bei Neumark kam es zu einem kleinen hinhaltenden Gefecht mit einer schwachen deutschen Abteilung, doch war dieses für den Gesamtverlauf der Operation belanglos.

Vor dem Einmarsch der Russen wurden Räumungsmaßnahmen eingeleitet, doch verliefen diese örtlich verschieden, da der Landrat – zugleich Kreisleiter der NSDAP — keine klaren Anweisungen erteilt hatte. Die Städte Stuhm und Christburg wurden fast vollständig evakuiert; die Bevölkerung wurde — mit Ausnahme weniger Einwohner, die freiwillig dort blieben – mit der Eisenbahn abtransportiert. Bei den Landgemeinden aber, für die vor allem eine Räumung durch Treck in Frage kam, führte man diese nicht einheitlich durch. An einigen Orten wurde sie überhaupt nicht angeordnet, zuweilen sogar gehemmt und verzögert, in manchen Fällen bei der allgemeinen Verwirrung befohlen und widerrufen. Die meisten Gemeinden stellten Trecks zusammen – laut Berichten 56 von 65 –, aber nur 7 dieser Trecks erreichten geschlossen ihr Ziel (3 in Westdeutschland, 4 in Mitteldeutschland). Die Wagen der Gemeinden Posilge und Altendorf kamen nur wenige Kilometer über ihre Heimatorte hinaus, stießen dort auf russische Truppen und wurden von diesen zurückgeschickt. 9 Trecks kamen in die Kreise Berent und Pr. Stargard, wurden dort einige Wochen festgehalten und fielen dann bei der Weiterfahrt Anfang März in Pommern den Russen in die Hände. Die Treckangehörigen wurden von diesen ausgeplündert, z. T. in die Heimat zurückgeschickt, z. T. nach Rußland verschleppt. Die meisten Trecks kamen bis Dirschau und lösten sich dort in allgemeiner Panik auf; Teile von ihnen erreichten Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Hannover. Die polnische Bevölkerung des Kreises schloß sich im allgemeinen nicht den Trecks an, hinderte aber auch nicht die Räumungsmaßnahmen der Deutschen.

Die in der Heimat Verbliebenen und die in sie Zurückgekehrten mußten Russen- und Polenherrschaft über sich ergehen lassen. Zu den „Ruhmestaten" der Roten Armee, wie sie aus ganz Ostdeutschland berichtet wurden, gehörten die Vergewaltigungen von fast allen Frauen vom Kindes- bis Greisenalter, Morde, Erschießungen, Verschleppungen, Plünderungen und sinnlose Zerstörungen. Zerstörungen wurden aus 40, Erschießungen aus 20, Ermordungen aus acht, Verschleppungen aus 11 Gemeinden des Kreises Stuhm gemeldet.

Neben der russischen Besatzung nahm eine polnische Verwaltung ihre Tätigkeit auf. Diese wurde von den betroffenen Deutschen im allgemeinen noch ungünstiger beurteilt als die Russenherrschaft. Die polnische Miliz tat sich durch besondere Terrormaßnahmen und Mißhandlungen hervor.

Die Deutschen wurden, wie überall üblich, aus ihren Grundstücken geworfen und diese polnischen Sied-

---

*Literatur:*


F. W. F. Schmitt: Geschichte des Stuhmer Kreises. Thorn 1868.

Max Bär: Die Behördenverfassung in Westpreußen seit der Ordenszeit. Danzig 1912.

Walter v. Auwers: Die Entwicklung von Stadt und Kreis Stuhm im 20. Jahrhundert. Stuhm 1918.

Felix Hassenstein: Chronik der Stadt Christburg. Christburg 1920.

Bernhard Schmid: Der Kreis Stuhm. Ein Abriß der älteren Geschichte 1236–1818. Stuhm 1935.

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder/Neiße. Bearbeitet von Theodor Schieder. Bonn o. J. (1953).

Die Ostgebiete des Deutschen Reiches. Hrsg. v. Gotthold Rhode. 2. Aufl. Würzburg 1955.

Otto Piepkorn: Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß. Detmold 1962.

Johann Ludwig Dortans: Die Verwaltung des westpreußischen Regierungsbezirks Marienwerder in den Jahren 1815 bis 1829. Bonn 1964.

Horst Mies: Die preußische Verwaltung des Regierungsbezirks Marienwerder 1830–1870. Köln 1972.

Walther Hubatsch: Westpreußische Verwaltungsgeschichte. Aufgaben und Probleme. Westpreußen-Jahrbuch 1973, S. 90– 96.

Horst Mies: Die Landräte im Regierungsbezirk Marienwerder 1818–1870.

lern übergeben. In Montauerweide und Tragheimerweide – und wohl auch an anderen Orten – wurde die deutsche Bevölkerung im Frühjahr 1946 fast restlos zur Landarbeit gezwungen und der größte Teil der deutschen Landarbeiter, die man dringend brauchte, erst im Spätherbst 1947 ausgewiesen. Damit war wohl die Vertreibung der Deutschen des Kreises Stuhm, die sich in anderen Teilen Ostdeutschlands noch bis 1949 hinzog, abgeschlossen.

Viele Jahre sind seitdem vergangen. Diejenigen aber, die rechtswidirg aus ihrer Heimat vertrieben wurden, haben heute mehr denn je die Pflicht, die Erinnerung an sie wachzuhalten und die Kunde von ihr an ihre Kinder weiterzugeben.

## Die Huldigungsliste von Marienburg

*Aus der Woiwodschaft Marienburg* *

*1. Weltliche Personen katholischer Religion*

Szeliski, Adamus, Landschöppe von Marienburg. *G.* Krastudi. — Donimirski, Wojciech, Landschöppe von Marienburg. *G.* Wohnt in Straszewo oder auf seinem Erbgut Gurken im Stuhmschen Bezirk. — Raba, Antonius, Regent am marienburgischen Landgericht. *G.* Zyguss. — Kruszyński, Constantius. *G.* Anteil in Lichtenfeld und halb Güldenfeld. — Wybicki, Alexander, Grod-Regent zu Christburg, wohnt zu Christburg und besitzt Starawies (Altendorf). — Kanigowski, Albertus. *G.* Neunhuben (bei Stuhm). — Szeliski, Michael, polnischer Kapitän a. D. *G.* Mlecewo. — Jozefowicz, Maciej, Jnstigator des marienburgischen Landgerichts. *G.* Tiefensee. — Kalkstein, Petrus, Notarius (Schreiber) des marienburgischen Landgerichts. *G.* Kleczewo. — Kczewska, Rosa, Witwe des Starosten von Stargard Joannes Kczewski, Lebtagbesitzerin der Güter Hogendorf und Ramsen. (Durch ihren Neffen [nepos ex fratre germano] Ludwik Kczewski, Sohn des wendenschen Unterkämmerers.) — Grąbczewska, Balbina, Kammerherrnwitwe, wegen eines Anteils vom Dorfe Trupy. (Die Vollmacht hat sich nicht ermitteln lassen, aber der Name findet sich in der unmittelbar nach der Huldigung selbst aufgestellten Namenliste.) — Sierakowski, Teodor, polnischer Kammerherr. *G.* Waplitz. — Wałdowska, Magdalena, Schatzmeisterin von Fraustadt. *G.* Grünfeld, Sledziowka, Blonaken. (Durch den Vorigen.) — Grąbczewski, Maciej, Unterkämmerer von Wenden. *G.* Buchwald, Kommerau, Neudorf. — Grąbczewski, Franciszek, Sohn eines Dirschauischen Richters, Bruder des vorigen. *G.* Telkwitz, Brzozowka. — Trzcieński (Trzciński), Franciscus Xaverius Kanden-, polnischer Generalmajor und Starost von Straszewo. *G.* Klein-Watkowitz, Polesken (Paleschken bei Stuhm), Straszewo, Honigfeld, Nikolaiken, Groß-Watkowitz. Die Unterschrift war bei den Akten nicht zu ermitteln. — Szeliski, Wiktor, Schwertträger von Liefland, hat keine Güter und wohnt in Marienburg. — Szeliski, Jozef, Sohn des Schwertträgers von Liefland, wohnt in Marienburg. — Łoś, (Losiowa), Agnisa verw. *G.* Halb Lichtenfelde. *W.* Dąbrowa, aber an den Stollen der Hufeisen mit je einem Doppelkreuz und als Helmschmuck der Adlerflügel von einem Pfeile wagrecht von links nach rechts durchschossen. (Durch Benedykt Lukowski.)

Die Stadt Tolkemit durch die Bürgermeister Martinus Ehm und Augustin Warner und den Stadtschreiber Joseph Kasimir Dopkiewicz. *W.* Das bei Hupp a. a. O. S. 19 beschriebene Siegel Sigillum civitatis Tolckmit. Der Vollmacht ist ein Verzeichnis der Einwohner beigefügt.

Dziewanowski, Jan, Sohn des Kastellans von Kulm. *G.* Weißhof. — Wilczewski, Piotr, Sohn des Landrichters von Marienburg. *G.* Hintersee. — Białobłocki, Laurentius, Landschöppe von Marienburg. *G.* Trankwitz. — Kłobuchowski, Stanislaw. *G.* Bomgarczik (Kl.-Baumgart). — Wilczewski, Jan, sächsischer Oberst, Untertruchseß der Ziemia Wizka. *G.* Wilszewo. — von Rexin, Georg Gneomar, Starost von Marienburg. — von Rexin, Euphrosina Ludovica Elisabeth verw. Generalmajor, geb. von Rexin, aus Tauenzien im Lauenburgischen, Pfandbesitzerin von Baerwalde und emphyteutische Besitzerin von Liebenthal, unter Beistand ihres Sohnes Michael Ernst v. R. (Durch ihren Sohn Georg Gneomar v. R.) — Przebendowski, Graf Joseph, polnischer Generalleutnant. *G.* Pulkowice. Die Unterschrift wurde nicht ermittelt. — Gostomski, Andreas Conradus, Unterkämmerer von Marienburg. *G.* Staren und Waldowo im Netzedistrikt. (Durch Jozef Pruszak, Sohn des Kastellans von Danzig.) — Goga, Bartłomiej, und dessen Stiefsohn Michał Dąmbrowski, Freischulzen in Straszewo. — Bielinski, Franciszek, Starost von Stuhm. (Durch den Surrogator der Starostei Stuhm Joannes Łysniewski.) — Łoyko, Felix Franciscus, polnischer Kämmerer zu Warschau. *G.* Schroop. (Durch den Starosten von Subkau Joseph Lindner.) — Lutomski, Jan, marienburgischer Landschöppe und Schatzschreiber der Lande Preußen. — Niewiesciński, Ludovicus, Jägermeister von Czernichow. *G.* Kontken. — Mielżyński, Josephus a Brudzewo, Kastellan von Posen, wegen der Schönbergschen Fähre. (Durch Gabriel Obrzutowski.)

Die Einsassen der Starostei Stuhm durch 6 Schulzen. von Paulitz, Johann Gottlieb, Dr., Hofmedikus und Landphysikus der Ökonomie Marienburg. — von Korytowski, Johann. *G.* Pluskowens. — Sękowski, Carolus, Kämmerer des Landes Zawskrzyn. *G.* Bruch. *W.* Swinka, aber das Siegelbild rechts ge-

* Die Vollmachten und Eidesunterschriften befinden sich im Geh. St.-A. Berlin R 7 B Nr. 2a 5 und 11.

wandt. (Durch den Pächter von Bruch Johann Christoph Schlubach.) — Gottowski, Andreas, Schulz zu Bruch, dem Sękowski gehörig. (Die Unterschrift ist nicht ermittelt.)

Die Einsassen der Starostei Marienburg durch Jakob Störmer. Ein Verzeichnis der Einwohner der Starostei (Kaldow, Vorschloß und binnen Walls) ist der Vollmacht beigefügt.

Czapski, M(ichael), Woiwode von Marienburg, Starost von Christburg. *G.* Ulkowy (Uhlkau), Drozdzenica (Drausnitz) und Radzmin. (Durch Joannes Lewinski, Gutsverwalter der Starostei Christburg.)

*2. Geistliche Personen katholischer Religion*

Das Jesuitenkolleg zu Marienburg. — Das Franziskanerkloster zu Christburg. — Die Äbtissin des Konvents der adligen Jungfrauen zu Warschau Sophia Komorowska durch den Subkauer Starosten Joseph Lindner. — Der Propst von Elbing. — Die propsteiliche Geistlichkeit zu Marienburg (die sogenannte Geistlichkeitsche Jurisdiktion). — Die Klerisei der Dekanate Marienburg, Christburg, Stuhm.

*3. Weltliche evangelische Personen*

von Korff, Nikolaus Wilhelm, Starost von Tolkemit. — von Amelang, Johann Theopil, Leutnant. *G.* Neufeldt. — Schack von Wittenau, Karl Albrecht, Generalmajor. *G.* Stangenberg. — Jackowski, Albertus de Nostycz-, michelauscher Landschöppe. *G.* Wengry. — Heermann, Ludwig Albrecht, Amtmann der Ökonomie Tiegenhof. — Sartorius, Andreas Anton, Postmeister zu Elbing. — Krokisius, Ernst Johann Friedrich, Notarius des Vogtamtes der Ökonomie Marienburg. — Kramer, Johann Friedrich, Kanzlist beim Obergericht Marienburg. — Laski, Christian, Erbeigentümer der Heidemühle bei Stuhm. — Pauli, Bogislaw Ernst, Vogt der Ökonomie Marienburg. — Scheffler, Christian, Schulz aus Trczanno. — von Paulitz, Nathanael Theodor, Assessor am Obergericht Marienburg. — Velhawer, Thomas Daniel, Notar in Marienburg, durch von Paulitz. — Velhawer, Johann Friedrich, Obergerichtsadvokat im Namen des Kollegiums der Advokaten zu Marienburg. — Lilienthal, Joseph, Amtsschreiber der Ökonomie Marienburg.

Die Stadt Neuteich durch die Bürgermeister Samuel Gustav Eggert und Wilhelm Pomian Pesarovius und den Stadtschreiber Christoph Ernst Uttecht. *W.* Siegelbild wie bei Hupp a. a. O. S. 19 beschrieben und mit der Umschrift Sigillum civitatis Nove Piscine. Der Vollmacht ist ein Einwohnerverzeichnis beigefügt.

Die Stadt Elbing durch die Bürgermeister Johann Ferdinand Jungschultz von Röbern und Andreas Theodor Brakenhausen und den Stadrichter Daniel Sigmund Conradi. *W.* Wappenschildtragender Engel mit der Umschrift Sigil. civit. Elbing wie bei Hupp a. a. O. S. 18 beschrieben. Der Vollmacht ist ein Einwohnerverzeichnis beigefügt.

Die Stadt Christburg durch die Bürgermeister Nathanael Knie und Michael Frowerk und den Stadtschreiber Gottfried Thiel. *W.* Sigil. civit. Christburgensis wie bei Hupp a. a. O. S. 22 beschrieben, doch mit erhobenem Schwert und der Jahreszahl 1629. Ein Verzeichnis der Christburger Bürger ist der Vollmacht beigefügt.

Die Stadt Stuhm durch die Bürgermeister und den Stadtschreiber Johann Michael Heydenreich, Andreas Oszynski und Georg Urbanski. *W.* Die Gottesmutter mit dem Kinde auf dem linken Arm. Umschrift: Sigill. civitatis Sthumensis; fehlt bei Hupp a. a. O. S. 26. Ein Bürgerverzeichnis ist der Vollmacht beigefügt.

Die Stadt Marienburg durch die Bürgermeister Karl Hoheisel und Johann Christian Krokisius und den Ratsverwandten Michael Benjamin John. *W.* Sigillum civitatis Mariaeburgensis wie bei Hupp a. a. O. S. 19 beschrieben. Ein Verzeichnis sämtlicher Bürger und Eingesessenen der Stadt ist der Vollmacht beigefügt.

Die Einsassen der Starosteien Christburg und Tolkemit, des Elbingschen Territoriums, des Scharpauischen Gebietes, des Baerwaldischen Gebietes, des Tiegenhöfischen Gebietes, des Vorschlosses Tiegenhof durch ihre Vertreter.

Die Einsassen des großen und des kleinen Marienburger Werders, die Emphyteuten in beiden Werdern, die Einsassen der kleinen Werderschen Niederung und die Einsassen auf den Schloßgründen zu Marienburg (Vorschloß, binnen Wall, Sandtor, Kaldow) durch ihre Vertreter. Den Vollmachten dieser letzten Gruppe sind Einwohnerverzeichnisse beigefügt.

Die Einsassen der Propsteilichen Gründe der Geistlichkeit zu Marienburg (nach den Bezirken der großen Geistlichkeit, der kleinen Geistlichkeit und am Mühlengraben) mit einem der Vollmacht beigefügten Einwohnerverzeichnis.

*4. Geistliche evangelische Personen*

Die lutherische Geistlichkeit durch die Pastoren Heinrich Gottlieb Porsch zu Kunzendorf, Daniel Friedrich Bobrick zu Neuteich, Johann Hoffmann zu Wernersdorf, Christoph Zacharias Habedank Skubovius zu Tansee, Samuel Leonhard Waechter zu Katzenase, Johann Friedrich Heermann zu Marienau, Johann Jakob Gammelkarn zu Tiegenort, Johann Gottfried Möller zu Christburg, Simon Görcke zu Lichtfelde, Jakob Wilhelm Hoffmann zu Losendorf. Als Auftraggeber erscheinen in den

Vollmachten die folgenden Pastoren: Abraham Busch in Lindenau, Immanuel Gottwert Plehwe in Gr.-Lesewitz, Karl Theodor Wundsch in Neukirch, Valentin Lobegott Hacker in Alt-Münsterberg, Christoph Gottlieb Porsch in Schadewalde, Christian Wolfgang Lächelin in Barent, Nathanael Peters in Liessau, Johann Benjamin Eppen in Gr.-Lichtenau, Christian Theodor Kelch zu Stalle, Johann Ephraim Oloff zu Altfelde, Ephraim Ohlert zu Thiensdorf, Peter Stelter zu Fischau, Johann Erich Horning in Schönberg, Christoph Gottlieb Schultze in Ladekop, Samuel Gottlieb Oloff in Bahrenhof, Friedrich Stolle in Fürstenwerder.

## Verzeichnis der Landräte des Kreises Stuhm 1818–1945

von Dr. Peter Letkemann

1. Xaver von Lyskowski, Gutsbesitzer auf Choyten, Landrat 1. 4. 1818 bis 1827
2. Heinrich Georg Eduard Graf von Rittberg, Gutsbesitzer auf Stangenberg, geb. 16. 5. 1789 auf Stangenberg, gest. 6. 11. 1866 ebenda, Landrat 1827 bis 1850
3. Hermann Ulrich Ernst Adolf von Wallenrodt, Leutnant und Gutsbesitzer auf Popehnen, Kreis Wehlau (Ostpreußen), geb. 31. 10. 1798 Ohlau (Niederschlesien), gest. 2. 3. 1872 Barthen, Landrat 1850 bis 1858
4. Heinrich Georg Adalbert Max Graf von Rittberg, Reg.-Assessor und Landrat, geb. 17. 2. 1823 auf Stangenberg, gest. 24. 4. 1897 ebenda, Landrat 1. 9. 1858 bis 4. 2. 1867
5. Heinrich Ludwig von Geldern, Reg.-Assessor, geb. 24. 4. 1834 Ebersdorf (Reuß), gest. 15. 1. 1892 Trier, Landrat 4. 1. 1868 bis 8. 10. 1872
6. Karl Gustav Hoppe, Reg.-Assessor, geb. 29. 11. 1838 Berlin, Interimistischer Landrat 1. 3. 1873 bis Mai 1874
7. Eugen Hugo Steinmann, Gerichtsreferendar, geb. 30. 11. 1839, Landrat 15. 3. 1875 bis Februar 1878
8. Max Eduard Wessel, Gutsbesitzer auf Sparau, geb. 27. 5. 1843 Stüblau, Kreis Danzig, gest. 5. 9. 1928 Danzig, Landrat 14. 1. 1880 bis 1892
9. Kurt Heinrich Gustav Arthur von Schmeling, Reg.-Assessor, geb. 10. 9. 1860 Berlin, gest. 4. 3. 1930 Potsdam, Landrat 12. 4. 1893 bis Sept. 1899
10. Klaus von der Osten, Reg.-Assessor, geb. 24. 6. 1859 Westerende-Otterndorf, Kreis Hadeln, Landrat 28. 5. 1900 bis 1904
11. Dr. Walter Gottfried Auwers (seit 1912: von Auwers), Reg.-Assessor, geb. 18. 7. 1869 Berlin, gest. 8. 3. 1940 in Berlin, Landrat 22. 10. 1904 bis 29. 11. 1922
12. Josef Fischenich, Regierungsrat (Regierungsvizepräsident a. D.), geb. 30. 8. 1885 Burg-Schweinheim, Kreis Rheinbach, gest. 2. 9. 1972 Nörvenich, Landrat 27. 6. 1923 bis 29. 3. 1928
13. Dr. Aloys Zimmer, Reg.-Assessor (Staatsminister a. D.), geb. 18. 5. 1896 Weiten, Bezirk Trier, gest. 11. 4. 1973 Trier, Landrat 3. 10. 1928 bis 7. 7. 1933
14. Artur Franz, Hofbesitzer in Pestlin und Kreisdeputierter, geb. 9. 5. 1894 Gr. Weide, Kreis Marienwerder, gest. 5. 5. 1945, Aarhus, Landrat 20. 8. 1935 bis 1945.

## Das Wappen des Kreises Stuhm

Während die deutschen Städte seit dem 13. Jahrhundert das Recht zur eigenen Wappenannahme hatten und den preußischen Provinzen bereits seit 1880 ein eigenes Wappen verliehen wurde, wurden im Gegensatz hierzu die preußischen Landkreise als „nicht wappenfähig" angesehen. Nach der Auflösung des preußischen Heroldamtes und vor allem infolge des ausgeprägten Willens der Landkreise trat in dieser Ablehnung des Staates eine Änderung ein.

Besonders in der letzten Zeit sehen wir den preußischen Landkreistag sich mit dieser Frage nachhaltig beschäftigen.

Es gibt zur Zeit bereits eine ansehnliche Anzahl von Landkreisen, welche die staatsministerielle Genehmigung zur Führung eines eigenen Wappens erhalten haben. Zu diesen Landkreisen gehört auch der Kreis Stuhm, dessen Körperschaften am 23. März 1929 den einstimmigen Beschluß faßten, ein eigenes Kreiswappen zu schaffen. Dieser Beschluß wurde unter dem 27. September 1929 durch das preußische Staatsministerium genehmigt.

Das Wappen des Kreises mit der kreisförmigen Umschrift soll Symbol der historisch gewordenen Rechtspersönlichkeit des Kreises sein. In ihm kommt auch die Stetigkeit der Verwaltung des Kreises zum Ausdruck. Es wird beim Siegel und Stempel des Kreisausschusses und sonstiger vom Kreise eingerichteter Anstalten Anwendung finden.

Der Kreis Stuhm umfaßt

1. das Gebiet der Vogtei Stuhm, und zwar bis auf die in jüngster Zeit an die Stadt Marienburg abgetretenen Dörfer Tessensdorf und Willenberg vollständig;
2. das Gebiet des Waldamts Bönhof vollständig;
3. einen kleinen Teil der Komturei Christburg, und zwar etwa ein Siebentel mit den Kammerämtern Morainen und Posilge.

Bei der Wahl des Kreiswappens fand in erster Linie das Wappen des Vogtes von Stuhm Berücksichtigung, dessen Amtsnachfolger der Landrat von Stuhm gewissermaßen ist.

Das Wappen ist aus dem Amtssiegel des Vogtes von Stuhm bekannt. Es enthält einen weißen Balken in Rot. Dieses Wappen war auch das Banner, unter dem die Ritterschaft von Stuhm bei Tannenberg 1410 ehrenvoll focht. Ihr Anführer war der Großkomtur des Ordens, Kuno von Lichtenstein, der in der Schlacht fiel.

Der Waldmeister von Bönhof hat einen Tannenzapfen im Siegelbilde.

Das farbige Wappen des Kreises Stuhm zeigt den weißen Balken des Vogteiwappens von Stuhm in Rot, der mit drei Tannenzapfen des Waldmeisters zu Bönhof belegt ist. Die Farbe der Tannenzapfen ist in Grün gehalten.

Der Entwurf dazu stammt von dem Provinzialkonservator, Herrn Oberbaurat Dr. Schmid-Marienburg.

(Aus dem Heimatkalender des Kreises Stuhm 1931)

## Soldaten und Garnisonstädte im Stuhmer Land

von Walther K. Nehring

*Das Ordensland Preußen 1231 bis 1466*

Unter dem Begriff „Garnisonstadt" ist ein Ort zu verstehen, der dauernd mit Truppen belegt ist, die ihr „Standquartier" dort haben. Der Zweck der Belegung kann unterschiedlich sein, wie die unmittelbare Verteidigung der betreffenden Ortschaften – also einer Burg, einer Festung, eines Brückenkopfes – oder die Möglichkeit, aus ihr heraus schnell einen Verteidigungsabschnitt zu erreichen, z. B. Gebirgspässe oder Flußbrücken, aber auch eine eigene Bereitstellung zum Angriff. Im 19. und 20. Jahrhundert hatten und haben sich diese Begriffserläuterungen gelokkert. Wirtschaftliche Vorteile und Voraussetzungen für eine zweckmäßige Ausbildung sowie ein gutes Verkehrsnetz spielen nun auch eine Rolle.

Die mit Genauigkeit und Zuverlässigkeit aufgezeichnete Geschichte unseres Deutschen Ritterordens läßt deutlich erkennen, daß nach diesen Grundsätzen bereits im alten Preußenland verfahren worden ist.

Die Urbewohner unserer Heimat, die Prußen, waren ein wehrhaftes Volk, das sich der Christianisierung durch den Ritterorden mit anerkennenswerter Härte und Ausdauer über ein halbes Jahrhundert – von 1230 bis 1283 – erfolgreich widersetzen konnte. Eines der Mittel dazu war seine Burgentaktik. Noch heute gibt es im Kreise Stuhm etwa 20 erkennbare prußische Burgen; sie waren sozusagen die ersten Garnisonen jener Zeit. Die Ordensritter erbauten ihre Burgen, um ihren Vormarsch längs der Weichsel von Thorn her zum Meer zu sichern. Zunächst wurden sie in Form eines Walles aus Erde und Holz mit einem Graben errichtet, später aus Stein, wie sie heute noch in der Heimat von deutscher Tatkraft und deutscher Kultur zeugen.

Auf beiden Seiten ging es um den Besitz der Burgen, die die Beherrschung des Landes gewährleisteten. 1243 hing das Schicksal des Ordens von der Behauptung der geringen Zahl seiner Burgen ab, bis neue Kreuzfahrerheere die Kampfkraft der Ritter verstärkten.

Die Ordensburgen standen unter dem militärischen Befehl eines Komturs oder Pflegers, dem ein Konvent von zwölf Ritterbrüdern unterstand, daneben Priesterbrüder, dienende Brüder und Ordenssöldner. Aus heutiger Sicht wäre damit ein Regimentskommandeur von 1914 mit seinen zwölf Kompaniechefs zu vergleichen, oder – ganz neuzeitlich – der Kommandeur eines Verteidigungsbezirkes der Bundeswehr von 1971 mit seinen Stabsoffizieren für die Unterbezirke.

Im Gebiet unseres Landkreises Stuhm gab es seit 1288 die in zahlreichen Kämpfen besonders bewährte Christburg und seit 1326/35 die Burg von Stuhm. Sie kann als symbolischer Vorgänger der Garnison von 1913 angesehen werden, wenn man die Kabinettsorder Kaiser Wilhelms II. über die Fahne des späteren Stuhmer Bataillons mit Zustimmung liest:
„Ich habe beschlossen, die Fahnen des Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiments Nr. 152 mit dem Zeichen des Deutschen Ritterordens ... zu schmücken ... Ich will dadurch das Andenken an die unsterblichen Verdienste ehren und lebendig erhalten, die sich der Orden um Deutschland erworben hat, indem er in langem, aufopferungsvollem Ringen Preußen den Segnungen des Christentums gewonnen, weite Ländergebiete deutscher Gesittung erschlossen und erhalten hat ..."

Der bekannte Schriftsteller Hans v. Hülsen erkennt die soldatischen Leistungen des Ordens (neben seinen großartigen organisatorischen) in seinem Werk „Tragödie des Ritterordens" ausdrücklich an. Der Historiker Wernicke bestätigt die „gute taktische Schulung der Ordensritter" auf Grund seines Quellenstudiums. Otto Piepkorn, unser Heimatschriftsteller aus Christburg, hält die Komture auf Grund ihrer Leistungen für „erprobte und ausgesprochene Soldaten".

Die politische Entwicklung führte trotzdem nach fast zwei Jahrhunderten anerkannter einmaliger Aufbauleistung des Ordens zum Zusammenbruch. Im Kampf gegen eine zahlenmäßig überlegene polnisch-litauische Streitmacht wurde das Ordensheer im Juli 1410 bei Tannenberg geschlagen. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen und 200 Ritter fielen nach heldenhaftem Kampf, ebenso etwa 4000 Ordenssöldner, darunter auch viele treue Prußen. Die Tatkraft des Komturs Heinrich Reuß von Plauen rettete die Marienburg, das Haupthaus des Ordens, durch eine „gigantische soldatische Leistung", wie v. Hülsen feststellt.

*Das „Königliche Preußen" von 1466 bis 1772*

In diesem langen Zeitabschnitt litt unsere engere Heimat unter ständigen verheerenden Durchmärschen befreundeter und feindlicher Truppen, da der polnische König nicht imstande war, den versprochenen Schutz zu gewährleisten. Dazu kamen die Schwedenkriege von 1605 bis 1635 und von 1655 bis 1660 zwischen Schweden und Polen, das durch den deutschen Kaiser unterstützt wurde. Stuhm war daher 1626 bis 29 schwedisch, 1629 bis 35 brandenburgisch, 1656 bis 60 wieder schwedisch.

Am 12. November 1655 übernahm Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg, vorübergehend den Schutz der beiden Teile des Preußenlandes, da die polnische Krone handlungsunfähig war und 1657 auf die Lehnshoheit im Herzogtum Preußen verzichten mußte. 1678 marschierten kurbrandenburgische Regimenter wieder einmal „recta via" – geradewegs – durch Polen über Marienwerder nach dem „Herzoglichen Preußen" (Ostpreußen).

Der Nordische Krieg von 1701 bis 1722 brachte durch Schweden, Russen und Polen erneut große Not ins Weichselland. 1704 bot König Friedrich I. von Preußen der Freien Stadt Danzig seine Unterstützung an.

*Garnison Christburg*

Im Frühjahr 1717 verlegte Friedrich Wilhelm I. das Dragoner-Regiment von Blankensee aus Ostpreußen nahe an das Christburger Land heran und eine Schwadron (zu zwei Kompanien) unter dem Oberstleutnant von Papstein und dem Kapitän von Wreech direkt nach Christburg hinein, die am 24. Mai dort eintraf. Anscheinend beurteilte man das Städtchen als besonders geeignete Garnisonstadt, übrigens die erste in unserem Heimatgebiet! Vielleicht wollte man sich auch nur einen Brückenkopf über die Sorge für einen etwaigen Vormarsch nach Westen sichern. Beachtlich bleibt dabei, daß Christburg damals noch zum „polnischen Einflußgebiet" gehörte, der preußische König aber trotzdem seine Truppen dort garnisonieren ließ. Ein bezeichnendes Beispiel für die Zustände in diesem Bereich, die der Führung Polens schon damals über den Kopf gewachsen waren.

An sich galt im Königreich Polen und im „Königlichen Preußen" von 1544 bis 1772 eine Wehrverfassung, die eine Reiter- und eine Fußmiliz vorsah, die aber nicht zum wirksamen Tragen kam.

Anfang 1717 stand in Christburg eine Schwadron des Kgl. polnischen „Krondragoner-Regiments" des deutschen Obersten von Prebendau, die aber vor dem preußischen Regiment von Blankensee ausgewichen sein dürfte. Es war eines der sieben polnischen Dragoner-Regimenter, die in Bekleidung, Bewaffnung und Kommandosprache bis 1766 nach deutschem Muster organisiert oder, wie man damals sagte, „auf deutschen Fuß gestellt" waren.

Die polnische Kronarmee hatte aber keinen wesentlichen Kampfwert. In den Garnisonen Elbing, Graudenz und Thorn standen insgesamt nur 1000 Mann, die mangelhaft ausgerüstet waren.

*Im wiedervereinigten Preußenland (1772 bis 1919)*

Wie auf wirtschaftlichem, so entwickelte Friedrich der Große auch auf militärischem Gebiet eine rege Tätigkeit, um die zurückerworbenen Landesteile ausreichend zu sichern.

*Christburg erneut Garnisonstadt*

Dabei erhielt auch unser späteres Kreisgebiet bereits 1772 eine preußische Garnison in Christburg. Es war eine Schwadron des damaligen Dragoner-Regiments Nr. 9, das mit seinem Stab und einer weiteren Schwadron bis zum Kriegsausbruch 1806 in Riesenburg, mit den übrigen Schwadronen in benachbarten westpreußischen Städten untergebracht war. 1779 verstärkten Kompanien eines „Garnison-Regiments", das etwa einem Ersatztruppenteil der beiden Weltkriege entsprach und im allgemeinen über keine felddiensttauglichen Soldaten verfügte, die in Christburg bereits garnisonierten Truppen. Damals erhielt die Stadt die königliche Anordnung, wie alle Garnisonstädte Wochenmärkte für die Soldatenfamilien einzurichten.

Ob die Christburger in jener Zeit – im Gegensatz zu den Stuhmern von 1913 – über diese Einquartierung oder Garnisonierung glücklich waren, ist keine offene Frage. Sie waren es sicherlich nicht; denn Baracken oder Kasernen gab es damals noch nicht, und die Mannschaften mußten mit ihren Familien, mit Troß und Pferden in Bürgerquartieren untergebracht werden. Reibungen aller Art waren daher unvermeidlich, zumal die Truppe aus Söldnern bestand, die häufig Ausländer waren. Es ist daher kein Wunder, wenn der damalige Regimentschef (ein Vorfahre des Verfassers), Generalmajor Johann Bogislav v. Zitzewitz, sich am 24. März 1788 von Riesenburg aus über den Christburger Bürgermeister Dreher beschwerte, weil es Schwierigkeiten mit der Unterbringung gab.

Bereits am 13. Juli 1774 hatte der König ein ähnliches Anliegen aus Marienwerder mit harten Worten abgelehnt: „Ihr seid alle Narren. Meint Ihr, daß ich um solcher Schlingels einen einzigen Dragoner umquartieren sollte, so betrügt Ihr Euch sehr ... Ein wenig modester gegen das militarium ...!" Dabei dachte Friedrich mit Sicherheit an die großen Schwierigkeiten mit den Soldatenfamilien, deren Kopfzahl meistens derjenigen der Truppe entsprach.

Am 29. März 1785 wurde dann doch durch eine königliche Kabinettsorder verfügt, weitere Plätze wie „Schwetz, Konitz oder was sonst noch solcher Oertter sind", mit Truppen zu belegen, um die dauernde Belastung nur einiger weniger Städte aufzulockern.

*Die militärische Organisation*

Es mag interessieren, einige Bemerkungen über die militärische Organisation jener Zeit zu lesen.

Die altpreußischen Kavallerie-Regimenter bestanden meistens aus fünf Schwadronen zu je zwei Kompanien. Gesamtstärke etwa 700 Mann. Der Regimentskommandeur war ein Oberstleutnant oder Oberst; er war für die Ausbildung und Kampfführung verantwortlich. Über ihm stand der „Regimentschef", ein Generalmajor, der die oberste Dienstaufsicht hatte, einschließlich der Truppenverwaltung auf allen Gebieten (Ausbildung, Offiziersnachwuchs, Organisation, Verpflegung, Bekleidung, Pferde, Waffen, Besoldung). Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Ernennung zum „Ehrenchef eines Regiments" zu einer seltenen Auszeichnung für hochbewährte Generale. Zum Beispiel wurde Generalfeldmarschall von Hindenburg im Ersten Weltkrieg Ehrenchef des Ma-

surischen Inf.-Rgts. Nr. 147 und Generaloberst von Falkenhayn des Deutsch-Ordens-Inf.-Rgts. Nr. 152, also auch unseres Stuhmer Bataillons. Falkenhayn stammt übrigens aus Westpreußen, Hindenburg aus Posen.

Obwohl die Regimenter listenmäßig mit Nummern bezeichnet waren, wurden sie nach ihren Chefs benannt. So hieß das Riesenburger Regiment „Dragoner-Regiment von Pomeiske", und ab 23. August 1785, nach Ernennung des 61jährigen Generalmajors Johann Bogislav von Zitzewitz zum „Chef", trug es dessen Namen bis zu seinem Abschied aus der Armee im September 1788. Dieser Brauch wurde erst 1821 abgeschafft.

Im 18. Jahrhundert führte jede Schwadron eine Standarte als Erkennungs- und Sammelzeichen im beweglichen Reiterkampf, ebenso der Regimentskommandeur seine Leibstandarte, um jederzeit seinen Platz im Kampf für Freund und Feind zu kennzeichnen.

Doch zurück zur Stadt Christburg: 1792 stand dort noch immer eine Dragonerschwadron in Garnison, die nunmehr zum „Regiment von Borstell", dann „von Bruckner" und schließlich „Graf von Herzberg" gehörte. Man baute ihr sogar ein Wachthaus und eine „Montierungskammer" und erstaunlicherweise ein Wohnhaus für den Major von Hainski, der mit Luise von Zitzewitz verheiratet war.

*Christburg erhält eine französische Garnison*

Der unglücklich verlaufene Krieg von 1806/07 gegen Napoleon änderte die militärischen Dinge im Stuhmer Lande wesentlich, da die aktive Truppe ins Feld rückte. Aber erst am 19. Januar 1807 kam es auch zum Kampf in unserer engeren Heimat in und um Christburg und Neuhof, dem späteren Gut Neuburg, und das Ergebnis dieses Kampfes war eine siebenjährige Besatzungszeit durch die Franzosen. Man ertrug nunmehr nach 25 Jahren preußischer Garnison eine französische, wie man von 1758 bis 1762 eine russische Besetzung Ostpreußens und des Landes am Sorgefluß überdauert hatte.

Christburg wurde an diesem Tag von zwei Kompanien des II. Bataillons des 1797 neuaufgestellten 2. Westpreußischen Infanterie-Regiments verteidigt, das später den Namen Grenadier-Regiment König Wilhelm I. (2. Westpreußisches) Nr. 7 bis 1918 trug. Eine französische Brigade griff mit weit überlegener Kraft die Stadt von Finckenstein her an und schloß die preußischen Truppen ein. Ersatztruppen des Bataillonskommandeurs von Prökelwitz konnten über Pachollen und über Baumgarth bis Neuhof vordringen, blieben dann aber im Feuer der Franzosen liegen, so daß die Aktion abgebrochen werden mußte. Immerhin gelang es etwa 100 Mann, sich mit den Fahnen zum Bataillon durchzuschlagen, das dann über Lichtfelde auswich. Die Franzosen richteten dann im Kloster Christburg bis zu ihrem Abmarsch 1813/14 ein Militärlazarett ein.

Das Jahr 1812 brachte den Aufmarsch der kaiserlich-französischen „Grande Armée" zum Angriff auf Rußland. Von April bis August durchzogen Truppen Napoleons und seiner Verbündeten das westpreußische Land beiderseits der Weichsel nach Osten. Nach ihrer vernichtenden Niederlage in Rußland wälzten sich die Reste der geschlagenen Armee in gleicher Weise über das Preußenland nach Westen zurück.

Am 17. März erließ König Friedrich Wilhelm III. den berühmten Aufruf „An mein Volk", dem am 23. März der Königliche Erlaß zur Bildung der Landwehr folgte. Dieser forderte für den bevorstehenden Befreiungskampf gegen die Franzosen „das Volk in Waffen" – ein Novum in der preußischen Geschichte. Damit wurde das Jahr 1813 die Geburtsstunde der allgemeinen Wehrpflicht, die ihrerseits eine der Voraussetzungen zur Befreiung Europas vom Joch Napoleons wurde.

Das Landwehr-Inf.-Regt. Marienwerder war aus Mannschaften des ganzen Kammerbezirks zusammengestellt worden, schloß also den Stuhmer Kreis mit ein. Es machte die Feldzüge 1813/14 mit und bewährte sich in hohem Maße. In gleicher Weise traten Freiwillige aus dem Stuhmer Land in die Jägerbataillone und National-Kavallerie-Regimenter ein.

*Christburg erhält eine Landwehrgarnison*

Nach den Befreiungskriegen wurde am 5. März 1817 das 3. Westpreußische Landwehr-Regiment aufgestellt. Das Regiment wurde bald umbenannt in „Danzig-Marienwerdersches Landwehr-Rgt. Nr. 5 a", dessen II. Bataillon wiederum Christburg als Garnison erhielt. Am 15. August 1821 wurde die Christburger Garnison aber nach Marienburg verlegt.

Damit war der 1818 geschaffene „Kreis Stuhm" mit Ausnahme von Landwehrbezirkskommandos bis zum Oktober 1913 ohne Garnisonen, die an anderer Stelle dringender gebraucht wurden. Wahrscheinlich hatte hierzu das anerkennende Urteil des berühmten Generals Bülow von Dennewitz von 1815 über den Landsturm in und um Marienwerder beigetragen, der aktive Truppen in diesem Gebiet für unnötig hielt.

*Stuhm als Garnisonstadt 1913/18*

Durch den Ausbau des Heerwesens im Jahre 1913 bot sich der Kreisstadt Stuhm die ersehnte Gelegenheit, auch Garnisonstadt zu werden, da das im benachbarten Marienburg liegende Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiment Nr. 152 endlich sein III. Bataillon erhalten sollte. Der rührige Landrat von Auwers erkannte ebenso wie Bürgermeister Schmidt die großen Vorteile einer Garnison in menschlicher, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht und erzielte das Einver-

ständnis des Kgl. Preußischen Kriegsministeriums zu diesem Plan, nachdem Kreis und Stadt Stuhm ihrerseits wirtschaftliche Zusagen gemacht hatten. Die Bevölkerung würdigte die Verdienste ihres Landrates und ehrte ihn nach dem Einzug der Truppe durch einen Fackelzug.

Am 1. Oktober 1913 traf das neugebildete III. Bataillon (abgekürzt III./152 bezeichnet) mit Eisenbahntransport in Stuhm ein, wo es durch den Regiments-Kommandeur, Oberst Stamm, in Gegenwart des Divisions- und Brigade-Kommandeurs feierlich begrüßt wurde. Am 2. Oktober wurde das Bataillon vom Bürgermeister, den Vertretern der Stadt und den vaterländischen Vereinen willkommen geheißen.

Das Bataillon war durch Abgabe von je zwei geschlossenen Kompanien des Ostpreußischen I. und des Ostwestpreußischen XX. Armeekorps aufgestellt worden.

Es waren die Kompanien:
2./I. R. 146 unter Hptm. Zeitz († 1914) – wurde die neue 9./I. R. 152; 3./I. R. 18 unter Hptm. Kowaleck wurde die neue 10./I. R. 152; 9./I. R. 33 unter Hptm. Höhne – wurde die neue 11./I. R. 152; 11./I. R. 41 unter Hptm. Beckherrn († 1914) – wurde die neue 12./I. R. 152.

Bataillonskommandeur war zunächst Major Saenger, dann vertretungsweise Major Frühling und schließlich Major Bredau, Adjutant Leutnant Macholz, Bataillonsschreiber Sergeant Wigocki.

Die Truppe wurde vorerst in Baracken am Stadtausgang nach Marienburg untergebracht, da die Kasernen erst im Herbst 1914 fertig werden sollten. Für die Kompanien und ihr Führerkorps war es naturgemäß hart, aus ihren bisherigen persönlichen und dienstlichen Bindungen herausgelöst zu sein, vor allem für die verheirateten Soldaten und Beamten, für die geeignete Wohnungen in ausreichendem Maße zunächst nicht zur Verfügung standen. Die Kompaniechefs Beckherrn und Kowaleck wohnten sehr bescheiden am Markt im alten Haus des Kaufmanns Tucholsky. Später gab es gute Militärwohnhäuser.

Das Bataillon mußte sich außerdem als neuer Verband in sich festigen und in den ihm bisher fremden Verband seines neuen Regiments in Marienburg hineinwachsen. Guter Wille, gemeinsame Ausbildung und Erziehung, Austausch von Offizieren waren sehr gute Voraussetzungen für diesen Prozeß, wozu auch der gute Kontakt mit den Bürgern der neuen Garnisonstadt und dem Landkreis Stuhm wesentlich beitrug.

*Militärische Feiertage*

Ein hoher Feiertag im Leben des Stuhmer Bataillons war der Neujahrstag 1914, an dem ihm seine Fahne verliehen wurde. Es war zugleich die letzte Fahnenweihe des preußischen Heeres, mit der eine zweihundertjährige stolze und denkwürdige Tradition endete. Die Feier fand in der Ruhmeshalle des Zeughauses in Berlin statt. Die Abordnung des Regiments bestand aus seinem Kommandeur, Oberst Stamm, dem Fahnenoffizier, Oberleutnant Liel, und dem Fahnenträger, Sergeant Genschow.

Mit dem Eintreffen des Kaisers begann die eindrucksvolle symbolische Nagelung der Fahnentücher aller beteiligten Truppen an die Fahnenstangen. Der Kaiser schlug den ersten Nagel ein, gefolgt von seiner Familie und der Generalität, während die Kommandeure und die Fahnenoffiziere die Fahne an der Spitze und am Ende hielten. Dann wurde die kirchliche Weihe vollzogen, während eine Batterie den Ehrensalut von 21 Schuß abfeuerte. Anschließend wurden die neuen Feldzeichen an der Spitze der bereitstehenden Ehrenkompanie eines Garderegiments vor dem Zeughaus am Kaiser vorbeigetragen. Damit war das unvergeßliche militärische Schauspiel beendet.

Ein hoher Festtag war auch der Geburtstag des Kaisers am 27. Januar 1914, der mit einer Paradeaufstellung und einem Vorbeimarsch vor den Spitzen der Behörden und vor der Bürgerschaft und abends mit Kompaniefeiern in der Stadt begangen wurde.

Die folgenden Monate des Jahres 1914 verliefen bis zum August im üblichen Rahmen der Truppenausbildung. Der Einzelausbildung der Rekruten des Jahrganges 1913 folgten die Kompaniebesichtigungen im April, denen sich im Mai Bataillonsübungen und gefechtsmäßige Scharfschießsen auf dem Übungsplatz Gruppe bei Graudenz anschlossen. Ab Juni wurde die feldmäßige Ausbildung durch längere Übungsmärsche, Felddienst- und Nachtübungen gefördert.

Am 28. Juni wurde der österreichische Thronfolger in Sarajewo ermordet.

Im Juli begann die vorgesehene Urlaubsperiode des Bataillons. Niemand dachte an die Möglichkeit eines Krieges.

*Der Erste Weltkrieg*

Am 31. Juli, 15 Uhr erging die amtliche Vorwarnung: „Drohende Kriegsgefahr!" Das Bataillon wurde bereits um 20 Uhr mit der Bahn verladen, um dringende Bahnsicherungsaufgaben zu übernehmen. Die 9. Kompanie wurde in Christburg bis Groß Waplitz eingesetzt, die 10. in und um Miswalde, die 11. um Riesenburg, die 12. um Elbing. Diese Ortsnamen waren den Soldaten aus dem vaterländischen Unterricht über die Geschichte des Ordenslandes Preußen gut bekannt, aber auch aus theoretischen und praktischen Übungen der letzten Monate.

Am 1. August wurde die „Mobilmachung des Heeres" für den folgenden Tag befohlen. Damit entstand eine gewaltige Arbeit, die nur unter Einsatz aller Kräfte

schnell und zuverlässig gemeistert werden konnte, zumal die Masse des Bataillons außerhalb der Garnison eingesetzt war. Die „etatsmäßigen" Kompaniefeldwebel waren damals in der Reihenfolge 9. bis 12.: Heimuth, Werner, Schwendowius und Tilwik; auf ihren Schultern lag eine erhebliche Verantwortung.

Die allgemeine Stimmung in Stadt und Land war patriotisch gehoben. Zahlreiche Kriegsfreiwillige meldeten sich zum Eintritt. Die Siege von 1870/71 und eine 43jährige Friedenszeit hatten die Schrecken eines Krieges verblassen lassen. Die furchtbare Wirkung neuzeitlicher Waffen war nicht bekannt und nicht vorstellbar.

*Die menschlichen Beziehungen zur Garnison*

Der Stuhmer Bevölkerung und ihren Soldaten war nur eine kurze Frist beschieden gewesen, um sich gegenseitig kennenzulernen. Immerhin hatten der lange Winter und das Sommerhalbjahr ausreichend Möglichkeiten geboten, Kontakte miteinander aufzunehmen. Die Soldaten und ihre Unteroffiziere und Offiziere waren bei allen Veranstaltungen in der Stadt und ihrer Umgebung gern gesehene Gäste, die das bis dahin ruhige Leben der Kleinstadt Stuhm wesentlich aufgelockert und auch die örtlichen Wirtschaftszweige gefördert hatten. Die Kaisergeburtstagsfeiern der vier Kompanien waren in üblicher Weise mit Theater und Tanz in großem Rahmen durchgeführt worden – sehr zur Freude der zahlreich geladenen jungen Weiblichkeit, ihrer stolzen Mütter und der Väter, die gern ihrer eigenen Dienstzeit „beim Kommiß" gedachten.

Die angebahnte Verbundenheit zeigte sich beim Ausmarsch des Bataillons, als die ganze Stadt auf den Beinen war und die Soldaten mit Blumen überschüttete.

Ab 11. August wurde das III. Bataillon (unter Major Bredau mit den oben genannten Kompaniechefs und Kompaniefeldwebeln) im Raum von Allenstein im Rahmen seines Regiments bereitgestellt und löste sich damit für die Dauer des großen Krieges vom Heimatgebiet des Kreises Stuhm.

Als Nachfolger während der Kriegsjahre 1914/18 wurde später das Ersatz-Bataillon des gesamten I. R. 152 nach Stuhm verlegt. Sein Kommandeur war lange Zeit der Hauptmann der Reserve Lickfett, Gutsbesitzer in Stuhmsdorf und Vater unseres Heimatkreisvertreters Gottfried Lickfett.

Einige bekannte Namen aus diesem Bataillon sind: Leutnant Hans Podzun, einer der vier späteren Schwiegersöhne des Landschaftsrates Ludwig Rohrbeck auf Gut Neuburg bei Christburg, von denen drei als Offiziere des Marienburg-Stuhmer Regiments 152 im Felde standen, während der vierte aus dem Marienburger Nachfolge-Regiment 3 stammte; Hauptmann Drinkuth, ein alter 152er Reserveoffizier wie auch Oberleutnant der Reserve Schwerin, der jahrelang bis Anfang 1917 Batl. Adjutant war, ferner Leutnant Zumbusch. Sie alle waren vorübergehend oder dauernd felddienstunfähig geworden. Leutnant Werner von Winckler starb nach schwerer Verwundung im Stuhmer Kriegslazarett.

*Das Kriegsende*

Trotz aller Siege und der Tapferkeit seiner Soldaten, erlag das deutsche Heer der zahlenmäßig ungeheuren Übermacht der feindlichen Entente Frankreich, England, Amerika, Italien, Japan und Rußland und ihrer materiellen Überlegenheit an Kampfwagen.

Am 10. November 1918 erfuhr das Inf.Regt. 152 an der Front, daß mit baldiger Waffenruhe zu rechnen sei. Der Kaiser hätte dem Thron entsagt. Die neue Regierung fordere aber Gehorsam und Ordnung wie bisher.

In alter soldatischer Disziplin marschierten daraufhin die Reste des Regiments der Heimat entgegen – nach Osten...

2258 Mannschaften, 211 Unteroffiziere und 81 Offiziere ihres Regimentes waren für Kaiser, Reich und Volk gefallen.

Am 28. Dezember erst traf der erste Transport in Marienburg ein. Ein neuer Zeitabschnitt war angebrochen.

*Nach dem Ersten Weltkrieg*

Die Abrüstung Deutschlands war gemäß dem Diktat von Versailles vom 28. Juni 1919 bis zum 1. Januar 1921 durchgeführt worden. Im Kreise Stuhm gab es keine Garnison, da keine Truppen dafür vorhanden waren. Wohl aber gab es hin und wieder kleine Manöver – auch Herbstübungen genannt –, zu denen Teile der kleinen Reichswehr aus benachbarten Standorten, früher als Garnison bezeichnet, herangeführt wurden.

Am 29. und 30. August 1932 kämpften bei einer solchen Herbstübung das 1. Preußische Reiterregiment unter Oberstleutnant Stumme († 1942 bei Alamein als Kdr. General), das 3. Preuß.Inf.Rgt. unter Oberst von Niebelschütz (1945 von Russen erschlagen), die I. Abteilung des 1. Preuß.Artl.Rgts. und die 3. Komp. des 1. Preuß.Pionier-Bataillons im südlichen Teil des Kreises beiderseits der Achse Pestlin – Kollosomp – Mienthen – Schönwiese. Der Divisions-Kommandeur der 1. Preuß.Division in Ostpreußen, Generalleutnant v. Blomberg (nach 1945 in Gefangenschaft gestorben) war anwesend. Am Abend des 30. August gab es ein Biwak, das Tausende von Zuschauern anlockte und durch einen Zapfenstreich der drei Musikkorps des Inf. Regiments unter der Stabführung des Obermusikmeisters Möller vom II. Bataillon be-

endet wurde. „Begeistert und ergriffen stimmte die Menschenmenge dann in das Deutschlandlied ein", wie die „Weichselzeitung" am 31. berichtete.

*Im Zweiten Weltkrieg 1945*

Der russische Durchbruch durch die deutsche Front Mitte Januar 1945 zog auch unseren Heimatkreis in das bittere Kriegsgeschehen hinein.

Zu großen Kämpfen kam es dabei nicht, da es dort keine kampfkräftigen deutschen Verbände gab. Die Russen überschritten die Kreisgrenzen von Süden her, ihre Aufgabe war es, die Ostflanke ihres Hauptangriffes auf Elbing zu sichern, der am 23. Januar begonnen hatte.

Christburg wurde von ihnen am 24. Januar etwa um 9 Uhr aus Richtung Alt Christburg her gegen geringen deutschen Widerstand besetzt, Posilge um 12 Uhr und Altfelde um 15 Uhr, womit die Verbindung zwischen Elbing und Marienburg vom Feinde unterbrochen war.

Eine westlich davon vorgehende feindliche Marschgruppe erreichte aus Richtung Riesenkirch her gegen 13 Uhr, nachdem sie das Manövergelände von 1932 durchquert hatte, mit ihren Spitzen die Linie Altmark — Heinrode, wo sie ihr Vorgehen zunächst einstellte. Vereinzelte deutsche Postierungen standen in der Linie Watkowitz – Portschweiten. Russisches Artilleriefeuer lag um 15 Uhr auf dem „Schwarzen Bruch" südwestlich von Portschweiten. Stuhm wurde an diesem Tage noch nicht besetzt; allerdings wurde die Stadt von deutschen Einwohnern geräumt.

Mit diesem harten Schlußbild fällt für unabsehbare Zeit der Vorhang über das Thema „Soldaten und Garnisonstädte im Stuhmer Land".

Was unsere Vorfahren dort in über 700 Jahren fleißiger Arbeit kulturell und wirtschaftlich aufgebaut hatten, ist durch unsere ungerechte Vertreibung aus der Heimat 1945 in fremde Hände übergegangen; aber das Rad der Geschichte dreht sich, wenn auch nicht zurück. „Nichts ist endgültig geregelt, was nicht gerecht geregelt ist!"

*Literaturverzeichnis*


1) B. Schumacher: „Geschichte Ost- und Westpreußens", Holzner Verlag, Würzburg, 1958, 3. Auflage.

2) E. Wernicke: „Marienwerder", 1933, Neuauflage 1968. Verlag Wendt Groll GmbH, Herford, früher Marienwerder.

3) E. Zivier: „Polen, Perthes Länderkunde", Gotha 1917, Verlag Perthes A. G.

4) F. Gause: „Geschichte des Preußenlandes", Verlag Gerh. Rautenberg, Leer, 1966.

5) F. Gause: „Deutsch-slavische Schicksalsgemeinschaft", Holzner Verlag, Kitzingen, 1953.

6) E. Keyser: „Westpreußen", Holzner Verlag, Würzburg 1962.

7) G. Rhode: „Die Ostgebiete des Deutschen Reiches", Holzner Verlag, Würzburg, 1956, 3. Auflage.

8) H. v. Hülsen, „Tragödie des Ritterordens", Münchner Verlag, bisher Bruckmann, 1948.

9) A. Winnig, „Der Deutsche Ritterorden und seine Burgen", Langewiesche Verlag.

10) Otto Piepkorn: „Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß", Verlag H. Bösmann GmbH, Detmold, 1961.

11) „Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen", Heft 25. Posen 1933. Im Verlag der Histor. Gesellschaft für Posen.

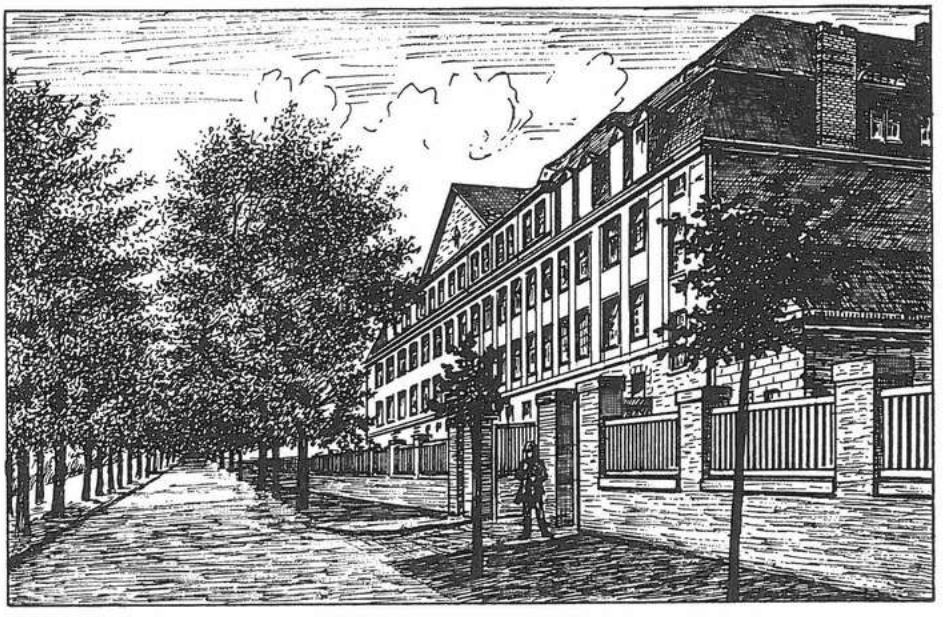
12) „Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift im Wartheland", Heft 2. Posen 1940. Im Verlag der Histor. Gesellschaft im Wartheland.

13) „Deutsche Garnison- und Traditionsstädte — Soldat im Grenzland Ostpreußen", Dr. Kimenkowski Verlag Berlin, 1938.

14) G. v. Mülverstedt: „Das Riesenburgische Dragoner-Regiment" (Nr. 9). Alter Bericht, ohne Jahrgang.

15) K. Strecker: Das Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiment Nr. 152", Verlag Bernard u. Graefe, Berlin 1933.

16/18) „Westpreußen-Jahrbuch", 1962 (Inf.-Rgt. 152), im Verlag Rautenberg, Leer; 1970 u. 1971 (Westpr. Truppenteile, ihre Garnisonen und ihre Feldzeichen), im Verlag Fahle, Münster i. W. — je ein Beitrag von Walther K. Nehring.

Die Kaserne in Stuhm

# EHRENTAFEL
## des Deutsch-Ordens- Infanterie-Regiments Nr. 152

Für des Vaterlandes heilige Sache fanden im großen Kriege 1914/1918 den Tod als Helden und treue Soldaten nachstehende Offiziere und Fähnriche:

Major v. Poten
Hauptmann Beckherrn
Hauptmann Dütschke
Hauptmann v. Grczymala
Hauptmann Hoefer
Hauptmann v. Osterroth
Hauptmann Schmidt (Theodor)
Hauptmann Schwendig
Hauptmann v. Seelhorst
Hauptmann Zeitz
Stabsarzt Dr. Benkmann
Oberleutnant v. Bercken (vermißt)
Oberleutnant Engler
Oberleutnant der Reserve Erdmann
Oberleutnant Podzun (Fritz)
Oberleutnant der Reserve Springer
Oberleutnant der Reserve Woesner
Leutnant der Reserve Albers
Leutnant der Reserve Auerswald
Leutnant der Reserve Baaske
Leutnant Bahr † 28. 3. 1918
Leutnant Behrendt
Leutnant der Reserve Behring
Leutnant Boden
Leutnant Brandt
Leutnant der Reserve Compter
Leutnant der Reserve Dahms
Leutnant der Reserve Ellmer
Leutnant der Reserve Fresenius
Leutnant Georgi
Leutnant Harmjanz (Werner)
Leutnant der Reserve Heimann
Leutnant der Reserve Hennig
Leutnant Hildebrandt
Leutnant der Reserve Hückel
Leutnant Jannasch
Leutnant der Reserve Johl
Leutnant der Reserve Joost
Leutnant der Reserve Kamutzki
Leutnant der Reserve Klempau
Leutnant Kramer
Leutnant der Reserve Kurzinna
Leutnant der Reserve Lenssen
Leutnant der Reserve Meyer (Hugo)
Leutnant der Reserve Merseburg (vermißt)
Leutnant Panknin
Leutnant der Reserve Pflanz
Leutnant der Reserve Poch
Leutnant der Reserve Poczka
Leutnant Püttker
Leutnant der Reserve Radtke
Leutnant der Reserve Ratza (vermißt)
Leutnant der Reserve Rein
Leutnant der Reserve Reinicke
Leutnant der Reserve Rorig
Leutnant der Reserve Ruchniewicz
Leutnant Ruge
Ass.-Arzt der Reserve Dr. Rürup
Leutnant Schlück
Leutnant der Reserve Schmelter
Leutnant Schmidt (Joh.)
Leutnant der Reserve Schmidtke
Leutnant der Reserve Schulze (Ernst)
Leutnant der Reserve Schumacher
Leutnant der Reserve Steinke
Leutnant Toltz
Leutnant der Reserve Turner
Leutnant Wernicke
Leutnant v. Winkler (Werner)
Leutnant Wichert
Leutnant der Reserve Windmann
Leutnant Winzerling
Leutnant der Reserve Wolter
Leutnant v. Wussow
Leutnant der Reserve Ziesemer
Leutnant der Reserve Zitzlaff
Fähnrich Bock
Fähnrich Dumrath
Fähnrich Herrlinger
Fähnrich Neumann
Fähnrich Pape
Fahnenjunker Unteroffizier Simon

Mit ihnen besiegelten 2364 tapfere, brave Unteroffiziere und Mannschaften ihre Treue zu ihrem Kaiser und zum Reich mit dem Tode.

Wohl ihnen, daß sie den Zusammenbruch der Armee und die Schmach Deutschlands nicht mehr erlebten.

Wir sind stolz auf unsere Helden und unser unauslöschlicher Dank folgt ihnen über das Grab hinaus.

Ehrfurchtsvoll neigen wir unser Haupt vor ihnen.

Marienburg Wpr., im Mai 1919.

Im Namen des Offizierskorps

Modrow,

Oberst und Kommandeur des Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiments Nr. 152

# Die Volksabstimmung im Kreise Stuhm

## Wie Stuhm kämpfte und sich behauptete

von Otto Kammel

Schon im Januar 1918 wurden die 14 Wilsonschen Punkte bekannt, und in Punkt 13 hieß es, daß Gebiete mit unzweifelhaft polnischer Bevölkerung zu Polen kommen sollten. Dennoch konnte sich bis in die letzten dunklen Kriegstage im November auch kein noch so mißtrauischer Pessimist in Stuhm vorstellen, daß aus diesem Punkt für Stuhm eine ernsthafte Gefahr entstehen könnte. Stuhm polnisch, das war doch ein völlig absurder Gedanke, das war nicht zu fassen. Stuhm war nach Lebensart und Kultur, nach Verwaltung und Wirtschaft, Tatkraft und Leistung unzweifelhaft deutsch. Auch für Stuhm kamen nun unruhige Zeiten. Bei den Parteiversammlungen tauchten immer wieder auch Polen auf, die für einen Anschluß an ihren neuen Staat warben.

Im Mai 1919 wurden die Vorschläge und der Entwurf des Versailler Friedensvertrages bekannt. Das löste in der Heimat großes Erschrecken aus, ja man kann wohl von einem Schrei der Entrüstung sprechen. Zu lebhaft waren die Folgen der polnischen Zeit von 1466 bis 1772 im westpreußischen Volk bekannt. Das war dort durchaus lebendige Vergangenheit! Zu viele hatten ja auch im Kriege Polen kennengelernt, und die Schwierigkeiten im neuen Polen waren durchaus nicht verborgen geblieben.

In dieser neuen Situation mußte rasch, energisch und durchgreifend gehandelt werden, denn die Stimmung im Volk war sehr gedrückt. Gerüchte liefen um: Es werde gar nicht zur Abstimmung kommen, die Polen werden sich einfach das Land nehmen, da wir ja nun wehrlos seien. Oder: Die Abstimmung werde doch nur eine Farce werden, man werde schon Mittel finden, uns zu enteignen. Und: Es werde gefährlich sein, sich für Deutschland einzusetzen, diejenigen würden doch ausgewiesen werden, und die Polen werden sich hinterher rächen. Und immer wieder wurde angeführt, durch Versailles wären wir ja doch zu Armut und Elend verdammt, da könnten wir machen, was wir wollten, aber Polen, dem Lieblingskind der Westmächte, werde es besser und besser gehen. Dieses Argument wurde von den Polen immer wieder ins Feld geführt.

Das Selbstgefühl mußte wieder gestärkt, Vertrauen in die Zukunft geweckt werden. Es mußte etwas getan werden, vor allem Aufklärung tat not. Dr. Fleischer aus Danzig gründete die Arbeitsgemeinschaft der politischen Parteien, und die Stuhmer schlossen sich dieser Initiative sogleich an. Geschäftsführer der politischen Parteien in Stuhm war Herr Richter aus Danzig. Es wurden sofort Versammlungen einberufen, in denen die Bevölkerung über die Lage aufgeklärt wurde, politisch, rechtlich und historisch. Die Polen entsandten dazu eine Clique von jungen Leuten. Aber sie konnten nichts anders als Zwischenrufe wie „Noch ist Polen nicht verloren!" anbringen. Auch die Presse, die Stuhmer und Christburger Zeitung, stellten sich bedingungslos hinter die deutsche Sache, nach einiger Zeit auch die Fachpresse, z. B. die der Landwirtschaft.

So wichtig aber auch die politische Aufklärung war, sie genügte bei weitem nicht. Das Volk mußte von der Gefühlsseite angefaßt werden, die Unterschiedlichkeit der deutschen und polnischen Kultur mußte bewußt gemacht, ein Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen werden durch Ton, Wort und Bild. Deswegen schuf man in Marienburg den Ostdeutschen Heimatdienst, daneben bestand an manchen Orten noch die Volksratsbewegung. Beide schlossen sich für die Abstimmungszeit im ganzen Abstimmungsgebiet zusammen. Kreisleiter für Stuhm wurde Kreisbaumeister Niemann. Vorsitzender für das ganze Land war Lehrer Götz, Pr. Königsdorf. Zentrale war das katholische Gesellschaftshaus in Marienburg. Das ganze Land wurde nun rasch mit einem ganzen Netz von Ortsvereinen überzogen. Schließlich arbeiteten zwei Organisationen Hand in Hand, die Arbeitsgemeinschaft der politischen Parteien unter Dr. von Holtum für das ganze Gebiet, und die Arbeitsgemeinschaft für Heimatdienst und Volksrat unter Oberstleutnant von Oelsnitz, die eine für politische Aufklärung, die andere für Pflege des Heimatgedankens. Das ganze lief im Jahre 1919 erst an, es brauchte eine gewisse Zeit der Vorbereitung.

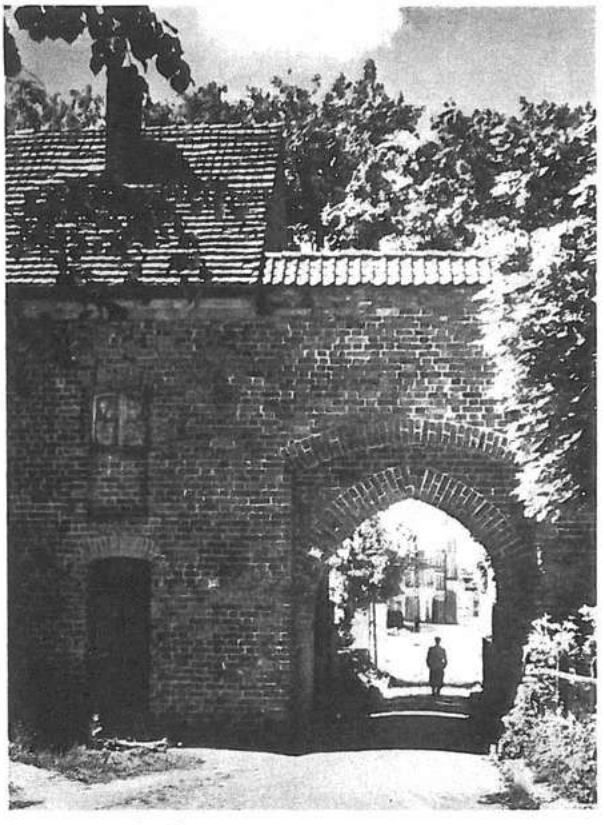
Inzwischen aber mußte sofort mit den sachlichen Arbeiten für die Abstimmung begonnen werden. Dafür wurde in Elbing eine Zentralstelle unter Dr. von Kries geschaffen, deren Hauptaufgabe es war, die Listen vorzubereiten.

So ging das Jahr 1919 zu Ende, und am 9. Januar 1920 wurde der Versailler „Friedensvertrag" in Kraft gesetzt. Der „Korridor" mußte übergeben werden, das deutsche Militär hatte auch das Abstimmungsgebiet zu verlassen, der Abschied gestaltete sich recht ergreifend. Die Bahnstrecke über Konitz wurde gesperrt, und ins Reich konnte man nur noch mit Visum gelangen, das schwer zu beschaffen war, schon wegen des großen Andrangs. Dazu mußte man noch mit allerlei Schikanen rechnen.

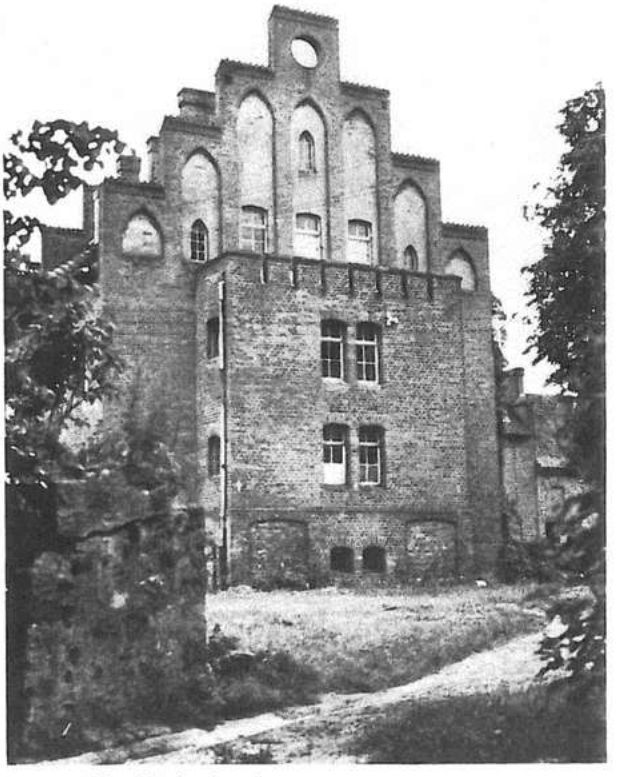
Nun mußte auch bald die Besatzung kommen. Welche würden es sein? Franzosen, wie die Polen verbreiteten, deren Verhalten in Oberschlesien durchaus bekannt war? Wie würde sich das Leben gestalten? Würde das angefangene Werk der Stärkung deutscher Vaterlands- und Heimatliebe halten und fortgesetzt werden können? Das waren bange Fragen.



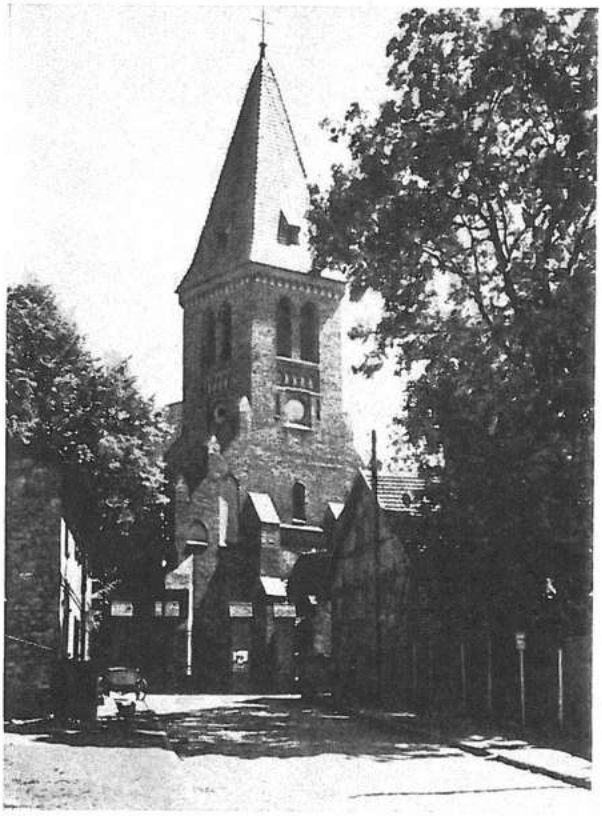
Die Kreisstadt Stuhm zwischen dem Hintersee (links) und dem Barlewitzer See



Burgtor zur Stadt

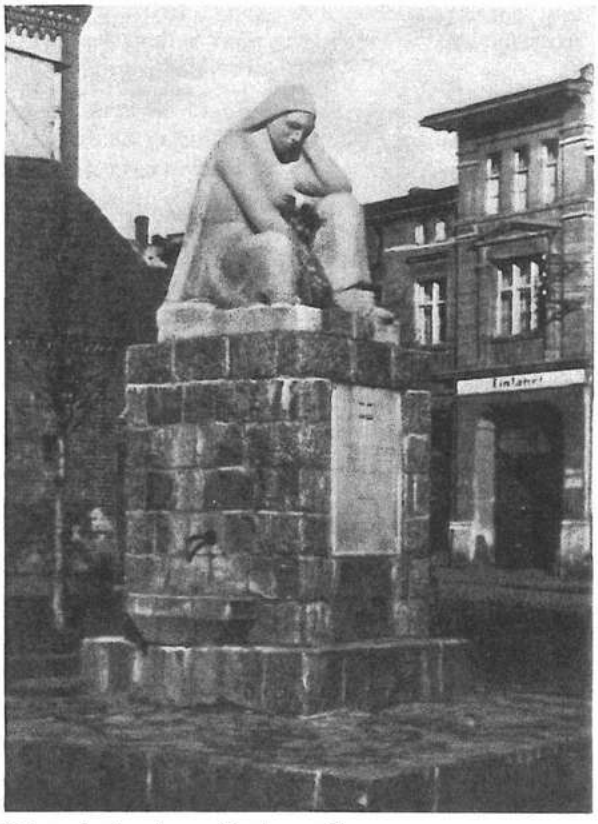


Amtsgericht (Ordenshaus)





Die katholische Kirche (links) und im Jahre 1958 die evangelische Kirche mit der katholischen Kirche im Hintergrund in Stuhm



Kriegerdenkmal von Professor Cauer




Ferdinand-Schulz-Gedenkstein

Der 20. Januar sollte ein Tag der ernsten Besinnung werden, ein Tag auch der Generalprobe. Geschäfte, Werkstätten und Büros schlossen schon zu Mittag, die Glocken läuteten, und nachmittags fanden überall ernste Versammlungen statt. Man appellierte noch einmal an das Weltgewissen durch folgende Verlautbarung:

„Mehrere tausend Männer und Frauen geloben nach Inkrafttreten des Friedensvertrages noch einmal feierlich, gleich ihren Vorfahren, treues Festhalten am Deutschtum. Das westpreußische Abstimmungsgebiet ist deutscher Boden, durch deutsche Männer besiedelt, durch deutschen Fleiß und deutsche Tüchtigkeit und Ordnungssinn zu einer glänzenden kulturellen Entwicklung gebracht. Dieses urdeutsche Land, an dem wir mit jeder Faser unseres Herzens hängen, wollen wir dem Vaterland erhalten. Westpreußen ist eine Schöpfung deutscher Kulturarbeit, die durch die Väter erworbenen Rechte können nicht erlöschen. Wir waren deutsch, sind deutsch und wollen deutsch bleiben. Gott schütze Westpreußen!"

Am 7. Februar kam die italienische Besatzung; Exzellenz Pavia übernahm die Verwaltung des Landes in Marienwerder, auch nach Stuhm kam eine Abteilung Bersaglieri mit einem Kapitän und mehreren Offizieren. Die Mannschaften wurden in der Kaserne untergebracht, die Offiziere privat. Die Kleinstadtbevölkerung und die, die vom Lande hereinkamen, machten zwar große Augen wegen des doch sehr ungewohnten Anblicks, aber im ganzen gesehen ging doch alles gut ab, viel besser als befürchtet worden war. Gut, daß es keine Franzosen waren. Die Bevölkerung hielt sich würdig zurück. Die Offiziellen machten ihre dienstlichen Antrittsbesuche, aber sonst war reinliche Scheidung.

Selbstverständlich dachte niemand daran, sein Deutschtum irgendwie zu verleugnen. Auch die Besatzung erlebte ihr blaues Wunder. Ihnen war vorgeredet worden, sie kämen in ein Land, das von Nationalitätenhader zerrissen und gefährdet sei, daß die Deutschen hier eine Schreckensherrschaft errichtet hätten, und jetzt war alles so ganz anders, ruhig und friedlich und durchaus deutsch und deutschbewußt. Die Leute sprachen alle deutsch, und polnisch konnte kaum einer lesen.

Die italienischen Soldaten waren sehr kauflustig. Infolge der beginnenden und immer weiter fortschreitenden Inflation war die Löhnung sehr hoch. War es ein Wunder, wenn die Soldaten ihren Angehörigen etwas von ihrem Überfluß abgeben wollten? Aber im Abstimmungsgebiet war damals ja noch eine sehr große Knappheit an allen Waren, und durch die Abschnürung drohte ja eine sehr schnell fortschreitende Entblößung von allem Nötigen. Deshalb wendeten sich der Landrat und der Bürgermeister an die Italiener mit der Bitte um Abhilfe, und diese hatten Verständnis für die Notlage. Die Löhnung wurde nicht mehr voll ausgezahlt, außerdem ein Kaufverbot erlassen. So regelte sich auch diese Schwierigkeit.

In der Interalliierten Hohen Kommission saßen ein Italiener für innere Fragen, ein Engländer für den Verkehr, ein Franzose für Finanz- und Schulfragen und ein Japaner für juristische Angelegenheiten. Vertreter der Deutschen war Geheimrat Kutter, ehemals Landrat in Graudenz, und für Polen der Graf v. Sierakowski aus Groß Waplitz. Die deutsche Delegation war nur klein, hatte viel zu tun und arbeitete aufopferungsvoll und geschickt. In jedem Kreis waltete ein Kommissar mit großen Vollmachten – in Stuhm war es der italienische Kapitän – ohne Reiberei.

Gleich am Anfang erließ die Interalliierte Kommission einen Aufruf an die Bevölkerung, in dem sie ihren Willen zu einer gerechten Abstimmung bekundete, und die Bevölkerung zeigte dazu von Anfang an den besten Willen. Den Polen bedeutete die italienische Besatzungsmacht eine große Enttäuschung, sie hätten lieber französische Truppen gesehen. Von vornherein betrachteten sie die Besatzung als ihre Freunde und hätten sie gerne darauf festgenagelt, einseitig ihre polnischen Interessen zu vertreten. So bemühte sich insbesondere die Gräfin v. Sierakowski, eine geborene Prinzessin Lubomirski, sehr um gesellschaftlichen Verkehr mit den Italienern, und es sollen in Waplitz und auf anderen polnischen Großgütern rauschende Feste gefeiert worden sein, während sich die deutsche Bevölkerung völlig zurückhielt, was die Italiener wohl bedauert haben.

Gleich zu Anfang verlangte man von Exzellenz Pavia die Absetzung aller höheren deutschen Beamten, was aber abgelehnt wurde, ebenso ein entsprechender Antrag in Paris. Aber die Polen erreichten doch, daß dem Landrat und dem Schulrat Rudolph je ein Pole beigeordnet wurden. Auch wurde die Sipo in eine paritätische Abstimmungspolizei umgewandelt. Es gelang aber, von 1200 Polizeibeamten 700 für die neue Polizei zu erhalten. Auch das Offizierskorps blieb in etwa erhalten. Dennoch wurden je 15 deutsche und polnische Offiziere neu eingestellt. Aber auch in der neuen Polizei ging das Zusammenleben ohne Schwierigkeiten vonstatten.

Überhaupt war das Zusammenleben der beiden Nationalitäten durchaus bemerkenswert. In den fast rein deutschen Städten anderer Kreise ist es wohl wegen des sehr anmaßenden Auftretens der Polen zu Unstimmigkeiten gekommen. Nicht so in Stuhm. Man muß bedenken, daß in den Städten Marienburg, Marienwerder, Riesenburg und Deutsch Eylau der Prozentsatz der Polen um 3 Prozent lag. In Stuhm gab es 1910 aber 54 Prozent deutsch- und 46 Prozent polnisch-sprechende Menschen. Jeder wußte und fühlte, Stuhm war der entscheidende Boden, und darauf

stellte sich die Stuhmer Bevölkerung wie selbstverständlich ein. Jeder empfand, daß beide Völker unter dem gleichen Schicksal standen, und jeder billigte dem andern das gleiche Recht und die gleichen Pflichten zu, nämlich für seine völkischen Belange zu kämpfen. So wurde von vornherein nicht gegen den Einzelnen, sondern gegen die Bestrebungen der anderen Nation gekämpft. Das bedeutete, daß man sich voneinander fernhielt. Wenn aber das Leben die einzelnen Menschen zusammenführte, so war man sachlich und freundlich. Das war für die Deutschen leichter, man konnte sich der Leistung und der Mehrheit bewußt sein. Man hatte Gehässigkeit und Feindschaft nicht nötig. War es aber den Polen zu verdenken, daß sie in ihrer Unterlegenheit allerlei Listen und Schliche und Kniffe anwendeten? So war die deutsche Position von vornherein überlegen.

Anfänglich wollte die Besatzungsmacht auch die wirtschaftlichen Fragen regeln. Bald aber sah die Kommission ein, daß die ganze Materie zu ungewohnt und schwierig war, man überließ dieses Sachgebiet ganz den deutschen Behörden. Nur mußte jedes Schriftstück an die deutschen Reichsbehörden von der Kommission abgezeichnet werden. Das Reich tat, was es konnte, aber der Vertreter der Reichsregierung hatte mit manchen Vorurteilen in Berlin zu kämpfen, wo viele wohl das Land schon für abgeschrieben hielten. Dennoch war die Versorgung erträglich.

Es gab immer wieder Schwierigkeiten, besonders wenn sich die Kommission übergangen fühlte. Es gab Beschwerden über Bürgermeister Schroeder, weil er angeblich die Polen benachteiligte. Man beklagte sich über den Landrat von Auwers wegen seines angeblich zu ernergischen Auftretens. Der deutsche Vertreter konnte alles zurechtrücken. Schulrat Rudolph und der Lehrer in Tessendorf wurden mit dem Entzug je eines Monatsgehaltes bestraft, weil letzterer in der Schule vor dem „Weckruf", einem polnischen Hetzblatt in deutscher Sprache, gewarnt hatte. Dieses Blatt wurde in großer Zahl unentgeltlich verteilt. Es schien zuerst eine Gefahr zu bedeuten, aber als es sein Gesicht offenbart und sehr gehässig geworden war, hatte es seine Chance verspielt. Dagegen hatte das Blatt des Allensteiner Heimatdienstes, von Max Worgitzki herausgegeben, wegen seiner humoristischen und treffenden Charakteristik der Verhältnisse und der Entlarvung so mancher von polnischer Seite eingeschleuster Personen große Wirkung.

Manche Schikane wurde bekannt, so, wenn an manchen Orten nur der in der Versorgungsliste eingetragen wurde, der zugleich eine polnische Propagandaliste unterschrieben hatte. Mancher polnische Patronatsherr verweigerte dem deutschen Lehrer das Deputatholz. Alle diese Fragen wurden in Marienwerder erledigt und bereinigt, die Italiener waren bestrebt, gerecht zu sein. Die Polen bemühten sich, dem Lande ein polnisches Gesicht zu geben. So mancher Verein wurde gegründet mit groß aufgemachter Fahnenweihe. So mancher polnische Geistliche von drüben hielt entsprechend gefärbte Predigten. Mutig stritten die deutschen katholischen Geistlichen gegen den Mißbrauch ihrer Kirche. Der Dekan in Stuhm verweigerte die Messe für den polnischen Konstitutionstag. Probst Pingel aus Marienburg stellte in aller Eindeutigkeit klar, daß die Kirche nicht etwa nur für Polen da sei, sondern in der gleichen Weise für alle. Gefährlich wurde es, als Polen die Unterstellung des Abstimmungsgebietes unter das Bistum Kulm/Pelplin forderte, und die weitere Unterordnung unter Warschau. Auch diese große Gefahr konnte durch den Bischof von Ermland und andere deutsche Geistliche von päpstlicher Seite abgewendet werden.

Aber eine weitere Konzession wurde den Polen gemacht. Auf Antrag durften polnische Privatschulen gegründet werden. Sie wurden mit polnischen Lehrern versehen. Aber soviel man auch lockte und sogar Süßigkeiten an die Kinder verteilte, es meldeten sich nur wenige Schüler. Als die Polen sogar eine Universität für Marienwerder forderten, wurden sie ausgelacht.

Große Aufregung gab es, als eine Eingabe des Gutsbesitzers von Donimirski-Buchwalde in polnischer Sprache zurückgeschickt worden war mit der Aufforderung, sie in Deutsch einzureichen. Die Beschwerde ging bis Paris. Fortan wurden die Kreisblätter zweisprachig gedruckt.

Auch die Justiz wurde auf Marienwerder konzentriert, das Schwurgericht mußte von Elbing verlegt werden, ebenso die Handelskammer. Abstimmungsmarken waren sofort eingeführt worden. Sie kamen den Briefmarkensammlern sehr gelegen. Jeder Einwohner mußte einen Personalausweis bei sich tragen mit dem Stempel der Abstimmungsbehörde.

Eine unvorhergesehene Gefahr erwuchs der deutschen Sache durch den Kapp-Putsch. Aber dieser Putsch scheiterte, und Geheimrat Kutter, der Reichskommissar, der sich für Kapp erklärt hatte, mußte gehen, für ihn wurde Graf Baudissin, früher Landrat in Neustadt, als Kommissar ernannt. Er hatte das Schiff sehr geschickt durch alle Klippen gesteuert, vor allem jeglichen Parteizank von der Abstimmung ferngehalten.

Am 17. April wurde die langersehnte und erwartete Verordnung über die bevorstehende Volksabstimmung veröffentlicht. Ein festes Datum war noch nicht genannt, aber aus Andeutungen konnte man schließen, daß das Ereignis bald stattfinden sollte.

Zunächst wurde von der Hohen Kommission ein Jurist ernannt, der die Kontrollkommission führen sollte. Es war Oberlandesgerichtsrat Hoffmann aus Marienwerder. Die nationalen Vertretungen beriefen je zwei deutsche und polnische Mitglieder. Die Kom-

mission sollte jeden Tag zusammentreten und notwendige Weisungen geben. Vor allem hatte sie in den einzelnen Abstimmungsbezirken Abstimmungskommissionen zu berufen, paritätische natürlich, die die Abstimmung als Büro leiten sollten. Das gab Schwierigkeiten, nicht in wirklich gemischt bewohnten Orten, wohl aber in den rein deutsch besiedelten Gegenden, wo man überhaupt keine Polen fand. Manch ein Mitbürger mit polnischem Namen wurde für Polen ohne sein Wissen namhaft gemacht, der es sich dann öffentlich verbat, als Pole angesehen zu werden, denn er sei Deutscher.

Vier Listen mußten aufgestellt werden. Abstimmungsberechtigt war, wer

1) im Abstimmungsgebiet bis zum 10. 1. 1920 20 Jahre alt geworden, im Abstimmungsgebiet geboren und dort mindestens seit dem 1. 1. 1914 wohnhaft gewesen ist. Diese Personen wurden von Amts wegen in die Liste aufgenommen;

2) mindestens seit dem 1. 1. 1914 dort wohnhaft, aber woanders geboren war;

3) im Abstimmungsgebiet geboren, aber erst nach dem 1. 1. 1914 zugezogen war;

4) im Abstimmungsgebiet geboren war, aber außerhalb wohnte.

Wer unter Liste 2, 3 und 4 fiel, mußte den Aufnahmeantrag selber stellen.

Nun gab es eine Fülle von Arbeit. Gut, daß Elbing vorgearbeitet hatte. Sonst wäre eine termingerechte, vollständige Aufstellung der Listen wohl nicht möglich gewesen. Es mußten ja Geburts- und Heiratsurkunden vorgelegt und häufig erst beschafft werden, und das war aus dem Korridorgebiet und Posen schwierig. Die Arbeitsgemeinschaften der politischen Parteien gaben sofort sehr klar gehaltene Abstimmungsfibeln heraus. Elbing und die einzelnen Kreise arbeiteten zusammen, und alles wurde rechtzeitig beschafft.

Damit aber nicht genug, man mußte Verbindung aufnehmen mit den überall entstandenen Vereinen heimattreuer Westpreußen, das Transport- und Unterbringungsproblem der Gäste mußte in Angriff genommen werden. Der Schutzbund, der sich im Reiche gebildet hatte, griff tüchtig zu. In der Heimat zeigten alle größte Bereitwilligkeit, nach Kräften zu helfen. In Berlin führte den „Bund der heimattreuen Westpreußen" Pfarrer Schwochow, früher Stuhm. Er leitete die vielen Vorbereitungen in Schloß Bellevue.

Jetzt mußte aber auch die Werbung in der Heimat einsetzen. Die politische Aufklärung übernahmen die Arbeitsgemeinschaften der politischen Parteien, in Stuhm insbesondere der Parteisekretär der deutschnationalen Volkspartei. Das hatte aber nichts zu sagen, jeglicher Parteihader schwieg. Vor allem mußte man an das Volk von der Gefühlsseite heran, und jetzt kam die große Zeit der Heimatvereine. Der katholische und evangelische Kirchenchor in Stuhm taten sich zusammen unter Pfarrer Merenski und übten viele Heimatlieder und anderes, was sich gut für Heimatabende eignete. Dirigent war Lehrer Schiffner.

In Stuhm hatte man immer gern Theater gespielt. Jetzt kam die große Zeit der Theaterfreunde. Ein Berufsschauspieler wurde angestellt, der den Ortsgruppen mit Rat und Tat zur Seite stand. „Flachsmann als Erzieher", Szenen aus „Wilhelm Tell", „Der Strom" von dem Westpreußen Max Halbe und ein Heimatstück von Homburg, auf die damaligen Verhältnisse zugeschnitten, standen auf dem Repertoire und wurden in Stuhm und in den umliegenden Dörfern oft aufgeführt, in Pestlin, Kalwe, Peterswalde, Braunswalde, Niklaskirchen, Böhnhof u. a. Und jedesmal gab es viel Beifall von den fast vollzählig herbeigekommenen Einwohnern. Viel wurde vorgetragen, die einschlägige Ballade von Münchhausen „Herr Ott vom Bühl", „Nun drängt die Not", die eine Szene aus der Schlacht bei Tannenberg zum Inhalt hat, westpreußische „Wippchen", die Gespräche des Rentiers Poguttge aus den „Danziger Neuesten Nachrichten" feierten Auferstehung, und viel Robert Johannes. Ja, es zeigte sich, daß das Zusammengehörigkeitsgefühl mit Ostpreußen noch durchaus lebte. Die beiden Länder hatten ja immer zusammengehört und waren nur verwaltungstechnisch Ende des 18. Jahrhunderts in zwei Provinzen getrennt worden. Jetzt hatten sie wieder das gleiche Schicksal, und auf dem Stimmzettel sollte ja nicht stehen „Deutschland", sondern „Ostpreußen"! Das half doch dem gemeinsamen Empfinden trotz des getrennten Weges, den beide Abstimmungsgebiete gehen mußten, aber die Presseerzeugnisse wurden ja ausgetauscht und gelesen. So wurden auch Sudermann und Arno Holz herangezogen. Und es fanden sich viele Vortragskünstler, die reichen Beifall erhielten. Zwei Lkw's mit Freilichtkinos fuhren auf die Dörfer und zeigten Heimatfilme und Bilder von dem Werk, das deutsche Menschen hier geschaffen hatten. Eine Wanderbibliothek wurde eifrigst im Kreise herumgereicht und benutzt.

Einen heilsamen Schrecken bekamen die Deutschen, als die Polen am 13. Mai einen polnischen Tag in Stuhm veranstalteten. Sie hatten immerhin 2500 Menschen von überall her auf die Beine gebracht. Polnische Reiter in Uniform und viereckigen Mützen eröffneten und durchsetzten den Zug, in dem Wagen mit polnischen Mädchen in Nationaltracht gefahren wurden. Plakate sollten beweisen, daß Stuhm ein polnisches Land sei und immer gewesen sei. Die Deutschen hielten sich völlig zurück.

Aber bereits am 17. Mai war ein „Deutscher Tag", und da fanden sich nicht nur 2500 sondern gute 12 000 Menschen ein, und zwar nur Kreisangehörige. Kilometerweit standen die Fuhrwerke die Zufahrts-

straßen entlang. Eine solche Menschenmenge hatte die kleine Stadt wohl noch nie gesehen. Ordensritter eröffneten den Zug. Dann wurde die Geschichte des Landes in lebenden Bildern dargestellt, die alten Prußen, die Kreuzfahrer, die Schweden und Brandenburger, die in den schwedisch-polnischen Kriegen ja das Land besetzt hatten. Viele Plakate und Transparente wurden mitgeführt.

Am meisten wurde das Waplitzer Schild bejubelt „Groß-Waplitz bleibt deutsch!". Und der Waplitzer Herr war ja ihr Brotgeber und Vertreter Polens in der Hohen Kommission, und Waplitz ist deutsch geblieben, die Arbeiter wußten ganz genau, was sie von Polen zu erwarten hatten. Die Geschichte lebte noch! Der lange Zug sammelte und formierte sich auf dem Vorschloß, führte dann durch die Stadt, bog zu den Anlagen ab, dann zum Zentralgefängnis und über die Marienburger Chaussee wieder in die Bahnhofsstraße zurück zur Stadt, wo sich der Zug dann allmählich auflöste.

Es war ein großer Tag für die Deutschen, und siegesgewiß blickten sie jetzt in die nächste Zukunft. Ein neues Lied ist in der Zeit wohl nicht entstanden, aber es ertönte immer wieder der Refrain des Liedes „Wohlauf die Luft geht frisch und rein", und zwar „Wir wollen keine Polen sein, wir wollen Deutsche bleiben." Das wurde von der Jugend immer und immer wieder gesungen. Das Volk lebte in einem Hochgefühl.

Es galt jetzt, Ruhe zu bewahren und sich nicht provozieren zu lassen, denn die Polen hätten es gerne gesehen, wenn die Abstimmung wegen eventueller Unruhen hinausgeschoben worden wäre. Sie glaubten, die Deutschen würden durch eine lange Besatzungszeit weich gemacht werden können. Es waren in Stuhm ja auch genug fremde Gesichter zu sehen, aber es wurde Ruhe gehalten.

Jetzt war es bekannt, die Abstimmung sollte am 11. Juli 1920 stattfinden. Ein herrlicher Sommer war ins Land gezogen. Die ersten Abstimmler kamen, Stuhm war gerüstet. Die Listen waren fertig, die Abstimmungslokale im Schützenhaus, im Königlichen Hof und in der neuen Schule standen bereit. In der Kaserne war ein großer Erfrischungsraum eingerichtet, die Wahlvorsteher und Beisitzer waren bestimmt, ebenso die Wahlhelfer und Schlepper, die Frauen, die am Bahnhof und in der Kantine Dienst nach einem Stundenplan machten, alles war bestellt, für alle Heimkehrer war Unterkunft bereitgestellt, kurz, Stuhm war vorbereitet. Da sah man alte Gesichter, die man aus den Augen verloren hatte, es gab ein Begrüßen und große Freude, alles bei dem herrlichsten Wetter. Auch aus dem Korridor waren Leute gekommen, die für uns ihre Pflicht tun wollten, auch aus dem übrigen Polen, sogar aus Posen und Warschau, die der andern Seite helfen wollten. Da trafen wir alte Kindheitsgespielen. Es stand zwar etwas zwischen uns, da ja jeder wußte, jetzt sind wir Gegner, aber die Freude überwog doch, und es ging alles in größter Friedlichkeit ab, doch wohl ein versöhnliches, freudiges, menschliches Zeichen.

Es gab Schwierigkeiten bei der Anfahrt. Zunächst soll manchen Zügen im Korridor die Durchfahrt verweigert worden sein, so daß diese Transporte umkehren und über See geleitet werden mußten. Aber da griff die Hohe Kommission ein, fuhr nach Warschau und schaffte da Ordnung, und es wurden Begleiter für Abstimmungszüge gestellt.

Begleiten wir einen solchen Zug von Berlin. Alle mußten in Konitz den Zug verlassen. Er wurde vom Militär durchsucht, auf blinde Passagiere hin. Der Zug war von Militär umstellt. Ein junger Deutscher sprach mit einem Soldaten aus Mlawa und gab ihm ein paar Zigaretten, die er auch gerne annahm. Gleich darauf kam ein mächtiger Kerl in deutscher Uniform, aber mit viereckiger Mütze, und machte den Soldaten herunter. Der drehte sich um, als der Vorgesetzte gegangen war, und sagte nur: „Verrickt". Sehr ansehnliche Damen standen am Eingang des Bahnhofs und hielten wunderbare weiße Brötchen feil. Aber es ging niemand hin. Auf dem Bahnsteig hatten sich einige Gruppen gebildet, in denen je ein junger polnischer Mann eifrig auf die Reisenden einsprach. Es war das alte Lied: Unter Versailles ist Deutschland doch zur Verelendung verurteilt, da könnten wir trotz allen Fleißes nichts machen, aber sie, die Polen, wenn sie auch noch Anfangsschwierigkeiten hätten, ihnen werde von allen Seiten geholfen und immer mehr geholfen werden, sie hätten eine glänzende Zukunft vor sich. Der junge Deutsche mischte sich ein und sagte, hier in Konitz auf dem Bahnhof sei kein Fleckchen neu gestrichen, man sähe rund umher kein neues Dach, keinen Zaun, keinen Wagen, kein neues Auto auf der Straße, die Leute seien sehr ärmlich gekleidet. Er solle doch mal 50 oder 100 km zurückfahren und sich dort alles ansehen, da seien die Häuser neu gestrichen und die Fenster und die Zäune, da fahren Autos, da blühen die Gärten, das machten die Leute trotz Versailles und Inflation, und die Deutschen wollten lieber gleich Sauberkeit und Neues schaffen. Der junge Pole verzog sich bald, und der Zug fuhr dann auch weiter, unbehelligt in eine allgemeine Hochstimmung hinein.

An den letzten Abenden wurden schöne Heimatveranstaltungen mit viel Zuversicht und Frohsinn abgehalten, am Vorabend fand noch einmal ein Umzug der jungen Leute mit viel Gesang auf der Strecke des großen deutschen Umzuges vom 17. Mai statt.

Am 11. Juli 1920 von 8 bis 20 Uhr war Abstimmung bei herrlichstem Wetter und in bester Stimmung. Bald wurden die Resultate bekannt, ein glänzender Sieg zeichnete sich ab und wurde zur Gewißheit.

Jetzt durften auch wieder Fahnen gehißt werden, aber kaum eine deutsche wurde gesehen. Dagegen hing bei Morawskis eine lange polnische Fahne herunter, daß man sie mit den Händen greifen konnte. Es hat sie aber niemand heruntergerissen. Auch die Polen hatten schließlich tapfer gekämpft, doch standen sie von vornherein auf verlorenem Posten, Opfer ihrer eigenen verlogenen Propaganda. Die Freude war groß! Und Gläser wurden geleert, soweit etwas Trinkbares da war. Die Polizei, italienische und deutsche, hat aber nirgends eingreifen müssen.

Der Alltag forderte allmählich wieder seine Rechte, es gab keine Gehässigkeit, keine Schadenfreude, keine Übergriffe. Das Stuhmer Volk war eben doch nicht so schlecht, wie es die polnische Propaganda gezeichnet hatte.

Nur 19,5 Prozent hatten im Kreise Stuhm polnisch gewählt. Polnisch Sprechende hatte es, wie schon erwähnt, im Jahre 1910 46 Prozent gegeben. Aber die Sprache war in diesem national so schwer zu beurteilenden Gebiet eben nicht ausschlaggebend, ebensowenig die Religion.

Im Juli fiel dann die Entscheidung in Paris. Bei einem Stimmverhältnis von 7,58 Prozent im ganzen westpreußischen Abstimmungsgebiet für Polen konnte man natürlich das Land den Polen nicht überlassen, aber man hat den verhaßten Deutschen doch noch einen Schlag versetzt. Die Grenzen wurden von der Mitte des Stromes, wie es ursprünglich im Vertrag vorgesehen war, auf die Ostseite der Weichsel verlegt, so daß der Strom ganz in den Händen Polens war. Sechs Dörfer, vier davon mit deutscher Mehrheit, mußten damit abgetreten werden. Der Weichseldamm wurde an drei Stellen durchschnitten, obwohl damit eventuell eine Gefahr für die Niederung verbunden war. Der berühmte Zugang zur Weichsel bei Kurzebrack aber war ganze vier Meter breit, dazu noch durch einen Schlagbaum abgetrennt und durch einen Posten bewacht.

Im August 1920 übergab Exzellenz von Pavia die Verwaltung in einem offiziellen Akt wieder Deutschland, und die Besatzung verließ das Land. Die Stuhmer Truppe lud noch zu einem internationalen Abschiedsball ein, aber der fand in der Bevölkerung wenig Anklang. Das war schade, denn die Italiener hatten sich Mühe gegeben, objektiv und gerecht zu sein. Aber die ganze Sache war von vornherein zu uneben, weil sie auf Unwahrheit und Rachsucht aufgebaut war. Wo waren denn die Sachverständigen in Paris geblieben, daß sie, wie sich dann ja herausgestellt hat, solch eine eklatante Fehlentscheidung getroffen hatten, obwohl sie von kompetenter Seite besser informiert worden waren. Sie hatten eben den Polen geglaubt, und die haben sie gründlich hinters Licht geführt. Alle waren jetzt die Leidtragenden, auch die Besatzungstruppen und die Hohe Kommission, aber ungleich schlimmer waren ja die Folgen, insofern, als der zweite Weltkrieg gerade an der Stelle ausbrach, die 25 Jahre vorher der französische Generalsissimus Foch vorausgesagt hatte, in Westpreußen, in Danzig. Ordnungssinn, Weitblick und Gerechtigkeit fehlten eben in Versailles, und das hat sich später an allen bitter gerächt.

Aber auch heute hat die Abstimmung ihre Bedeutung, gerade heute! Sie zeigt zunächst, was Einmütigkeit und Geschlossenheit einer kleinen Bevölkerung auch in schlimmen Zeiten vermögen, und heute sind Einmütigkeit und Geschlossenheit nötiger denn je.

Die Abstimmung erhält aber noch andere sehr ermutigende Aspekte für die Zukunft. Es stimmt schon, was die Stuhmer damals richtig empfunden haben, daß nämlich beide Völker unter demselben Schicksal stehen. Fritz Gause hat recht, wenn er von der deutsch-slawischen Schicksalsgemeinschaft spricht. Sind erst einmal die größten Vorurteile abgebaut, wird auch eine gerechtere Beurteilung der Vergangenheit möglich sein. Gott gebe, daß diese Zeitwende sich bald erkennen läßt, daß Deutsche und Polen einmal miteinander leben können, verbunden durch gleiches Schicksal und die gleiche schmerzliche Vergangenheit.

# Amtliches Ergebnis der Volksabstimmung vom 11. Juli 1920

Nach Oberlandesgerichtsrat Paul Hoffmann,
gemäß der Dokumentation „Selbstbestimmung für Ostdeutschland", Göttingen 1970.

| Abstimmungsbezirk: | Abgegebene Stimmen: | | | Abstimmungsbezirk: | Abgegebene Stimmen: | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | *Gesamt* | *deutsch* | *polnisch* | | *Gesamt* | *deutsch* | *polnisch* |
| Stuhm | 2845 | 2079 | 751 | Kollosomp (Kalsen) | 93 | 65 | 28 |
| Christburg | 2589 | 2571 | 13 | Krastuden | 45 | 32 | 13 |
| Altmark | 780 | 388 | 391 | Konradswalde | 318 | 197 | 117 |
| Baumgarth | 736 | 736 | – | Kontken | 65 | 64 | 1 |
| dazu Sandhuben | 33 | 33 | – | Laabe | 68 | 68 | – |
| Braunswalde | 579 | 500 | 79 | Laase | 60 | 53 | 7 |
| Honigfelde | 275 | 98 | 177 | Mahlau | 61 | 53 | 8 |
| Lichtfelde | 644 | 634 | 10 | Lautensee | 152 | 152 | – |
| Nikolaiken (Niklaskirchen) | 820 | 431 | 387 | Czewskawolla (Petersbruch) | 47 | 43 | 4 |
| Pestlin | 476 | 190 | 285 | Losendorf | 132 | 130 | 2 |
| Posilge | 723 | 721 | 2 | Groß Heringshöft | 11 | 11 | – |
| Rehhof | 1262 | 1185 | 64 | Klein Heringshöft | 4 | 4 | – |
| Adl. Schardau | 11 | 11 | – | Menthen | 160 | 154 | 6 |
| Altmark Vorwerk | 51 | 15 | 35 | Sparau | 27 | 27 | – |
| Ankemitt | 105 | 101 | 4 | Mienthen | 89 | 89 | – |
| Barlewitz (Wargels) | 146 | 126 | 20 | Mirahnen | 130 | 41 | 87 |
| dazu Gurken (Berghausen) | 46 | 20 | 26 | Michorowo (Micherau) | 53 | 13 | 40 |
| Blonaken | 35 | 35 | – | Montauerweide | 202 | 198 | 3 |
| Bönhof | 452 | 381 | 71 | Groß Schardau | 28 | 28 | – |
| Schulzenweide | 23 | 23 | – | Zwanzigerweide | 60 | 52 | 8 |
| Bruch, Adlig. | 54 | 54 | – | Morainen | 144 | 121 | 23 |
| Bruchsche Niederung | 48 | 46 | 2 | Kgl. Neudorf (Neudorf) | 321 | 160 | 159 |
| Petershof | 22 | 22 | – | Montken | 38 | 18 | 19 |
| Buchwalde | 102 | 50 | 51 | Neuhöferfelde | 88 | 88 | – |
| Adl. Neudorf | 31 | 26 | 5 | Neuhof | 34 | 34 | – |
| Budisch | 95 | 95 | – | Neuburg | 78 | 78 | – |
| Carpangen | 57 | 55 | 2 | Neumark | 373 | 199 | 172 |
| Choyten (Koiten) | 56 | 54 | 2 | Paleschken | 40 | 27 | 13 |
| Cygus (Ziegenfuß) | 51 | 16 | 35 | Parpahren | 480 | 458 | 18 |
| Hospitalsdorf | 29 | 15 | 14 | Peterswalde | 183 | 120 | 63 |
| Dt. Damerau | 314 | 297 | 17 | Pirklitz | 85 | 62 | 23 |
| Birkenfelde | 38 | 35 | 3 | Höfchen | 34 | 33 | 1 |
| Dorf Schweingrube | 183 | 182 | 1 | Polixen | 110 | 106 | 4 |
| Klein Schardau | 59 | 59 | – | Portschweiten | 194 | 46 | 147 |
| Rudnerweide | 40 | 37 | 3 | Pr. Damerau | 88 | 5 | 83 |
| Georgensdorf | 191 | 166 | 25 | Pulkowitz | 110 | 36 | 74 |
| Groß Baalau | 57 | 57 | – | Ramten | 141 | 94 | 47 |
| Klein Baalau | 50 | 24 | 26 | Brosowken (Birkendorf) | 17 | 14 | 3 |
| Groß Brodsende | 264 | 264 | – | Rehhof, Oberförsterei | 434 | 416 | 14 |
| Groß Stanau | 53 | 52 | 1 | Sadluken (Sadlaken) | 159 | 52 | 107 |
| Kuxen | 51 | 51 | – | Klein Ramsen | 20 | 8 | 12 |
| Groß Teschendorf, Gem. | 78 | 78 | – | Schönwiese | 74 | 36 | 38 |
| Groß Teschendorf, Gut | 79 | 79 | – | Schroop | 345 | 339 | 5 |
| Linken | 60 | 60 | – | Straszewo (Dietrichsdorf) | 381 | 148 | 231 |
| Oberteschendorf | 48 | 48 | – | Luisenwalde | 46 | 44 | 2 |
| Groß Waplitz (Großwaplitz) | 326 | 177 | 149 | Tessensdorf | 291 | 282 | 8 |
| Groß Watkowitz (Gr. Wadkeim) | 55 | 35 | 20 | Tiefensee | 245 | 223 | 22 |
| Klein Watkowitz (Kl. Wadkeim) | 45 | 33 | 12 | Altendorf | 15 | 15 | – |
| Grünfelde | 112 | 101 | 11 | Trankwitz | 122 | 118 | 4 |
| Gintro (Guntern) | 37 | 28 | 9 | Troop | 198 | 118 | 79 |
| Grünhagen | 143 | 136 | 7 | Iggeln | 69 | 51 | 17 |
| Güldenfelde | 133 | 133 | – | Telkwitz (Telksdorf) | 33 | 17 | 16 |
| Stangenberg, Gut | 104 | 101 | 3 | Usnitz | 139 | 132 | 7 |
| Stangenberg, Dorf | 74 | 56 | 18 | Weißenberg | 340 | 304 | 36 |
| Hintersee | 101 | 28 | 72 | Rosenkranz | 68 | 63 | 5 |
| Hohendorf | 96 | 22 | 73 | Wengern | 65 | 60 | 5 |
| Groß Ramsen | 41 | 7 | 34 | Wilczewo (Wilzen) | 62 | 40 | 22 |
| Jordanken (Jordansdorf) | 141 | 136 | 5 | Klein Baumgarth | 8 | 5 | 3 |
| Kommerau (Kammerau) | 27 | 27 | – | Willenberg | 486 | 477 | 9 |
| Kalwe | 327 | 234 | 91 | | | | |
| Neunhuben | 71 | 35 | 36 | | | | |
| Kiesling | 222 | 181 | 41 | | | | |
| Klecewo (Kleezen) | 71 | 67 | 4 | | | | |
| Mlecewo (Heinrode) | 38 | 36 | 2 | | | | |
| Klein Brodsende | 90 | 90 | – | | | | |

*Ergebnis:* Für Deutschland stimmten 80,93 %. Für Polen stimmten 19,07 %, im ganzen Abstimmungsgebiet Westpreußen für Polen 7,58 %. 1910 hatten sich in der Volkszählung von 36 527 Einwohnern 15 571 als Polnisch sprechend erklärt = 42 %.

## Deutsch-polnisches Zusammenleben im Kreise

von Otto Kammel

Der Kreis hatte, verglichen mit andern westpreußischen Kreisen, eine größere polnische Minderheit aufzuweisen. Bei der Volkszählung im Jahre 1910 gaben 42 Prozent der Einwohner als Muttersprache Polnisch an oder bekannten sich zur Zweisprachigkeit; bei der Volksabstimmung vom 11. Juli 1920 entschieden sich 19 Prozent für Polen. Muttersprache und Bekenntnis zu einem Staat sind nicht gleichzusetzen, wie es in Versailles geschah.

Die Polen waren im allgemeinen nicht gleichmäßig über den Kreis verteilt, sondern wohnten hauptsächlich auf der Stuhmer Höhe, in der Mitte des Kreises. Hier gab es 1920 sechs Dörfer mit polnischer Mehrheit, das größte war Honigfelde mit 70 Prozent Polen. Die Niederungsgebiete im Westen, Norden und Osten des Kreises waren fast rein deutsch wie die umliegenden Kreise, die 2–3 Prozent Polen aufzuweisen hatten.

Mit diesem Bevölkerungsbild stimmt aber das Namensbild nicht überein. Viele Einwohner trugen polnische Namen, bekannten sich aber zum Deutschtum, während es andererseits Polen mit deutschen Namen gab. Es konnte deshalb auch nicht ohne weiteres von einem Namen auf die Nationalität seines Trägers geschlossen werden. Diese Verhältnisse erklären sich aus der wechselvollen Geschichte des Landes, durch Anpassung einzelner an die jeweils bestehenden Verhältnisse, aus Gründen der Lebensnotwendigkeit und der persönlichen Vorteile.

Wie es in gemischtsprachigen Gegenden üblich ist, kam es schon früh zum Austausch gewisser Ausdrücke und Spracheigenheiten, ein Vorgang, den Wernicke in seiner „Marienwerder Chronik" mit treffenden Beispielen belegt: Der deutsche Besitzer des Vorwerkes Baldram wurde allgemein — Marienwerder war rein deutsch – Baldramski genannt, der deutsche Besitzer von Rospitz, Kospoth mit Namen, war der Rospensenski und der Wilkauer der Wilkowski. Aus dem Kreise Stuhm kann noch aus unserer Zeit ein Witt angeführt werden, der gewöhnlich der Wittkowski genannt wurde. Bei Friedrichowski und Schulzki wird die Polonisierung deutscher Namen besonders deutlich.

Viele polnische Bezeichnungen von Gegenständen wurden ebenfalls übernommen. So kennt wohl jeder Stuhmer die Kruschken und die Wruken (Steckrüben), die Tscharken (Schlehen), die Gappa (Krähe) und die Kosse (Ziege). Ob es nun Redewendungen, Kraftausdrücke oder gar Flüche waren, die man aus der andern Sprache übernahm, man war in dieser Hinsicht nicht wählerisch, und mancher deutsche Mann hat vor einem kräftigen Schluck ein ebenso kräftiges „nasdrowje" hören lassen. Die Polen verfuhren ähnlich, indem sie viele deutsche Wörter, darunter ebenfalls gerne auch Kraftausdrücke, übernahmen und mit der Endung „owski" versahen. Manch einer vom Lande erkundigte sich in der ihm fremden Stadt Stuhm nach dem „Landratsamtski". Ein solches sprachliches Durcheinander kann unter ähnlichen Verhältnissen überall auftreten, man braucht nur an das in der Schweiz übliche „merci beaucup vielmals" zu denken.

Auch die Orts- und Familiennamen erfuhren im Laufe der Zeit Veränderungen, die durch die jeweiligen geschichtlichen Situationen bedingt waren. Während zur Zeit der Oberhoheit der Könige von Polen fast der gesamte deutsche Adel durch Mischehen und Namensänderungen polonisiert wurde, die Einwohner der kleinen Städte und Dörfer hingegen ihr Deutschtum bewahren konnten, gingen nach 1772 viele polnische Familien im Deutschtum auf, was zu merkwürdigen Erscheinungen führte. So traten unter den Deutschen Namen auf wie Woywod, Starosta und Wladarz, alles Bezeichnungen für hohe polnische Beamte. Der „Wojewode" z. B. bedeutet etwa Provinzpräsident und „Starost" soviel wie Landrat, der „Wladarz" war Verwalter eines königlichen Tafelgutes, eines Staatsgutes also, das dem König zur Nutznießung unterstand.

Viele preußische Patrioten nahmen damals Anstoß an ihren polnischen Namen und beantragten deren Änderung. So wurde z. B. aus Kietzki (geschrieben Kiecki) Kineck und schließlich Kühneck. Nach 1933 wurden diese Namensänderungen unter dem Druck von Behörde und Partei verstärkt durchgeführt. Unter Beibehaltung der beiden ersten Buchstaben sollten die polnisch klingenden Namen verdeutscht werden. So wurde aus Kalinowski Kaller, aus Kasprzik Karsten, aus Woitacki Woiters. In vielen Fällen legte man sich den deutschen Mädchennamen der Mutter zu; so konnte z. B. aus der Familie Mularski die Familie Teschendorff werden.

Auch viele Gemeinden wurden umbenannt. Die meisten hatten ihre Namensformen im Laufe der Jahrhunderte schon einmal ändern müssen. Man konnte also gut wieder auf die alten Bezeichnungen zurückgreifen oder in Erinnerung an geschichtliche Vorgänge neue Namen prägen. Aus Barlewitz wurde Wargels, aus Klecewo Kleezen, aus Mlecewo Heinrode. Straszewo wurde nach Dietrich Stange, einem der ältesten deutschen Siedler, Dietrichsdorf benannt. Aus Nikolaiken wurde Niklaskirchen. Trzyani war schon früher zu Honigfelde geworden.

Bei aller Eintracht aber wurden nationale Unterschiede nicht etwa oberflächlich beurteilt. Jeder war sich seiner Herkunft bewußt, und um das Bekenntnis zu seinem Volk kam niemand herum. Aber es ergab sich auf selbstverständliche Weise, weil die meisten Kinder schon durch die Familie in ihr Volk hinein-

wuchsen, dem sie für immer angehören sollten. Manches polnische Kind indessen wurde durch eine entsprechende Erziehung in der Schule, später durch die Arbeit in einem deutschen Betrieb oder bei einer Behörde, langsam und unmerklich dem Deutschtum gewonnen. Wie sehr solche Fälle, die auf deutscher Seite kaum Beachtung fanden, weil sie verständlich erschienen, von polnischer Seite verurteilt wurden, läßt sich konkret nicht feststellen.

Natürlich aber gab es auch auf beiden Seiten engstirnige „Patrioten", die ihr Volkstum betont zur Schau trugen und jede Gemeinsamkeit mit Angehörigen der andern Nation ablehnten. Sicher gab es auch von beiden Seiten gelegentlich gewollte und ungewollte Diffamierungen, vielleicht hat auch hin und wieder eine Behörde eine Entscheidung gefällt, die die polnische Seite benachteiligte, z. B. durch eine verweigerte Baugenehmigung. Solche Entgleisungen aber fanden im allgemeinen nicht den Beifall der deutschen Bevölkerung.

Im großen und ganzen gestaltete sich das Leben wie überall nach Notwendigkeiten und Vorteilen, nach Sachzwängen, denen beide Teile auf ihrem gemeinsamen Heimatboden ausgesetzt waren. Man lebte in der gleichen Zivilisation mit ihren vielfältigen Beziehungen, Erfordernissen und Gegebenheiten, man hatte gleichen Anteil an den Ereignissen des öffentlichen Lebens. Bindend wirkte zwischen dem katholischen Teil der deutschen Bevölkerung und den polnischen Mitbürgern die Religion, die für diese Menschen von besonderer Bedeutung war. Was sie voneinander schied, waren immer nur die Sprache und gewisse völkisch bedingte Eigenarten auf dem Gebiet der Kultur, die aber immer westlich orientiert war. Selbstverständlich war man auch unterschiedlicher Ansicht über politische Ziele und beurteilte die Tagespolitik auf verschiedene Weise.

Über allen Gegensätzen aber stand die Einschätzung und Achtung der Persönlichkeit. Oskar Penner, Christburg, verweist in diesem Zusammenhang auf ein vom 14. April 1966 datiertes Schreiben des früheren Gutsbesitzers Hermann Schilling aus Jordanken (Jordansdorf), dessen Vorfahren 300 Jahre da ansässig waren. Es heißt darin: „Der Besitz meiner Familie, 640 Morgen groß, grenzte unmittelbar an das Rittergut Buchwalde, welches einem Herrn von Donimirski gehörte. Im Jahre 1915 schickte mich mein Vater hoch zu Roß mit einem Gratulationsschreiben zu unserem Nachbarn, der das Fest der Goldenen Hochzeit feierte. Diesem Brief entnehme ich folgenden Auszug: Wenn Sie, Herr Donimirski, Pole sind und ich Deutscher, so ist mein sehnlichster Wunsch, daß das nachbarliche Verhältnis zwischen Ihrem Herrn Enkel und meinem Sohn weiterhin so gut bleibe, wie es zwischen uns beiden und unsern Ahnen gewesen ist."

Schilling berichtet weiter: „Ich besinne mich, daß ich im Jahre 1917 zur Treibjagd in Buchwalde eingeladen war. Wir waren sieben Schützen und etwa hundert Treiber. Ich war als schlechtester Schütze mit 18 Hasen an der Jagd beteiligt. Ich blieb noch zum Schüsseltreiben. Es ging sehr gemütlich zu, und man sprach eigentlich nur deutsch. . ." Am Ende des Briefes heißt es: „Ich hatte den Betrieb schon übernommen, da brachen meine Kühe nachts aus der Weide aus und gingen in einen Haferschlag von Herrn v. Donimirski. Der Hafer stand in der Gelbreife. Man stelle sich vor, daß eine Viehherde von etwa 45 Stück allerhand Schaden anrichten kann. Frühmorgens um 4 trieb der Oberschweizer die Kühe wieder zurück. Ich rief am Morgen Herrn v. Donimirski telefonisch an, entschuldigte mich und bat ihn, den Schaden durch Sachverständige abschätzen zu lassen. Worauf er erwiderte: „Lassen wir das. Was Ihnen heute passiert, kann mir morgen passieren!"

W. Lippitz aus Polixen berichtet, daß es in seinem Dorf viele Katholiken, auch viele mit polnisch klingenden Namen gegeben habe. Trotzdem seien in dieser Gemeinde bei der Abstimmung von 1920 nur vier für Polen abgegebene Stimmen gezählt worden, obwohl von polnischer Seite alle Register gezogen worden waren, um der Sache eine andere Wendung zu geben. Die Bank Ludowy, schreibt Lippitz weiter, hat mit Geldmitteln für die polnische Propaganda nicht gespart. Und doch hat das Ergebnis im Kreis im Endeffekt erwiesen, daß es in dem oft als polnisch bezeichneten Kreis in Wirklichkeit ganz anders aussah. Sicher gab es eingefleischte Polen, die von einer Zusammenarbeit mit uns Deutschen nichts hielten, aber Fanatismus hat nie sehr überzeugend gewirkt. Einer meiner nächsten Nachbarn, der Graf v. Sierakowski auf Groß Waplitz, dem damals noch 12 000 pr. Morgen gehörten, fragte mich einmal bei einem Gespräch an der Grenze: „Herr L., was wollen die Leute eigentlich von mir? Warum stänkert man mich dauernd an? Ich bin Pole und ich bleibe Pole. Aber ich lebe in Deutschland und füge mich den deutschen Gesetzen!" Man hatte ihn wie auch seine Familie nach 1920 von behördlicher wie auch nachbarlicher Seite wegen seiner zur Abstimmungszeit stark propolnisch agitierenden Frau, einer aus Kongreßpolen stammenden Fürstin Lubomirska, angegriffen. Er selbst hat sich stets zurückgehalten. Ich habe den alten Grafen als Nachbarn wie als Mitglied unserer Genossenschaften stets geschätzt. Der Umgang mit andern propolnisch denkenden Nachbarn war stets korrekt. Ich erinnere mich oft und gerne an viele fruchtbare Gespräche, die mein Vater, der lange Amtsvorsteher unseres Bezirkes war, über diese Probleme mit seinen Amtskollegen führte. Zwei Nachbarämter waren mit sehr fähigen Polen besetzt. Das Amt Gr. Waplitz leitete lange Jahre der dortige Rendant Rochon, das Amt Buchwalde der damalige Besitzer von Buchwalde, von Donimirski. Beide Männer waren im Kreise Stuhm sehr geschätzt. Mein

Vater sagte einmal folgendes zu mir: „So lange der alte Rochon lebt, wird auch Waplitz existieren und ebenso Buchwalde, so lange der alte Donimirski lebt!“ Wie recht mein Vater hatte, zeigte sich nach dem Tod dieser Männer, als es mit beiden Gütern so schnell bergab ging, daß sie bald zur Aufsiedlung kamen. Ich erinnere mich oft einer Mahnung meines Vaters: „Seht zu, daß ihr auch in Zukunft mit den Polen auf einem Stück pflügt, wir müssen und wir können miteinander leben!“ Es wäre vieles anders gekommen, wenn die führenden Kräfte in Warschau, aber auch in Berlin, ebenso gedacht hätten! – Die schwierige Wirtschaftslage gegen Ende der zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre wirkte sich in unserer Gegend besonders nachteilig aus. Viele Höfe mußten aufgegeben werden, und viele Güter wurden zerschlagen. Im Auftrag Warschaus wurde damals von den Polen – an ihrer Spitze die erwähnte „Bank Ludowy“ — der Versuch unternommen, mit riesigen Geldmitteln und Krediten propolnisch eingestellte Bauern auf ihren Höfen zu halten, was häufig mit Erfolg geschah. Die damalige deutsche Führung nahm dies jedoch nicht ernst. Man ließ die Polen gewähren, ihre Kinder in den Ballungsgebieten eigene Schulen besuchen und beschäftigte ohne Unterschied deutsche und polnische Angestellte. Vor allem waren die polnischen Landarbeiter, die zu einem sehr großen Teil zweisprachig waren, stets zufriedene, gern gesehene Mitarbeiter auf den Höfen und Gütern. Es gab nicht wenige solcher Familien, die schon seit mehreren Generationen auf demselben Hofe anzutreffen waren und die – nicht nur des besseren Verdienstes wegen – keine Sehnsucht nach einem Herrschaftswechsel verspürten.“

In den Städten gab es zu unserer Zeit zwischen den deutschen und polnischen Bürgern, die von jeher an ein Zusammenleben gewöhnt waren, kaum jemals Gegensätze. Der polnische Arzt wurde auch in deutsche Familien geholt, der deutsche Rechtsanwalt auch von Polen konsultiert und der polnische Bürger vom deutschen Beamten sachgerecht beraten. Die Kinder gingen in die gleiche Schule, und da wurde nicht nach der Volkszugehörigkeit gefragt, sondern nur nach kameradschaftlicher und anständiger Gesinnung. Gern erinnere ich mich aus meiner Schulzeit eines polnischen Jungen, der mit seiner Aussprache oft stürmisches Gelächter hervorrief und der, ohne sich verletzt zu fühlen, immer in dieses Gelächter einstimmte, weil er sich von aufrichtigen Freunden umgeben wußte. Von gemeinsamen Kriegserlebnissen in der Vergangenheit, von menschlicher Hilfe und Solidarität in Zeiten der Not sind viele eindrucksvolle Berichte überliefert worden.

Gute und schlechte Wirte, zuverlässige und weniger zuverlässige Handwerker, reelle und weniger reelle Kaufleute, fleißige und weniger fleißige Arbeiter hat es von jeher auf beiden Seiten gegeben. Das wußte man im Grunde, und niemand unterließ es, den polnischen Kaufmann aufzusuchen, wenn er sein Geschäft zu führen wußte, man zog den polnischen Meister heran, wenn er sein Handwerk verstand wie der deutsche. Junge Polen wurden in deutschen Betrieben ausgebildet, deutsche in polnischen. Das polnische Dienstmädchen wurde in deutschen Familien nach ihrem persönlichen Wert geschätzt und entsprechend behandelt, ebenso der polnische Knecht. Mancher „Dienende“ ist seinen deutschen Arbeitgebern auf der Flucht freiwillig gefolgt. Es wird wiederholt berichtet, wie polnische Frauen deutschen Müttern, die auf der Suche nach ihren Kindern zurückgekehrt waren, Hilfe und Unterkunft gewährten. Über alle politischen und kriegerischen Feindseligkeiten hinweg, die die beiden Völker schicksalhaft heimsuchten, hat wahre Menschlichkeit sich immer wieder durchgesetzt, haben verwandtschaftliche und freundschaftliche Bindungen sich bewährt.

# Kreisstadt Stuhm

## Anfänge und Entwicklung bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts

von Dr. Ernst Bahr

Noch zu Beginn des Jahres 1394 war das Inselgelände vor der Ordensburg Stuhm ein Wirtschaftshof des Deutschen Ritterordens, der von einem „Hofmann" geleitet wurde. Auf diesem Hofe gab es zu dem genannten Zeitpunkt 30 Pflugpferde, 32 Rinder (darunter zwei Kälber „die zu Felde gehn"), 65 Schweine und 110 Schafe, an deren Haltung Schäfer und Hof je zur Hälfte beteiligt waren. Die Betriebsfläche dieses Hofes wurde von A. Semrau auf „etwa 98 Hufen" geschätzt.

Die Landesplanung des Ritterordens hatte Stuhm anscheinend zunächst keine besondere Rolle in der wirtschaftlichen, insbesondere der gewerblichen Erschließung der pomesanischen Landschaft zugedacht. Dies geschah offenbar deshalb, weil Stuhm am Ausgang des 13. Jahrhunderts nicht inmitten, sondern am Rande eines Siedlungsgebietes lag, nämlich unweit des Drusin-Waldes, in dem 1284 das 60 Hufen umfassende Dorf Konradswalde angelegt werden sollte. Als gewerblicher Mittelpunkt dieses Gebiets war zunächst das etwa 5 km südlich von Stuhm gelegene Pestlin vorgesehen. Seine Handfeste von 1295 enthält u. a. die bemerkenswerte Bestimmung, daß die Bewohner von Pestlin das Marktrecht erhalten. Am Ausgang des 14. Jahrhunderts hatte Pestlin an gewerblichen Anlagen 8 Krüge, 13 Schuhbänke, mehrere Brotbänke, ferner zinsten von hier mehrere Krämer, 8 Schneider, 1 Schmied und 1 Schulzenkrug. Damit bildete Pestlin bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts den gewerblichen Mittelpunkt „auf der Höhe" im Gebiet der Komturei Marienburg.

*Verwaltungsmittelpunkt und Verteidigungsanlage*

Stuhm hatte zunächst dadurch an Bedeutung gewonnei, daß der dortige Ordenshof etwa 1331 zum Sitz eines Ordensvogtes erhoben worden war. So wurde Stuhm Verwaltungsmittelpunkt und etwa gleichzeitig – durch den Bau der Ordensburg — eine wichtige Verteidigungsanlage an der Straße, die von Marienwerder bzw. Riesenburg auf die Marienburg, das Haupthaus des Deutschen Ritterordens an der Nogat, zuführte. So wuchs der Ort in seiner Bedeutung und mag als Rüstplatz für die nach Preußen kommenden Kreuzfahrerheere vor seiner Stadtwerdung einen gewissen Höhepunkt erreicht haben, als Herzog Albrecht von Österreich 1377 mit einer großen Anzahl von Rittern zum Kampf gegen die Heiden nach Preußen gekommen war und nach dem Bericht des Chronisten „die Festung Stumis" und das Banner des Herzogtums Österreich dem Deutschen Ritterorden als Geschenk zurückließ.

Vermutlich sollte die Stadt Stuhm, als sie 1416 die überlieferte Handfeste erhielt, nach den voraufgegangenen Zerstörungen von 1410 zum zweiten Male mit Bürgern besetzt werden, denn Stuhm erweist sich bei dieser Gelegenheit als ein vollständig umwehrter Ort mit Stadtmauern, Toren, Brücken und Wikhäusern.

*Aus der Handfeste von 1416*

Am 21. September 1416 stellte der Hochmeister Michael Küchmeister eine Handfeste für die Stadt Stuhm „in dem Vorburge desselben unseres Hauses" aus, deren Besetzung Ambrosius Gerhardt von Schonenberg, den der Hochmeister „unser lieber getreuer" nennt, übernommen hatte. Wenn dieser Lokator aus Schönberg an der Weichsel, das ebenfalls zur Komturei Marienburg gehörte und um 1400 Schonenberg geschrieben wurde, stammte, hatte er wahrscheinlich auch die Bürger für die von ihm zu besetzende Stadt größtenteils in seiner heimatlichen Umgebung im Großen Werder gewonnen. Für seine Mühe und Kosten als Stadtgründungsunternehmer erhielt er das Erbschulzenamt mit einer freien Hofstatt in der Stadt und dem hinter dieser Hofstatt vorhandenen Turm in der Stadtmauer, einen Garten von zwei Morgen vor der Stadtmauer, freie Fischerei mit kleinem Gezeug für den eigenen Bedarf, ein Drittel der anfallenden Gerichtsgebühren und ein Zehntel der ausgegebenen Ackerhufen zinsfrei. Die Bürger erhielten zu jeder Hofstatt einen halben Morgen vor der Stadt, ferner den Weißen See in der Heide und Wald. Die Grenzen dieses Stadtgebietes werden in der Handfeste genau beschrieben. Von den genannten 55 Ackerhufen hatten 15 einst zum benachbarten Dorfe Kiesling gehört. Für den Pfarrer waren nur zwei Freihufen vorgesehen. So blieben für die Äcker der Bürger rund 47 Hufen, von denen je 1/2 Mark Zins zu entrichten war. Die Hofstätten in der Stadt waren zinsfrei. Auch die 1416 augenscheinlich schon vorhandenen Wikhäuser an der Stadtmauer sollten den Bürgern gehören.

An den gewerblichen Anlagen werden in der Handfeste Brotbänke und andere Verkaufsbänke erwähnt, deren Zinsgefälle je zur Hälfte zwischen dem Orden und der Stadt geteilt werden sollten, ferner ein Malzhaus am Tor „zwischen dem Hause und der Stadt", von dem nicht feststeht, ob es zur Stadt oder zum Schloß gehörte. Augenscheinlich galt es 1416, die Stadt mit Menschen und gewerblichem Leben zu füllen. Eine Begünstigung ihrer gewerblichen Entwicklung mag dadurch hervorgerufen worden sein, daß das Ordensschloß in Stuhm nicht nur Verwaltungssitz der gleichnamigen Vogtei, sondern häufig auch Residenz des Hochmeisters war, der in der Nähe einen Tiergarten unterhielt.

Am 24. Juni 1440 erklärten „Bürgermeister und Ratmänner der Stadt Stuhm" ihren Beitritt zum Preußischen Bunde. Beim Aufstand der Bündischen im Frühjahr 1454 blieb die Stadt jedoch auf Seiten des Ordens. Nach 22wöchiger Belagerung kapitulierte die Ordensbesatzung gegen freien Abzug am 8. August 1454. Nun nahm Hans von Baisen, der Führer der Bündischen, auf der Burg seinen Sitz, räumte sie aber auf die Kunde vom Sieg der Ordenssöldner bei Konitz am 18. September 1454. Die Burg wurde nun durch Bauern dem Hochmeister übergeben und blieb eine Stütze der schwankenden Ordensmacht bis zum Ende des 13jährigen Krieges. Zuvor aber, am 31. August 1461, wurde das Städtchen von der in Marienburg stehenden feindlichen Besatzung überfallen und ausgebrannt. Nach den Bestimmungen des Thorner Friedens von 1466 kam Stuhm mit dem westlichen Preußenland und dem Ermland unter die Schutzherrschaft der Krone Polens.

*Unter der Krone Polens*

Nach dem Brande von 1461 ist die Stadt augenscheinlich in der alten Einteilung wieder aufgebaut worden, denn sie zählte bei der Revision von 1565 innerhalb ihres Mauerrings wieder 50 Häuser wie um 1416. 1485 und 1487 wird Stuhm als „die newestadt" bezeichnet. Als Zeichen eines gewissen wirtschaftlichen Wohlstandes mag die Tatsache angesehen werden, daß wahrscheinlich um 1478 der Bau der Pfarrkirche in Stein erfolgte. In diesem Jahre verschrieb Mikolay Broda, ein Bürger von Mlawa, 24½ Mark „geringen" Geldes „zcum baw vnde besserunge derselbigen Stuhmschen Kirche" aus einer Forderung an den Stuhmer Bürger Hanns Fleischer. 1514 war der Rat der Stadt in der Lage, von Thomas Lodevigk und seinen Vormündern das Stuhmer Schulzenamt mit 8 Hufen und 1 Hufe Heide, 2 zinsfreien Morgen, einer Hofstatt innerhalb der Mauern, ½ Morgen vor der Stadt und der zugehörigen Fischereigerechtigkeit (6 Säcke zu stellen in dem See, mit einer Fußwate, Wurfangeln und kleinem Gezeug) für 350 Mark auszukaufen. 1535 erfolgte dafür die Schlußzahlung an Peter Lodewick und seine Vormünder.

1553 bestätigte König Sigismund II. August das Stadtprivileg und erweiterte es um einen Jahrmarkt, der am achten Tage nach Jacobi stattfinden sollte, und einen Wochenmarkt am Freitag. Außerdem schenkte der König der Stadt einen Platz in Bönhof zur Errichtung einer Getreideniederlage. Hier standen 1565 mehrere Getreidespeicher und wohnte neben mehreren Schulzen, Krügern und Fischern auch ein Fährmann, der „vom Stuhm nach Mewe" übersetzte. Da Kittelsfähre gegenüber Wernersdorf an der Nogat seit 1416 im Besitz der Stadt Stuhm war, wird durch die Errichtung einer Stuhmer Getreideniederlage in Bönhof deutlich, wie ihre Bürger eifrig um einen Zugang zu den beiden großen Wasserstraßen Westpreußens, der Weichsel und der Nogat, bemüht gewesen sind, obwohl das Städtchen jeweils annähernd 10 km von den Ufern beider Ströme entfernt liegt. So haben die Bürger von Stuhm augenscheinlich einen gewissen Anteil am westpreußischen Getreidehandel gehabt, wobei sie den Kaufleuten der großen Städte als Sammler und Zulieferer gedient haben mögen. Indessen spielte der Stuhmer Marktverkehr keine größere Rolle. Von den beiden Jahrmärkten heißt es in der Revision von 1565: „Zwei feierliche Jahrmärkte im Jahr nach ihrem (der Bürger) geschriebenem Recht; sie bringen jedoch weder der Stadt noch dem Schloß Gewinn. Wochenmarkt haben sie nach ihren Privilegien jeden Freitag, aber dieser wird von den Untertanen weder gehalten noch wird er besucht." (Lustration 1565. S. 89) Neben dem Marktplatz in der Mitte der Stadt gab es einen sogenannten „Kleinen Markt" auf dem Schloßgrund. So wurde dort eine Straße genannt.

An gewerblichen Anlagen werden 1565 nur die Mälzerei, die Verkaufsbuden am Rathaus und Kittelsfähre erwähnt. Der dortige Fährmann zahlte jährlich 8 Mark Fährgeld an das Schloß Stuhm, ferner 3 Mark für eine Wiese an der Nogat und für etwa zwei Hufen Acker (mit Ablösung der Scharwerkspflichten), insgesamt 12 Mark. Die Buden am Rathaus brachten dem königlichen Schatz jährlich 4 Mark. Der einzige Fleischer der Stadt hatte für seine Fleischbank 1½ Stein geschmolzenen Talgs an den kgl. Schatz zu entrichten, konnte diese Menge auch durch Zahlung von 2 Mark ablösen. An die Stadt war die gleiche Menge zu entrichten. Diese Verkaufsbuden und -bänke waren im übrigen augenscheinlich Eigentum ihrer Inhaber, denn „1494 verkaufte die Clynchynne dem Vincencius die Bude auf dem Markt für 37 Mark".

Um 1545 scheint es in Stuhm mehrere Malzhäuser gegeben zu haben, weil in diesem Jahr ein „großes Malzhaus" erwähnt wird. Dennoch hatte das Brauwesen der Stadt keine größere Bedeutung. 1542 verkaufte Valten Ryke seinem Schwiegersohn Jorge Große seinen Anteil am Malzhause für 40 Mark preuß. Münze; 1552 besaß Jorge Große es ganz. 1565 brauten die Bürger 45 Viertel Gerste (nach Danziger Maß) bei einem ganzen Gebräu, wovon sie an das Schloß jeweils 2 Viertel zu entrichten, dem Müller in Konradswalde, wo sie das Malz mahlen ließen, 5 Schillinge und 2 Pfennig zu zahlen hatten. Insgesamt hatte die Schloßverwaltung aus dem städtischen Brauwesen einen jährlichen Gewinn von etwa 18 Lasten (zu 60 Vierteln zu je 16 Metzen).

An Landbesitz hatte die Stadt bei der Revision von 1565 insgesamt 61 Hufen, darunter 48 zinspflichtige Ackerhufen, 4 Pfarrhufen, die von der Stadt erworbenen 9 ehemaligen Schulzenhufen, ferner 10 Hufen Stadtwald. Dieser Stadtwald lag innerhalb der Grenzen der städtischen Ländereien und wurde zum gemeinen Besten genutzt, u. a. durch Gewinnung von 5

Tonnen Honig. Eine der erwähnten 9 Schulzenhufen lag im Stadtwalde, die andern 8 wurden gemeinschaftlich (in commune) beackert. Die Pfarrhufen bewirtschaftete der Pfarrer „für den eigenen Bedarf" selbst. Außerdem erhielt er von den Bürgern von jeder besetzten Hufe jährlich ein Viertel Roggen und ebensoviel Hafer. Weiter heißt es im Revisionsbericht, daß an der Stadtkirche „der Pfarrer und seine Frau" wohnen und nach „ihrer besonderen Übung Gottesdienst halten". Stuhm und seine Pfarrkirche waren inzwischen also evangelisch geworden.

Die geringe Bedeutung Stuhms in der Reihe der westpreußischen Städte läßt sich aus einer Steuerliste vom Jahre 1580 erkennen, nach der die Stadt zu 26 Gulden 20 Groschen Kriegskontribution eingeschätzt war. Weniger als Stuhm zahlten nur Putzig und Baldenburg (letzteres nur 8 Gulden 4 Groschen). Das benachbarte Christburg sollte nahezu das Dreifache aufbringen, Marienburg etwa das Fünzigfache.

In den Jahren der ersten beiden schwedisch-polnischen Kriege (1626–1629 und 1655–1660) war das westpreußische Land weithin verwüstet worden. Stuhm wurde wenige Wochen nach der Landung des Schwedenkönigs Gustav Adolf in Pillau im Juli 1626 ohne Widerstand besetzt und blieb es bis zum 6jährigen Waffenstillstand von Altmark vom 26. September 1629. Hernach hatte es bis 1635 brandenburgische Besatzung. Auch im zweiten schwedisch-polnischen Kriege fielen Schloß und Stadt Stuhm gleich zu Beginn wieder in die Hand der Schweden, die es bis zum Friedensschluß von Oliva (1660) hielten.

Bei der ersten Bestandsaufnahme nach dem Frieden von Oliva, die 1664 durchgeführt wurde, erklärte der damalige Inhaber der Starostei Stuhm Sigmund Güldenstern, daß diese während des Krieges „in Grund und Boden verwüstet" worden war. Im Schloß hatten insbesondere die Ställe, die Mälzerei, der Speicher und die unteren Gemächer gelitten. Im benachbarten Stuhmsdorf war von 20 Bauern nicht einer geblieben; ihre Äcker lagen wüst. Das Städtchen Stuhm hatte immer noch der Handfeste von 1416 entsprechend 55 Hufen, darunter 47½ Zinshufen, von denen wie zur Ordenszeit immer noch je eine Mark preuß. zu Martini zu zahlen war. „Seit Beginn des Krieges" hatten die Bürger „die Jahre hindurch" nichts gezahlt, denn sie hatten mehrere Jahre nichts gesät. Auch 1664 waren erst 30 Hufen bestellt, „die übrigen Hufen" lagen noch wüst. Von jenen vier Verkaufsbuden, die einst am Rathaus gestanden hatten und dem Amt je 20 Groschen Zins einbrachten, gab es 1664 keine mehr. Nur „die Fleischbänke... in denen nur ein Fleischer wohnte", waren übriggeblieben. Auch dieser entrichtete immer noch wie zur Ordenszeit 1½ Stein Unschlitt an das Schloß, die mit 9 fl. in bar abgelöst wurden, und die gleiche Menge an die Stadt. Die beiden Jahrmärkte der Stadt (in der Woche vor Jacobi und am Sonntag nach Martini), die einst je zur Hälfte für Stadt und Schloß 3 fl. einbrachten, waren „alle Jahre seit dem preußischen (!) Kriege" nicht gehalten worden (Fontes 32, S. 133 ff.). Die Stadtmauern waren noch vorhanden, aber baufällig.

In den folgenden Jahren haben sich die Verhältnisse gebessert. 1683 verwüstete jedoch ein großer Brand die Stadt und zerstörte auch das Rathaus, das den Evangelischen zugleich als Bethaus diente, nachdem man ihnen die Pfarrkirche abgenommen hatte. Darauf schenkte Bürgermeister Peter Mogge der Stadtgemeinde ein ihm gehöriges Haus am Markte, das zuvor als Weinhaus diente, damit dieses als Rathaus und Bethaus eingerichtet werde.

*Im Königreich Preußen*

Auch während des dritten schwedisch-polnischen Krieges (1700–1721) ist Stuhm vorübergehend in schwedischer Hand gewesen. Im Jahre 1772 kam das Städtchen durch die Wiedervereinigung der beiden Teile Preußens an das Königreich Preußen. Das Stuhmer Schloß wurde nun Sitz der örtlichen Behörden (Domänen-Intendantur, später Domänen-Rentamt, und Katasteramt).

Bei der preußischen Landesaufnahme von 1772/73 hatte Stuhm 75 Wohnhäuser innerhalb der Mauern, 8 Katen „in den Vorstädten", „ein Rathaus auf der Kirche", ein Malzhaus, ein Brauhaus, zwei Wirtshäuser, eine städtische Hirtenkate, ferner eine evangelische und eine katholische Kirche, das katholische Heilige Geist-Hospital und auch ein evangelisches Hospital.

Von den bereits mehrfach erwähnten alten 55 Ackerhufen nutzte nun der katholische Pfarrer 4, der evangelische Pfarrer 1, das evangelische Hospital 5 Morgen und einen Garten, der katholische Organist 2 Morgen; 47 Hufen waren Zinshufen der Bürger, „das übrige lag in Brüchern, Sand und Morästen", zählte zu damaliger Zeit also zum Unland. Zum katholischen Hospital gehörte „ein Dorf mit 14 Huben und Bauern darauf", das südwestlich von Stuhm gelegene Hospitalsdorf. Als zur Stadt gehörig werden ferner erwähnt: „Das Kämmereistück Kittelsfähre", das jährlich 30 fl. einbrachte, und eine kleiner „See im Walde, der jährlich 13fl. Zinse trägt". Die bei der Stadtgründung zur Ordenszeit getroffenen Einrichtungen im Besitzstand der kleinen Stadtgemeinde hatten sich also im Verlauf von rund 400 Jahren wenig geändert. Als Hauptnahrungszweige der Stadt galten auch um 1772 Landbau, Brauen, Gewürzhandel und Handwerk. Fabriken und „dergleichen Professionisten" gab es nicht.

Auf annähernd 50 Bürgerhufen wurden 1772 ausgesät: 4 Scheffel Weizen, 329 Scheffel Roggen, 141 Scheffel Gerste, 235 Scheffel Hafer, 3 Scheffel Lein, 20 Scheffel Buchweizen, 11 Scheffel grüne und 11 Scheffel weiße Erbsen, ferner 45 Scheffel, deren Anbauart nicht entziffert werden konnte.

Der Körnerertrag bei Roggen wird (Bär II, S. 586) mit „ungefähr 2021 Scheffel" angegeben, „welches mehrenteils verzehret und nur weniges verkaufet wird". Für die übrigen Anbauarten werden keine Erntemengen genannt. Dazu heißt es nur: „Sommergetreide wird wenig gewonnen, welches zur Mast, Bier, Brau- und häuslicher Nahrung verbraucht wird".

Zum Viehbestand der Stadt („mit Einschluß der Geistlichkeit") gehörten 1772: 131 Pferde, 23 Ochsen, 83 Kühe, 69 Schweine, keine Schafe. Das meiste Vieh hatte der Bürger Johann Erdmann: 12 Pferde, 2 Ochsen, 3 Kühe und 4 Schweine. Zu seinem Haushalt gehörten neben seiner Frau zwei Söhne über 12 Jahre, drei Knechte und zwei Mägde. Der „Herr Probst Klimaczewsky" hatte 9 Pferde, 2 Kühe und 2 Schweine; zu seinem Haushalt gehörten zwei Männer, ein Knecht, ein Junge und drei Mägde. An vierter Stelle stand der Bürgermeister Joh. M. Neydenreich mit 7 Pferden, 2 Kühen und 3 Schweinen. Zu seinem Haushalt gehörten neben seiner Frau und einem Sohne über 12 Jahre ein Knecht, ein Junge und eine Magd. Der „Herr Prediger" hatte nur zwei Pferde und eine Kuh, zu seinem Haushalt gehörten fünf Kinder, ein Knecht und drei Mägde. 22 Bürger hielten zwischen drei und acht Pferden, nur sechs Bürger hatten zwischen drei und fünf Kühen, die meisten Bürger hielten nur eine Kuh. Einwohner, Kätner und Instleute hatten größtenteils kein Vieh. Nichts kennzeichnet wohl treffender Stuhm als Ackerbürgerstädtchen wie die Aufzählung dieses Viehbestandes.

Von den 70 Bürgern Stuhms übten 1772 nur 49 das Braurecht aus, drei auch das Brennrecht. Von den drei Branntweinbrennern hatten jedoch im laufenden Jahr zwei „wegen des teuren Getreides und Einfuhr fremden Branntweins" zu brennen aufgehört. Da die Stadt in den umliegenden Dörfern keinen Bierkrugverlag hatte, mußten sich seine Braubürger wohl auf die Deckung des örtlichen Bedarfs beschränken. Ein erheblicher Teil der Bürger, auch brauberechtigte, betrieb zugleich ein Handwerk. Nur zwei Schneider, ein Schuster, ein Reifschläger und ein Zimmermann finden sich unter den Stuhmer „Einwohnern" bzw. „Käthnern". Mit Einschluß „der Geistlichkeit" hatte das Städtchen insgesamt 33 Handwerker, die sich auf die einzelnen Handwerkszweige folgendermaßen verteilten: 10 Schuster, 6 Schneider, 2 Sattler, 2 Bäcker, 2 Töpfer, 2 Zimmerer, 1 Drechsler, 1 Fleischer, 1 Glaser, 1 Böttcher, 1 Schlosser, 1 Schmied, 1 Reifschläger, 1 Fischer. Ferner werden an Gewerbetreibenden zwei Krüger und zwei Chirurgi genannt. Dies waren augenscheinlich alles Familienbetriebe. Unter der Bevölkerung der ganzen Stadt gab es 1772 nur sieben Gesellen. Die Arbeit mußte also zum größten Teile von den Meistern und ihren mithelfenden Familienangehörigen geleistet werden.

Am stärksten war der Handwerkszweig der Schuhmacher besetzt. Diese scheinen in und um Stuhm seit der Ordenszeit verhältnismäßig zahlreich vertreten gewesen zu sein. In Pestlin gab es – wie bereits erwähnt – am Ausgang des 14. Jahrhunderts nicht weniger als 13 Schuhbänke. Folgende Auszüge aus der Stuhmer Schuh- und Pantoffelmacherrolle vom 10. November 1725 spiegeln das auf der alten deutschen Zunftverfassung aufgebaute Handwerkerleben der Kleinstadt wieder:

„Dem Vorstand... sollen zwei Altgesellen, ein Preuß und ein Ausländer, als Beisitzer zugeordnet werden, welche die Rechte der Gesellen wahrzunehmen haben. Wenn die Brüder Streit haben, sollen sie – außer in Halssachen – bei der Brüderschaft Recht suchen oder eine Strafe von zwei Gulden zahlen. Ein Gesell soll auf der Straße nicht schreien, nicht Schürztuch, Daumring oder Handleder mit sich tragen, nicht barfüßig oder barschenklich auf der Gasse gehn, auch nicht ohne Mantel über den Rinnstein laufen. Sollte er dabei ertappt werden, so verfällt er in 5 Groschen Strafe. Am Sonntage soll der Gesell in die Kirche gehn – bei Strafe von 4 Groschen. Der jüngste Gesell soll anmerken, wer die Kirche versäumt und dieses dem Altgesellen alle Vierchen (Quartale) anmelden. Kein Meister soll ein Gewehr in die Gilde tragen bei Strafe von 15 Groschen. Wer von den Gesellen auf dem Lande bei Bönhasen und Holländern arbeitet, soll, wenn er wieder in die Gilde kommt, ein Faß Bier geben. Es soll kein Geselle in der kleinen und großen Zeche mit übelberüchtigen Weibsbildern tanzen – bei Strafe von 2 flor. Wird der Geselle krank, so erhält er Unterstützung aus der Gewerkslade. Wer mit Biervergießen Muthwillen treibt oder mit Bönhasen und Holländischen Schustern Umgang pflegt, wird gestraft." (Nach Schmitt, S. 131 f.).

1772 gab es in Stuhm 503 Einwohner, um 1789 wurden bereits 79 Haushaltungen mit 509 Seelen gezählt. Bis zum Jahre 1804 war die Bevölkerung der Stadt auf 918 Personen angestiegen, darunter befanden sich 13 Gesellen, 37 Lehrburschen, 19 Bediente und 31 Mägde.

*Benutztes Schrifttum:*


*F. W. F. Schmitt,* Geschichte des Stuhmer Kreises. Thorn 1868.

*Bernhard Schmid,* Kreis Stuhm, in: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Prov. Westpreußen. Heft XIII. Danzig 1909.

*Arthur Semrau,* Die Orte und Fluren im ehemaligen Gebiet Stuhm und Waldamt Bönhof (Komturei Marienburg). In: Mitteilungen des Coppernicus-Vereins f. Wiss. u. Kunst. 36. 1928.

*Lustracja* województw malborskiego i chelminskiego 1565. Hrsg. Stanislaw Hoszowski. Danzig 1961.

*Fontes* des Towarzystwo Naukowe w Toruniu. Band 32. Thorn 1938.

*Max Bär,* Westpreußen unter Friedrich dem Großen. Band II. Leipzig 1909.


(Aus Westpreußen-Jahrbuch, Band 14.)

## Stuhm im 19. und 20. Jahrhundert

Aufzeichnungen von Otto Kammel

Das Stuhmer Schloß war nach 1772 Sitz preußischer Verwaltungsbehörden geworden: zunächst der Domänenintendantur, später des Domänenamtes und des Katasteramtes. Das Schloß war durch die Schwedenkriege sehr mitgenommen und lag zum großen Teil in Trümmern. Eigentlich stand nur noch der Südflügel von 31x16 m da. Er hatte ein Notdach, das sehr flach und sieben Meter niederiger war als das ursprüngliche Steildach, das noch grüne und gelbe Ziegelreihen als Schmuck aufzuweisen gehabt hatte. Der Turm neben dem Eingangstor, der nach Sembritzki acht Stockwerke hoch war, wies nur, wie auch heute noch, zwei auf. Der Trakt vom Eingangstor zum Gefangenenturm, der einstmals fünf Stockwerke hatte, nun aber als Ruine dastand wie heute noch, fehlte ganz. Abraham Boot hat ihn noch auf seinem Bild vom Kastell Stuhm gezeichnet. Ställe, Schmiede und Stellmacherei, die an die Nordmauer gelehnt waren, fehlten ebenso. An der Ostseite war nur ein 16 m langes Gebäude stehengeblieben, das später als Holz- oder Kohlenstall des Gerichtes und des Gefängnisses diente. Früher enthielt es die Mälzerei und Brauerei sowie Speicher. Als Gericht und Gefängnis 1864 und 1866 gebaut wurden, bekam es neue Zwischenwände, aber die Ansatzstellen der alten sind noch zu sehen. Das Eingangstor war so, wie wir es kennen, nur mit einem Torbogen.

Über 30 Jahre friedlicher Entwicklung waren in Westpreußen ins Land gegangen, als am Ausgang des Jahres 1806 die napoleonischen Heere die untere Weichsel erreichten. Erst am 13. November dieses Jahres teilte die in Königsberg erscheinende „Königlich Preußische Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung" ihren Lesern die Niederlage der preußischen Armee bei Jena mit, die schon am 14. Oktober geschehen war. Russen und Franzosen erschienen nun in der in ihrer Sorglosigkeit und Selbstzufriedenheit aufgeschreckten Ostmark, dazu aufständische Polen. Aber die Stuhmer Gegend war nicht direkt davon betroffen. Die Polen zogen links der Weichsel von Bromberg nach Schwetz und sogar einmal bis nach Schöneck, wurden aber zurückgeworfen. Stuhmer Polen beteiligten sich nicht am Aufstand; Franzosen, nun als Feinde, Russen als Verbündete, kamen rechts der Weichsel nach Norden. Marienwerder und Mewe wurden berührt, nicht aber Stuhm. Bei Christburg fand ein Gefecht statt, bei dem die Preußen weichen mußten. Von Stuhm verlautet nichts. Aber offenbar ist der ganze Kreis sehr ausgesaugt worden, denn Schmitt schreibt, daß der Wohlstand um Dezennien zurückgegangen sei. Im Wald hinter der Försterei Werder liegt an einem Weg ein Franzosengrab aus dem Jahre 1813, offenbar verstorbene Flüchtlinge aus Rußland. 1813, im Februar, nahm der Landrat Graf v. Rittberg aus Stangenberg an dem berühmten Landtag von Königsberg teil, wo man sich zum Befreiungskrieg entschloß. Auf der Gefallenentafel der evangelischen Gemeinde in Stuhm waren auch Kriegsopfer der Befreiungskriege verzeichnet.

Nach 1815 mußte das Land verwaltungsmäßig neugegliedert werden. Das geschah im Jahre 1816. Die Domänenämter Christburg und Stuhm, dazu das Amt Straszewo, sollten den neuen Kreis Christburg bilden. Da Christburg außerstande war, die nötigen Amtsräume zu schaffen, wurde 1818 Stuhm Kreisstadt und der Kreis Christburg in Kreis Stuhm umbenannt. Es ist dabei geblieben, nur daß auch der Rehhöfer Winkel mit der Zeit zu Stuhm kam und 1924 Willenberg und Tessensdorf an Marienburg abgetreten wurden. Im Jahre 1822 wurde das Landratsamt nach Stuhm verlegt, das Kreishaus 1836 gebaut. Bis dahin war das Amt im Schloß untergebracht.

Die Stadt Stuhm aber baute sich langsam aus und bekam mit der Zeit ihr uns bekanntes Gesicht. 1818 wurde das alte Rathaus abgetragen und die evangelische Kirche auf derselben Stelle gebaut. Sie wurde am 18. Oktober 1818 eingeweiht. Um die Jahrhundertwende wurde der Turm neugestaltet und mit Kupfer gedeckt, 1902 auch die Annenkirche (kath. Pfarrkirche) umgebaut.

1835 wurde die Stadt enttrümmert und von dem Schutt und Unrat befreit, die noch von den Schwedenkriegen liegengeblieben waren. Vom Schloß war schon die Rede. Die Außenmauern fielen gänzlich. Reste mögen sich erhalten haben in den Grundmauern des Kreishauses und des kleinen Kreishauses, früher Meding. Die Karte von Streiff deutet es an. Im Keller des Landratsamtes war altes Gemäuer mit großem Ziegelformat zu erkennen. Die Außenmauer war an der Westecke des Kreishauses durch das erste Eingangstor zum Schloß mit zwei Türmen, allerdings kleinen, unterbrochen. Daneben stand ein Torhüterhaus. Wohl von diesem sind die Reste im Fundament des Kreishauses, das im folgenden Jahr gebaut wurde, verwendet worden. Von dem Trakt vom Eingangstor bis zum Gefangenenturm wurde die Hausmauer begradigt und geglättet und als Grenzmauer zum Garten des Waisenhauses und des späteren Amtsrichterhauses, das 1901 entstand, verwendet. Sie war zu unserer Zeit mit Wein bepflanzt.

Die Nordschloßmauer wurde so weit weggerissen, als sie nicht zur Stützung des dort ziemlich breiten und steil abfallenden Grabens nötig war. Die Reste wurden in die Hausmauern des Gefängnisses und des Amtsgerichtes aufgenommen. Der Nordostturm wurde abgetragen; es blieb ein Rest von zweieinhalb Metern stehen. Auch das Doppeltor am Bollwerk, also bei dem Haus von Dr. Morawski und an der Ausspannung dahinter (früher Rutkowski/Degen) mußte fallen. Fünf große Steine der Türleitungen lagen erst an der Annenkirche und sind dann nach Marienburg gebracht worden, wo solche Reste im Schloß gesammelt

wurden. Die Fundamente haben beim Legen der Wasserleitung vor dem Ersten Krieg Mühe gemacht. Vom Vorschloß wurde ein Zugang zum Burggelände geschaffen, indem der breite Graben durch einen Damm, der auch befahren werden konnte, überquert wurde. Auch das Tor am Mälzhaus verschwand. Beim Haupteingang der Burg aber wurde die Holzbrücke, die den breiten, trockenen Burggraben überquerte, durch einen Damm ersetzt. Dieser wurde auf der Nordseite durch Feldsteine befestigt, auf der Südseite durch ein Erd- und Balkenwerk. In der letzten deutschen Zeit wurde die Südseite mit einer schönen, breiten, niedrigen Mauer versehen, die sehr gut in das Bild hineinpaßte. Auch wurde der Turm am Eingangstor mit dem Südflügel im ersten Stock durch einen viertelkreisförmigen Schwippbogen verbunden, der das Bild schön belebte.

Die Stadtmauer ist nur an der Westseite erhalten geblieben, von der Mühle bis zur Seestraße. Auf ihr standen die Wikhäuser der Peter-Mogge-Straße und boten das schöne Bild einer mittelalterlichen kleinen Stadt, wie es sicher gar nicht so oft zu finden ist. Ein anderer Teil steht noch im Süden, von der Synagoge bis zum katholischen Pfarrhaus. Im Norden, in der Hinterstraße bis zur Mühle, mögen Reste der Stadtmauer in den Fundamenten der Speicher und Wohnhäuser, die am Rande des ziemlich steilen Abhanges gebaut sind, verwendet worden sein, auch in den Stützmauern zum Abgang in die Mühle und in den Wirtschaftshof von früher Röser und Smolinski. Auch die alte Kirchenmauer im Süden mag alte Bestandteile enthalten. Das Marienburger Tor wurde ebenfalls 1840 abgetragen. Es hatte über 200 Jahre lang als Ruine dagestanden. Den Eckstein des Tores hat man erst in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts weggebracht, da er ein Verkehrshindernis war. Auch die Holzbrücke vom früheren Stadtgut (uns als Bürgermeisterei bekannt) bis zum Tor, für deren Unterhalt Peter Mogge noch ein Legat hinterlassen hatte, wurde durch einen hohen Damm ersetzt, der beträchtliche Erdbewegung verlangte. Ebenso machte die Regulierung des Weges an den Friedhöfen entlang viel Arbeit. Die Schuttmassen der alten Mauern wurden zum Wegebau verwendet.

Von 1844 bis 1847 wurde die Marienburger Chaussee angelegt: Sie berührte Willenberg, Braunswalde, Konradswalde, Stuhm, Stuhmsdorf, Neudorf und Rachelshof. Es war die alte wichtige Nord-Süd-Verbindung auf dem Lande, die in Stuhm so wirkungsvoll gesperrt werden konnte. Auf ihr fuhr am 23. August 1914 der Große Generalstab von Marienburg, wo er am Tage zuvor im „König von Preußen" unter Hindenburg und Ludendorff die Schlacht bei Tannenberg konzipiert und die Befehle dazu erlassen hatte, durch Stuhm in die Tannenberger Gegend.

Um die Jahrhundertwende wurden die Straßen nach Weißenberg, eine alte Straße, die schon zur Ritterzeit bestanden hat, ebenso die Straße nach Pestlin und die nach Kiesling – Deutsch Damerau als Pflasterstraße mit Sommerweg und Radfahrbankett ausgebaut. Jede dieser Straßen verlangte große Erdbewegungen, besonders die letzte, da vor der Stadt an den Anlagen der Mühlenberg ziemlich stark angeschnitten werden mußte, damit der Weg eben geführt werden konnte, ebenso die Weißenberger Chaussee am Bahnhof und in Stuhmerfelde vor dem Waldschlößchen. Die Straßen nach Barlewitz und Peterswalde wurden zwar eingeebnet, aber nicht befestigt. An einigen Stellen standen dort große alte Linden, und dort war der Weg in der schlechten Jahreszeit schwer passierbar. Dagegen war die Straße nach Altmark sogar chaussiert wie die nach Marienburg – Marienwerder. Sie war bis Waplitz durchgeführt, aber nicht bis Christburg.

In der Bahnhofstraße, also in der Vorstadt, wurden im 19. Jahrhundert die Schule, gegenüber das Lehrerhaus, daneben das neue evangelische Hospital, später Schwesternstation, die Post und das Krankenhaus um 1885, das eigentlich ein Siechenhaus war, gebaut. Es wurde nach dem Ersten Weltkrieg in das neue Kreiskrankenhaus einbezogen, das auf dem Grundstück nebenbei eingerichtet und zum größten Teil neugeschaffen wurde. Wo die Chaussee nach Marienburg abzweigt, stand die „Deutsche Eiche", gewöhnlich „Kossenkrug" genannt. Im Vorgarten stand auch wirklich eine sehr schön gewachsene stattliche Eiche, die beim Friedensschluß 1871 gepflanzt worden ist. Der „Kossenkrug" aber, von dem es hieß, sein Name sei eigentlich „Korsenkrug" nach dem großen Korsen Napoleon, bekommt bei Semrau eine viel einleuchtendere und – wie mir scheinen will — eine viel stuhmerische Deutung. Sie sagt nämlich, der dortige Wirt habe drei Töchter gehabt, die allgemein die „Kossen" genannt worden seien. „Wir gehen zu den Kossen", so wurde damals gesagt.

Eine zeitlang war der Krug eingegangen. Dafür war hier die Knabenprivatschule untergebracht. Erst später wurde wieder ein Krug daraus. Dahinter war der „Cholerafriedhof" oder auch „Franzosenfriedhof" genannt. Wahrscheinlich war es der alte Pestfriedhof, den jede Stadt hatte. 1709 und 1710 herrschte auch in Stuhm die Pest, wie überall in Ost- und Westpreußen, dort aber stärker, wo ein großer Teil der Bevölkerung dahingerafft wurde.

1883 bekam Stuhm seinen Bahnhof, die Weichselstädtebahn war eröffnet worden. Es war zwar nur ein bescheidenes Bahnhofsgebäude, wie es für die kleinsten Stationen vorgesehen war, aber es mußten auch zwei Beamtenwohnhäuser gebaut werden. Stuhm war nun mit Marienburg und Marienwerder verbunden. Letzteres war Sitz der Regierung und des Oberlandesgerichtes, und Reisen, die dahin doch ab und zu nötig waren, wurden so erleichtert, ebenso

nach Elbing, wo sich das zuständige Landgericht und die Strafkammer befanden. Marienburg aber spielte mit der Zeit auf wirtschaftlichem Gebiet die Rolle der nächsten größeren Stadt. Jetzt wurden auch Ausflüge in das landschaftlich schönere Rehhof und Rachelshof möglich. Neu-Hakenberg wurde erst einige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg Erholungs- und Ausflugsort Marienburgs und Stuhms, und da wurde auch die Bahnstation Neu-Hakenberg geschaffen, Hintersee-Stuhmsdorf erst nach 1918. Schon 1876 war die Mlawaer Bahn gebaut worden mit den Stationen Deutsch Damerau, Mlecewo und Nikolaiken im Kreisgebiet. Stuhm war nun mit der Bahn leichter zu erreichen. Christburg bekam seine Bahn erst 10 Jahre später als Stuhm. Die Verbindung der beiden Städte blieb auch dann schlecht, da der Umweg über Marienburg fast das Dreifache des direkten Weges betrug.

1883 wurde auch die Freiwillige Feuerwehr geschaffen, und die Bürger haben sich an dem Rettungswerk immer rege beteiligt und die Wehr auch immer hoch geachtet. Zuerst war nur die kleine grüne Spritze vorhanden, aber schon vor der Jahrhundertwende die viel größere gelbe, die aber auch noch von Menschenhand bedient werden mußte. Um 1900 brannte die große Mühle, die noch aus Holz gebaut war, ab. Es war ein großes Feuer. Sie wurde rasch massiv aus Kalksandsteinen wiederaufgebaut, die Ecken verstärkt mit roten Ziegeln. Sie brachte auch etwas Neues mit. Die modernen Maschinen erzeugten auch Elektrizität für die Mühle selbst und für das Haus des früheren Besitzers Funk. Nun brannte über der Tür der Bierstube Funk eine Lampe, die so hell wie 25 Kerzen war. Stuhm kannte bis dahin nur einige kleine Petroleumlaternen auf Holzstämmen an den Ecken, die aber auch nur an dunklen Abenden vom Schuldiener angezündet wurden. Schließlich wurde auf dem Markt eine Petroleumgasglühlampe aufgestellt, die sich schwer in Gang bringen ließ. Einigermaßen befriedigend konnte die Frage der Straßenbeleuchtung erst nach Einführung der Elektrizität kurz vor dem Ersten Weltkrieg gelöst werden.

1903 brannten Höhne, Rosenthal und Borowski ab, an der Südseite des Marktes, 1905 Winkowski, Philipp und Block auf der Ostseite und im folgenden Jahr Meding, Sikorski und Salewski am Kreishaus. Für die Innenstadt bedeuteten neun neue Häuser einen Fortschritt. Bei allen diesen Häusern gab es keinen Beischlag mehr, dafür vor den Türen ein „Trottoir".

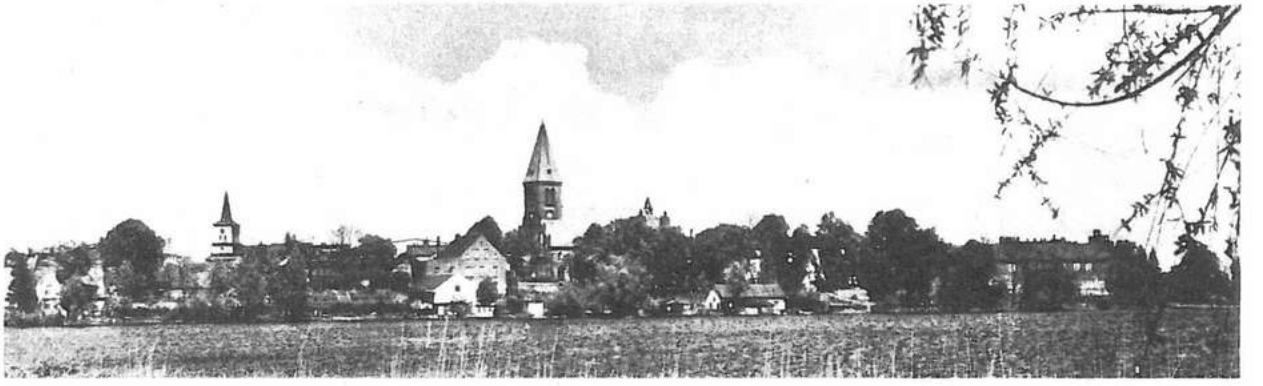
In den achtziger Jahren entstanden auch die Anlagen. Es war ein Werk des Bürgermeisters Hagen. Zwei Parowen wurden durch eine Anpflanzung mit einem größeren Spielplatz und einer Lindenpromenade rundherum verbunden. In den großen Anlagen am Judenfriedhof wurde auf einer kleinen Bergnase die „Kanzel" geschaffen, wodurch ein sehr hübsches Bild erreicht wurde. Als die Anlage gebaut wurde, hat wohl keiner daran gedacht, daß die Stuhmer hier einmal Freilichtaufführungen gestalten würden, die viel Beifall fanden und auch in den Nachbarorten beachtet wurden. Vor allem aber hatten die Stuhmer einen Ort, wo Feste im Freien gefeiert werden konnten, z. B. die alljährlichen Kinderfeste, auch die Fahnenweihe des Kriegervereins und das Gausängerfest. Noch vor 1900 zog das Gemeindebüro von dem Haus des Bürgermeisters Hagen am Markt nach dem Stadtgut um, wo der Besitzer eine Seite des Gutshauses zur Verfügung stellte.

Natürlich hatte der Stuhmer See schon immer zum Baden und Angeln verlockt. Eine kleine Badeanstalt hatte das Schützenhaus gebaut, die aber nur spärlich benutzt wurde. Das änderte sich erst, als in den ersten Jahren nach 1900 die Badeanstalt bei Wittenberg von der Stadt eingerichtet worden war. Bald wurden auch Wettschwimmveranstaltungen zur Regel. Zum Angeln aber fanden sich immer Herren von ruhiger Natur bereit. Die Jugend, aber nur die männliche, badete an drei schilflosen Stellen im Hintersee und tat das gründlich, und ebenso wurde das Eis zum Schlittschuhlaufen genutzt.

1889 wurde das Schloß an die „Von Kalksteinsche Waisenhaus-Gesellschaft" verkauft mit der Auflage, keine baulichen Veränderungen ohne besondere Genehmigung vorzunehmen. Um 1900 fanden gegen 50 Waisenkinder hier Aufnahme. So entstanden allmählich die Konturen der kleinen Burgstadt um die Jahrhundertwende.

### *Vor dem Ersten Weltkrieg*

Um die Jahrhundertwende war Stuhm eine Kleinstadt von rund 2400 Einwohnern. Die alteingesessenen Bürger waren meist Handwerksmeister in der Innenstadt. Ihre Häuser waren nach gleichem Muster gebaut, dreifenstrig mit dem Giebel nach der Straße. Viele besaßen einen Beischlag. Vorn war ein Laden, auf dem Hof die Werkstatt, und im Stallgebäude hielt man Hühner und Schweine, mitunter auch ein Pferd; denn die meisten Bürger besaßen noch eine Ackernahrung auf dem Roßgarten oder nach Hintersee zu. Die Menschen lebten bescheiden, aber ruhig, ohne Hast und Jagen. Kaum anders die kleinen Kaufleute, in deren Kolonialwarenläden in einer Ecke meist noch Branntwein ausgeschenkt wurde. Vom Laden führte eine Tür zur Gaststube und von da in ein „Weinzimmer", wo so mancher Taler seinen Besitzer wechselte. Der Textilhandel lag fast aus- Amtsgerichts aufgenommen. Der Nordostturm wurde schließlich in jüdischen Händen. Die Beamten und Büroangestellten, unter sich streng geordnet, hielten Verbindung mit der Bürgerschaft. Die Akademiker, denen hohe Achtung entgegengebracht wurde, hielten sich gesondert. Die Gutsbesitzer der Nachbarschaft kehrten im Deutschen Haus oder Königlichen



Panorama der Kreisstadt Stuhm mit der ev. Kirche (links), der kath. Kirche (Mitte) und der Ordensburg (rechts)



Katholische Kirche



Evangelische Kirche



Stadt- und Turnhalle



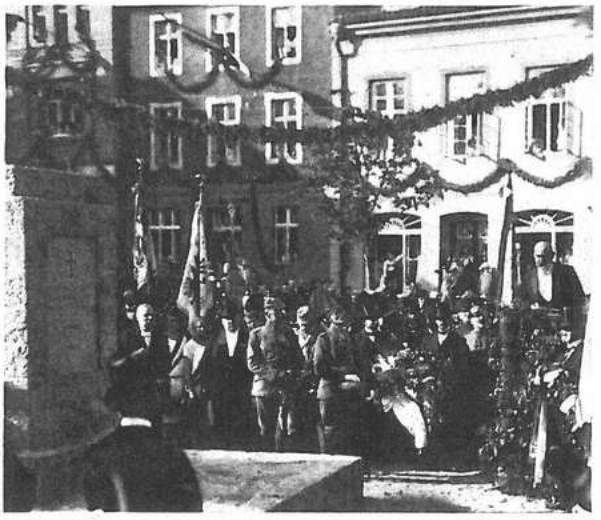
Neue Stadtschule



Apotheke



Straf- und Jugendgefängnis (fr. Zentralgefängnis)





Kriegerdenkmal-Einweihung in Stuhm. Links Sockel-Einweihung (1926), rechts Schulz-Absturz (1929) bei der Denkmaleinweihung



Die Niederung zu beiden Seiten der Weichsel von Weißenberg aus in Richtung Bönhof



Stadtrandsiedlung (1933)



Stuhmer Ausflugslokal Lindenkrug

Hof ein, und Kutscher und Pferde hatten oft lange vor dem Haus zu warten, ehe der Herr geneigt war, die gemütliche Sitzung aufzuheben. Die Kutscher der deutschen Herren trugen blaue, die der polnischen grüne Livree.

Die Arbeiterfamilien wohnten meist in den Wikhäusern der Hinterstraßen, die zwar kein Stallgebäude besaßen, aber doch einen Hof, der groß genug für einen Hühner- und Schweinestall war.

In dieses beschauliche Leben wurde 1906 ein neuer Landrat berufen, ein junger, typisch preußischer Beamter, Dr. jur. Auwers aus Berlin, ein glühender Patriot. Er übernahm sofort den Kriegerverein, der seitdem eine große Rolle spielte. Der junge Beamte, der sich natürlich Gedanken über Belebung und Förderung der Verhältnisse machte, fand nur müde Hoffnungslosigkeit vor: „Stuhm war Stuhm; Stuhm ist Stuhm und Stuhm bleibt Stuhm!" So wurde ihm von einem alten Handwerksmeister entgegnet, als er einmal seine Fortschrittsgedanken angedeutet hatte.

Das erste, was der junge Landrat ins Auge gefaßt hatte, war der Um- und Erweiterungsbau des Kreishauses im Jahre 1913. Das Nachbargrundstück des Kreisphysikus Dr. Lewicki, der in Pension ging, wurde angekauft und in die Baufläche einbezogen. Die bisherige große Tordurchfahrt wurde Dienstraum, die Einfahrt in die Kirchgasse gelegt. Das Haus hatte mehrere unerhörte Neuerungen: Es war mit elektrischem Licht versehen, das von der Westpreußischen Überlandzentrale bezogen wurde; ihr hatte sich der Kreis angeschlossen. Die Stadt hatte ebenfalls auf eine eigene Beleuchtungszentrale verzichtet und sich der Neuerung angeschlossen, wovon alle Vorteile hatten. Sodann war Zentralheizung eingebaut worden, für Stuhm die erste, und vor allem: Wasserleitung! Eine Pumpe, die von einem Benzinmotor getrieben wurde, holte Wasser aus dem See, und es gab Spültoiletten! Das neue Haus mit seinen zwei Dienstwohnungen hatte sogar Badestuben!

Der Bau wurde teurer als geplant, und der Kreis Stuhm zahlte mit 390 Prozent schon die höchsten Zuschläge zur Einkommensteuer! Es gab Opposition, aber der Landrat setzte sich durch. Wie richtig er gesehen hatte, zeigte sich bald. Schon nach wenigen Jahren mußte das gegenüberliegende Grundstück von Meding zugekauft werden, da die Diensträume nicht ausreichten. Das Haus wurde das kleine Kreishaus genannt. Dabei waren Schulamt und Hochbauamt noch gar nicht einbezogen; für sie wurde ein neues Haus mit zwei Dienstwohnungen gebaut. Später mußte noch der große Bodenraum durch Einbau von Dachgauben in Büros verwandelt werden. Das alles war aber nur der Anfang.

Die Stadt Stuhm erhielt einen neuen Bürgermeister, einen Verwaltungspraktiker, einen jungen Mann mit umsichtigem, hellem Blick, voll Unternehmungsgeist, dazu von großer Kontaktfähigkeit. Beide jungen Beamten arbeiteten nun zusammen, Dr. von Auwers, der inzwischen geadelt worden war (da sein Vater den Pour-le-mérite für Kunst und Wissenschaft bekommen hatte, der mit dem erblichen Adel verbunden war), und Bürgermeister Schmidt, der bald das Vertrauen wohl der gesamten Bürgerschaft erworben hatte. Dieser konnte die Stadtverordnetenversammlung zu einem entscheidenden Schritt veranlassen, der für die kleine Stadt sehr gewagt erschien: Die Stadt kaufte das Stadtgut von 300 Morgen für 220 000 Mark. Der Besitzer hatte sich zur Ruhe gesetzt. Die Felder lagen unmittelbar vor der Stadt, und diese hatte jetzt das idealste Bauland zur Verfügung. Nun konnten sich Kreis und Stadt um das von der Justizverwaltung ausgeschriebene Zentralgefängnis für Ost- und Westpreußen bewerben, das für 1000 Insassen vorgesehen war. Auch in Berlin wollte man dem Kreis, der zu den ärmsten der Monarchie gehörte, helfen, und so reifte wenigstens ein Teilerfolg heran. Das Projekt wurde geteilt: Pr. Holland bekam den Teil für Ostpreußen mit 600 Insassen, Stuhm den für Westpreußen mit 400.

Nun setzte neues Leben ein. Zuerst wurde ein Baubüro zusammengestellt, dann fing die Arbeit an. Bau- und Montagetrupps stellten sich ein, die in der Stadt untergebracht werden mußten, und manche Familie stellte ihr „Vorderzimmer", das nach damaligem Brauch doch meist unbenutzt dastand, zur Verfügung und schaffte sich eine zusätzliche Einnahme. Große Materiallieferungen mußten bewältigt werden. Alles das belebte die Geschäfte. Aber weit wichtiger waren die Begleitumstände. Die Justizverwaltung hatte elektrische Beleuchtung, Wasserleitung und Entwässerung für ihren Komplex gefordert, und so entschloß sich auch die Stadt, diese Neuerung einzuführen. Leitungsmasten und Zuleitungen mußten montiert werden; die Häuser bekamen Installationen; alte Petroleumlampen wurden umgebaut und neue elektrische zugekauft. All das ergab eine Unmenge Arbeit und große Belebung durch fremde Arbeiter, die nun wenigstens wochentags in Stuhm lebten und auch die Gaststätten füllten. Ein Wünschelrutengänger fand an der Kieslinger Chaussee reichlich Wasser, und ein Pumpwerk wurde dort errichtet und mit einem Maschinenmeister besetzt. Der damals noch nötige Wasserturm wurde hinter den Friedhöfen aufgebaut, eine Kupfertafel mit den Reliefs der drei deutschen Kaiser eingelassen und im Juni 1913 zum 25jährigen Regierungsjubiläum Wilhelms II. mit dem damals üblichen nationalen Gepränge enthüllt. Auch die Straßenbeleuchtung, ein altes Problem, konnte nun geregelt werden. Alle Einrichtungen waren ja gegen heute noch sehr bescheiden, aber für damals war es ein ungeheurer Fortschritt. Auch die Entwässerung wurde in Angriff genommen und die Abwäs-

ser auf die trostlose Heide in Stuhmerfelde geleitet, wo sie nur Segen stiften und niemanden belästigen konnten.

Die Unternehmungslust des Kreises und der Stadt ging noch weiter. Beide bewarben sich um die ausgeschriebene vierte Provinzial-Heil- und -Pflegeanstalt. Zu diesem Zweck erwarb die Kreisverwaltung Gelände in Hintersee und Stuhmsdorf. Die große Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung; das umfangreiche Projekt wurde nach Riesenburg vergeben. Das Gelände wurde in Bauernsiedlungs- und Landarbeiterrentenstellen aufgeteilt und mit Hilfe der Bauernbank Danzig bebaut. Damit konnte gezeigt werden, wie Landarbeiterhäuser und -wohnungen nach damaligen Erfordernissen aussehen sollten.

Aber Stuhm sollte für die entgangene Provinzialanlage in viel schönerer Weise entschädigt werden: Stuhm wurde Garnisonsstadt. Das dritte Bataillon des Deutsch-Ordens-Regiments (Infanterieregiment Nr. 152) sollte schon zum 1. Oktober 1913 aufgestellt und nach Stuhm gelegt werden. So kam neue, große Arbeit auf die Stadt zu. In aller Eile wurden Baracken an der Marienburger Chaussee errichtet, wieder meist mit fremden Bautrupps, die in der Stadt untergebracht werden mußten; ein großes Baubüro wurde zusammengestellt; viel Material kam an – kurz: Es gab reges, hoffnungsfrohes Leben in Stuhm. Zunächst wurden Exerzierplatz und Exerzierhalle hergerichtet und die Halle gebaut. Dann aber mußten die Häuser selbst an mehreren Stellen errichtet werden, die beiden Mannschaftsgebäude, das Stabshaus und ein großes Wohnhaus für die Unteroffiziersfamilien, alles im Kasernengelände. In der Stadt aber wuchsen auf dem ehemaligen Zippertschen Sägewerksgelände nicht nur zwei stattliche Hauptmannshäuser und für den Major eine Villa in der Bahnhofstraße, sondern auch für zwei gehobene Kreisbeamte ein Wohnhaus im niedersächsischen Stil.

Aber auch bei den Bürgern zeigte sich ein ganz neuer Unternehmungsgeist. Das Schützenhaus baute einen geräumigen Saal an; der Lindenkrug erweiterte sich wesentlich; in Stuhmerfelde entstand ein Tanzlokal für Soldaten; die katholische Kirche ließ ein neues Kaplanhaus bauen mit einem Saal und anderen Räumen für die Jugendpflege, und mancher Bürger baute um und schuf zusätzlichen Raum.

Die Stadt war viel lebhafter geworden, als die Einwohnerzahl – 4000 Einwohner ohne Militär usw. – vermuten ließ.

Was die Herverlegung der Garnison bedeutete, zeigte sich aber erst recht im Krieg. Das Bataillon war ausgerückt und alle Arbeit während der Mobilmachung unterbrochen, weil ja viele Arbeiter sofort zur Fahne mußten; dann auch, weil durch die vierzehntägige absolute Eisenbahnsperre die Materialzufuhr stoppte.

Aber die Bauten mußten ja nun erst recht gefördert werden. Neue Arbeiter kamen, Erntearbeiter aus dem Reich stellten sich freiwillig ein und wurden auf die Dörfer und Güter verteilt. Truppenteile verweilten kürzere oder längere Zeit auf ihrem Marsch zur Front in der Stadt. Eine Schwadron der Riesenburger Kürassiere hatte hier ihr Rekrutendepot, und mancher Stuhmer Junge ist in dieser Zeit Kürassier geworden. Vor allem aber: Stuhm wurde Lazarettstadt. Die Baracken, das Gefängnis zum Teil und der Schützenhaussaal wurden Lazarette. Das männliche und weibliche Personal rückte an, Einrichtungsstücke wurden in großer Menge herbeigeschafft, und bald nach den großen Kämpfen in Ostpreußen füllten sich die Krankenhäuser. Gehfähige Verwundete bevölkerten die Straßen, Verwandte kamen zu Besuch, kurz: Das Leben und Treiben hatte weit zugenommen, obwohl das Bataillon im Felde stand.

Auch Stuhm mußte seinen Kriegsschrecken oder wenigstens einen drohenden durchmachen. Am Anfang des Krieges herrschte große Spionenfurcht, die uns heute recht komisch vorkommt, damals aber sehr ernstgenommen wurde. Sofort bildete sich eine Bürgerwehr, die den Schutz des Wasserwerks und -turms übernahm. Willig standen die Bürger mit einer Donnerbüchse Modell 71 ihre zwei Stunden nachts ab. Dann aber hörte man etwas von Russeneinfall und Flüchtlingen, und einige Wagen kamen auch durch Stuhm. Am 22. August mittags verkündete der Stadtwachtmeister nach seiner üblichen Klingelei, daß dafür Sorge getragen werden sollte, daß insbesondere Vieh und Erntevorräte auf das linke Weichselufer gebracht würden. Der Bevölkerung wurde geraten, sich in Sicherheit zu bringen. Viele Frauen fuhren mit den Zügen am selben Tag oder am nächsten ab; die Männer blieben fast alle zu Hause. Bald stellte sich das ganze als blinder Alarm heraus, und dann kamen ja die Siegesnachrichten von Tannenberg, die zuerst in unserer Gegend die Menschen geradezu berauschten.

Ich stütze mich auf eigenes Erleben und auf die Schrift von Dr. von Auwers: Die Entwicklung von Stadt und Kreis Stuhm im 20. Jahrhundert vom 28. 8. 1916.

*Zwischen den beiden Weltkriegen*

Die große Not, die der Erste Weltkrieg auch über die Bevölkerung Stuhms gebracht hatte, konnte nicht so schnell überwunden werden. Es dauerte eine ganze Zeit, ehe sich die ersten Anzeichen einer besseren Ernährung bemerkbar machten und man sich auch kleine Gebrauchsgegenstände oder etwas bescheidenen Stoff oder ein Kleidungsstück kaufen konnte. Die Wohnungsnot aber nahm nun erst recht zu und wurde für manche der Betroffenen geradezu unerträglich. Man suchte zwar durch Umbauten, wo sie sich leicht und ohne Material bewerkstelligen ließen, neue Räume zu gewinnen, an manchen Orten entstanden sogar kleine neue Häuser oder gar Siedlun-

gen für Kriegsteilnehmer in Schlichtbauweise, aber mit fortschreitender Inflation hörte das auf, da gar keine Planung und Berechnung möglich war. Erst mußte ein neues Geld geschaffen – Ende 1923 – und die Reparationsfrage wenigstens in etwa gelöst werden, ehe man an eine größere Bautätigkeit denken konnte. Aber auch diese Schwierigkeiten, die lange für ganz unüberwindlich galten, wurden schließlich überwunden, und dann konnten Reich, Länder, Provinzen, Kreise, Gemeinden, gemeinnützige Siedlungs- und Baugenossenschaften und auch Private an ein großzügiges Bauprogramm herangehen. Es dauerte eine ganze Reihe von Jahren, dann aber hatte wohl jeder seine ihm entsprechende Wohnung.

Was das für Stuhm bedeutete, lehrt ein Blick auf die gestiegene Einwohnerzahl von 4000 bis weit über 6000 (1933). Zum Schluß war nicht nur die Bahnhofstraße voll ausgebaut, sondern es hatten sich auch neue Wohngebiete gebildet. Die Auwersstraße und der Mühlenweg von den Anlagen am Zentralgefängnis vorbei waren voll ausgebaut. Zwischen der Marienburger Chaussee und dem Gefängnis waren zwei neue Straßen entstanden, die Graudenzer und die Kulmer Straße, mit Reihenhäusern für Mietwohnungen. Das ganze Barackengelände an der Marienburger Straße bis zur ersten Senke war eine Stadtrandsiedlung geworden. Die Senke selbst, wo sich neben den Lorengleisen der Wirtschaftsbahn des Gefängnisses vom Bahnhof her ein Fußsteig gebildet hatte, wurde ebenso wie der vorher erwähnte Mühlenweg zur Straße aufgeschüttet und wenigstens teilweise von Häusern eingefaßt.

Eines der ersten Bauvorhaben des Kreises war das neue *Krankenhaus*. Das alte, 1884 für 20 Betten eingerichtet, war 1919 aus unbekannter Ursache ausgebrannt. Das fertige Projekt aus der Vorkriegszeit des Landrates von Auwers konnte aber nicht verwirklicht werden, da das alte Gebäude mit verwertet werden mußte. Man kaufte das Nachbargrundstück hinzu, das der Spediteur Roeser innehatte, und baute an das alte Krankenhaus an. Es entstand eine neue Heilstätte für im Höchstfall 90 Betten, wie es den damaligen Anforderungen entsprach. Platz für weiteren Ausbau war reichlich vorhanden. Leiter wurde der Facharzt für Chirurgie, Dr. Hoffmann. Neben der Stadtschule entstand die Stadthalle, da der einzig nennenswerte Schützenhaussaal nicht nur zu klein geworden war, sondern auch sonst nicht recht den Anforderungen der Zeit entsprach.

Neben den Offiziershäusern wurden drei Beamtenhäuser für gehobene Kreisbeamte errichtet. Auch die Schützenhausstraße wurde zugebaut. Hinter der Post nach dem See zu wuchsen mehrere schön gelegene stattliche Mietshäuser hinzu. Der Bahnhof erhielt ein neues Stationsgebäude mit Güterschuppen und einem Lagerhaus für den Raiffeisenverein, wie es der jetzt freundlichen Kreisstadt entsprach. Einen neuen Bauauftrieb erzielte die Herverlegung der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt, im Volksmund zuerst Napola, dann Napolerza genannt. Die Schüler bewohnten die Kompaniegebäude des Bataillons. Für die Schule selbst wurde ein neues Haus errichtet; es schloß den ganzen Kasernenkomplex sehr glücklich ab. Die Exerzierhalle wurde Turn- und Sportraum. Das Gelände hinter dem ziemlich steilen Abhang zum Bahnhof hin wurde dräniert und zum Sportplatz umgestaltet. Für die Lehrer baute man auf der anderen Seite der Bahnhofstraße hinter Roeser bis zum Weißgraben hin recht ansprechende Einfamilienhäuser inmitten von Gärten.

Die Anstalt erhielt ein eigenes Bad neben der neuen städtischen Badeanstalt, zu der das alte Militärbad umgestaltet worden war, mit breitem Sandstrand, Sprungturm und Stegen für Schwimmer. Daneben lagen nun noch einige Segelboote vertäut – ein Bild, das es bisher noch nicht gegeben hatte. Auch auf dem Barlewitzer See waren ab und zu Segler zu beobachten. Das Gut Hintersee war aufgekauft und parzelliert worden. Die neuen Siedlergrundstücke lagen in der Nähe des Weges nach dem Lindenkrug.

Neben den Gütergleisen war ein Sägewerk entstanden. Der Damm vom Kreishaus zum Schloß war von einer niedrigen, aber breiten Mauer aus Feldsteinen, passend zum Schloßbild, eingefaßt worden; von dem vorstehenden Turmgebäude zum Haupthaus hatte man einen viertelkreisförmigen Schwippbogen geführt, der das ganze Bild auflockerte.

Das alte Deutsche Haus, das 1918 abgebrannt war, wurde nicht wiederaufgebaut, sondern mit der Ausspannung ganz abgerissen. Man gestaltete den freigewordenen Raum zu einer Grünanlage um, in der das eindrucksvolle Kriegerdenkmal des Weltkrieges aufgestellt wurde. Diese Grünanlage inmitten der Altstadt machte das Gesamtbild viel freundlicher. Während der Enthüllungsfeier stürzte 1929 der Weltrekordsegelflieger Ferdinand Schulz mit seinem Kameraden Kaiser auf dem Markt tödlich ab, als sie mit ihrem kleinen Motorflugzeug eine Ehrenrunde drehten. An der Unglücksstelle wurde ein Gedenkstein aufgestellt. Die alte städtische Badeanstalt bei Wittenberg war inzwischen abgerissen worden; das ungenutzt daliegende Ufergelände wurde in Schrebergartenparzellen aufgeteilt, die von den Bürgern gern gemietet wurden. Diese Uferanlage bot ein ansprechendes, friedliches Bild. Hinter dem Schützenhaus legte man einen Spazierweg längs des Seeufers an; er wurde gern benutzt. Hier sollte mit der Zeit eine Promenade entstehen; leider ist der Krieg dazwischengekommen. Das Gutshaus Hintersee wurde der „Napola" zugeteilt. Hier wohnten die Abschlußklassen vor dem Examen, so daß sie sich in aller Ruhe und

Stille vorbereiten konnten. Es war auch ein Steg über den hier nicht breiten See geplant worden, um den Weg abzukürzen. Auch er ist nicht zur Ausführung gelangt.

Die Stadt besaß inzwischen gutes Kopfstein(Vierkant)-pflaster, und die Straßenbeleuchtung war wesentlich verbessert worden. Das Kaufhaus Domanski war zum Kino umgestaltet; das von J. Aron war nun Kreissparkasse. Die Brüder Rosenthal hatten das benachbarte Haus von Borowski gekauft und ein Bekleidungshaus mit Werkstatt eingerichtet, aus dem später das Kaufhaus Neff hervorging. Die Familie Rosenthal wanderte nach Palästina aus. In Weißenberg war ein Abstimmungsdenkmal entstanden, dazu der Stein am Dreiländereck. Das Dorf war schon an und für sich einen auch mühevollen Ausflug wert. Sein Gesicht war der sehr eindrucksvollen Weichsel zugewandt. Im Hintergrund lag die dunkelbewaldete Düne, die ziemlich steil anstieg, an manchen Stellen leuchtete der weiße Sand weithin. Das Etablissement der Brüder Groddeck war im Sommer und Winter sehr angenehm, die Jugendherberge immer gutbesucht, war doch der Ort von öffentlichem Interesse.

So entwickelte sich Weißenberg immer mehr zum neuen Ausflugsort für Stuhm. Daher hatte man auch neben der Chaussee einen Spazier- und Radfahrweg im Walde ausgehauen. Von Stuhm fuhren Omnibusse nach Weißenberg. Ein anderer Bus befuhr die Strecke nach Christburg über Hohendorf und Niklaskirchen. So war endlich eine erträgliche Verbindung zwischen den beiden Städten geschaffen worden. Stuhm war zuletzt eine freundliche, angenehme Kreisstadt.

Aber noch eine zweite Veränderung trat ein, die vielleicht bedeutender war als die erfreuliche Ausweitung und Verschönerung. Vor 1914 war Stuhm ein so gut wie unbekanntes Klein- und Kreisstädtchen. Das wurde anders, als die Grenzziehung des „Korridors" in Versailles festgelegt und die Abstimmung in den Kreisen Stuhm, Rosenberg und Teilen von Marienburg und Marienwerder beschlossen wurde.

Man wußte sofort, daß nur Stuhm eine vielleicht schwache Stelle bedeuten könne, da die anderen Kreise so gut wie rein deutsch waren. So richteten sich die Blicke des politisch interessierten Teiles nicht nur des Reiches auf den Abstimmungskampf und das -ergebnis gerade des Kreises Stuhm. Aber auch hinterher blieb die Heimat im Blickpunkt des Interesses. Polen war mit dem Abstimmungsergebnis nicht zufrieden und setzte seinen Volkstumskampf fort, indem es eine Beschwerde nach der anderen wegen angeblicher Mißachtung des Minderheitenstatuts an den Völkerbund in Genf richtete. So blieb Stuhm immer im Gespräch. Auch die Reichsregierung wurde nicht müde, auf die unnatürliche und gefährliche Festlegung der Grenze hinzuweisen, die den Weichseldamm mehrfach durchschnitt und die gleichmäßige Instandhaltung erschwerte.

Die Notlage erforderte auch zahlreiche Besuche mit Besichtigungen und örtlichen Besprechungen von hohen Regierungsmitgliedern aus Berlin, die früher nur höchst selten ins Land gekommen waren. So erschien der Reichskanzler Dr. Brüning mit Reichsminister Treviranus und vielen hohen Beamten am 9. Januar 1931 im Kreise. An der Grenze wurde er von Landrat Dr. Zimmer empfangen, der nun die Führung übernahm. Die Delegation wurde zum Abstimmungsdenkmal in Weißenberg geleitet, das am 10. Jahrestag enthüllt worden war und mit seinem weißen Granitkreuz weit in die abgetretene Niederung leuchtete, zumal es auf einer ziemlich hohen Düne stand. Hier am Dreiländereck konnte der Verlauf und die Teilung des Flusses sowie die Grenze sehr deutlich gesehen werden. Das Bild der Delegation am Abstimmungsdenkmal hing später in vielen westpreußischen Stuben.

Ein weiterer wertvoller und wichtiger Besuch war der Reichsverband der Gemischten Chöre Deutschlands. Er hielt 1931 in Marienburg seine Jahrestagung ab. Am 6. Juni unternahmen die Teilnehmer eine Grenzlandfahrt, die zuerst nach Weißenberg ans Denkmal führte. Dort erwartete sie Landrat Dr. Zimmer zur Begrüßung, nachdem das Musikkorps der Berliner Schutzpolizei einen einleitenden Marsch gespielt hatte. Auch hier wurden der Strom mit der Dreiländerecke, die Schleuse, die die Nogat abfließen läßt, und der Verlauf der Grenze gezeigt. Am Dreiländereck konzertierte das Musikkorps. Nach einem Abstecher nach Kurzebrack und Marienwerder erreichten die zahlreichen Gäste Stuhm, wo ihnen ein besonderer Genuß bevorstand. Der gemischte Chor Stuhms hatte sich unter Chormeister Schiffner zu einer Laienaufführung des Sommernachtstraums von Shakespeare und Mendelssohn-Bartholdy aufgeschwungen, nachdem schon im Vorjahr Preciosa von Weber mit Erfolg aufgeführt worden war. Die hinteren Anlagen eignen sich ganz vorzüglich zu solchen Freilichtspielen, und die Laiengruppe hatte Mut. Nur eine Probe mit dem Orchester konnte gestattet werden, aber der Chormeister brachte die Sache sicher über die Runden, und mit Anerkennung und Lob wurde nicht gespart. Die Aufführung konnte noch zweimal wiederholt werden und zog viele Besucher aus den Nachbargemeinden und -städten an. Am 6. Juni war es kalt, so daß man nicht ohne Mantel und Decken auskommen konnte; die anderen Tage waren von schönstem Wetter begünstigt. Man hatte in Stuhm immer gern Theater gespielt, wobei sich besonders Felix Ulrich hervorgetan hatte. Jetzt war er Vorsitzender des gemischten Chores und durfte die Gäste begrüßen, Staatssekretär Dr. Abegg antwortete. Ein andermal gab auch der bekannte Berliner Lehrergesangverein ein Konzert in den Anlagen.

Einige Tage später besuchte sogar Reichspräsident v. Hindenburg die Stadt, die festlich geschmückt war.

Hindenburg kam von Neudeck und war von seinem Sohn als Adjutanten begleitet. Er wurde auf dem Marktplatz von Landrat Dr. Zimmer begrüßt. Vor dem Denkmal des abgestürzten Fliegers ließ er einen Kranz niederlegen. Hindenburg war das erste Reichsoberhaupt, das sich in Stuhm hatte sehen lassen. 1546 hatte der damalige Lehnsherr Sigismund II. August, König von Polen, den Wojewoden und Starosten von Stuhm, Achatius von Zehmen, auf einer Durchreise nach Danzig im Schlosse besucht und bei ihm übernachtet. 1656 weilte die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg in Stuhm. Sie besuchte ihren Gatten, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der sich in dieser Gegend anläßlich des Zweiten Schwedisch-Polnischen Krieges aufhielt. Der Kurfürst war aber nicht Landesherr von Westpreußen, wohl aber von Marienwerder und Rosenberg, die damals zum Herzogtum Preußen, also Ostpreußen, gehörten. Später kamen auch Hitler und Göring als preußischer Ministerpräsident nach Stuhm und wurden mit dem üblichen Parteigepränge empfangen.

Am 12. Januar 1945 hatte die Rote Armee mit dem Angriff auf Ostpreußen begonnen, und am 16. hatten die Flüchtlingstrecks den Kreis Stuhm erreicht, die sich besonders zwischen Stuhm und Marienburg stauten. Die Marienburger Chaussee wird in der Dokumentation der Vertreibung des öftern erwähnt. Es haben sich gerade hier schlimme Tragödien abgespielt. Auch für Stuhm hatte dieser Umstand große Bedeutung. Viele Stuhmer kamen mit ihren Wagen nicht weiter und versuchten, durch den Wald die Weichsel zu erreichen, mußten aber des hohen Schnees wegen umkehren, und das Schicksal, das die feindliche Besetzung mitbrachte, tragen, was für viele Verschleppung und Nichtwiederkommen bedeutete. So wurde der Evakuierungsplan teilweise durchkreuzt. Wohl aber gingen noch die Eisenbahnzüge; für Christburg wie für Stuhm wurde je ein Sonderzug für Alte und Kranke bereitgestellt. Beide verließen die Stadt am 23. Januar in den frühen Nachmittagsstunden bei grimmiger Kälte. Der Stuhmer Zug lud die letzten Menschen nach einer Fahrt von 12 Tagen so gut wie ohne Nahrung im Nordsudetenland aus, der Christburger nach etwa gleicher Zeit weiter nördlich in Mitteldeutschland.

## Die Verwaltung der Kreisstadt von 1930 bis Januar 1945*

von Dr. Josef Nester
vom 11. Dezember 1933 bis 24. Januar 1945 Bürgermeister der Stadt Stuhm

Die Stadt Stuhm ist ein zwischen Marienburg und Marienwerder gelegenes Landstädtchen, von hier 14, von dort 22 km entfernt. Die in *geschlossener* Bauweise vorhandene Altstadt, deren Mauern noch bis 1945 teilweise erhalten sind, liegt zwischen zwei Seen: dem rund 500 Morgen großen Stuhmer oder Hintersee und dem rund 450 Morgen großen Barlewitzer See. Der neuere Stadtteil erstreckt sich in *offener* Bauweise vorwiegend in Richtung Marienburg, also nach Norden. Hier entstehen 1912 die Kasernen für das III. Bataillon des Deutschordens-Infanterie-Regiments Nr. 152, das 1919 aufgelöst wird. Sie werden darauf zu Wohnungen umgebaut. Zu gleicher Zeit wird auf einer Fläche von vielen Hektar Land ein großes Straf- und Jugendgefängnis mit Verwaltungsgebäuden, Werkstätten und Dienstwohnungen errichtet. Da zum Stadtbezirk auch der rd. 2 km entfernte Ortsteil *Stuhmerfelde* mit seinem weit verstreuten Einzelbesitz gehört und seit 1924 sogar das 3 km entfernte *Stuhmsdorf* eingemeindet ist, ergibt sich die für eine Kleinstadt sehr große Gemeindeflur von 3300 ha. Bei dieser Ausdehnung grenzt das Stadtgebiet

*nördlich* a) an den Staatforst, der sich entlang der Nogat und Weichsel von Marienburg bis Marienwerder in einer Größe von über 10 000 ha hinzieht, die frühere „Stuhmsche Heide"; b) an die Gemeinden Konradswalde und Kiesling;

*östlich* an die Gemeinden Wargels, Hohendorf und Pestlin;

*südlich* an die Gemeinden Neudorf und Rehhof;

*westlich* an den Staatsforst.

In diesem großen Bezirk liegen der Bahnhof Stuhm und die Bahnhaltestelle Stuhmsdorf.

Als Kreisstadt beherbergte Stuhm:

Landratsamt, Stadtverwaltung, Amtsgericht, Finanzamt, Bahnmeisterei, Postamt, Staatshochbauamt, staatl. Gesundheitsamt, Katasteramt sowie eine Nebenstelle des Arbeitsamtes Marienburg. Es war ferner Amtssitz des Kreisschulrates und des Kreisveterinärs, außerdem Verwaltungssitz der Landkrankenkasse.

An Großanstalten waren vorhanden:

1. das *Straf- und Jugendgefängnis*, das für etwa 800 Insassen berechnet, ab 1933 aber stets überbelegt war.
2. die *Nationalpolitische Erziehungsanstalt (NPEA)*, eine 1935 errichtete Oberschule mit Internat. Sie war in den ehemaligen Kasernen untergebracht, hat

* Bericht im Bundesarchiv Koblenz, Ost-Dokumentation Nr. 51/61

sich aber von 1936–1939 durch mehrere Großbauten in Richtung Bahnhof räumlich stark ausgedehnt. Die Schülerzahl betrug mehr als 400, die Zahl der Erzieher mehr als 30. Daneben war noch reichlich Dienst- und Arbeitspersonal vorhanden. Diese Anstalt war die größte ihrer Art im Reich.

Als kleinere Anstalten bzw. Institute sind noch zu erwähnen:

das Kreiskrankenhaus mit ca. 90 Betten, die Kreissparkasse und die Vereinsbank (Schulze-Delitsch). Im südlichen Teil des ehemaligen Ordensschlosses war last, not least noch die „von Kalksteinsche Stiftung" untergebracht, ein von Ordensschwestern geleitetes Waisenhaus, das zuletzt etwa 60 Kinder betreute.

Die Bevölkerung der Stadt betrug:

1. bei der Volkszählung 1933 6114 Einwohner
2. bei der Volkszählung am 17. Mai 1939 7374 Einwohner
3. am 1. Januar 1945 fortgeschrieben 9004 Einwohner

Sie war zu drei Fünftel katholisch, zu zwei Fünftel protestantisch und bestand überwiegend aus Arbeitern, Angehörigen des öffentlichen Dienstes und Bauern, daneben gab es einige Handwerker und Kaufleute. Die freien Berufe waren vertreten durch drei praktische Ärzte, zwei Zahnärzte, einen Dentisten, drei Rechtsanwälte und Notare, einen Tierarzt.

An den beiden christlichen Kirchen amtierten drei Geistliche: zwei katholische, ein protestantischer. Der kleinen jüdischen Kultusgemeinde stand ein alter Kantor vor. Kraft jahrhundertealten Rechts war Patron der protestantischen Kirche der jeweilige Bürgermeister. Dieses Recht wurde noch vor dem Zweiten Weltkrieg durch Präsentation und bei der Amtseinführung des Pfarrers Papendorf ausgeübt.

Außerhalb des engsten Stadtbereichs lag vorwiegend kleinbäuerlicher Besitz. Größere Landwirtschaftsbetriebe waren:

1. Gut Hintersee mit 1500 Morgen, im Besitz des Herrn von Donimirski (Pole). Deutscher Pächter: Herr Hobein.
2. Gut Lickfett in Stuhmsdorf mit 700 Morgen.
3. Gut Antonienhof-Grünenberg, mit 500 Morgen.

Großbäuerlicher Besitz war:

4. Gut Brosenhof-Behrend mit 300 Morgen.
5. Gebr. Schmidt – Stuhmsdorf mit 240 Morgen.
6. Radtke Stuhm-Abbau mit 220 Morgen.

Die Industrie war im Stadtgebiet nur mit einem mittleren Sägewerk (Gebr. Schmidt – Stuhmerfelde) und zwei kleineren sowie mit einer elektrischen Motormühle von geringer Tagesleistung vertreten. Handel und Gewerbe führten ein bescheidenes Dasein.

Bei einer derartigen Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur konnte die Steuerkraft der Stadt nur gering sein.

*

Über den Zeitraum von 1930 bis 1933 kann hier der Unterzeichnete aus eigenem Erleben nichts berichten, da er die Leitung der Stadt erst Anfang Dezember 1933 übernahm. Aber aus zahlreichen Gesprächen mit Rechtsanwalt und Notar Blenkle – bis 1933 stellvertretender Bürgermeister — ist ihm folgendes noch erinnerlich: 1933 gehörten dem Magistrat sechs Stadträte an, fünf bürgerliche, ein Sozialdemokrat. Die Stadtverordnetenversammlung bestand aus zwölf Mitgliedern, davon waren acht bürgerliche, zwei Sozialdemokraten, ein Kommunist und ein Pole. Mein Amtsvorgänger wurde im Jahre 1933 wegen Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei aus dem öffentlichen Dienst entlassen; er bekam aber während des Krieges seine gesamten Ruhegehaltsbezüge zugebilligt. Damals war der Großteil der Arbeiterschaft erwerbslos, die Wohlfahrtslasten drückten schwer auf die Stadt. Mehr als 150 Familien – überwiegend kinderreich – hausten menschenunwürdig in Elendsbaracken. Die Stadt konnte ihnen vorerst nicht weiterhelfen, denn sie hatte von 1926–1930 unter Übernahme schwerer Hypothekenlasten bereits zehn größere Wohngebäude mit 78 Wohnungen gebaut.

Von 1930—1932 war auch die seit langem fällige Turnhalle entstanden, im Wasserwerk mit seiner immer geringer werdenden Leistungsfähigkeit waren zwei Tiefbrunnen notwendig geworden, und schließlich hatte die wichtige Bromberger Straße zu einer festen Verkehrsstraße ausgebaut werden müssen. Alle diese Maßnahmen hatten die Finanzkraft der Stadt so geschwächt, daß 1932 die erst wenige Jahre vorher errichtete Höhere Mädchenschule mit Knabenabteilung sowie das Stadtbauamt aufgelöst werden mußten, da die hierfür notwendigen Personal- und Sachkosten nicht mehr aufgebracht werden konnten.

Auch personell sah es in der Verwaltung nicht gut aus. So war die Situation in jeder Hinsicht wenig erfreulich, als der Unterzeichnete sein Amt antrat.

Damals wurden übernommen:

1. eine Schuldenlast von 1 107 000 RM
   = 181,– RM pro Kopf der Bevölkerung
2. eine Zins- und Tilgungslast von rd. 54 000 RM
   = 9,– RM je Kopf
3. Steuer-, Miet- und Pachtrückstände von rd. 78 000 RM
4. eine große Wohnungsnot.

An Steuern wurden erhoben:

1. Grundsteuer A mit 157 % des Meßbetrages,
2. Grundsteuer B mit 220 % des Meßbetrages,

3. Gewerbesteuer mit 250 % des Meßbetrages, Gewerbesteuer der Filialbetriebe mit 325 % des Meßbetrages,
4. Biersteuer 1935 aufgehoben,
5. Bürgersteuer 1936 aufgehoben,
6. Getränkesteuer pauschal 2000,– vom Gastwirtsverband,
7. Hundesteuer und Vergnügungssteuer.

Der Steuerertrag war, entsprechend der allgemeinen Wirtschaftsdepression jener Jahre, gering.

Der Haushaltsplan schloß in Einnahme und Ausgabe mit 720 000 RM ab.

Der Stellenplan der Stadt wies aus: sechs Beamte, vier männliche Verwaltungsangestellte, vier weibliche Verwaltungsangestellte, 14 männliche Personen im Arbeitsverhältnis, sechs weibliche Personen im Arbeitsverhältnis.

Die Vollzugspolizei bestand aus vier Hauptwachtmeistern, von denen der dienstälteste die Aufsicht hatte. Später kam ein Meister der Schutzpolizei hinzu. Dieser sehr bescheiden ausgestattete Stellenplan wurde in der Folgezeit mit geringen Verschiebungen streng eingehalten.

Unter diesen Verhältnissen gab es für jeden Gemeindeleiter zwei wichtige und vordringliche Aufgaben:

1. eine *sozialpolitische:* so rasch und soviel wie möglich neuen Wohnraum schaffen,
2. eine *finanzpolitische:* größte Sparsamkeit und Senkung der hohen Schuldenlast.

Die erste Maßnahme war bereits im Frühjahr 1933 von Kreis und Stadt gemeinsam in Angriff genommen worden. Im „Selbsthilfeverfahren", d. h. unter kräftiger Mitarbeit der Anwärter, wurden im nördlichen Stadtteil zunächst zehn Versuchssiedlungen erstellt, die bereits im Spätherbst bezugsfertig waren. Der Kreis gab damals die notwendige Anzahlung von 300,– RM je Stelle, die Stadt den Grund und Boden, und die Ostpreußische Heimstätte übernahm die Restfinanzierung. Nachdem dieser Versuch mit bestem Erfolg geglückt war, wurde im Frühjahr 1934 seine Ausweitung zu einer großen Arbeitersiedlung in Zusammenarbeit mit der Regierung, die an Stelle des nicht gerade kapitalkräftigen Kreises getreten war, und der Ostpreußischen Heimstätte in die Wege geleitet. Für jede der nun noch zusätzlichen 97 Siedlerstellen wurden einschließlich Baugrund wie bisher 1250 qm Land vorgesehen. So gab die Stadt für diese „Stadtrandsiedlung" mit 107 Stellen, Straßen, Plätzen und Anlagen an Stelle einer ihr nicht möglichen finanziellen Beteiligung rund *60 Morgen* guten Ackerlandes *unentgeltlich* her. Dieses Bauvorhaben wurde von allen beteiligten Stellen mit soviel Tatkraft vorangetrieben, daß die letzten der 107 Heimstätten bereits im Herbst 1935 bezugsfertig waren. Hiermit war endlich die Mehrzahl der Barackenbewohner menschenwürdig untergebracht. Ihre bisherigen Behausungen wurden umgehend abgerissen, damit gleichzeitig neue Bauflächen freigemacht.

Das rasche und günstige Fortschreiten der Heimstätten-Aktion veranlaßte nun den 1934 neu gebildeten Gemeinderat, zu den bisherigen Bedingungen ein weiteres Bauprogramm zur Wohnraumbeschaffung in Angriff zu nehmen, um auch dem letzten Barackenbewohner zu helfen. So entstand im Anschluß an die bisherige Siedlung im Jahre 1935/36 an der Tannenbergstraße eine Kleinstsiedlung mit 24 Doppelhäusern zu insgesamt 48 Wohnungen. Wohnfläche und Gartenland betrugen hier aber nur die Hälfte der bisherigen Heimstätten. Dieses Wohnungsprogramm war im Herbst 1936 abgeschlossen. Damit waren insgesamt 155 Familien gut untergebracht und sogar reichlich mit Gartenland versorgt. Die Wasserversorgung der gesamten „Stadtrandsiedlungen" erfolgte zunächst durch einige Brunnen. Nachdem sich aber hierbei zeitweilig Wassernot eingestellt hatte, wurden ab 1939 vom Wasserwerk durch Verlegen von Rohrleitungen sieben Zapfstellen behelfsmäßig eingerichtet. Anschluß an das Kanalnetz war nicht erforderlich, da Abwässer und Abfälle vorteilhafter dem Gartenland zugute kamen.

Inzwischen war der Preußische Staat daran gegangen, auf dem bisherigen Kasernengelände eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt erstehen zu lassen. Hierzu mußten aber zunächst für 36 Familien, die anderweitig nicht untergebracht werden konnten, neue Wohnungen geschaffen werden. Sie werden auf dem bisherigen Barackengelände und an der Marienburger Straße gebaut. Auch hier stellte die Stadt Baugrund und Gartenland unentgeltlich zur Verfügung, aber der Staat beteiligt sich durch Beihilfen an der Aufschließung des Baugeländes und am Straßenneubau.

In diesem Bauprojekt entstanden:

a) 1 Reihenhaus in der Weichselstraße mit 5 Wohnungen
b) 2 Einfamilienhäuser in der Weichselstraße mit 2 Wohnungen
c) 5 Einfamilienhäuser in der Dirschauer Straße mit 5 Wohnungen
d) 2 Doppelhäuser in der Graudenzer Straße mit 4 Wohnungen
e) 10 Doppelhäuser in der Marienburger Straße mit 20 Wohnungen

Sa.: 36 Wohnungen

Im Frühjahr 1937 waren diese 36 „Kasernen-Ersatzwohnungen" bezugsfertig.

Der mit diesem Bauprojekt notwendig gewordene Straßenbau konnte bei aller Unterstützung der Regierung aber nur in einfacher Form ausgeführt wer-

den, d. h. mit einfach gewalzter Kiesschotterdecke, die jedoch bei dem damaligen schwachen Verkehr ihren Zweck vollauf erfüllte. In der Stadtrandsiedlung konnten wegen des großen Umfanges des Straßensystems dagegen nur die Randsteine gesetzt werden. Der eigentliche Straßenausbau sollte erst später erfolgen.

Im Zusammenhang mit diesen Straßenbaumaßnahmen wären noch zu erwähnen:

1. der Ausbau des „Ordensringes" im Jahre 1938,
2. der Ausbau der Achatius-von-Zehmen-Straße 1939.

Zweck des ersten Projekts war, den hinter dem Postamt und dem stadteigenen Haus Hindenburgstraße Nr. 25 gelegenen stadteigenen Acker – bisher für Fahrzeuge schlecht zugänglich und daher nur als Gemüseland parzellenweise verpachtet — als wertvollstes Bauland im Zentrum der Stadt zu gewinnen. So entstanden acht Bauplätze, von denen der kleinste rund 1250 qm, der größte 3750 qm zählte. Auf letzterem wurde Ende 1938 mit dem Bau der Dienstwohnung (mit Dienstgartenland) des Bürgermeisters begonnen, der seine bisherige Unterkunft im Rathaus aus Raumnotgründen für die ganz unzulänglich untergebrachte Stadtverwaltung räumen mußte. Dieser Neubau konnte aus kriegsbedingten Gründen (Materialmangel) erst am 1. Juni 1940 vollendet werden. Der „Ordensring" selbst ist als einheitlicher Straßenzug ein Rechteck, beginnend und endend in der Hindenburgstraße.

Er wurde in gleicher Weise wie die Straßenzüge der 36 „Kasernenersatzwohnungen" ausgebaut. Von den dadurch gewonnenen Bauplätzen wurden drei sofort bebaut, die restlichen fünf fanden umgehend bauwillige Käufer.

Das zweite Projekt bezweckte, die kürzeste Verbindung zwischen Bahnhof und dem neuen Siedlungsgebiet sowie der ständig überbelegten Strafanstalt mit ihrem starken Personen- und Werksverkehr in der Bromberger Straße herzustellen. Dieser Straßenbau, für den die Materialien bereits im Frühjahr 1939 bei den schlesischen Granitwerken bestellt waren, begann in einer sehr kritischen Zeit. In der letzten Augustwoche 1939 mußten über 50 Waggons Bord- und Pflastersteine entladen und abgefahren werden. Straßenbaubeginn war der erste Tag des Zweiten Weltkrieges. Trotz großer Schwierigkeiten gelang es der Stuhmer Hoch- und Tiefbaufirma *Münker,* die ca. 500 m lange Trasse planmäßig auszubauen. Anfang November 1939 wurde diese wichtige Straße dem Verkehr übergeben. Sie war jedem schweren Fahrzeug gewachsen.

Schließlich muß noch die etwa 2,5 km lange Seepromenade erwähnt werden, die die Stadt am südlichen Rande des Hintersees, dessen zahlreichen Windungen folgend, in etwa 50 Meter Abstand vom Ufer anlegen ließ. Ebenfalls zu Kriegsbeginn wurde dieses Projekt mit einem starken Arbeitstrupp von Strafgefangenen begonnen, und der vier Meter breite Promenadenweg bis Ende September 1939 fertiggestellt.

Die in Abständen von zehn Meter rechts und links des Weges erforderliche Bepflanzung mit jungen Eichen, Birken, Buchen und Kastanien erfolgte noch im Oktober. Im Frühjahr 1940 wurden dort einige Ruhebänke aufgestellt. Alle diese Baumaßnahmen haben zu einer sehr starken Verschiebung im Grundbesitz der Stadt, der bis 1933 etwa 266 Morgen Land betrug, geführt. Von 1933–1944 wurden von der Stadt abgegeben:

a) für 107 Heimstätten einschließlich Straßen pp — rd. 60 Morgen
b) für die Kleinsiedlung Tannenbergstraße — rd. 14 Morgen
c) für 36 „Kasernenersatzwohnungen" — rd. 8 Morgen
d) für Erweiterungsbauten der NPEA auf 5 Morgen evgl. Kirchenland im Tauschwege 1:5 — 25 Morgen
somit *unentgeltlich* insgesamt — 107 Morgen
e) für den stadtseitig geplanten Sportplatz an der Achatius-von-Zehmen-Straße auf kath. Kirchenland im Tauschwege 1:2 (sumpfig) — 9 Morgen
f) für die geplanten Sportanlagen der NPEA zwischen Achat. v. Zehmenstraße und Bahnhofstraße gegen Entgelt — rd. 24 Morgen
g) an 7 Käufer von Bauplätzen am Ordensring — rd. 5 Morgen
h) an Bauer Walter Radtke – Stuhm-Abbau saure Wiesen, undräniert verkauft — 22 Morgen

*Gesamtabgabe* von Land: 167 Morgen

In der gleichen Zeit wurden gekauft:

a) die alte Petter-Schmiede an der Kieslingerstraße (zum Abbruch) mit ihrem Land in den Roßgärten — rd. 6 Morgen
b) die stillgelegte Molkerei (zum Abbruch) mit Land in den Roßgärten — rd. 8 Morgen

An Stelle von Schmiede und Molkerei waren Anlagen am See geplant.

c) vom Gut Hintersee ein Uferstreifen für die Seepromenade — rd. 12 Morgen
d) von Kreis, Kreissparkasse und einzelnen Privaten in den Roßgärten — rd. 8 Morgen

Sa.: rd. 34 Morgen

Die sogenannten Roßgärten, Kleinstparzellenbesitz der uralten Häuser in der Altstadt mit einer Gesamtgröße von etwa 120 Morgen, waren für die Erweite-

rung der städtischen Anlagen am Barlewitzer See in Aussicht genommen.

*Kulturell* hat vor 1933 in der Stadt ein reges Leben geherrscht. Die einzelnen Vereine wetteiferten miteinander mit ihren Veranstaltungen, die bei der Bevölkerung stets viel Anklang fanden. Oft gastierte auch die Ostpreußische Landesbühne, die immer mit gediegenen Vorstellungen aufwartete. Das alles lief so noch bis Anfang 1935. Dann aber erstarb mit dem Aufkommen der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" jegliche individuelle und vereinsmäßige Mitarbeit am kulturellen Leben der Stadt. Eine rühmliche Ausnahme machten hier die Musik-, Gesangs- und Volkstumsabende sowie die literarischen Lesungen der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt. Was hier in den Räumen der Anstalt geboten wurde, war wertvolle kulturelle Arbeit. Ihr Nachteil: Daß sie meist nur vor Angehörigen der Anstalt sowie vor der „Prominenz" aus Stadt und Kreis in Szene ging. So konnte sie nur wenig in Tiefe und Breite wirken.

Die *wirtschaftliche* Lage der Bürgerschaft war bis 1933 wegen der großen Arbeitslosigkeit und der trostlosen Lage der ostdeutschen Landwirtschaft schlecht. In den folgenden Jahren wurde sie langsam, aber stetig besser. Dazu trug neben der allgemeinen Arbeitsbeschaffung und der staatlich geförderten Umschuldung der Landwirtschaft auch der Ausbau bzw. die Vergrößerung der beiden Großanstalten bei, die ihren Bedarf zum großen Teil in der Stadt deckten. Das alles wirkte sich auch bald in den städtischen Finanzen aus. Ein erheblicher Teil der hohen Miet-, Pacht- und Steuerrückstände kam, wenn auch unter fühlbarem Druck, ein. Auch die laufenden Steuern wurden nunmehr pünktlich entrichtet. So wurde die Finanzlage der Stadt allmählich gesund. Hierbei muß aber offen bekannt werden, daß diese günstige Entwicklung z. T. auch dadurch möglich geworden war, daß die Stadt in der Zeit von 1934 bis 1944 von der Regierung in Marienwerder reichliche Beihilfen erhalten hat. Sie ist in diesen Jahren in jeder Hinsicht, vor allem aber auf dem Schulsektor, bei der Jugendförderung, bei der Erschließung von Bauland für die umfangreichen Siedlungsvorhaben und auch für den Straßenbau finanziell sehr stark unterstützt worden.

Der Unterzeichnete hat bei seinen vielen Beihilfeanträgen und persönlichen Vorsprachen bei allen Dezernenten der Regierung und ihren Sachbearbeitern immer Verständnis für die Anliegen der Stadt vorgefunden. Dieses nachträgliche Lob gilt den Regierungsräten Lullies, Mayer-Falk, Hamann (später Reg.-Direktor), Landrat a. W. Strothoff, vor allem aber Oberregierungs- und Schulrat Kieseler und seinem alten Reg.-Inspektor Scheller. Ihnen sei an dieser Stelle nachträglich auch dann gedankt, wenn sich der Unterzeichnete bewußt ist, daß diese starke finanzielle Förderung vorwiegend als Gegengewicht gegen die mit großen Mitteln unterirdisch arbeitende polnische Propaganda gewährt wurde. Im Stadtbereich Stuhm haben die Polen von ihren Minderheitsrechten Gebrauch gemacht, aber dabei der Stadtverwaltung niemals Schwierigkeiten bereitet. Bei der Räumung haben diese „offenen" Polen und auch diejenigen, die nicht wußten, wohin sie gehörten, das größte Kontingent der freiwillig Zurückgebliebenen gestellt.

Mit dem Inkrafttreten des 1933 ergangenen Preußischen Gemeindeverfassungsgesetzes wurde die Vertretung der Bürgerschaft dem neuen Regierungssystem angepaßt, d. h. an die Stelle der bisherigen sechs Stadträte traten drei Beigeordnete, an die Stelle der zwölf Stadtverordneten zehn Gemeinderäte. Sie alle wurden nicht wie bisher gewählt, sondern vom Bürgermeister berufen, dem sie von der Kreisleitung präsentiert wurden. Sie gehörten allen Berufsschichten an: Arbeiter, Bauern, Beamte, Angestellte, Kaufleute, Handwerker, freie Berufe. Alle waren Männer im reifen Alter, ruhige und besonnene Bürger. Die Zusammenarbeit mit ihnen war immer gut.

Ab Mitte Juli 1939 wurden zehn Beamte und Angestellte der Verwaltung zur Wehrmacht einberufen und bei Kriegsausbruch durch zehn weibliche „Kriegsaushilfsangestellte" ersetzt. Die Preise wurden sehr scharf überwacht. Jede Gemeinde mußte der zuständigen Preisbehörde (Kreis) allmonatlich ganz genaue Berichte über die Versorgungs- und Preislage erstatten, die ihrerseits wiederum durch auswärtige Stichprobennehmer auf ihre Richtigkeit hin kontrolliert wurden.

In diesem Zusammenhang muß noch eine Einrichtung erwähnt werden, die sich während des Krieges sehr bewährt hat: Die *Tauschzentrale*. Sie wurde von der Stadt eingerichtet und befaßte sich vorwiegend mit dem Austausch von Textilwaren und Schuhen, vereinzelt auch mit Haushaltsgeräten. Von ihr wurde lebhaft Gebrauch gemacht, besonders von Müttern mit Kleinkindern, die gerade unter der Schuhnot sehr litten. Diese Einrichtung hat geradezu segensreich gewirkt.

Von unmittelbaren *Kriegseinwirkungen* blieb die Stadt bis zur Räumung verschont. Indirekt wurde sie dadurch betroffen, daß im Juli/August 1939 bei dem wochenlangen nächtlichen Aufmarsch gegen Polen schwere Panzer und Artillerie das Wasserrohrnetz der Hauptdurchfahrtstraße schwer beschädigten. Es mußte zum größten Teil erneuert werden, zumal noch nach diesen Brüchen der besonders kalte Winter 1939/40 das Zerstörungswerk erweiterte. Dank einer vorsorglichen Reserve an Wasserrohren konnten diese schweren Schäden, die zu großen Wasserverlusten geführt hatten, bereits bis Herbst 1940 beseitigt werden.

Im Jahre 1943/44 trafen die ersten *Evakuierten*transporte aus Hamburg, Essen und Berlin ein. Sie wurden, insgesamt 300–400 Personen, in kurzer Zeit in der Bürgerschaft untergebracht. Schulraum brauchte

hierfür nicht in Anspruch genommen zu werden. Zur gleichen Zeit mußte aber die Nationalpolitische Erziehungsanstalt einen großen Wohnblock ihrer Jungmannen für die Unterbringung eines im Zuge der Frontverkürzung nach Stuhm verlegten Feldlazaretts freimachen. Dieses Lazarett blieb, stark belegt, in der Stadt, bis es am 21./22. Januar 1945 zwar überstürzt, aber vollzählig abtransportiert werden konnte.

Bis zum Dezember 1944 waren insgesamt *124 Stuhmer* dem Standesamt als *gefallen* gemeldet. Diese Zahl hat sich in der Folgezeit ohne Zweifel noch erhöht.

Nach der am Samstag, dem 20. Januar *1945*, bekanntgegebenen Räumung der Stadt, bei der die Bevölkerung zu 90 v. H. abtransportiert werden konnte — etwa 10 v. H. blieben freiwillig zurück – endete die Verwaltung der Stadt Stuhm am Mittwoch, dem 24. Januar 1945, um 13 Uhr.

## Jugenderinnerungen an meine Vaterstadt

von Otto Kammel

In Stuhm konnten wir Kinder „auf freier Wildbahn" heranwachsen und unsere Anschauungen und Erfahrungen sammeln. Durch die natürliche Art dieses geistigen Wachstums glichen wir aus, was die Großstadtkinder an Gewandtheit und größerem Anschauungskreis voraus hatten. Jedes Kind wurde auf ganz unmerkliche Art zur Naturbeobachtung erzogen. Ein völlig unvermeidbarer Blick auf den See lehrte, woher der Wind wehte. Und das wußte bald jeder: Kamen die Wellen vom Bahnhof, war unruhiges, unsicheres Wetter zu erwarten. Kamen die Wellen aber vom Vorschloß, so gab es im Sommer das schönste Bade- und im Winter Schlittschuhwetter, im Frühjahr und Herbst aber die herrlichsten Tage mit intensiver Sonne und einer Farbenpracht, wie sie eben nur der Osten aufzuweisen hat. Wehte der Wind von den Anlagen her, so war es auch im Sommer kalt und unfreundlich. Schlugen die Wellen aber umgekehrt, von Hintersee her an das Stuhmer Ufer, so konnte man bald mit ausgiebigen Regenfällen rechnen. Die Namen der Himmelsrichtungen waren bald jedem bekannt. Den See lernten wir zu jeder Tages- und Jahreszeit kennen. Wir beachteten wohl, wenn er still wie ein Metallspiegel in der glitzernden Sonne schimmerte, kannten ihn aber auch, wenn große und aufgeregte Wellen Schaumkronen trugen. Wir freuten uns, wenn sich die Sonne im leichten Wellengekräusel wie in einer goldenen Brünne widerspiegelte oder an warmen Sommerabenden ungezählte Mückenschwärme dicht über dem Wasser spielten, die Schwalben durchflitzten und die Fische sprangen. Wenn aber der See zufror und wieder mit Rauschen und Geklingel aufbrach, so war das ein Ereignis für uns.

Am See gab es immer etwas zu beobachten: wie das Schilf wuchs und verging und das Rohr schließlich geschnitten wurde, das reiche Tierleben am Wasser erwachte. Am interessantesten war immer wieder der Taucher, wo würde er wieder zum Vorschein kommen? War aber einmal eine Treibjagd auf diese Tiere, zu Wasser und zu Lande, weil sie überhand genommen hatten, so hatten wir einen großen Festtag. Das Geschrei der Rohrsperlinge war jedem bekannt, und mancher hatte auch das dumpfe Tuten der großen Rohrdommel vernommen. Ab und zu kreiste sogar ein Milan über dem Wasser. Einmal hatte sich im Fischkasten bei Wawrowski ein Fischotter verfangen und war ertrunken, weil er nicht wieder hatte herauskommen können. Frösche gab es in Überzahl, und manchmal war auch ein großer da, der sogar auf eine hingehaltene Binsenblüte ansprang. Libellen waren allen wohlbekannt.

Der Fischer war immer interessant, auch wenn er nur im Seelenverkäufer die Reusen aufstellte oder nachsah. Viel spannender war es natürlich, wenn er auf zwei Booten mit dem großen Netz fischte oder im Winter unter dem Eise und dann die Fische aufscheuchte, indem er mit einer großen Stange immer wieder ins Wasser stieß. Natürlich wurde das Angeln gut beobachtet und auch selber versucht. Als Köder benutzten wir meist die „Klutken", die Made eines Wasserinsektes, das in einem Gehäuse von kleinen Schilfteilchen wohnte und überall zu finden war. Kibitze waren auf einsamen Wiesenufern, besonders an der „Swinarek" am Hintersee, gewohnte Gäste. Am See spielten wir oft. Bei ruhigem Wetter ließen wir Schiffchen fahren, die wir selbst aus Kiefernborke geschnitzt und mit kunstvoller Takelage ausgestattet hatten. Aus dem See versuchten wir die Kalmuswurzeln herauszuholen, die zwar in Massen da, aber schwer zu ernten waren.

Übrigens: Kalmus in Spiritus abgezogen war eine Stuhmer Spezialität, der „Stuhmer Laubfrosch", den der alte Bahnhofswirt Oelsner herstellte. Es war ein grasgrüner Schnaps, der aber wohl nur für „ganz harte Männer" genießbar war.

Wir, die junge Generation, brauchten die Wurzeln des Kalmus aber als Pfropfen für unsere Knallbüchsen, die „Pukafkas", die wir mit großer Mühe aus Holunderrohr selbst angefertigt hatten. Wie schwer war es, mit den schlechten Taschenmessern, die doch damals üblich waren, aus Hartholz einen „Sticksel" zu schneiden, und wie schnell brach er ab! Da war denn so ein bescheidenes Spielzeug, das nichts kostete, eine Kostbarkeit. Der See forderte zum Steinewerfen heraus, und wir Jungen wurden geübte Weitwerfer. Wer es aber verstand, mit flachen Steinen die meisten „Nurken" zu werfen, so, daß der Stein immer wieder über der Wasserfläche dahinsprang, der war König. Ein besonderes Problem war es, als wir noch nicht schwimmen konnten, die Binsen für

den Schwimmgürtel herauszuholen. Aus Schilfrohr machten wir Flöten, ebenso aus Weiden. Alles wurde mit großer Ausdauer und Mühe und großem Ernst vollbracht. Wie reich waren wir doch gegenüber vielen Kindern heute, die mit ihrem vielzuvielen Spielzeug nichts anzufangen wissen!

Für jedes Stuhmer Kind wird es wohl ein ungelöstes Problem bleiben, was schöner war, der Sommer mit seiner Baderei oder der Winter mit dem Schlittschuhlaufen! Jede Saison dauerte lange Wochen, da ja das Wetter im Osten viel beständiger und kräftiger als hier im Westen ist. Zum Baden wurde fast nur der Hintersee benutzt, wohl weil das Stadtufer von der Südseite beschienen wird. Die älteste „Badebude" war im Schützenhaus. Wir Jungen badeten am freien Ufer an drei Stellen, an der „ersten Lehmkaule" an den Schießständen, an der „zweiten Lehmkaule" in der Nähe des Krankenhauses und an einer freien Stelle in der Nähe des Bahnhofes. Nur Jungen badeten dort und meist so, wie Gott sie geschaffen hatte. Da lagen wir dann in der Sonne und gingen immer wieder ins Wasser, bis wir blaue Lippen hatten.

Um die Jahrhundertwende baute die Stadt die städtische Badeanstalt bei Tischlermeister Wittenberg, der zugleich Bademeister war. Hier gab es getrennte Badezeiten, und die Anstalt wurde von beiden Geschlechtern eifrigst besucht. Bald bildete sich der Schwimmverein, und 1904 gab es das erste Schwimmfest, das dann noch öfters wiederholt worden ist. Die Preise wurden von den Geschäftsleuten gestiftet, in der Hauptsache von Albrecht, Buchdruckerei, Papiergeschäft und Spielwarenhandlung am Markt, aber auch von andern. Die Preise waren wohl einfach, aber wie groß war der Eifer, sie zu erwerben, und überhaupt schwimmen zu lernen und immer wieder zu üben und immer weiter und länger auszuhalten. Es war ja auch etwas Herrliches, über den See zu schwimmen oder in dem warmem Wasser am Ufer entlang weite Strecken zurückzulegen. Vorbild für alle war Postsekretär Korschanski, der unermüdlich insbesondere seine Sprünge übte und es darin zu großer Meisterschaft brachte. Er hat mir später erzählt, als er nach seiner Pensionierung in der neuen Badeanstalt Bademeister war, daß er auf dem Stuttgarter Turnerfest mit 69 Jahren noch den dritten Platz im Turmspringen erworben hat. Eine „Freibadestelle", d. h. ohne Eintrittsgeld, baute die Stadt zu gleicher Zeit wie die Badeanstalt bei Wittenberg an der ersten Lehmkaule, aber im Winter wurden immer mehr Bretter abgerissen, so daß die Stelle einging und die Jungen dann doch meist wieder die freien Gelegenheiten benutzten.

Ebenso schön und gesund war das Schlittschuhlaufen, zu dem mehr der Barlewitzer See bevorzugt wurde, wohl weil ein Maurer, der am Ufer wohnte, in der Winterruhe eine Bahn gefegt hatte; aber sie kostete Eintrittsgeld. Unsere große Zeit aber erlebten wir, wenn der See schneefrei oder nur mit leichtem Schnee und Reif bedeckt war. Das war im Winter ja mehrmals der Fall. Es war herrlich, bei leichtem Wind so dahinzugleiten, die Jacke als Windfang geöffnet. Und wie schmeckte hinterher der warme Kaffee mit einer Pflaumenmusstulle! Waren die Seen noch nicht zugefroren, gingen wir wohl auch auf die überschwemmten Wiesen am Lindenkrug, wo oft das glatteste Eis war...

Obwohl wir Kinder viel am und im und auf dem See waren, hat er doch wenig Opfer gefordert. Es hieß zwar später in Stuhm, der See fordere jedes Jahr sein Opfer, aber früher war es doch nicht so schlimm, obwohl wir Jungen beim Schollenlaufen nicht gerade sehr vorsichtig waren. Einmal ist ein Mädchen in der Dunkelheit ertrunken, das auf dem Bahnhof Kohlen gesammelt und über das Eis nach Hause gegangen war. Ein unerfahrener Schwimmer, ein Waisenjunge, wurde beim Überqueren des Sees schwach und schrie um Hilfe. Er ist von dem Apotheker Cohn und dem Tischlermeister Wittenberg, bei dem der Rettungskahn stand, herausgeholt worden. Ebenso sind von diesen einige Jungen, die sich auf einem lecken Kahn hinausgewagt hatten, in Sicherheit gebracht worden. Einmal ist der Ackerbürger Wölk beim Rohrschneiden in ein Loch geraten und ertrunken. Besonders tragisch war wohl, als ein junger Soldat, der den Krieg glücklich überstanden hatte, bei der Rettung eines eingebrochenen Jungen ertrinken mußte, nachdem er den Jungen herausgeholt hatte. Glück hatte Fleischer Less, ein jüdischer Mitbürger, der von einer Hausschlachtung von Barlewitz zurückkehrte und in eine Wuhne geraten war.

Der Unfall wurde von zwei jungen Schlittschuhläuferinnen beobachtet. Sie liefen hin und zogen den Eingebrochenen an den Händen heraus. Die eine Retterin, Frau Hedwig von Wantoch-Rekowski, bekam dafür die Rettungsmedaille am Bande, ihre Schwester Klara Kammel, später Frau Karsten, die damals übliche Belohnung von 30 Mark.

Auch sonst war die Gelegenheit für gute körperliche Entwicklung in Stuhm günstig. Auf dem Schulhof der alten Stadtschule, wo uns niemand störte, standen Barren und Recks und ein Klettergerüst mit Stangen und senkrechter und schräger Leiter. Hier waren wir oft und übten tüchtig. Die Barren freilich waren gar zu primitiv und unzweckmäßig, und wir benutzten sie nicht soviel, um so mehr aber die Recks in verschiedener Höhe. Was man damals so turnte, Klimmzüge und Aufschwung und die verschiedenen Wellen, Kniewelle und Sitzwelle und Kreuzwelle, rückwärts und vorwärts, und darin brachten wir es zu ganz ansehnlicher Fertigkeit. Am schönsten aber war das Klettergerüst, die Steigleiter hinauf, das ging ganz fix, über den Balken geritten und die Stangen hinunter, und nie ist einem was

passiert, obwohl das Gerüst sicherlich fünf oder sechs Meter hoch war. Nur die Kletterstangen machten uns wegen der Splitter Kummer.

Auf den Feldern streiften wir oft herum. Die Väter waren ja meist Handwerker und hatten auf dem Roßgarten oder nach Hintersee zu ein Stück Feld. Hier halfen wir beim Kartoffellegen und -ernten. Hinterher gab es ein mächtiges Krautfeuer, und die Kartoffeln, obwohl meist verbrannt und glasig, waren uns eine Delikatesse! Überhaupt lebten wir mit der Landwirtschaft eng verbunden. Wir hörten die Sorgen der Eltern, wenn das Wetter nicht günstig war, beobachteten das Bestellen der Äcker, die Ernte und im Herbst die Rübenwagen, die zum Bahnhof durch die Stadt mit lautem Peitschenknallen fuhren, oder die Schweinetransporte, da ja der Molkerei eine große Schweinemästerei angeschlossen war. Solange das Stadtgut noch in Betrieb war, wurde die große Herde jeden Morgen und Abend durch die Stadt getrieben, besonders im Herbst. Die meisten Familien hatten selbst auch Schweine und Hühner, manche Väter auch Pferde, so daß für Berührung mit der Landwirtschaft schon gesorgt war. Im Winter begutachteten wir die vielen Langholzfuhren, die zu der Sägemühle Zippert in der Bahnstraße fuhren.

Von hohen Aussichtspunkten, wie z. B. vom Kirchturm, auf den wir auch manchmal zum Glockenläuten hinaufstiegen, sahen wir den Wald dunkel und geheimnisvoll still liegen. Dahin zog es uns sehr. Zuerst kamen wir selten hin, höchstens mit den Eltern zum Blaubeerpflücken. Später aber machten wir uns selbständig und gingen oft über den Lindenkrug durch die sumpfigen Wiesen über einen Steg nach Ostrow-Broze, manchmal von da weiter zum Waldschlößchen und am Weißen See vorbei sogar nach Neu-Hakenberg und von da durch den Wald oder an der Bahn entlang wieder nach Hause. Das war schon ein tüchtiger Marsch. Wir sind sogar bis nach Weißenberg und zurück gewandert und staunten dort über den mächtigen wilden Steppenfluß, die Weichsel. Sogar bis nach Parpahren sind wir einmal gekommen.

Auch an Abwechslung fehlte es nicht. Der Leierkastenmann, der häufig sich hören ließ, wurde freilich nicht ernst genommen und wenig beachtet, desto mehr aber die großen prächtigen Drehorgeln, die Moritaten auf Bildern zeigten, welche ein Mann singend erklärte. Interessanter für die kleinen Kinder war schon der Lumpenhändler, der „Tulemann", der für ein paar Flicker einen metallenen Hahn gab, auf dem man herrlich krähen konnte, für mehr auch einen tönernen blauen Kuckuck, der zwar sehr naturgetreu rief, aber auch nicht ewig hielt. Interessanter waren schon die „Bremer", vier oder fünf Bläser, die immer die schönen Märsche spielten und uns halfen, sie auswendig zu lernen. Seltener waren die Bären- und Kameltreiber. Die hatten auch immer einige Affen mit, und einer mit einem roten Jäckchen ritt auf einem Pony mehrmals in die Runde und gab auf ein Kommando einen Schuß ab. Das erregte immer viel Spaß. Jedes Jahr erschien das Karussell von Heyer aus Liebemühl. Einige Jungen, die beim Aufbau und beim Pferdewechsel behilflich gewesen waren, durften umsonst fahren und wurden stark beneidet. Manchmal erschien auch ein Zirkus, der natürlich neugierig angeschaut wurde, aber den Höhepunkt bildete doch die Kasperbude, die sich allerdings recht selten sehen ließ. Alle diese Darstellungen machten einen ganz großen Eindruck auf uns wirklich nicht verwöhnte Kinder.

Ab und zu marschierten auch Soldaten durch die Stadt, größere oder kleinere Abteilungen, auch Kavallerie und Artillerie, manchmal gab es sogar Einquartierung. Einmal, an einem herrlichen Herbsttage, biwakierten zwei Bataillone Infanterie auf den Höhen zu beiden Seiten der Chaussee nach Hohendorf. Am Abend lohten die Wachtfeuer, und die Soldaten machten den üblichen Manöverulk. Das war für uns Jungen ein unvergeßliches Erlebnis. Nur wußten wir damals noch nicht, was das gerade für unsere Generation in der Zukunft bedeuten sollte.

Regelmäßige und erwartete Höhepunkte in unserem Jahreslauf waren natürlich die Feste, besonders die Sommerfeste der Schützengilde und des Kriegervereins und der Zapfenstreich zu Kaisers Geburtstag. Die Hauptsache für uns Jungen war die Militärkapelle. Wir marschierten nebenher und kannten so ziemlich jeden Marsch. Zu dem Konzert im Schützenhaus kostete es Eintritt, und als wir noch klein waren, war es durchaus nicht sicher, ob wir da hinein konnten, denn wir waren ja eine ganze Menge Kinder. Aber meistens klappte es doch, und dann durften wir uns auch bei Bäcker Neumann ein Baiser mit Schlagsahne kaufen. Ich glaube, es hat uns später nie etwas so gut geschmeckt wie diese kleine Leckerei.

Bei dem Kriegervereinsfest um den 2. September (Sedantag) und am Vorabend von Kaisers Geburtstag war es noch spannender. Da versammelte sich der Kriegerverein vor dem Kreishaus. Der Landrat erschien in glänzender Uniform, die Fahne wurde herausgeholt, der Präsentiermarsch gespielt, und dann ging es durch die Stadt. Vor dem Zapfenstreich am Vorabend des Geburtstages wurden erst die Fackeln entzündet. Die Fahnenbegleiter waren die beiden Träger des Eisernen Kreuzes von 1870, Herr Goede und Herr Tucholski. Am Geburtstag selber hatten viele Häuser illuminiert, auch etwas Feuerwerk wurde abgebrannt – bescheiden gegen das, was man heute gewohnt ist, aber für uns war es ein Ereignis. Ein ganz großes Erlebnis war die Fahnenweihe des Kriegervereins in den Anlagen bei herrlichstem Wetter. Damals hörten wir in einer Rede zum ersten Male etwas vom Kampf der Ordensritter gegen die

Prußen und davon, wie unser Land einmal deutsch geworden war. Das war für uns Jungen etwas völlig Neues. Den absoluten Höhepunkt bildete natürlich das Kinderfest der Stadtschule. Diese hatte ein Trommler- und Pfeierkorps. Schon am Abend vorher marschierte es durch die Stadt als Zapfenstreich und am Morgen noch einmal zum Wecken. Um zwei Uhr versammelten sich die Kinder auf dem Schulhof. Viele Jungen waren mit einer Turnmütze geschmückt, mit den Farben der Klasse am Bande.

Dann begann der Umzug, vorneweg eine sehr wichtige und bekannte Persönlichkeit, der Stadtwachtmeister von Wantoch-Rekowski. Dann kam das Trommlerkorps mit dem Tambourmajor an der Spitze, der so herrlich den Stab drehte und die Richtung anzeigte, dahinter die Kapelle Pelz aus Marienburg. Dem Landrat wurde auf dem Wege ein Ständchen gebracht, gewöhnlich: „Du hast ja keine Ahnung, wie schön du bist, Berlin", wahrscheinlich weil er aus Berlin stammte. Auf dem Schloßhof wendete der Zug, und vor dem Abbiegen in die Anlagen bekam auch der Bürgermeister sein Ständchen. In den Anlagen spielte dann jeder Lehrer mit seiner Klasse, so mit 80 bis 90 Kindern, die damals auch so artig waren. Die großen Jungen schossen nach der Scheibe an einer etwas abgelegenen Stelle, und sie zeigten einen Marschierreigen nach dem Lied „Hinaus in die Ferne..."

Am späten Nachmittag fand das Wettklettern der Jungen statt. An einer ziemlich hohen Stange hingen die Trophäen. Am begehrtesten waren die Taschenmesser. Es verlangte schon Kraft, da hinaufzukommen, aber niemals blieb etwas oben, im Gegenteil, längst nicht alle, die sich gemeldet hatten, konnten berücksichtigt werden. Am Abend ging es dann mit Musik und Lampions nach Hause, und am nächsten Tag fing die Schule eine Stunde später an, und das war auch etwas wert.

Die Teilnehmer am Kindergottesdienst machten jedes Jahr einen Spaziergang zum Lindenkrug, wo der Nachmittag mit den üblichen Spielen verging. Vor dem Nachhauseweg wurde ein geistliches Volkslied gesungen. Zahlreiche Eltern beteiligten sich dabei. Die höheren Privatschulen unternahmen gewöhnlich eine Fahrt nach Rachelshof.

Aber auch an vielerlei Anregungen fehlte es den Kindern nicht. Im Winter hatten die Vereine, insbesondere der Männergesangverein, ihr Wintervergnügen. Dabei wurden immer Einakter aufgeführt. Zur Generalprobe durften auch wir Kinder kommen. Da war es für uns das höchste Vergnügen, die jungen Lehrer in ihrer meist sehr komischen Rolle zu sehen. Natürlich wurde das nachgemacht, und manche Theateraufführung wurde in Kannenbergs leeren Schuppen ins Werk gesetzt, natürlich unendlich primitiv und nur entfernt dem Original angepaßt; aber es geschah etwas ohne jede Anregung von seiten Erwachsener. Auch mit dem Film kamen wir schon in Berührung. Lehrer Fedtke leitete den Flottenverein, und von diesem wurden Filme zur Verfügung gestellt. Es waren, wie damals in der ersten Zeit des Stummfilmes üblich, Grotesken, die Lachstürme hervorriefen und lange im Gedächtnis blieben. Pfarrer Schlecht veranstaltete manchmal einen Gemeindeabend und holte uns zum Deklamieren, Singen oder auch zu Aufführungen heran. Vor Weihnachten machte das Waisenhaus immer eine sehr rührselige, aber ausgezeichnet vorbereitete Aufführung von Waisenkindern, die großen Eindruck hinterließ.

Und wie war es mit der Schule in Stuhm? Die Stadtschule im roten Hause in der Bahnhofstraße war zunächst sechsklassig. Hauptlehrer war Lehrer Eick.

Die Klassen waren genau nach dem Alter der Lehrer verteilt, und jeder Lehrer wechselte jedes Jahr wohl die Kinder, behielt aber immer dieselbe Klassennummer. Aufstieg war nur nach dem Alter möglich. Jede Klasse hatte auch stets denselben Raum. Der älteste Lehrer war Herr Zynda, zugleich evangelischer Kantor und ein großer Jäger. Dann kam Herr Zockolowski, der zugleich die Fortbildungsschule leitete, die nächsten waren Herr Skoniezka, Herr Mahrholz und Herr Fedtke, der Feuerwehrhauptmann. Als Herr Zynda pensioniert wurde, nahm seine Stelle als Kantor Herr Holz ein, der aber die Klasse auch nach seinem Alter bekam. Dann wurde die Schule siebenklassig. Herr Senger kam, und nach ihm, als dieser nach Berlin gegangen war, Herr Ratza. Den Chor führte immer der Kantor, den Zeichenunterricht führte Herr Fedtke durch, ebenso das Turnen für die Jungen. Die Mädchen hatten statt des Turnens dafür Handarbeitsunterricht, den zwei Bürgertöchter gaben, Fräulein Meding und Fräulein Zander. Beim Turnunterricht waren alle Jungen zusammen. Natürlich konnte da nicht viel herauskommen, die langen Riegen – jede Klasse bildete eine – konnten nicht einmal aufgelöst werden. Der moderne Turnunterricht war noch nicht geboren. Der Schulunterricht war für die älteren Schüler von 8 bis 12 Uhr und nachmittags von 14 bis 16 Uhr, mittwochs und samstags von 8 bis 13 Uhr. Die Schule war paritätisch, katholische und evangelische Kinder nahmen gemeinsam am Unterricht teil. Jeden Morgen und am Schluß wurde ein Gebet gesprochen. Die Evangelischen falteten die Hände, die katholischen legten sie zusammen und machten das Kreuzzeichen. Zu Reibereien ist es kaum gekommen, jeder wurde respektiert. Der Religionsunterricht, jeden Tag die erste Stunde, war natürlich getrennt.

In meiner frühen Jugend gab es in Stuhm zwei höhere Privatschulen für Mädchen. Die eine hatte Fräulein Hagen, die Tochter des Bürgermeisters, in dem späteren Salomonschen Haus, die andere Fräulein Dirksen, auch am Markt, aber auf der Nordseite neben Aron. Als sich Frl. Hagen zur Ruhe setzte und

nach Mitteldeutschland verzog, übernahm Frl. Dirksen die Kinder ihrer Schule. Für die Vorschule wurde Fräulein Dannowski berufen. Diese Schulen haben zur Zufriedenheit aller und ohne Klagen gearbeitet. Auch für Jungen wurde in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts eine höhere Privatschule eingerichtet, die für das Gymnasium in Marienburg vorbereiten sollte. Die Leitung hatte Kandidat Oberüber. Die Schule war bei Kaufmann Rahn auch am Markt untergebracht. Aber die Sache ging nicht so glatt ab, es gab Beschwerden des Hauswirtes – kaum zu Unrecht. Die Schule wurde daher in den „Kossenkrug" verlegt, die spätere „Deutsche Eiche", neben dem Cholerafriedhof aus alten Zeiten. Hier wurde nun eben gearbeitet, so gut es ging, nach dem Plan eines humanistischen Gymnasiums, mit drei Klassen in einem Raum zu gleicher Zeit. Für die Vorschule wurde Herr Köhler angestellt. Mag man heute lächeln über solche Zwergschulen, jedenfalls aber haben Jungen und Mädchen mehrere Klassen in einem Jahr durchgemacht und sind nachher in normalen höheren Schulen gut vorangekommen. Nachhilfe in Latein gaben Beamtenanwärter des Kreishauses, die das Einjährige hatten.

Was damals geleistet wurde? Zur Schillerfeier 1905 hat der Schulchor der Volksschule unter Lehrer Holz Erstaunliches bei der gesanglichen Darbietung der „Glocke", oder wenigstens beträchtlicher Teile daraus, geleistet. Die Knabenprivatschule führte „Wallensteins Lager" auf, nur die Kapuzinerpredigt wurde ausgelassen. Die langen Passagen des Wachtmeisters und ersten Kürassiers wurden glatt und ohne Stokken gemeistert. Gekleidet waren die Jungen in die damaligen Uniformen, natürlich alle viel zu groß, die Marketenderin, auch ein Junge, erschien im Kleid seiner Schwester. Nach heutigen Maßstäben wirkte alles gewiß recht primitiv, aber die Begeisterung und Hingabe war groß, und das ist schließlich die Hauptsache.

Am 1. April 1913 wurden die drei Schulen zusammengelegt zur „Städtischen höheren Mädchenschule mit Gymnasialklassen". Leiter wurde Oberlehrer Hofmann, die Mädchen behielten die beiden Lehrerinnen Dirksen und Dannowski, die Vorschule übernahm Lehrer Kammel. Später, als die beiden Lehrer zum Kriegsdienst einberufen waren, kam Mittelschullehrer Sperl hinzu, und den Lateinunterricht übernahm Pfarrer Zottmaier vom Zentralgefängnis, auch mehrere jüngere Lehrerinnen wurden berufen.

Ab und zu überzeugte sich Gymnasialdirektor Krah von Marienburg, ob die Fortschritte der Jungen für Marienburg genügten. Lehrer Kammel ließ sich 1919 nach Berlin versetzen, für ihn kam Herr Schiffner an die Schule. Die Schulaufsicht in Stuhm wurde zuerst von Schulinspektor Dr. Zind aus Marienburg durchgeführt, dann von Schulrat Rudolph aus Lublinitz in Oberschlesien, der nach Stuhm versetzt worden war. Er war ein ausgezeichneter praktischer Schulmann, ein gütiger, gerechter Vorgesetzter. Er ist bei dem Eisenbahnunglück in Braunswalde auf einer Dienstfahrt tödlich verunglückt. Er verdient ein gutes, dankbares Gedenken.

Auch außerhalb der Schule gab es für uns Jungen vieles zu lernen. Die meisten Väter waren ja Handwerker mit einer Werkstatt und einem kleinen Laden. Da war es nicht verwunderlich, daß wir in den Werkstätten ganz zu Hause waren, und da sahen wir manches ab und lernten vieles, was den heutigen Kindern vielfach verborgen bleibt. Wir wurden aber bei den kleinen, selbständigen Leuten auch mit der Sorge und dem Mühen um das tägliche Brot, dem genügenden Umsatz bekannt, und wir sahen auch, wie primitiv doch damals die Dienstboten und Gesellen, besonders die Knechte, untergebracht waren. Der Pferdeknecht z. B. schlief im Verschlag im Stall, und von einem Dienstmädchen weiß ich, daß es auf einem Rost unter dem Küchtentisch schlafen mußte. Heute glaubt man das kaum mehr.

Wir waren interessiert am Aufbau und Fortschritt in unserer Stadt. Wir verfolgten mit Interesse jeden Neubau und kannten die Maurer und Zimmerleute ganz genau, die Hauburgs und Weises. Es fiel uns aber auf, daß gerade die bekanntesten auf einmal nicht mehr da waren. Erst bei der Abstimmung sahen wir sie wieder, und da erfuhren wir dann, sie waren nach „Westfalen" gegangen, wie so viele der Tüchtigsten, die die Heimat nach dem Westen abgegeben hat, weil eben dort der größere Verdienst lockte.

Eine besonders schöne Erinnerung habe ich aus der früheren Zeit: Es wurde viel gesungen. Die Maler sangen und pfiffen gerne bei ihrer Arbeit, es schallte ja so schön in den leeren Räumen! In der Molkerei jodelten oft die schweizerischen Käser bei ihrer Arbeit. Häufig sangen auch die Knechte beim Pflügen, gewöhnlich „Ein Fähnrich zog zum Kriege". Junge Mädchen sangen oft an warmen Sommerabenden auf der Bank vor dem Hause. Es waren meist rührselige Lieder, so die „Rosenbank am Elterngrab", aber auch andere, die man wohl als die Vorläufer von Schlagern betrachten kann, „Bei der schönen Meisterin", oder „Guste ging zum Balle heut mit dem Grenadier", aber oft hörte man auch ein geistliches Volkslied mit einprägsamer Melodie.

Stuhm erwachte eigentlich erst einige Jahre vor dem ersten Kriege zu regerem Leben und Fortschritt. Beides begann mit dem Umbau des Kreishauses. Das kleine Nachbarhaus des früheren Kreisphysikus Dr. Lewicki wurde in das Kreishaus einbezogen. Der Neubau brachte einige bis dahin unbekannte Neuerungen: Eine Zentralheizung, eine Wasserleitung und Spültoiletten. Das Wasser wurde durch einen Motor aus dem See hochgepumpt, die Abwässer wurden

aufgefangen. Das Haus wurde der Überlandzentrale angeschlossen. Das Licht setzte noch oft aus, so daß die alten Petroleumlampen und Kerzen immer bereitgehalten werden mußten, aber mit der Zeit lief sich die Sache doch ein.

Aber auch andere Häuser entstanden oder waren bereits fertig. Kasernen und Zentralgefängnis, das Kaplaneigebäude neben dem vergrößerten Kreishaus, das neue Doppelhaus von Salomon am Markt, das Schul- und Bauamt an der Marienburger Chaussee und so manch anderes Privathaus. Das Schützenhaus baute einen neuen Saal an, und auch der Lindenkrug hatte sich erweitert. Ja, in Stuhm war reger Fortschritt. Es gab sogar schon ein Mietauto, obwohl der alte Omnibus von Maczkiewitz nach wie vor zum Bahnhof fuhr und die Kinder, wenn sich hinten eines heimlich heraufgesetzt hatte, nach wie vor riefen: „Hinten mit die Peitsch!"

Und dann war all dieser Aufbau auf einmal zu Ende, der erste Krieg war ausgebrochen.

Aber wie hatte sich die Stadt doch gegen früher verändert! Welche Lichtfülle gegen früher auf den Straßen, als noch die wenigen Petroleumlampen auf dikken Baumstämmen nur an ganz dunklen Abenden vom Schuldiener angezündet wurden, ja noch gegen die Zeit, als eine Petroleumgasglühlichtlampe auf dem Markt mit vieler Mühe in Gang gesetzt worden war! Wie hatten wir gestaunt, als bei Funk die erste elektrische Birne brannte von der Mühle her, so hell wie 25 Kerzen! Da ist mancher extra hingelaufen, um das Wunder zu bestaunen. Es war eine Sensation für unser liebes, kleines Stuhm! Wo aber war die Zeit geblieben, als noch der Topfstricker im Hause nachfragte, ob nicht ein irdenes Gefäß durch ein Drahtnetz noch zu retten sei. Auch der alte Redmer kam nicht mehr aus Stuhmerfelde mit seiner alten Liese vor dem Sandkarren und rief sein „Sand, Sand!", ein Eimer Streusand für einen Pfennig, zum Bestreuen der weißgescheuerten Dielen! Die waren jetzt lackiert oder mit Linoleum belegt. Auch trocknete niemand mehr die nasse Schrift mit Sand. Aus dem Veloziped war ein Fahrrad geworden, auf dem auch Frauen fuhren und das so mancher Junge und manches Mädchen sogar als Spielzeug besaß. Was hatte es noch vor einigen Jahren für Aufregung gegeben, als sich eine junge Beamtenfrau aus Stuhm mit geteiltem Rock, der bis auf die Fußspitzen reichte, auf dem Rad hatte sehen lassen. Auch die Pferde scheuten nicht mehr vor einem Auto, weil sie den Anblick und das Geknatter schon gewöhnt waren. Die Viehherde zog nicht mehr morgens und abends durch die Stadt, da das Stadtgut seinen Betrieb eingestellt hatte und das Gutshaus Rathaus geworden war. Auch die Langholzfuhren waren nicht mehr zu sehen, da die Zippertsche Schneidemühle den Betrieb eingestellt hatte. Auf dem Gelände standen jetzt zwei sehr stattliche Offiziershäuser und ein Beamtenwohnhaus für den Leiter des Kreisausschusses und der Kreissparkasse. An Sonntagnachmittagen aber tönte manchmal Musik vom Bahnhof her. In Stuhmerfelde war bei Budinski Nachmittagstanz, hauptsächlich für die Soldaten. Ja, Stuhm hatte sich in den letzten Jahren sehr verändert...

## „Revolution" in Stuhm

von Helmut Ratza

Es war ein sonniger Spätherbstsonntag im November des Jahres 1918, der wie die meisten Sonntage für uns Kinder recht langweilig zu verlaufen versprach. Das änderte sich aber, als gegen vier Uhr nachmittags zwei Soldaten auf der Bahnhofstraße zum Markt hinuntermarschierten. Ein dritter hatte bereits auf dem Marktplatz in Höhe des Eisenwarengeschäftes Klingenberg Posten bezogen.

Dieser militärische Aufzug entging uns natürlich nicht, und wir wandten ihm unsere ungeteilte Aufmerksamkeit zu. Mit kaiserlichen Uniformen und preußischer Disziplin einigermaßen vertraut, stellten wir alsbald fest, daß dieser Posten sein Gewehr mit der Mündung nach unten lässig über die Schulter gehängt hatte und daß er an seinem linken Arm eine rote Binde trug. Voller Neugier trieben wir uns in seiner Nähe herum und wagten es sogar, ihn anzusprechen. Der Soldat, dem offenbar auch daran gelegen war, seine Neuigkeiten preiszugeben, ließ sich bereitwillig in ein Gespräch mit uns ein. Zu unserm großen Erstaunen verkündete er auf unsere Fragen nach der Bedeutung der roten Armbinde, daß in Stuhm die Revolution ausgebrochen sei!

Von dem Wort Revolution hatten wir keine klare Vorstellung, aber die Armbinde imponierte uns. Wir liefen sofort nach Hause und stellten an unsere Mütter das Ansinnen, auch uns mit solchen Emblemen auszustatten, womit wir natürlich kein Glück hatten. Im Gegenteil, man befahl uns, zu Hause zu bleiben, „weil es vielleicht gefährlich werden könnte". Und tatsächlich wurde es gefährlich.

Etwa um 7 Uhr abends verbreitete sich das Gerücht, russische Kriegsgefangene hätten sich bewaffnet und seien nun im Begriff, auf Stuhm zu marschieren, um die Stadt einzunehmen und die Sträflinge des Zentralgefängnisses zu befreien.

Die Familie des Landrats von Auwers, des Bürgermeisters Schröder und andere gefährdete Personen begaben sich in die Kasernen, wo Waffen, sogar Maschinengewehre und Munition an die dort stationierten Soldaten ausgegeben wurden. Im Zentralgefängnis zogen sich die Beamten mit ihren Familien aus ihren Wohnungen hinter die hohen Gefängnismauern zurück, die jetzt gegen Gewalt von außen schützen sollten. Vertrauenswürdige Gefangene sollten eben-

falls bewaffnet werden, damit sie im Notfall mit den Beamten die Anstalt verteidigen konnten. Die übrigen Bürger taten ebenfalls zu ihrem Schutz, was sie konnten.

Wir wohnten am Markt im Hause der späteren Konditorei Erasmus im ersten Stock. Die Konditorei und das Café gehörten Herrn Paulwitz, der damals Soldat war. Frau Paulwitz und ihre Schwester führten das Café, das im Krieg fleißig von Soldaten besucht worden war und das damals schon über ein elektrisches Klavier verfügte. Dieses Instrument hämmerte nächtelang Tanzrhythmen unter unserem Schlafzimmer. Mein Vater war 1918 noch in englischer Kriegsgefangenschaft, und der Mann von Frau Steinke im zweiten Stock war im Krieg gefallen. Vier Frauen und zwölf Kinder unter zehn Jahren harrten verängstigt – unsereiner mehr abenteuerlustig als besorgt — der Dinge, die da kommen sollten. Am ruhigsten war noch Frau Steinke, die als Tochter des Ziegeleibesitzers an der Straße nach Pestlin gut polnisch sprechen konnte und annahm, sich auch mit Russen verständigen zu können. In ihrer elterlichen Ziegelei arbeiteten damals 200 russische Kriegsgefangene, und man erwartete den Angriff von jener Seite. In anderen Stadtteilen richtete man sich auf einen Angriff von der Marienburger Seite her ein. Im zweiten Stock unseres Hauses wurde mit allen vorhandenen Betten ein großes Nachtlager eingerichtet, im Café unten im Parterre der Schnaps bereitgestellt. Bis 24 Uhr hielt uns die Aufregung munter, dann wurden wir müde und schliefen ein.

Kaum hatte ich am nächsten Morgen die Augen offen, rannte ich auch schon auf die Gerichtsstraße hinaus, und auf den Markt, um der Revolution zu begegnen, falls sie inzwischen eingetroffen sein sollte. Die Sonne schien prächtig, und die Stadt bot den altgewohnten friedlichen Anblick. Zu sehen war freilich außer dem Milchmann kaum ein Mensch. Ich stürzte auf ihn zu und begann ihn auszufragen. Er sagte, daß die Russen nicht gekommen seien und nun wohl auch nicht mehr kommen würden. Für Stuhm sei es aus mit der Revolution. Womit der Milchmann recht behielt.

Im Jahr 1935 diente ich als Soldat mit Joachim (Jupp) Börstinger in Königsberg. An einem Sonntagnachmittag begleitete ich ihn nach Hause, wo wir mit Schwester und Vater Börstinger Kaffee tranken. Dabei erklärte mir Herr Börstinger, 1918 Postmeister in Stuhm, die damals etwas verwirrenden Geschehnisse. An jenem Sonntag im Noveber 1918 war ein Trupp Soldaten mit einem Unteroffizier aus Marienburg erschienen, der in Stuhm Arbeiter- und Soldatenräte wählen lassen wollte. Nach zwei Stunden kam noch ein zweiter Trupp, wieder etwa zehn Mann mit einem Feldwebel als Führer. Dieser wollte die Stadtkasse beschlagnahmen. Zu seinem Leidwesen war der Rendant der Stadt mit der Kasse schon zu einem Bauern aufs Land geflohen, das Geld also nicht erreichbar. Die Absichten und Aktionen der Räte waren über die Post telephonisch an alle Behörden gemeldet worden, so daß sämtliche Kassen, auch die der Post, rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden konnten. Um die Revolutionäre zu verunsichern, ließ der Landrat von Auwers telephonisch das Gerücht über die heranrückenden russischen Kriegsgefangenen verbreiten. Und um die Täuschung vollständig zu machen, begaben sich die angesehenen Familien der Stadt in die Kaserne, um sich scheinbar dort zu verteidigen. Die Bevölkerung der Stadt zitterte natürlich vor der heranrückenden Gefahr der Russen, die Revolutionäre zitterten mit, und zwar so sehr, daß es dem Landrat nicht schwerfiel, den Feldwebel davon zu überzeugen, daß sein Heil nur in schleunigem Rückzug nach Marienburg gelegen sei. Die Gefahr wurde so aufgebauscht, daß die Notwendigkeit berechtigt schien, über Stuhm den Ausnahmezustand zu verhängen. Gegen die Befehlsgewalt wagte niemand sich aufzulehnen, und die Offiziere behielten die Stuhmer Garnison fest in der Hand.

Den Unteroffizier mit seinen Leuten schickte man nach Altmark, um es dort mit der Revolution zu versuchen. Für Stuhm war sie jedenfalls damit beendet.

## Das Zentralgefängnis in Stuhm

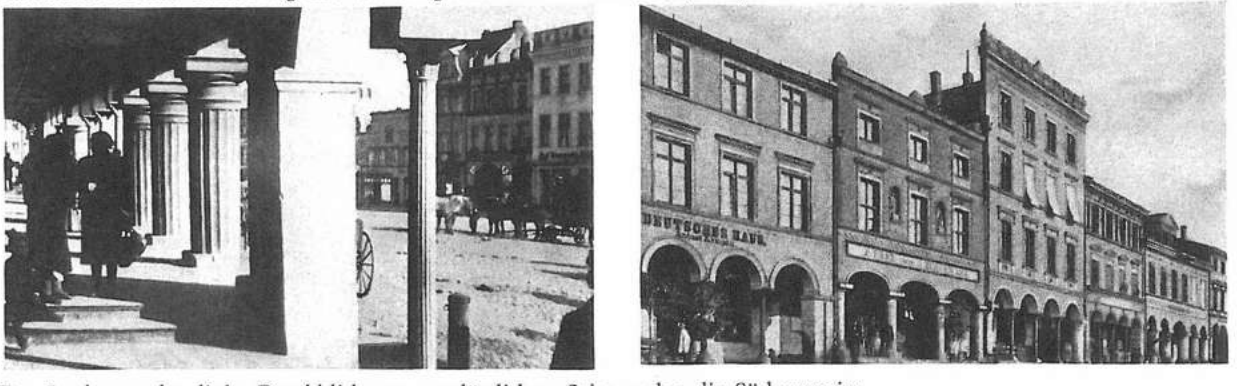
von Gerda Zottmaier

Im Jahre 1913 wurde in Stuhm von Baumeister Leindecker ein modernes und großzügig angelegtes Gefängnis gebaut und noch vor dem Ersten Weltkrieg mit etwa 400 Häftlingen belegt. Es lag auf einem Gelände von 10 ha zwischen der Kieslinger und Marienburger Chaussee, an einem Verbindungsweg (der späteren Bromberger Straße), der sich von den Anlagen an der Mühle Talarowski vorbei bis zum Nordende der Kasernen hinzog.

Zur Bromberger Straße hin waren im Halbkreis mit einer Mittelachse am Südende des eigentlichen Gefängnisses die Wohnungen für die Beamten in 16 Doppelhäusern mit Garten und Vorgarten angelegt. Fahrstraße und Fußwege innerhalb dieser Häuserreihen waren mit Platten belegt. Die äußere Begrenzung dieses Areals bildete eine niedrige Betonmauer mit einem breiten weißgestrichenen Holzzaun als Aufsatz. Dieses Gelände mit seinem Haupttor und zwei Nebentoren war für jedermann zugänglich und bildete als Beamtensiedlung eine vorbildliche Wohnanlage. Durch die Allee in der Mitte kam man zum Hauptportal des Gefängnisses mit einem großen Tor und einer Fußgängerpforte. Eine daneben sich anschließende Wachstube war Tag und Nacht besetzt. Dieses Tor bildete den einzigen Eingang zum Gefängnis, das mit einer freistehenden fünf Meter hohen Mauer umgeben war. An der Pforte bekam jeder




Ansicht der Stadt Christburg mit der Burgruine nach Hartknoch (1684)



Der Laubenmarkt, links Durchblick zur nordöstlichen Seite, rechts die Südwestseite



Das alte Henkerhaus



Christburg vom Hasenberg aus



Franziskanerkloster: Portal



Franziskanerkloster: Kircheninneres



Evangelische Kirche



St.-Annen-Kapelle

Beamte dienstlich ein Passepartout von vier Schlüsseln, die an einer kurzen Metallachse beweglich angebracht waren. Er konnte damit sämtliche Türen der Anstalt öffnen und schließen.

Hinter diesem bewachten Portal erhob sich in einem Abstand von etwa 20 Metern das Hauptgebäude, in dessen Erdgeschoß Arbeitsräume, Bekleidungskammer, Bäder usw. untergebracht waren. Eine einfache Eisentreppe im Inneren führte hinauf zu den Büros der Verwaltung im ersten Stockwerk und zum Kirchen- und Verwaltungsraum im Obergeschoß, das stark erhöht und von einem Turm gekrönt war. Dieses Gebäude im Zentrum der Anlage überragte alle anderen Bauten und prägte das Bild der Anstalt. Seine Umrisse waren weithin sichtbar, schon weil es auf einem der höchsten Punkte der Stadt lag.

Die am Nordende dieses Bauwerks in jeder Etage angebrachten Glaswände dienten als Lichtquelle für die Flure des Verwaltungsteiles, aus dem man hier zum eigentlichen Gefängnis gelangte. Unter einem Glasdach führten in den lichtdurchfluteten Treppenfluren der in T-Form gebauten Zellenflügel schmale, leicht übersehbare Gänge auf vier Etagen zu den Eingangstüren. Von einem Punkt aus, an dem sich Längs- und Querflügel trafen, konnte ein Beamter sämtliche Zellentüren - es waren etwa 450 - beobachten. Sobald ein Gefangener sich bemerkbar machte, indem er über seiner Tür eine schwarze Eisenklappe löste, wurde das von dem wachhabenden Beamten wahrgenommen und weitergemeldet.

Zu beiden Seiten des Verwaltungsgebäudes zogen sich weitere flache Wirtschafts- und Handwerksräume und die Küche parallel zur Mauer hin. Der Freistundenhof für die Gefangenen befand sich im Norden zwischen dem Zellentrakt und der Mauer. In der Nordwest-Ecke, außerhalb der Mauer, aber noch auf Anstaltsgelände, war ein landwirtschaftlicher Betrieb eingerichtet, der zum Teil auf zugepachtetem Land für Verpflegung sorgte. Getreide, Gemüse und Kartoffeln wurden geerntet, Kühe und Pferde gehalten und, um die in Mengen anfallenden Küchenabfälle zu verwerten, eine umfangreiche Schweinezucht betrieben.

Für den Bau dieses gewaltigen Komplexes hatte man eine Kleinbahn angelegt, die vom Stuhmer Bahnhof auf einer Holzbrücke über den Weißgraben, dann über die Marienburger Chaussee am Nordende der Kasernen und der Baracken zum Gefängnis führte. Diese Materialbahn war bis nach dem Ersten Weltkrieg in Betrieb. Die Schienen und die Holzbrücke wurden Anfang der dreißiger Jahre abgebaut, Loren und Schienen zum Teil im landwirtschaftlichen Betrieb der Anstalt weiter genutzt.

Modern und zweckmäßig war aber nicht nur die Baukonzeption und Ausführung. Der erste Direktor Rautenberger und der von ihm ausgewählte erste Seelsorger, Pfarrer Zottmaier, waren sich von Anfang an klar darüber, daß der Strafvollzug nicht Vergeltung für begangenes Unrecht sein sollte, sondern Anlaß für eine Besserung der Straffälligen. Es wurde mit Hilfe entsprechender Lehrkräfte für Unterricht und handwerkliche Ausbildung gesorgt. Die Anstalt war zeitweise ein Straf- und Jugendgefängnis, und für die Heranwachsenden mußte einiges getan werden. Ausgebildete Handwerker konnten sich in Werkstätten betätigen und wurden dafür bezahlt. Über einen kleinen Teil des verdienten Geldes konnte der Gefangene sofort verfügen, der Rest wurde bis zu seiner Entlassung aufbewahrt. In solchen Werkstätten stellte man Korb- und Flechtwaren, wie etwa Korbmöbel, her. Ein freier Unternehmer - um 1925 war es Hammerschmidt - sorgte jeweils für das Rohmaterial und den Absatz der Produkte. Möbel, zum Beispiel ganze Schlafzimmer, wurden in einer Tischlerei angefertigt. Daß man vom Zentralgefängnis kleingehacktes Holz beziehen konnte, daß dieses Holz von Gefangenen angefahren und im Keller fachmännisch gestapelt wurde, war in der ganzen Stadt bekannt. Für die Gefangenen am interessantesten muß wohl die landwirtschaftliche Arbeit gewesen sein. Starke Trupps bis zu 50 Mann wurden vor allem zur Erntezeit mit den dazugehörigen Wachbeamten von den Besitzern der großen Höfe in der Umgebung angefordert. Natürlich wurden nur Leute, die eine gute Führung aufwiesen oder kurz vor der Entlassung standen, mit diesem Vertrauensbeweis belohnt. Eine Gärtnerei und Werkstätten für Schlosser-, Klempner-, Schuhmacher-, Maler- und Schneiderarbeiten sorgten für den internen Bedarf, aber auf Wunsch auch für den der Beamten und ihrer Familien.

Um die seelische und moralische Betreuung der Gefangenen und um die Gottesdienste bemühten sich Pfarrer beider Konfessionen. Selbst um die Familien der Inhaftierten kümmerten sich die Seelsorger, in deren Händen die gesamte soziale Betreuung der Gefangenen lag.

Für eine Entlassung wurde frühzeitig vorgesorgt, Verbindungen wurden aufgenommen und ausgenutzt, um Arbeitsplätze, wenn nötig Unterkünfte zu beschaffen und die ersten finanziellen Probleme zu lösen.

Der Gründungsdirektor Rautenberger blieb etwa 10 Jahre Leiter des Zentralgefängnisses. Ihm folgten Direktor Kühnast und ab 1931 Staatanwaltschaftsrat Dr. Knobloch. Seiner Initiative war es zu verdanken, daß die Anstalt leistungsfähigere Werkstätten, eine ausgedehnte Landwirtschaft auf zugepachtetem Grundstück und eine eigene medizinische Betreuung der Gefangenen durch einen hauptamtlich angestellten Medizinalrat erhielt. Dr. Teschendorf war der erste Arzt der Anstalt. Er war im übrigen auch ein guter Sportler, der beim Schlittschuhlaufen und Tennisspielen auffiel.

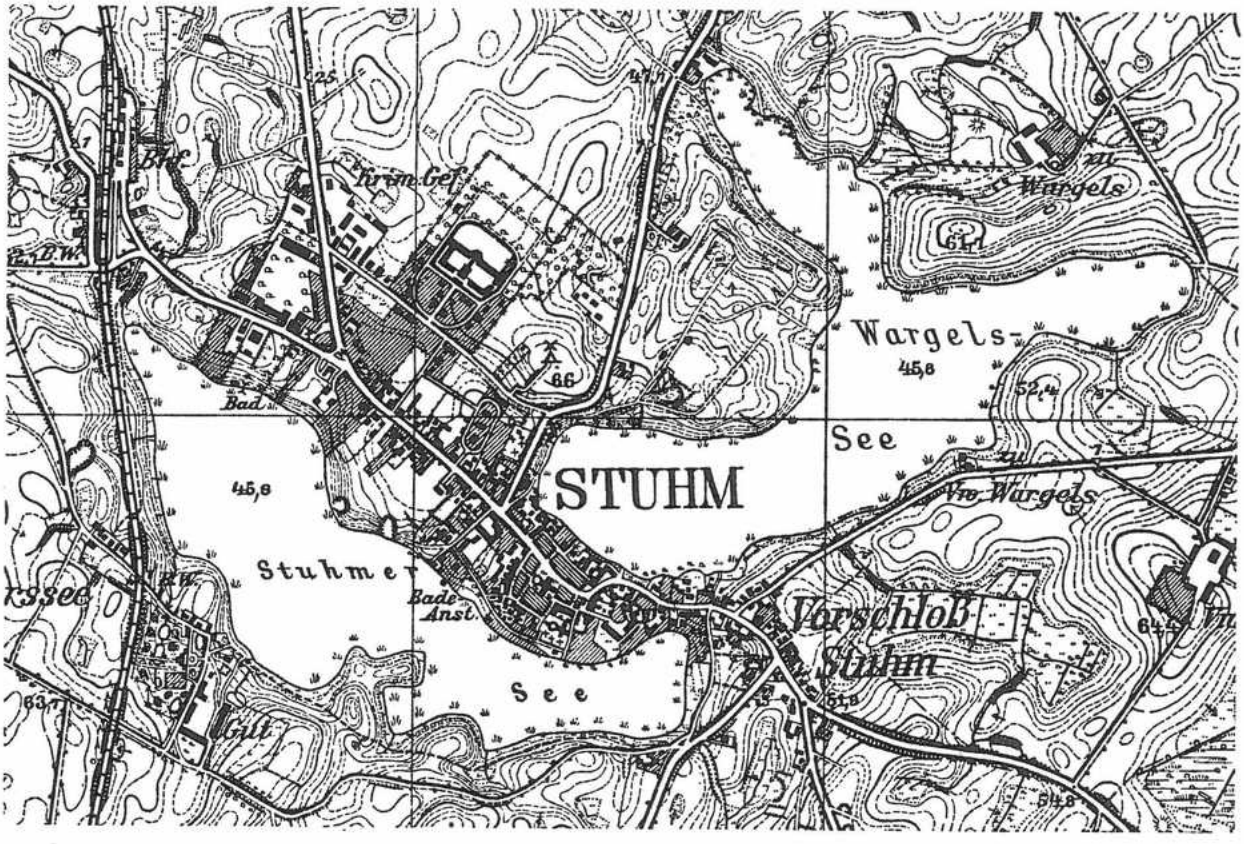
Der Pfarrer, der am längsten - 15 Jahre - den Dienst an den Gefangenen in Stuhm leistete, war Pfarrer Zottmaier. Sein Nachfolger wurde Pfarrer Peschke. Der erste katholische Pfarrer, Wilkowski, starb verhältnismäßig früh nach etwa siebenjähriger Tätigkeit am Gefängnis. Sein Nachfolger wurde Pfarrer Hannemann, der privat als unschlagbarer Skatspieler galt.

Von den Inspektoren des Gefängnisses waren in den zwanziger Jahren die bekanntesten: von Pokrzenitzky, Friderici, Radotzky, Koepke und Peschel, der die Landwirtschaft des Gefängnisses zu einem bedeutenden Betrieb entwickeln konnte.

Gegen Mitte der dreißiger Jahre wurde die Anstalt durch den Anbau eines weiteren Flügels für etwa 300 Gefangene vergrößert.



Das Wappen der Kreisstadt Stuhm zeigt in goldenem Feld auf grünem Boden die Muttergottes in rotem Kleid und blauem Mantel. Sie trägt auf dem linken Arm ein Kind. Der Nimbus ist silbern.



# Stadt Christburg

## Aus der Chronik der Stadt

nach Felix Hassenstein, Dr. Friedrich Wilhelm Schmitt und Otto Piepkorn

Im Frühjahr 1231 setzte Hermann Balk, der spätere Landmeister des Deutschen Ordens in Preußen, mit sieben Ordensbrüdern und einer Schar von Kreuzfahrern von dem linken Weichselufer bei Nessau über den Strom zur Eroberung des immer noch heidnischen Preußenlandes. Bald darauf ist in der Gegend des späteren Dorfes Alt-Thorn die erste Befestigung des Ordens auf dem rechten Weichselufer entstanden. 1232 folgte die Gründung der Burg Kulm, 1233 die Anlage einer Befestigung auf dem Schloßberg bei Unterberg, der beherrschenden Höhe auf der Insel Quidin (oder Quedin), die hernach den Namen Marienwerder erhielt. In diesem Jahr ermöglichte ein größeres Kreuzheer polnischer, schlesischer und pommerellischer Fürsten dem Orden einen Vorstoß in das Innere der Landschaft Pomesaniens bis zum Fluß Sirgune (Sorge) vor, wo es zum ersten großen Treffen mit den Prußen kam. Der Gegner erlitt eine schwere Niederlage und setzte sich nach ungewöhnlich hohen Verlusten in die umliegenden Wälder ab.

1236 eroberte der Orden die bei dem heutigen Alt Christburg gelegene, von drei Wällen stark geschützte Feste der Prußen (Grewose?) und baute sie zur Ordensburg, dem ersten Kirsberg, aus. Sie ging im nächsten Jahrzehnt mehrmals verloren, wurde aber immer wieder vom Orden zurückerobert, zuletzt in der Christnacht 1247.

1239, also bereits neun Jahre vor der Erbauung der neuen Christburg, wurde dieser Name zum ersten Male urkundlich erwähnt: „... ein Weg, auf dem man von Marienwerder nach Kirsberg geht...", worunter wohl Alt Christburg zu verstehen ist.

1248 erbaut der Orden die neue Christburg auf einem Berg, der nach Süden und besonders nach Westen sehr steil abfällt. Das Baugelände erwies sich auch deshalb als strategisch günstig, weil von dort durch die wasserreiche Sirgune eine Schiffsverbindung mit dem Haff und darüber hinaus mit dem Meer möglich war.

Am 7. Februar 1249 kam auf dieser neuen Christburg ein Friede zustande, in dem sich die umwohnenden Stämme der Prußen dem Orden unter günstigen Bedingungen unterwarfen. Von deutscher Seite waren zugegen: der päpstliche Legat Jakob Pantaleon (damals Archidiakon von Lüttich, später Papst Urban IV.), der für Christburg zuständige Bischof Heidenreich von Kulm, der Landmeister Heinrich von Wida und der Ordensmarschall Heinrich Botel. Das Original dieses wichtigen Vertrages ist verlorengegangen. Man weiß, daß es noch im Jahre 1453 dem Bischof Caspar von Pomesanien vorgelegen hat. Erhalten blieb jedoch eine Originalkopie des päpstlichen Legaten. Diese Urkunde gibt wichtige Aufschlüsse über die religiösen und sittlichen, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Prußen. Wir erfahren z. B. daraus den einzigen urkundlich überlieferten Namen einer prußischen Gottheit, den des Erntegottes Curche. Die Prußen verpflichteten sich, ihren heidnischen Göttern zu entsagen und mehrere Kirchen zu bauen: zu Pozolove (Posilge), zu Pastelina (Pestlin), zu Lingues (Linken), zu Lyopiez (Lippitz), zu Resia (Riesenkirch), zu Alt- und Neu-Christburg u. a.

1250 bis etwa 1260 soll der Massivbau der Burg errichtet worden sein. Das Hauptgebäude stand im Süden auf der höchsten und steilsten Kuppe. Der nördliche sanfte Abfall des Berges diente als Vorburg. Auf der unteren Terrasse des Schloßhügels erhob sich die katholische Pfarrkirche (wegen des beschränkten Raumes mit geringer Längenausdehnung und eingebautem Turm), die durch ihre erhöhte Lage das ganze Stadtbild malerisch beherrschte. Der durch Schloßberg und Sorge stark eingeengte Raum diente dem Bau von Wohnstätten und dem Geschäftsverkehr der entstehenden Stadt.

1254 wird in einer ermländischen, 1255 in einer pomesanischen Urkunde die Stadt Christburg („opidum") als bereits bestehend erwähnt. Sie wurde nicht wie zahlreiche andere Orte durch einen vom Orden bestellten Unternehmer (Lokator) errichtet, sondern wuchs allmählich heran, weshalb ihre Handfesten, die alle aus späterer Zeit stammen, schon vorher entstandene Verhältnisse behandeln und nachträglich anerkennen.

Der Name der Stadt und ihrer Ordensburg ist von der alten prußischen Wallburg, die zur Ordensburg ausgebaut worden war und nach der Olivaer Chronik „seit altersher Kirsberg hieß" übernommen worden. Er geht entweder auf den Eigennamen eines prußischen Herrschers oder auf die Bezeichnung seiner fürstlichen Würde zurück. Schon früh wurde er mit der Erorberung der alten Heidenburg in der Christnacht 1247 in Verbindung gebracht, weshalb er bereits urkundlich 1255 Christpurch, 1288 Cristburg lautet; doch hat er sich in seiner ursprünglichen Form Kirsburg noch lange erhalten. Die Polen nannten die Stadt Dziergoń, wohl „Sirgunestadt".

Das Wappen der Stadt zeigt die heilige Katharina, der einst die Pfarrkirche geweiht war, mit Rad und Schwert*.

Die folgenden Privilegien und Handfesten der Stadt stammen aus der Zeit von 1288 bis 1451:

* Siehe den Beitrag „Christburger Siegel und Wappen" von Otto Piepkorn in diesem Band.

1288 gewährte der Komtur Helwing v. Goldbach dem treuen Schulzen Bernhard 4 freie Hufen, die Gerichtsbarkeit in der Stadt und auf den 30 Hufen ihres Gebietes sowie ein Drittel der gerichtlichen Bußen. Zwei Drittel fielen an den Orden, der sich zugleich das Gericht über die in der Stadt ansässigen Prußen vorbehielt. Auch hat der Schulze den dritten Teil des Hofzinses und von jedem Garten 6 Pfennige erhalten.

1290 erteilte der Landmeister Meinhard v. Querfurt der Stadt auf ihre Vorstellung, daß sie kein ihr endgültig übertragenes Recht besäße, die erste Handfeste. Die Bürger erhielten Kulmisches Recht. Sie durften in eigenen Kähnen oder Schiffen zollfrei über den Drausensee fahren, auch unentgeltlich Mitbürger, aber keine Fremden und keine fremden Güter befördern. Sie durften den Fluß nicht mit sogenannten Wehren versperren. Sie erlangten freie Fischerei mit dem Setzhaken in der Sorge „von der Wohnstätte der Aussätzigen" bis zum Drausen. Unter den städtischen Zeugen werden aufgeführt: Schulze, Bernhard, Herbord, Friedrich und Tessin.

1291 bestimmte Komtur Siegfried v. Rechberg, daß der Mitbürger Friedrich von jeder der von ihm gekauften 5 Hufen einen jährlichen Zins von 9 Skot zahle.

Am 3. Januar 1299 erteilte der Komtur Heinrich von Vaternrode mit Zustimmung des Landmeisters Meinhard v. Querfurt der Stadt das zweite Privilegium, das sie ermächtigte, ein Kaufhaus anzulegen, um Gewand (Tuch) zu schneiden oder ganz zu verkaufen, und Schuhbänke zu errichten. Unter den Zeugen wird Martin, der erste namentlich bekannte Stadtpfarrer von Christburg, genannt.

Am 16. Dezember 1304 bestätigte der Landmeister Konrad Sack dem „treuen und lieben Schulzen Bernhard" die ihm früher verliehenen Rechte und gewährte ihm eine fünfte Freihufe an der Thomasbrükke.

1314 bestätigte der Trappier und Komtur Luther, Herzog von Braunschweig, dem Schulzensohn Nikolaus die ihm von seinem Vorgänger Sieghard v. Schwarzburg überlassenen 9 Hufen. Dafür soll er bei Kriegszügen, bei der Landesverteidigung und der Neuerrichtung von Befestigungen mit seinen Pferden und üblichen Waffen treue Dienste leisten. Drei Hufen sollen frei sein, für die anderen sechs soll er je 4½ Skot zinsen. Unter den Zeugen befanden sich der Ortspfarrer Jordanus sowie die „Mitbürger unserer Stadt" Heinrich Kursener (Kürschner), Primislaus, der Schneider Hermann, Hermann Karwan, Stymo, Gedike und Gereko.

1316 erteilte Luther von Braunschweig der Stadt das dritte Privilegium, das die ihr früher verliehenen Rechte bestätigte und erweiterte. Sie erhielt die Befugnis, Fleisch-, Brot- und Schuhbänke sowie eine Baderstube einzurichten. Sollten diese Einrichtungen ohne merkliche Schuld der Bürger abbrennen oder schwer beschädigt werden, verpflichtete sich der Orden, die halben Kosten der Wiederherstellung zu tragen. Ferner erteilte das Privileg einigen, von der Stadt erwirkten Zinsablösungen und Landkäufen die landesherrliche Genehmigung.

1451 erteilte der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen am Sonntag Lätare zu Pr. Mark der Stadt das letzte, also das vierte und ausführlichste Privilegium.

Der Bürgermeister Hans Hofmann hegte wie auch der Rat und die Gemeinde Zweifel über die Grenzen der Stadt. Deshalb wurde der Komtur von Christburg, Heinrich Sörler von Richtenberg beauftragt, mit den Bürgern die Grenzen zu umreiten und festzulegen. Diese Grenzen werden nun beginnend bei St. Georgen am Stadtgarten über das Sorgefließ, über die erste Brücke am Steindamm, über Preterwicz (Prökelwitz), Aldestat (Altstadt), Paganstein (Menthen) bis zum Christburger Mühlenteich eingehend beschrieben. Das Kulmische Recht wurde bestätigt, der Stadt freie Weide in den Wäldern an der Sorge und freie Holzung zum Bauen und Bessern der Brücken und Brunnen bewilligt, freie Fischerei und freie Fahrt über den Drausen im bisherigen Umfange bestätigt.

Zur Sicherung des städtischen Handels soll „fünf Viertel Weges nahe bei und um die Stadt" keinerlei Gewand zum Kauf oder Verkauf geschnitten werden.

Von allen Brotbänken, Gewandbuden, Scheergaden (Tuchscheranstalten), Schuhbänken, Fleischbänken, Badstuben, Malzhäusern und Gärten sowie von jeder Hofstätte und jedem Garten (hinter dem Haus) soll die Stadt 6 Pfennige Zins erhalten und zu ihrem Nutzen verwenden. Der Bader soll mit zwei Gehilfen (Knechten) wöchentlich einen Tag in der Badstube der Burg die Ordensbrüder „warten" und dafür Kost, Trank und Lohn empfangen. An Zins soll die Stadt dem Orden 37 Mark weniger 22 Pf. geben, ferner zur Anerkennung der Herrschaft gewisse Abgaben leisten.

Es war die letzte Gunst, die der Orden seinen „getrawen mitburgern umbe der fleissigen und getrawen dinste willen, dy sy uns und unserm orden williclich gethon haben" erweisen konnte. 15 Jahre später war Christburg polnischer Oberhoheit unterstellt.

Zur Ordenszeit war die Stadt Vorort für das umliegende Gebiet. Nach ihren Handfesten waren die benachbarten deutschen Bauerndörfer verpflichtet, sich des in Christburg geltenden Maßes und Gewichtes zu bedienen und ihre „geschuldin orteil sullen sie holen in der stad Christburg", d. h. Berufung gegen die Urteile ihrer Dorfgerichte hatten sie bei dem Schöppenstuhl in Christburg einzulegen.

Die Burg war seit 1250 Sitz eines Komturs. Seit 1309 war gewöhnlich der Oberste Tapier, einer der fünf Großgebietiger des Ordens, gleichzeitig Komtur der Christburg. Ab 1414 bevorzugte er wegen des

schlechten Zustandes der Christburg als Hauptsitz die Burg zu Preußisch Mark.

Der Komtureibezirk Christburg bildete etwa ein Rechteck, dessen nordwestliche Spitze jenseits Posilge und dessen südöstliche Ecke weit hinter Liebemühl, östlich vom Schillingsee lag. Er gliederte sich in die fünf Kammerämter Moreyn (Morainen), Kirsitten (Kerschitten), Preuß Mark, Neymen (Nehmen) und Kerpau (Kerpen); auch lagen in ihm die Städte Saalfeld und Liebemühl. Zur Burg gehörten zwei Höfe (Vorwerke), aus denen sie ihren Unterhalt bezog: der Nouwehoff (Neuhof, heute Neuburg) und Lautensee. In den Inventarienverzeichnissen werden auch Dollstädt und Teschendorf, früher Thörichthof, als Komtureibesitz genannt.

Lautensee wurde später adliges Gut, Neuhof gehörte bis 1897 zum domänenfiskalischen Gutsbezirk Christburg. Es war das Hauptvorwerk der Burg, denn zu ihm gehörten auch die erst um 1700 entstandenen und selbständig gewordenen Orte Sandhuben, Petershof, Czewskawolla, Damerau, Bebersbruch und Neukrug sowie das 1774 (also erst zu preußischer Zeit) mit Baumgarther Landwirten besiedelte Neuhöferfelde. Lautensee-Neuhof bildeten also einen großen zusammenhängenden Komtureibesitz.

Von dem, was eine mittelalterliche große Festung – denn eine solche war Christburg – erforderte, kann man sich eine lebhafte Vorstellung machen auf Grund der scheinbar so trockenen Inventarienverzeichnisse, die der Orden als gewissenhafter Haushalter stets aufstellen ließ, wenn ein Komtur aus seinem Amte schied und die Bestände seinem Nachfolger übergab. Es sei hier das gekürzte Verzeichnis von 1399 mitgeteilt:

In der jartzal unseres herren 1399 an sente Bartholomei tage wart bruder Johann von Beffart des kompthur amtes tzu Christburg dirlassen und wart befolen bruder Johan von Rumpenheym, als hir noch geschreeben steet: Czum ersten dem meister 5000 marc... dem alden kompthur czum Elbinge 200 marc vor das gut tzu Sparrow... Item in der Schefferyen (Schäfferei, Ordenshandelsamt) 5360 marc, an schult 5540 marc; item Hubentzins, molentzins und kreezem (Krug) tcins 2350 marc. Summa der hoken (Haken, prußisches Ackermaß) obiral (insgesamt) im gebite tzu Christburg 1323 hoken. Summa obiral der frien dienst 230 und 14 witinge. Item an korne off dem soller (Speicher) 300 leste (Last = 60 Scheffel), an schult 117 leste, weisse (Weizen) 3200 scheffel, erweis (Erbsen) 900 scheffel, gerst an schult 2500 scheffel, 850 scheffel habir (Hafer), im kellir 1250 scheffel malczes, 7500 scheffel hoppen. Item 9 schog stegereiff armbrost ane (weniger) 10, 2½ schog und 1 ruckarmbrost, 15 grosse windarmbrost, 6 selbschos, 1800 schog pfile tzu ruckarmbrost und stegereiff armbrost, 11 schog windarmbrostpfile, 6 schog selbschospfile, 1 grosse buchse, 37 steyne pulver, 53 steyne salpetri. Item in der kochen 59 ochsen, 54 schaptze (Schöpse), 3½ last salczis, 3 sechczig streckefus (Streckfische), 13 schog kuerischis hechtis, 11 leste (Last = 12 Tonnen) 2 Tonnen heringe (schätzungsweise 110 000 Stück) 200 stokfisch, item stores. Item 1 steyn (24 Pfund) rosynen, 1 korpp (2½ Stein) figen, 17 pfunt pfeffir, 1 pfunt safferan, 3 steyne komel, 4 tonnen pottir, 600 herrenkese, 6000 knechtekese, 5 schog flikken (Speck, Schinken), 28 mastswyne off dem kowen. 2 schog smeer. Item im Tresel (Gerätekammer) 5½ schog und 9 nuwe tzymmerbiel, 32 alte tzymmerbiel, 31½ schog hufisen... 4 anebos (Amboß), 16 grosse nebeger (Bohrer). Item 15 nassuten (große bis zu 20 Mann Besatzung tragende Lastschiffe), 7 grosse wissel (Weichsel) schiff, 3 flossen. Item an Pferden 36 ros (Streitrosse der Ritter), 40 hengste und Knechtepferde, 77 sweiken (Arbeits- und Postpferde), 1 schog 13 waynpfert (Wagenpferde), 44 hengstvolen in virden jare, 57 junge kobeln (Stuten) im virden jare... Summa der pfert 21 schog ane 11 pfert. Summa des rintfies 10 schog, Summa der schoff 2000 ane 50 schoff. Summa der swyne 14½ schog ane 4 swyn. Item harnusch 29 panczir, 24 hundiskogiln (Helmkappen), 38 platen (leichte Brustharnische).

Item im kellir zum Prusschenmarkte 2 standen (Kufen) reynfall (süßer Wein, angeblich aus dem Rheintal in Graubünden), 1 vas rinsches wynes, 2 vas pencower (Pensauer?) wyn, 1 vas olant wyn (mit Alant gewürzter Wein) 8 tonnen lantwyn, 1 vas des allir aldesten metes, 5 vas aldes metes, 2 vas kirstrang (Kirschtrank), 11 vas Covent (Konvent) mete, 8 tonnen honiges. Item 2 grosse silberynne koppe (Pokale), 1 cleyne silberyn vergolt kopp, 16 silberynne nappe, 12 silberynne leffil, 1 silberyn crude vas (Gefäß für Konfekt), 3 ganze messegerete.

Aus anderen Inventarverzeichnissen möge erwähnt werden: Im Jahre 1392: eine grosse Steynbuchse (ein Geschütz, das Steinkugeln schoß) und do tzu 100 und 25 steyne, 1 cleyne buchse und 100 steyne do tzu, 5 lothebochsen (Büchsen, die Bleikugeln feuerten), 5½ tonne pulvers, 1 tonne salpetri.

Im Jahr 1410: eyne Buchse, dy schüst eynen steyn eynen Fust (Faust) gross, 21 tonnen pulvers, 1 tonne Sweybel (Schwefel).

1441 sind schon 1 schog und 22 lotbuchsen vorhanden. 1404 werden bedeutend größere Mengen Getreide genannt: an korne 461 leste, gerste 4180 scheffil, an schult 1515 scheffil, an habir 11 200 scheffil, an schult 4280 scheffil. Sehr beliebt scheinen „brotwurste" gewesen zu sein, von denen große Mengen erwähnt werden, 20, 27 schog. Auch sind in der kochen 50 scheffil habir czu grucze, 3 steyne pfeffir, 5 scheffil senff, 3 steyne mandeln, 3 steyne risis vorhanden.

An Schiffen kommen auch „2 myttelmessige schiff, eyne halbe nassuthe" vor.

Während des großen Aufstandes der Prußen gegen den Orden (1260—73) erfreute sich Pomesanien und auch das an seiner Ostgrenze liegende Gebiet von Christburg zunächst ungestörten Friedens. Erst nachdem der Kampf bereits fünf Jahre gewütet hatte und die Ritter von Christburg die aufrührerischen Pogesanen zu bändigen suchten, griffen die kriegerischen Ereignisse auch auf Pomesanien über.

1265 machte der Christburger Komtur Dietrich v. Rohde oder „der Rote" eine Kriegsfahrt nach Pogesanien und plünderte die Dörfer der abgefallenen Prußen. Auf dem Rückweg aber stellte sich ihm ein feindliches Heer entgegen. Dietrich griff es mutig an, behauptete das Feld und brachte den Geschlagenen in der Verfolgung noch so bedeutende Verluste bei, daß nach Ansicht des Chronisten niemals an einem Tage von wenigen so viele erschlagen worden sind. Doch sammelten sich die Pogesanen wieder, stürmten auf Christburg vor, eroberten ein Blockhaus und brannten es nieder.

1271 fiel ein starkes Heer der Pogesanen und Bartener in das Kulmerland und Pomesanien ein; prußisches Fußvolk unter Kolte belagerte die Burg Troop. Da machten sich Ritter und Bürger von Christburg auf, um Troop zu entsetzen. Bei ihrem Anrücken ergriffen die Prußen die Flucht, auf der viele, darunter auch Kolte erschlagen wurden. Der Rest vereinigte sich mit der bei Marienwerder plündernden prußischen Hauptmacht, die sich nun, um Rache zu nehmen, nach Christburg wendete. Die inzwischen von Troop zurückgekehrten Ritter bezogen ein Lager an der Sirgune, um hier das heranziehende Heer der Prußen zu erwarten. Weil sie aber den Feind noch ferne glaubten, wurde die Wache vernachlässigt. Das erspähten die Prußen, setzten in der Nacht über den Fluß und griffen das ruhende Ordensheer von allen Seiten an. Noch ehe diese sich ordnen konnten, wurden 12 Ordensritter und 500 Kriegsleute erschlagen; nur wenige erreichten die Burg. Der Feind aber folgte ihnen nach, erstürmte die schwach befestigte und kaum verteidigte Stadt und setzte sie in Brand, der die Stadt zerstörte.

Die Prußen wollten ihren Sieg mit der Einnahme der Burg krönen, doch das gelang ihnen nicht. Trotz ihrer schwachen Besatzung konnte die feste Burg gehalten werden. Bei dem ersten Ansturm soll ein in der Burg wegen Vergehungen gefangengehaltener Pomesane namens Syrene die Schloßbrücke gegen seine Stammesbrüder so lange allein verteidigt haben, bis die Brücke aufgezogen und der Eingang gesperrt werden konnte. Da sich aber aus Stadt und Umgebung die Deutschen und nicht abgefallenen Pomesanen in großen Scharen in die Burg geflüchtet hatten, gingen die Vorräte an Lebensmitteln schnell zu Ende, und die Belagerten kamen in große Bedrängnis. Den Schiffen, die von Elbing her den Drausen und die Sorge entlang Nahrungnsmittel nach Christburg führen wollten, lauerten die Prußen auf und fingen sie ab. Da setzte nach einer Überlieferung ein Pomesane namens Samile, der zwar im Heere der Prußen stand, als Christ aber dem Orden ergeben war, sein Leben ein, um die von allen Seiten eingeschlossene Burg mit Lebensmitteln zu versehen. Er wurde ergriffen und – so wird berichtet – hart bestraft, indem man ihm siedendes Wasser in den Mund goss, ihn mit Feuer marterte und schließlich halbtot vor das Burgtor warf. Er wurde von den Rittern gerettet, blieb unter ihrer sorgfältigen Pflege am Leben und zeichnete sich noch lange Zeit als treuer Anhänger des Ordens aus. Als die Hungersnot auf der Burg ihren Höhepunkt erreichte, kam die Rettung: Ritter von Elbing überfielen in der Nacht die Belagerer, richteten unter ihnen ein furchtbares Blutbad an und zwangen sie zur Flucht, so daß die Christburg endlich entsetzt werden konnte.

Greuel auf beiden Seiten kennzeichnete auch den späteren Kampf des Ordens gegen die um ihre Freiheit ringenden Prußen.

1273 entdeckten der Christburger Komtur Hermann von Schönenberg und der Ritter Helwing v. Goldbach den tapferen Führer der Natanger, Heinrich Monte, der sich – den Untergang seines Volkes vor Augen – in der Wildnis verborgen hatte, hängten ihn an einen Baum und durchbohren seine Brust mit dem Speer.

1277 setzten die Pogesanen Helwing von Goldbach, nun selbst Komtur von Christburg, zusammen mit dem Elbinger Komtur Helmold und einem Kaplan gefangen, der von ihnen aufgehängt wurde, während die beiden Komture, denen ein geheimer Anhänger des Ordens namens Powide die Fesseln löste, dem Tod entrinnen konnten.

Auch später hat das Gebiet von Christburg und wohl auch die Stadt selbst bei den Plünderungszügen der östlichen Prußen und der ihnen oft verbündeten Litauer zu leiden. 1277 dehnten die Sudauer unter ihrem verwegenen Führer Skomande, 1281 die Litauer unter dem semgallischen Häuptling Nameise ihre Raubzüge bis in die Gegend von Christburg aus.

Dann aber konnte sich die Stadt – während die Besatzung an allen Kriegszügen beteiligt war – unter der kräftigen Herrschaft des Ordens 130 Jahre verhältnismäßig ungestört weiterentwickeln und ihren bescheidenen Wohlstand festigen. Zwei ihrer Komture machten sich um die Stadt besonders verdient: Sieghard von Schwarzburg (Komtur von 1301–1311), der etwa zehn Dörfer bei Christburg, u. a. Baumgarth und die Städte Dt. Eylau und Saalfeld gründete; Herzog Luther von Braunschweig (Komtur von 1314-1331, Hochmeister von 1331-35), der als erster bei der Besiedlung von Bauerndörfern mit deutschen Einwanderern planmäßig vorging und den Ausbau der inneren Kommunalverhältnisse durch Neuordnung

und Vermessung (z. B. der Feldmark von Posilge und Baumgarth) kräftig förderte.
Auch der Handel der Stadt entfaltete sich günstig. Aus einer Erklärung der Preußischen Stände zu Elbing aus dem Jahr 1442 geht hervor, daß „Hopfen, Flachs, Leinwand, Landeisen, Pech, Teer und anderer Kaufschatz" auch aus dem Gebiet Christburg nach Danzig (also an Elbing vorbei) befördert wurde. Der steigende Wohlstand Christburgs drückte sich auch darin aus, daß die Stadt dem Orden einen Zins von 37 Mark weniger 22 Pfennige zahlte, während Liebemühl nur 24 und Saalfeld 21 Mark zinste.

1408 fertigte der Ordensbruder Johann von Christburg das weitaus größte Geschütz an. Es war 271 Zentner und 12 Pfd. schwer, aus Bronze gegossen und bestand aus zwei Stücken.

Die ruhige Zeit des Friedens nahm für Christburg ein Ende, als dem Orden in dem vereinigten Litauen-Polen ein furchtbarer Gegner erwuchs.

Am 22. Juli 1410 zog König Jagiello von Polen nach der Schlacht bei Tannenberg in Christburg ein, hörte in der Schloßkapelle die Messe und brachte auch den folgenden Tag noch auf dem Schlosse zu. Aus der Kapelle entfernte er prachtvolle, aus Holz geschnitzte Statuen und schenkte sie der Kirche der Heiligen Jungfrau von Sandomir.

Am 9. September 1414 rückte Jagiello wieder in Christburg ein, fand das Schloß verlassen, ließ es plündern und zum größten Teil zerstören*.

Von 1440-63 war Caspar Linke Bischof von Pomesanien, ein geborener Christburger und großer Kenner der Landesgeschichte, ein treuer Ratgeber des Hochmeisters und entschiedener Anhänger des Ordens. In einem eigenhändigen Brief warnte er 1454 den Hochmeister „vor dem König von Polen, seinen Herren Prälaten und besonders vor dem Herrn Erzbischof von Gnesen". Dem Hochmeister überantwortete er zur Deckung der Kriegskosten das ganze Silberzeug der pomesanischen Kirche. Er starb in bitterer Armut, von Gram und Kummer gebeugt, ein treuer Hirte seiner Diözesanen. Den umsichtigen Bemühungen dieses Christburgers ist es zu danken, daß das Bistum Pomesanien nicht unter polnische Herrschaft geriet, sondern weiterhin dem Orden angehörte. Auf seinem Grabstein im Dom zu Marienwerder steht: Caspar Linke de Christburg.

1466 wurde Christburg zusammen mit Pommerellen, dem späteren Westpreußen, im Zweiten Thorner Frieden dem Königreich Polen inkorporiert; die Bestimmung des Friedensvertrages, daß das Schloß zerstört werden solle, kam nicht zur Ausführung, zumal es größtenteils schon in Trümmern lag. Etwa drei Viertel des Christburger Komtureibezirkes verblieben dem Hochmeister und später beim Herzogtum Preußen.

*Unter polnischer Oberhoheit*

Nach der Aufteilung des an Polen abgetretenen Ordenslandes, das von nun an „Preußen Königlichen Anteils" genannt wurde, in drei Wojewodschaften kam Christburg zur Wojewodschaft Marienburg. Die Wojewoden waren u. a. die Vorsitzenden des Grodgerichtes, das für die Wojewodschaft Marienburg auf dem Christburger Schloß seinen Sitz und sein Archiv hatte.

Der Starost von Christburg führte die Aufsicht über das ehemalige Komtureischloß, übte die Polizeigewalt in seinem Gutsverwaltungsbezirk und die Gerichtsbarkeit über die bäuerlichen Besitzer in den königlichen Dörfern aus, auch war er Berufungsinstanz für die Gerichte der kleinen Städte. Zu den ersten Starosten von Christburg gehörte Nikolaus von Baysen und dessen Verwandte, die ebenso wie er wegen ihres Abfalles vom Orden von den Polen mehrfach mit solchen Ehrenstellen bedacht wurden, sowie Hans v. Rabe, dessen Familie damals den noch ungeteilten Komplex der Waplitzer Güter besaß. Später ging die Starostei Christburg in den erblichen Besitz der berühmten Familie von Zehmen über. Ab 1611 war der Marienburger Wojewode auch Starost von Christburg. Weil das Schloß zu Christburg in Trümmern lag, nahm er seinen Wohnsitz auf Neuhof.

1483 fand eine Tagfahrt (Verhandlungstag der Städte) zu Christburg statt, um eine Erleichterung des Handelsverkehrs zwischen dem polnischen und dem herzoglichen Preußen herbeizuführen, doch blieben diese Bemühungen ohne Erfolg.

1631 bestätigte König Sigismund III. die Christburger Willkür. Auf dem schön erhaltenen Original aus Pergament fehlt das Siegel. Bestimmungen: Bürgermeister, Richter und neue Ratmannen werden allein vom Rat gewählt. Die Wahl soll frei sein; dem Rat dürfen keine Personen aufgedrungen werden (womit also die Mitwirkung weiterer Kreise der Bürgerschaft ausgeschaltet wird). Die Neugewählten werden dem Starosten zur Bestätigung präsentiert. Nur Hausbesitzer dürfen im städtischen Brauhaus brauen. Edelleute und Pfarrherren dürfen nur für den eigenen Bedarf brauen. (Ein Propst aber legte zum Verkauf seines Bieres in der Stadt einen eigenen Krug an.) Die Bierschenker sollen einem jeden für sein Geld „voll Maß geben". Niemand soll bei Darlehen mehr als 6 Prozent Zinsen zahlen.

1638, 1647, 1698 und 1730 wurde die Stadt durch vier gewaltige Brände heimgesucht, die zu ihrem Verfall beitrugen. 1698 brach das Feuer auf der sogenannten Geistlichkeit aus und legte 78 Häuser, 4 Scheunen, 2 Brauhäuser und zwei Speicher in Asche. Den stehengebliebenen Häusern drohte der Einsturz.

* An diesen Aufenthalt des Königs knüpft sich die Sage von dem „Spuk auf der Christburg".

Von 1626 ab stand Westpreußen fast hundert Jahre hindurch unter dem landverderbenden Zeichen der schwedisch-polnischen Kriege, in denen auch Christburg furchtbar heimgesucht wurde.

Israel Hoppe, Burggraf von Elbing, erzählt: „1627 machten sich die Schweden aus Elbing und Marienburg am 24. März mit einer ziemlichen Macht zu Roß und zu Fuß zu einem Anschlag auf. Sie hatten die Nachricht, daß in Christburg, wohin sie ihren Weg richteten, überall die Küchen rauchten und viel gesotten und gebraten würde. Die Polen waren zu einem Raubzug gen Marienwerder ausgerückt. Als sie sich aber einstellten, rückten ihnen die Schweden auf den Fersen nach und segneten ihnen die zubereitete Speise dermaßen übel, daß 500 Personen im Städtlein auf der Wahlstadt erstickten. Am folgenden Tage brachten sie eine große Beute ein, also daß die Musketire, die aus Elbing kommandiert warn, fast alle zu Roß und die in Marienburg mit 250 Pferden eingezogen kamen. Am 27. März stellten sich der Polen etliche in Christburg wieder ein und begruben ihre Toten, welche von dem märzischen Sonnenschein bereits einen üblen Geruch durch die Stadt gemacht hatten. Die anderen aber, die auf der Flucht in dem Sorgefluß ertrunken waren, fischten die benachbarten Bauern heraus, erfreuten sich der Kleider und bekamen auch an eingenähetem Gelde ein stattliches Trinkgeld."

1627 „kam der schwedische König Gustav Adolf nach Marienburg und rückte mit einem Drittel seines Heeres und 12 Geschützen auf die Höhe nach Christburg zu, woselbst er im Neuenhoff über Nacht verharrte". 1629 im Juli verteilten sich die verbündeten polnischen und kaiserlichen Soldaten „in verschiedene Orte, unter welchen das arme Städtlein Christburg am kläglichsten herhalten mußte. Sechs Tage vorher hatte es von dem polnischen Feldherrn auf überreichte Bittschrift eine Schutzwache erhalten und, da selbige wider der Kaiserlichen Mutwillen nicht verschlug, auch fünf seiner Komornyken (Kammerjunker), um sich ihres Schutzes zu bedienen. Da platzten zufällig die schwedischen Reiter hinein und machten diese Komornyken, ihren Schutz, nieder. Auf welchen Prozeß nun dieses erfolgte (weil man sie, wiewohl unschuldig, im Verdacht hatte, daß sie die Schweden hinzubestellet hätten), daß gedachte Kaiserlichen wider alles Erbarmen das Städtlein überfielen, auf dem Markt ein großes Feuer anrichteten, mit Sieden und Braten sich erlustigten, den Einwohnern alles Hab und Gut wegnahmen, des Bürgermeisters junges Weib samt vielen anderen Weibern und Mägden schändeten, die Bürger mit Knepeln und Strikken den Kopf zusammenschraubten, die Finger an den Nägeln aufschnitten und gesotten Speck darein tröpfeten. Auch viel andere unchristliche Taten begingen sie, damit die Bürger bekennen sollten, wo das ihre wäre, obgleich die Kaiserlichen es doch schon in Händen hatten. Endlich haben sie auch den Rest, was nicht mit dem Bürgermeister und Kämmerer entlaufen konnte, bis auf Mutterleib entblößet und also aus der Stadt getrieben, damit sie allein Platz behielten."

Mit anderen Worten: Die verbündeten polnischen und kaiserlich-deutschen Soldaten lagerten in Stadt und Umgebung. Auf ihre Bitte gewährte der polnische Feldherr den Bürgern eine Schutzwache und verstärkte diese, weil seine zügellose Soldateska vor ihr keinen Respekt hatte mit einigen vornehmen Offizieren seiner nächsten Umgebung. Bei einem schwedischen Überfall wurden jene vornehmen Polen erschlagen. Nun argwöhnten die Polen und die Kaiserlichen, die ausnahmslos evangelischen Bürger hätten die evangelischen Schweden heimlich herbeigerufen. Zur Rache verübten nun die katholischen deutschen Soldaten an den evangelischen deutschen Bürgern jene entsetzlichen Schandtaten. Ein sprechendes Beispiel für die Art und Weise der damaligen Kriegsführung.

1659, während des Zweiten Schwedenkrieges, ließ der Statthalter des herzoglichen Preußen, Fürst Radziwill, die bei Osterode versammelten Truppen auf Christburg vorrücken. Von hier aus gelang es ihnen, über Lichtfelde im kleinen Werder die Schweden zu überfallen, wobei sie über 100 Gefangene machten und 160 Pferde erbeuteten.

1717 lag in Christburg ein Teil des „Kron-Dragoner-Regiments des Oberst von Prebendau", eines der sieben Dragoner-Regimenter, die durch Beschluß des polnischen Reichstages im gleichen Jahr neu errichtet und in Bezug auf Bekleidung, Bewaffnung und Sprache „auf deutschen Fuß gestellt" wurden.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts fanden sich in der Stadtverwaltung arge Mißbräuche, so daß die Regierung durch eine Kommission einschritt. Man rügte, „daß der Magistrat einen Mann, der ein geschliffenes Glas gestohlen und um 18 gr. verkauft hat, habe hängen lassen, ohne den starostlichen Konsens abzuwarten. Daß man seit Jahren nur einen Ratmann habe und keine Kör abhalte. Auch seien die Gerichtsporteln zu hoch angesetzt."

1730 wurde die ganze Stadt durch eine furchtbare Feuersbrunst in Asche gelegt. Mehr als 250 Häuser, die katholische Pfarrkirche, das evangelische Gotteshaus „nebst andern publiquen Gebäuden" wurden ein Raub des Feuers. Neun Menschen fanden dabei den Tod. Sogar die in den Gewölben der katholischen Kirche beigesetzten Leichen wurden von der Glut verzehrt.

1768 stellte die Regierungskommission in der Stadt wieder schlimme Zustände fest. Es hätten sich „unreine Elemente" eingeschlichen, die sich mit der polnisch-katholischen Partei verbanden, um sich unter

ihrem Schutz ungestraft einem unsittlichen Treiben hingeben zu können. Der Stadtrichter beklagte sich, daß man ihn halb tot geschlagen habe; der Kämmerer und der Vize-Kämmerer beschuldigten ihn ihrerseits, daß er nie nüchtern anzutreffen sei. Auch über den Präses des Wettgerichts beschwerte man sich, daß er niemals zu Hause sei und „die Aufsicht über Maass und Gewicht seiner Dienstmagd überlasse".

*Unter dem schwarzen Adler*

Die Wiedervereinigung mit Preußen fand die Stadt in einem Zustand des Verfalles vor. 26 Baustellen lagen brach, es gab keine große Spritze. Die Stadt hatte 1000 Taler Schulden, die Kasse bestand in 28 fl. 25 gr. Die Einwohnerzahl betrug 1283 Personen.

Am 14. September 1772 erschien eine preußische Kommission in Christburg und übergab dem versammelten Rat und Gericht auf dem Rathause das Besitzergreifungspatent, datiert „Berlin 1772 September 13". Sie ließ den preußischen Adler an den beiden Toren der katholischen und evangelischen Kirche, an den drei städtischen Krügen und am Reformatenkloster anschlagen. Am 17. September geschah dasselbe auf dem Schlosse vor dem Grodregenten Alexander v. Wybicki; der preußische Adler wurde im Grodhofe angeschlagen und das Grodarchiv mit Beschlag belegt. Darauf begab sich die Kommission nach Neuhof, das nun aus einem Starosteigut zu einer Königlich preußischen Domäne wurde, und verfuhr dort in Gegenwart des Unterstarosten v. Lewinski in gleicher Weise.

Nun begann sich auch im Christburger Gebiet, in dem die Entwicklung so lange stillgestanden hatte, ein reges neues Leben zu entfalten. Die polnische Starosteiverfassung wurde aufgehoben, die preußische Verwaltung eingeführt und die Einrichtung der erforderlichen neuen Behörden in die Wege geleitet.

So wurde u. a. 1773 auch ein Domänenamt Christburg gebildet, das 17 Dörfer, Vorwerke und Mühlen umfaßte und eine etatmäßige Einnahme von 7091 Talern hatte. Sein Sitz war Neuhof. 1795 erscheint als „Königlicher Beamter allhier" Johann Friedrich von Schimmelpfennig. 1818, als die neue Kreisordnung in Kraft trat, wurde das Domänenamt Christburg mit dem von Stuhm vereinigt. Die als Steuer für die Städte eingeführte Akzise wurde in Christburg am Marienburger und Riesenburger Tor erhoben, die in kriegerischen Zeiten als Verteidigungswerke gedient hatten.

Von 1775 bis 1784 siedelte der König (außer der pfälzischen Arbeiterfamilie Bell in Baumgarth) auf seine Kosten in Christburg acht Familien an: Eisenhändler Winkler aus Thorn, Drechsler Fischer aus Lüneburg, Tuchmacher Stuhrmann aus Polen, Juchtenfabrikant Horst aus Polen, Schuhmacher Beeck aus Mecklenburg sowie drei Maurermeister: Schmidt aus Westfalen, Mävius aus Sachsen und Machert aus Mecklenburg. Zur Errichtung einer Juchtenfabrik und einer Lohmühle in Christburg bewilligte der König 5000 bzw. 1567 Taler. Im Retablissementsplan für 1782 ist aufgeführt: für Chirstburg zur Unterstützung eines dort bereits etablierten Juchtenfabrikanten (Horst?) 1536 Taler mit der Begründung, daß „dieser Mann ein sehr nützlicher Fabrikant" sei. 1783 wird der oben genannte Horst mit Namen erwähnt und erhielt 1536 Taler, die bei dem Kolonistenfond in Einnahme gestellt wurden.

1792 wurde eine Eskadron des Dragonerregiments von Borstell nach Christburg verlegt.

1806 nähert sich Napoleon nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt dem deutschen Osten. Am 19. Januar 1807 fand ein unglückliches aber ruhmvolles Gefecht bei Christburg statt*.

1808 wurde die neue Städteordnung eingeführt. Christburg zählte zu dieser Zeit (1816) 1932 Einwohner, darunter 208 Bürger, von denen 154 stimmberechtigt waren.

1816 war Christburg unter Bürgermeister Reinhold Strauß zur Kreisstadt bestimmt worden, doch da es an den nötigen Gebäuden fehlte, wurde der Verwaltungssitz nach Stuhm verlegt.

1832 wurde das Christburger Reformatenkloster aufgelöst, nachdem die beiden letzten Mönche 1828 gestorben waren. Das Klostergebäude nebst Gärten und Stallungen blieb der Stadtgemeinde zur Unterbringung der evangelischen und katholischen Volksschule überlassen, die auch das Klostervermögen von 1130 Talern erhielt.

Das Revolutionsjahr 1848 verlief dank der umsichtigen Amtsführung des Bürgermeisters Carl F. Pudor trotz zunehmender sozialer Spannungen verhältnismäßig ruhig.

1880 verzeichnete die Stadt die bisher höchste Einwohnerzahl: 3284 Seelen. Bis zur Vertreibung entwikkelte sich die Stadtbevölkeruig folgendermaßen:

| Jahr | Einwohnerzahl |
|---|---|
| 1890 | 3113 |
| 1900 | 3224 |
| 1910 | 3004 |
| 1925 | 2924 |
| 1939 | 3604 |

Am 18. März 1888 wurde Christburg von einer großen Überschwemmung heimgesucht. Die Sorge trat aus den Ufern und überflutete alle im Tal gelegenen Stadtteile.

---

* Vgl. „Soldaten und Garnisonstädte im Stuhmer Land", in diesem Band.

1904 wurde ein Krankenhaus eröffnet, eine neue Gasanstalt eingeweiht und das Schlachthaus errichtet. In diese und die folgende Zeit eines beginnenden wirtschaftlichen Aufschwungs fällt die Gründung zahlreicher größerer und kleinerer Gewerbe- und Handelsbetriebe. 1909 erschien die erste, vom Druckereibesitzer Knopp herausgegebene „Christburger Zeitung".

Während des Ersten Weltkrieges 1914-1918 blieb die Stadt von jeder Feindeinwirkung verschont. Sie hatte jedoch viele Gefallene zu beklagen; auf die Erztafeln des Ehrenmals inmitten des Marktplatzes waren 200 Namen eingemeißelt.

Schwer wurde Christburg auch von dem Ausgang des Krieges und durch die Errichtung des polnischen „Korridors" getroffen. Bei der unter interalliierter Aufsicht stattfindenden Volksabstimmung wurden in der Stadt 2571 gegen 13 Stimmen für den Verbleib bei Ostpreußen abgegeben. Infolge der Ausweisung der Deutschen aus dem Gebiet des polnischen „Korridors" kamen viele Flüchtlinge auch nach Christburg, wo sie sich eine neue Existenz schaffen mußten.

Trotz der Notzeit konnten auch beachtliche Erfolge verzeichnet werden. Die Stadt wurde an das Stromnetz des Überlandwerkes Marienwerder angeschlossen, was die Modernisierung vieler Betriebe und Haushaltungen ermöglichte. 1927 wurde die neue Stadtschule auf dem Ballenberg bezogen, auf dem Gelände hinter der neuen Schule entstand ein Sportplatz mit Aschenbahn und Badeanstalt. 1928 wurde das Altersheim des Kreises eröffnet, das Wasserwerk mit Pumpanlage und Wasserturm auf dem Schloßberg angelegt. 1930 wurden Wasserleitung und Kanalisation als Notstandsprojekt neu gelegt und dabei in der Rosenbergerstraße frühgeschichtliche Bohlenwege aufgedeckt. Auf den Roßwiesen verhinderte jetzt eine mechanische Kläranlage die Verschmutzung der Sorge.

Die nach dem Krieg auftretende große Wohnungsnot konnte durch verschiedene Neubauten und Anlage von städtischen Siedlungen gemildert werden.

Die Not unter der Arbeiterschaft – die Schlangen der Arbeitslosen, der „Stempelnden", vor dem Magistrat wuchsen ständig an – führte zu einer Stärkung der extremistischen Parteien in der Stadt. Am 7. Februar 1930 kam es zu schweren tätlichen Auseinandersetzungen zwischen den Mitgliedern der KPD und den Teilnehmern einer Versammlung der NSDAP.

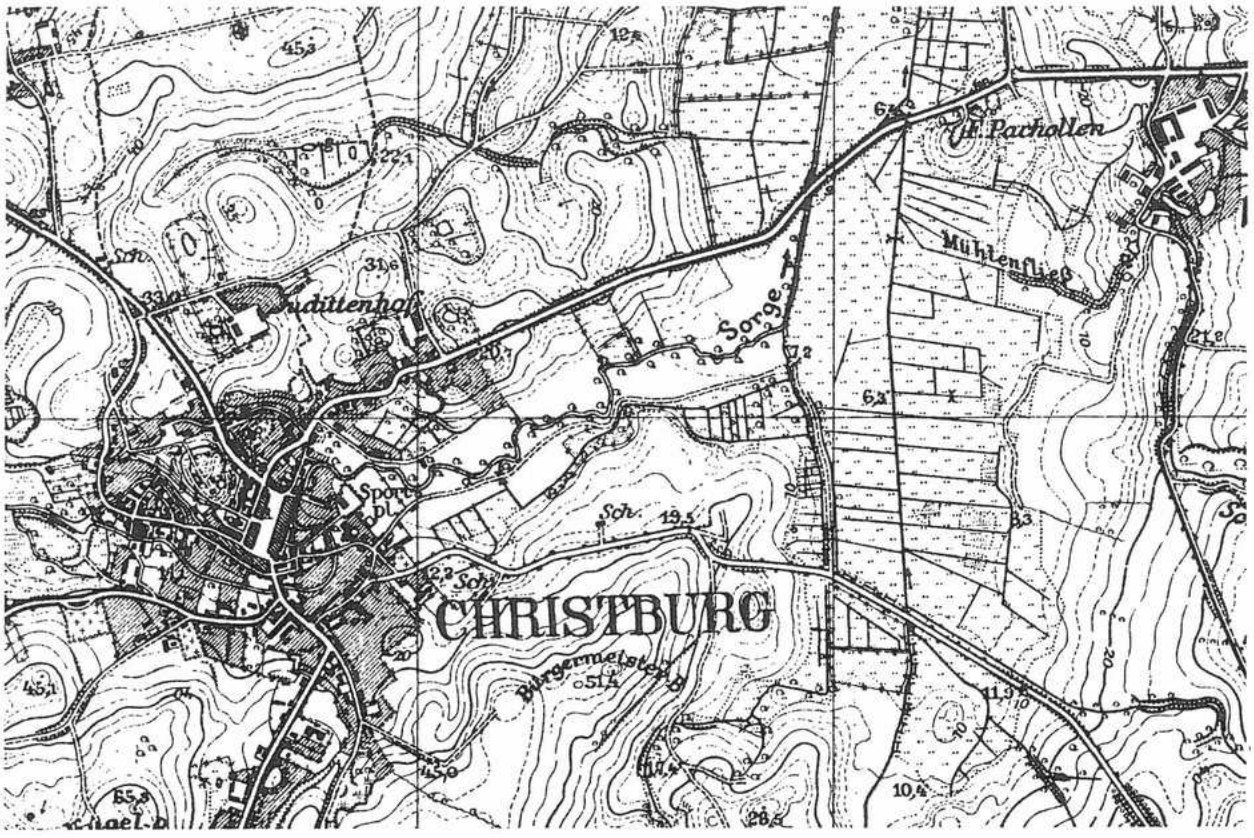
Nach 1933 erst konnte die bereits eingeleitete Beseitigung der Arbeitslosigkeit vollzogen werden. Durch die Einführung des freiwilligen, später verpflichtenden Arbeitsdienstes wurde für Beschäftigung gesorgt.

Die Teilnehmer wurden im ehemaligen Krankenhaus untergebracht und erhielten die Aufgabe, den Sorgefluß von der Stadt bis zur Brücke nach Pachollen zu begradigen. Durch staatliche Hilfsmaßnahmen kam es zu einer wirtschaftlichen Konsolidierung und schließlich zu einem Aufschwung, der der Stadt neuen Wohlstand brachte. Von einer Verfolgung Andersdenkender oder Einweisungen in Konzentrationslager blieb Christburg unter dem neuen Regime weitgehend verschont, mit Ausnahme der jüdischen Mitbürger, von denen 1925 50 in der Stadt lebten, während 1937 nur noch 17 anwesend waren. Da ein ausgesprochener Antisemitismus in Christburg unbekannt war, wurden die von der Führung eingeleiteten Aktionen gegen die jüdische Bevölkerung mit Mißbilligung und Empörung aufgenommen.

Mit Kriegsbeginn, am 1. September 1939 rollten deutsche Regimenter auf dem Weg zur Grenze durch die Stadt. Nach Beendigung des Polenfeldzugs, in dem die Stadt ihre ersten Toten zu verzeichnen hatte, verlief das Leben wieder ruhiger. 1940-41 gingen wieder zwölf Stadtrandsiedlungen am sogenannten Roten Kreuz in das Eigentum junger wohnungssuchender Christburger über. 1942 wurde eine neue Turnhalle von den Stadtvätern eingeweiht. Sie stand auf gerammten Pfählen am Wege von der Weisnerschen Stadtmühle zur neuen Stadtschule. Die schmucke Halle bot den Bürgern auch die Möglichkeit zu großen Veranstaltungen und Versammlungen.

Der Krieg forderte immer größere Opfer. Es gab schließlich kein Haus in der Stadt, das nicht irgendeinen Verlust zu beklagen hätte. Mit dem Näherrükken der Ostfront und dem Einbruch sowjetischer Panzereinheiten in die deutschen Linien, begann Panik um sich zu greifen. Am 15. Januar 1945 gelangten die ersten Alarmmeldungen nach Christburg. Noch konnte man sich aber mit dem Gedanken einer Flucht nicht abfinden. Erst am 22. Januar wurde mit der Räumung der Stadt begonnen, die anfangs ruhig und planmäßig ablief. Bei bitterer Kälte und dichtem Schneefall warteten die Menschen mit Hausrat, Koffern und Kisten auf die Sonderzüge, die der kommissarische Bürgermeister Schwencke bereitstellen konnte. Am 23. Januar verließ der letzte der drei Flüchtlingszüge die Stadt, nachdem auch das letzte Militär unter Mitnahme vieler Frauen und Kinder abgezogen war. Die Verwaltung wurde offiziell aufgelöst und in zwei Feuerwehrautos die wichtigsten Unterlagen der Stadtkasse, des Standesamtes und der Bezugsscheinstelle weggeschafft, die der Kreisverwaltung Ueckermünde übergeben wurden.

Kampflos marschierte am 24. Januar 1945 die Rote Armee in Christburg ein. Der größte Teil der Stadt, vor allem das Zentrum, wurde niedergebrannt. Nach den folgenden Plünderungen und blutigen Ausschreitungen blieben von der noch anwesenden Bevölkerung etwa 300 Menschen am Leben. Viele wurden durch das mutige Einschreiten des kranken Dom-




herrn Poschmann vom Tode des Erschießens gerettet. Der Hunger aber raffte in der Folge zahlreiche Menschen dahin, während ganze Scharen noch arbeitsfähiger Männer und Frauen den Weg nach Sibirien antreten mußten.

Der russischen Besatzung folgte die polnische. Mit der damit einsetzenden Ausweisung ihrer letzten deutschen Einwohner endet auch die deutsche Geschichte der alten Ordensstadt Christburg.

## Christburger Siegel und Wappen

von Otto Piepkorn

Aus „Der Westpreuße" Nr. 5/1953, S. 8

Ein gutes Jahr war seit der Gründung der Ordensburg Neu-Christburg vergangen; der Bau harrte noch der steinernen Ausführung, und dem Frieden im Lande war noch nicht zu trauen. Dennoch trafen sich hier schon am 19. März 1250 der Landmeister in Preußen, Bruder Ludwig von Queden, mit dem Christburger Komtur Heinrich Stange, um die Dreiteilung des Bistums Pomesanien zu beurkunden. Der Christburger Komtur bekräftigte seine Abmachung, indem er die Urkunde mit seinem Siegel versah. Es stellte eine Mauer mit Zinnen zwischen zwei gezinnten Ecktürmen dar und trug die Umschrift: S'COMMENDATO(RIS IN CRI)STES(BURG). Es war dieses das erste in der Geschichte Christburgs bekanntgewordene Siegel.

Von 1309 bis 1451 war Christburg mit geringfügigen Unterbrechungen, wie z. B. nach der Katastrophe von Tannenberg, Amtssitz des Obersten Trappiers. Sein Siegel ist uns erhalten. Es trägt die übersetzte Latein-Umschrift: Siegel des Trappiers des Deutschen Ritterordens. Das Innere des Siegels symbolisiert die wichtige Aufgabe dieses Ordensgebietigers. Wenn auch das Amt des Obersten Trappiers in Personalunion mit dem Amte des Komturs verwaltet wurde, so beurkundete der Christburger Komtur doch fast immer in seiner Eigenschaft als Verwalter und höchster Beamter seines Komtureibezirkes. Das neue von Voßberg aufgezeigte Trappiersiegel ist daher selten anzutreffen.

Die Verlegung des Trappieramtes nach Christburg läßt im Gegensatz zu den weiter östlich gelegenen Komtureien bereits die Wichtigkeit des Christburger Komtureibezirkes als befriedetes Hinterland für die eigentlichen Zwecke des Ordens erkennen: Christianisierung und Kolonisation. Drei äußerst tüchtige Komture hintereinander brachten den Komtureibezirk zur Blüte: Sieghard von Schwarzburg, Günther von Arnstein und Herzog Luther von Braunschweig. Nicht nur die Zahl der in diesen wenigen Jahrzehnten ausgestellten Urkunden ist beachtlich, sondern auch deren Ausarbeitung, Inhalt, Form und Stil. Mit Sicherheit kann eine feste Kanzleiorganisation und Tradition im Beurkundungswesen auf der Christburg festgestellt werden, zeichnete sich doch der Christburger Stil durch sehr klare Festlegung der Rechtsverhältnisse aus. Der Fortschritt tritt ebenfalls in der Weiterentwicklung des Komtursiegels augenfällig zutage. Die Umschrift S'COMMENDATORIS IN CHRISBORG bleibt im wesentlichen die gleiche.

Das Siegelbild ändert sich jedoch. Hinter beiden Enden der zinnenbewehrten Ringmauer stehen mit Fenstern oder Blenden, Mauerdurchbruch und mit je einem kreuzverzierten Satteldach versehene Ecktürme. In der Mitte der Wehrmauer ist nunmehr ein alles überragender Torturm eingefügt. Der mit einer Blende verzierte Oberteil des Turmes wächst aus einem verstärkten Sockel heraus, dessen Zinnen die Wehrmauer überhöhen. Unter dem Walmdach läuft ein Wehrgang um den Turm, der zusammen mit dem Dachzierrat das Ganze dekorativ und wuchtig gestaltet. Der bis in Einzelheiten gehende Präger des Siegels muß sich an ein Vorbild gehalten haben; er hätte sonst nicht ein Gebüsch rechts vor die Toröffnung gesetzt und damit die Symmetrie gestört. Vorbild konnte wiederum nur die Ostseite des Vorschlosses gewesen sein. Die Vermutung liegt nahe, daß dieses Komtursiegel überhaupt die einzige überlieferte Darstellung des Christburger Schlosses aus jener Zeit ist. Die Komtursiegel waren mit Seidenschnur an den Urkunden befestigt. Bei Luther von Braunschweig war es eine Schnur von grün-roter Farbe.

Am 7. Februar 1249 schloß der Orden mit den Prußen den sogenannten Christburger Vertrag. Die Prußen mußten sich zum Bau einer Anzahl von Kirchen verpflichten. Das dreizehnte dieser Gotteshäuser war „in novo Christiborc" zu errichten. Es entstand so die katholische Pfarrkirche, die ein wichtiger Bestandteil der bald darauf errichteten und schon 1254 beglaubigten Ansiedlung wurde. Diese Kirche wurde der heiligen Katharina geweiht, ein Vorgang, der für das 13. Jahrhundert charakteristisch war.

So ist es zu erklären, daß die heilige Katharina zum Symbol für das Wappen der Stadt auserwählt wurde.

Katharina, eine Märtyrerin aus Alexandrien in Ägypten, die später heilig gesprochen wurde, gehört zu den 14 Nothelfern. Man verehrte sie später als Patronin des Lehrstandes und verschiedener anderer Berufsgruppen. Auch viele Städte, Universitäten und Länder haben sie zur Schutzheiligen erkoren.

Im Besitze des Amtsgerichtsrats Engel befand sich eine Papierurkunde vom Jahre 1604, ausgestellt vom Bürgermeister und Rat der Stadt Christburg. Diese war mit dem „gewöhnlichen Stadt-Insigell" versehen. Das Siegel gehört dem 15. Jahrhundert an und dürfte das Bild des alten Hauptsiegels überliefern.

Das Pressel aus grünem Wachs unter Papier ist auf die Urkunde aufgedrückt und ziemlich scharf ausgeprägt. Es hat einen Durchmesser von 33,5 Millimeter und zeigt im Felde die thronende heilige Katharina mit Rad und Schwert. Die Umschrift in gotischen Minuskeln zwischen zwei wulstartigen Kreisen lautet: sigillum . . . civitatio . . . cristburg . . .

Ebenso schön wie das erwähnte Stadtsiegel ist ein jüngeres Stadtwappen, das von Professor O. Hupp nachgezeichnet wurde. Es stellt ebenfalls in Gold die blau bekleidete, gekrönte heilige Katharina dar, die

in der Rechten ein aufgestütztes Schwert, in der Linken das silberne Rad hält.

Während sich die beiden oben geschilderten Stadtwappen durch künstlerische Vollkommenheit in ansprechender Gestaltung auszeichnen, leidet das bis in die letzte Zeit gebräuchlich gewesene Stadtsiegel unter allzu nüchterner Prägung. Die Wappenfigur erhebt sich hinter einer zinnengekrönten Mauer. Schwert und Rad sind geblieben, jedoch in Verbindung mit der Figur der Heiligen ungeschickt angebracht. Auch die Neuzeit hat es in dieser Form kritiklos übernommen. Mit der Jahreszahl 1671, die neben das Wappenbild gesetzt ist, verbindet sich in der Stadtchronik kein besonderes Ereignis. Die Beifügung der Jahreszahl kann nur so erklärt werden, daß sich die Christburger Bürger damals dieses neue Wappenbild als fortan gültig zugelegt haben.





Stadtsiegel von 1604



Komtursiegel



Trappiersiegel

# Die Landgemeinden des Kreises

## Die Geschichte der Landgemeinden im Kreise Stuhm*

von Viktor Hausmann

Die Neuordnung der preußischen Verwaltung auf Grund der auch die Regelung der Kreisverwaltung umfassenden königlichen „Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden" vom 30. April 1816 hatte auch eine Verkleinerung und Neueinteilung der Kreise im Regierungsbezirk Marienwerder und dem neugeschaffenen Regierungsbezirk Danzig zur Folge. Die endgültige Abgrenzung der Kreise trat jedoch erst am 1. April 1818 in Kraft.

Bereits vorher war der den späteren Kreis Stuhm bildende Teil des zu groß angelegten Kreises Marienburg jedoch dem Regierungsbezirk Marienwerder zugeschlagen worden und führte nach dem Sitz des Landratsamtes in Christburg die Bezeichnung „Kreis *Christburg*". Er wurde von dem Kreisdeputierten und Gutsbesitzer von Lyskowski in Choyten verwaltet.

Die neue Kreiseinteilung wurde nach der Verordnung der Regierung in Marienwerder vom 13. März 1818 im Amtsblatt 1818 Seite 11 am 1. April 1818 wirksam. Obwohl die Stadt Stuhm ab diesem Termin auch zur neuen Kreisstadt bestimmt worden war, wurde das Landratsamt erst gegen Ende des Jahres 1822 nach Stuhm verlegt. Von nun an führte der Kreis die Bezeichnung „Kreis Stuhm".

Zu dieser Zeit umfaßte der Kreis Stuhm
rd. 641,9 qkm und hatte
22 989 Einwohner, davon waren nach ihrer Religionszugehörigkeit

| | |
|---|---|
| 7 733 evangelisch | 14 156 katholisch |
| 727 Mennoniten | 373 Juden |

Im Jahre 1880 gehörten zum Kreise: 2 Städte, 72 Landgemeinden und 51 Gutsbezirke, zusammen 125 Ortsbezirke. Im Jahre 1924 wurden zum Gebietsausgleich die Landgemeinden Tessensdorf (631,1 ha mit 414 Einwohnern) und Willenberg (1199,8 ha mit 886 Einwohner [1910]) an den Kreis Marienburg abgetreten. Die Landgemeinde Stuhmsdorf wurde in die Stadt Stuhm eingemeindet und die Gemeinden Groß- und Klein-Usnitz zur Gemeinde Usnitz zusammengelegt, so daß der Kreis nun nur noch 121 Ortsbezirke umfaßte.

Nach dem Gesetz über die Regelung verschiedener Punkte des Gemeindeverfassungsrechts vom 27. Dezember 1927 mußten alle Gutsbezirke aufgelöst werden; gleichzeitig sollten aber auch die Landgemeinden zusammengelegt werden, bei denen dies aus Gründen des öffentlichen Wohles angebracht war. Nach den hiernach durchgeführten Maßnahmen verringerte sich die Zahl der Ortsbezirke im Kreise Stuhm auf die beiden Städte Stuhm und Christburg und 65 Landgemeinden.

Diese kommunale (gemeindliche) Neuregelung hatte auch eine entsprechende Änderung der für die staatliche Verwaltung maßgebenden Amts- und Standesamtsbezirkseinteilung zur Folge. Bis zum 31. Dezember 1937 haben nachgenannte Gemeinden ihren Namen geändert:

| | | |
|---|---|---|
| Barlewitz | nun | Wargels |
| Conradswalde | | Konradswalde |
| Jordanken | | Jordansdorf |
| Kollosomp | | Kalsen |
| Kommerau | | Kammerau |
| Königl. Neudorf | | Neudorf |
| Nikolaiken | | Niklaskirchen |
| Sadluken | | Sadlaken |
| Straszewo | | Dietrichsdorf |
| Waplitz | | Großwaplitz |
| Wadkowitz | | Wadkeim. |

*Die Gemeinden des Kreises Stuhm:*
(in alphabetischer Reihenfolge)

*Altendorf*

1405 als adliges Gut genannt. Bis zur Besiedlung im Jahre 1920 ist Altendorf auch immer selbständiges Gut gewesen.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb die Gemeinde wegen ihrer abgeschlossenen Lage in ihren bisherigen Grenzen bestehen.

Die Gemeinde Altendorf hatte am 10. 10. 1943 47 Einwohner, umfaßte 168,73 ha, bildete mit der Gemeinde Menthen einen Gesamtschulverband mit der konf. Schule in Menthen,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Tiefensee
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Sparau

Bürgermeister war 1945 Hermann Nitschke,
Amtsvorsteher war 1945 Hermann Nitschke-Altendorf.

*Altmark* (Aldemarkt)

in der Mitte des Kreises gelegen, wurde von dem Christburger Komtur Hermann von Schönberg (1271 bis 1276) als deutsches Bauerndorf gegründet und war schon 1294 ausgegeben. Am 2. Februar 1356 wurde vom obersten Trappier Werner von Rundorf eine neue Handfeste ausgestellt. Die nach 1320 errichtete Ordenskirche wurde 1905 abgebrochen und durch einen größeren Neubau ersetzt. Am 26. September

* siehe hierzu auch Gemeinde-Karte und -Statistik im Anhang.

1629 wurde hier zwischen Schweden, Brandenburg und Polen ein Waffenstillstand geschlossen, der König Gustav Adolf die Möglichkeit zum Eingreifen in das Kriegsgeschehen in Deutschland gab.

Im 17. Jahrhundert wird eine Schule erwähnt; zeitweise war sie aber ohne Lehrer und Schüler. Im Dorf stand bis 1945 noch eins der selten gewordenen Vorlaubenhäuser, in dem eine Ölmühle betrieben wurde.

Am 26. September 1929 wurde der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt, die bereits am 26. September 1930 ihre feierliche Weihe erhielt.

Im Jahre 1930 wurde mit Hilfe von Reichs-, Staats- und Kreismitteln das Hindenburg-Wohlfahrtshaus errichtet und seiner Zweckbestimmung übergeben.

Erstmals wurde damit im Kreise ein Heim errichtet, wie es bisher kaum in seiner Art zu finden war. Es diente als Kindergarten, Bastelraum für die männliche Jugend, Mädchenfortbildungsschule, Jugendheim, Jugendherberge, hatte Brause- und Wannenbäder und einen Tagungsraum für rd. 200 Personen.

Als äußeres Zeichen des Dankes für den Besuch des Reichspräsidenten von Hindenburg im Kreise Stuhm am 11. Juli 1931 erhielt das vielseitig zu nutzende Heim den Namen „Hindenburg-Wohlfahrtsheim", ein Name, der Verpflichtung und Programm für die Jugend des Kreises war.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde der Gutsbezirk Vorwerk Altmark mit der Gemeinde Altmark vereinigt. Dieser Gutsbezirk umfaßte den ehemaligen Schulzenhof des Dorfes und war 1905 durch Kauf preußische Staats-Domäne geworden.

Die Gemeinde Altmark hatte am 10. 10. 1943 1391 Einwohner, umfaßte 1251,46 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule in Altmark,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Altmark
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Altmark
zur Eisenbahnstation Heinrode
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Altmark

Bürgermeister war 1945 Kaufmann Fritz Weiss,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Friedrich W. Felske.

*Ankemitt* (Gausiein - Ankimitt)

auf dem Feld Gausiein war zuerst Gut freier Preußen und wurde 1399 deutsches Bauerndorf zu kulmischem Rechte in Größe von 6 Hufen.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde Ankemitt mit den Gutsbezirken Lautensee mit Litefken und Kuxen ohne Klein Stanau zu einer Gemeinde vereinigt.

*Lautensee* wird schon am 22. Januar 1308 als Ordenshof genannt. *Kuxen* gehörte ehemals zum Feld Gausiein und war selbständiges Gut geblieben.

Die Gemeinde Ankemitt hatte am 10. 10. 1943 437 Einwohner, umfaßte 851,75 ha, bildete mit der Landgemeinde Polixen einen Gesamtschulverband mit einer paritätischen Schule in Litefken,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Christburg
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Bruch

Bürgermeister war 1945 Mühlenbes. Willi Schön,

Amtsvorsteher war 1945 Gutsbesitzer Heinrich Neufeldt, Bruch/Petershof.

*Baalau* (Balwe - Balow - Balaw)

wurde zugleich mit Stangenberg durch Handfeste vom 31. Januar 1296 vom Hochmeister Konrad von Feuchtwangen mit dem anliegenden See als preußisches Dorf an Dietrich Stange verliehen.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde die Gemeinde Klein Baalau mit dem Gutsbezirk Groß Baalau vereinigt.

Die Gemeinde Baalau hatte am 10. 10. 1943 149 Einwohner, umfaßte 656,20 ha, bildete mit der Gemeinde Pirklitz für den Ortsteil Groß Baalau und mit der Gemeinde Schönwiese für den Ortsteil Klein Baalau Gesamtschulverbände mit den Schulen in Pirklitz und Schönwiese,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Schönwiese
zur evgl. Kirchengemeinde Rohdau/Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Niklaskirchen
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- u. Standesamtsbez. Stangenberg

Bürgermeister war 1945 Landwirt Hoffmann,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Regner, Stangenberg.

*Baumgarth* (Bovmgarte - Bomgarte)

wurde als deutsches Bauerndorf von dem Komtur von Christburg Sieghard von Schwarzburg (1301—1311) ausgegeben. Die Handfeste wurde von Luther von Braunschweig, Komtur zu Christburg (1314—1328), erneuert. Baumgarth liegt an der Sorge, die von hier ab bereits zur Ordenszeit schiffbar war. Die Einwohner hatten in der Sorge freie Fischerei, durften aber keine Wehre anlegen; sie durften auch ihr Getreide über den Drausen(see) führen, aber keinen Fremden „um Lohn" mitführen.

Die Kirche wird bereits in der Handfeste von 1354 erwähnt. Sie wurde im zweiten Schweden-Krieg zerstört und brannte am 20. Dezember 1794 ab, nur die Mauern blieben stehen. Wiederhergestellt wurden nur die Dächer über dem Kirchenschiff und der Vorhalle.

1607 bestand auch eine Schule, die 1669 baufällig und auch ohne Lehrer war.

Die Gemeinde Baumgarth hatte am 10. 10. 1943 1103 Einwohner, umfaßte 1696,44 ha, bildete einen Eigenschulverband mit zwei konf. Schulen,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Christburg
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- u. Standesamtsbez. Baumgarth

Bürgermeister war 1945 Landwirt Georg Guth,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Georg Guth, Baumgarth.

*Blonaken* (Blondelauken - Blundelauken)

Durch Handfeste vom 12. März 1306 verlieh Landmeister Konrad Sack einem freien Preußen Blonaken als Gut zu kulmischem Rechte. Nach der Handfeste von 1318 erhöhte sich die Hufenzahl auf 16. Blonaken blieb bis zur Besiedlung im Jahre 1920 selbständiges adliges Gut.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Blonaken in seinen Grenzen bestehen.

Die Gemeinde Blonaken hatte am 10. 10. 1943 160 Einwohner, umfaßte 404,11 ha, bildete mit der Gemeinde Tiefensee einen Gesamtschulverband mit der paritätischen Schule in Tiefensee,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Schönwiese
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Tiefensee
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Sparau

Bürgermeister war 1945 Robert Klann,

Amtsvorsteher war 1945 Landw. Hermann Nitschke, Altendorf.

*Bönhof* (Benhoff - Bynhoff)

Zur Verwaltung des großen Waldgebiets zwischen Marienburg und Marienwerder hatte der Orden bereits im 14. Jahrhundert ein Vorwerk in Bönhof eingerichtet. Hier saß seit 1376 ein Ritterbruder mit der Amtsbezeichnung „Waldmeister", der dem Großkomtur von Marienburg unmittelbar unterstellt war. Neben dem Roßgarten waren 17 Hufen und 11 Morgen Heuschlag vorhanden. Das Haus hatte seine Bedeutung auch als Stützpunkt einer Straße, die von Stuhm mittels der bei Bönhof gelegenen Fähre über die Weichsel führte, und auch als Stapelplatz für Getreide des Ordens, der Stadt Stuhm und des Schulzen von Pestlin. Zu Beginn der polnischen Herrschaft muß der Hof als solcher eingegangen und allmählich ein Bauerndorf entstanden sein. Im Jahre 1442 wird schon eine Kapelle mit vollständigem Inventar erwähnt.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde die Gemeinde Bönhof mit der Gemeinde Schulzenweide und den Forstkolonien Karlsthal, Bliefnitz und Traalau des forstfiskalischen Gutsbezirks Oberförsterei Rehhof zur Gemeinde Bönhof vereinigt.

Die Gemeinde *Schulzenweide* wurde 1380 als Dienstland der Freischulzen im Amte Stuhm ausgegeben. Es waren zunächst 18 dann 16 Schulzen, die diese Weide als Dienstland — nach Maßgabe der jährlich neu verteilten Lose (jedes Dorf erhielt vier „Löser") — frei nutzen durften; sogenannte Wechselweiden oder -wiesen. 1789 befanden sich auf diesem Dienstland 5 Feuerstellen, 1910 umfaßte die Gemeindeschulzenweide 148,8 ha und zählte 39 Einwohner.

Die Vereinigung mit den Forstkolonien brachte eine Erweiterung des Gebietsumfangs um rd. 1170 ha und gab damit der Gemeinde Bönhof eine solide Finanzgrundlage.

Die Gemeinde Bönhof hatte am 10. 10. 1943 717 Einwohner, umfaßte 1486, 25 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule in Bönhof,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Bönhof
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Bönhof
zur Eisenbahnstation Rehhof
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Schardau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Gustav Kroos,

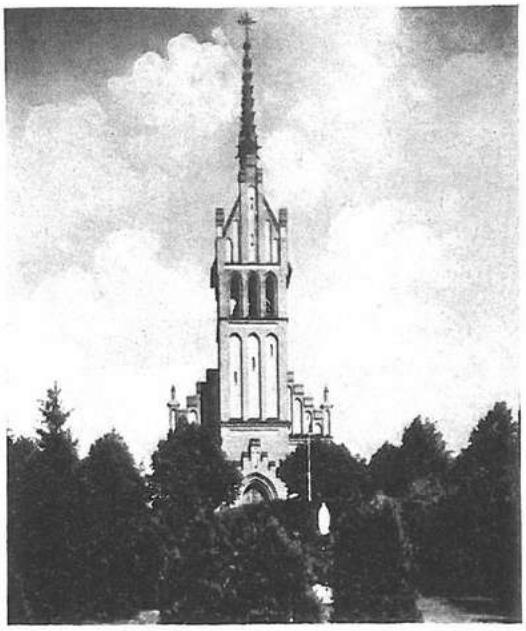
Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Hermann Bächer, Rudnerweide.

*Braunswalde* (Braunswalt - Brunswald - Braunswaldt)

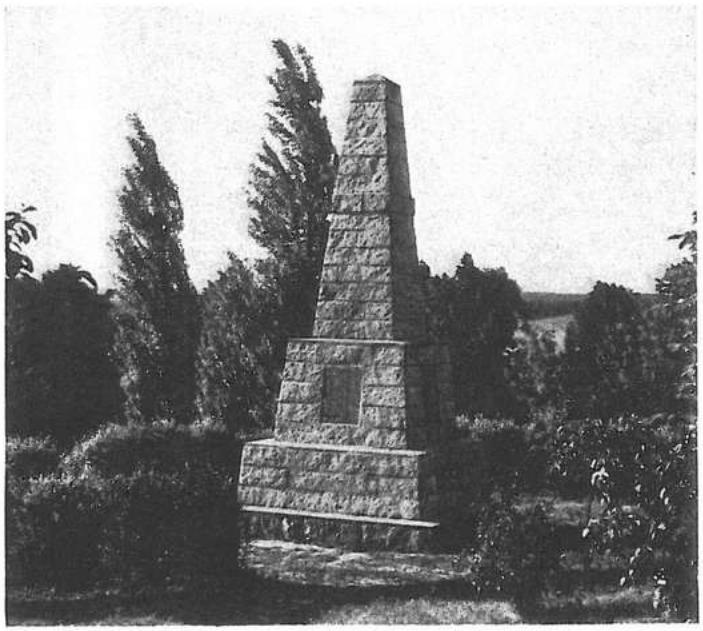
In der Handfeste für Konradswalde vom 18. Dez. 1284 wird bereits der Schulze Gerhard von Braunswalde als Zeuge genannt. Das Dorf hatte 43 Hufen, 1565 — 53 Hufen, darunter 6 Schulzenhufen und 4 Pfarrhufen.

Die kath. Pfarrkirche wurde 1626 durch die Schweden zerstört und die Pfarrei 1681 der Stuhmer Pfarrei einverleibt. Nach der Inflation wurde eine neue Filialkirche gebaut.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde der Gutsbezirk *Wengern* mit der Gemeinde Braunswalde ver-



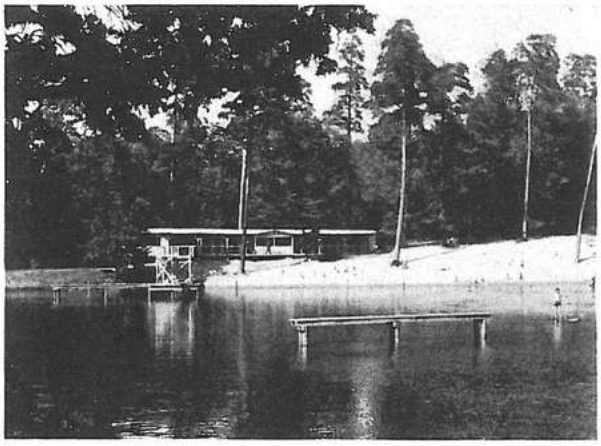
Katholische Kirche in Rehhof



Das Kriegerdenkmal in Rehhof



Rehhof, Teilansicht mit evangelischer Kirche



Badeanstalt im „Paradies“



Im Rehhöfer Forst



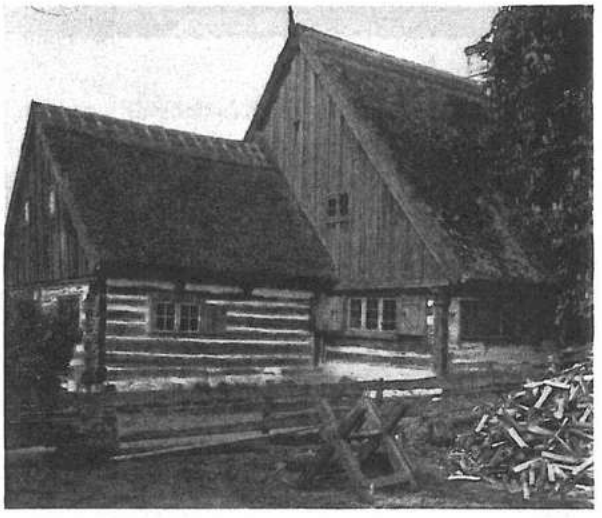
Gesamtansicht von Rehhof 1938



An der Heidemühler Bache bei Rehhof



Die Heidemühler Bache bei Rehhof



Bauernhof in Montauerweide



Bauernhof in Montauerweide



Vorlaubenhaus in Altmark



Bauernhof in Bönhof

einigt. Das Gut Wengern (Wenger - Wänger - Wengier) wird erstmals 1551 genannt. 1772 waren 14 Hufen festgestellt. Durch Ankauf war Wengern Staats-Domäne geworden.

In Braunswalde bestand eine Genossenschafts-Brennerei.

Die Gemeinde Braunswalde hatte am 10. 10. 1943 1122 Einwohner, umfaßte 1619,17 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule in Braunswalde,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Stuhm
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Braunswalde
zur Eisenbahnstation Braunswalde
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Konradswalde

Bürgermeister war 1945 Landwirt Adolf Schuh,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Bruno Ewert, Grünhagen.

*Bruch* (Bruk)

war adliges Gut und wird bereits 1409 Bruch genannt. Es blieb auch als solches bestehen. Die Gemeinde Bruch ist erst bei der Auflösung der Gutsbezirke 1928 durch Zusammenlegung der Gemeinden Bruch'sche Niederung und Christbergen (Czewskawolla) mit den Gutsbezirken Adlig Bruch, Petershof und Sandhuben gebildet worden.

*Bruch'sche Niederung* wurde 1677 als Dorf ausgegeben.

*Petershof* wurde 1716 zu kulmischem Recht verliehen.

*Sandhuben* (Zantuga - Sandhuffen) wird bereits 1645 genannt.

*Czewskawolla* wird um 1703 genannt, die genaue Begründung steht nicht fest. Die Bewohner waren Consensbesitzer nach kulmischem Rechte.

Die Gemeinde Bruch hatte am 10. 10. 1943 361 Einwohner, umfaßte 822,91 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule in Bruch,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Posilge
zur evgl. Kirchengemeinde Lichtfelde
zur Postbestellungsanstalt Posilge
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- und Standesamtsbezirk Bruch

Bürgermeister war 1945 Landwirt Heinrich Neufeldt,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Heinrich Neufelt, Bruch-Petershof.

*Budisch* (Prisdamus - Pirdeme - Pirdomus)

Der Landmeister Mangold von Sternberg verlieh zwischen 1280 und 1283 dem Preußen Lomothe das Feld Prisdamus. 1336 verlieh der Hochmeister Dietrich Burggraf von Altenburg den Preußen Budisch und Wagil das Feld Prisdamus, das schon ihr Großvater besessen hatte. Das Gut ist später durch Ankauf vergrößert worden und dadurch wohl Dorf geworden.

Die Familie Budisch gab dem Gute Prisdamus den endgültigen Namen Budisch.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb die Gemeinde Budisch in ihren Grenzen unverändert bestehen.

Die Gemeinde Budisch hatte am 10. 10. 1943 167 Einwohner, umfaßte 362,88 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule in Budisch,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Posilge
zur evgl. Kirchengemeinde Lichtfelde
zur Postbestellungsanstalt Posilge
zur Eisenbahnstation Altfelde
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Lichtfelde

Bürgermeister war 1945 Landwirt Willy Entz, Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Steltner, Lichtfelde.

*Deutsch Damerau* (Damerau - Damerow)

ist von den Ordensrittern wohl im 14. Jahrhundert als preußisches Dorf gegründet worden. Die älteste Handfeste ist jedoch verlorengegangen und wurde erst am 12. Oktober 1641 durch das große Privilegium des Starosten von Stuhm Siegesmund I Güldenstern ersetzt, gleichzeitig auch für die anderen Gemeinden, deren Handfesten verlorengegangen waren. Die Pfarrkirche, für die auch ältere Urkunden fehlen, stürzte während des 2. Schwedenkrieges (1656—1660) ein und wurde etwas kleiner in Fachwerk wiederaufgebaut. Die von Dt. Damerau mitverwaltete Filialkirche in Kiesling war 1808 nicht mehr vorhanden.

Nach seiner Lage und Beschaffenheit wird der Dt. Damerauer See als künstliche Anlage angesehen, die ursprünglich als Mühlenteich für eine Mühle diente, deren Fundamentsteine beim Umbau der Damerauer Seeschleuse im Jahre 1856 ausgegraben wurden.

Bei der Aufteilung der Gutsbezirke 1928 wurde die Gemeinde Dt. Damerau mit dem Gutsbezirk Birkenfelde vereinigt. Das „Gut auf dem Berge" erscheint unter diesem Namen kurz vor 1400 und war durch Handfeste zu preußischem Rechte vergeben.

Die Gemeinde Dt. Damerau hatte am 10. 10. 1943 658 Einwohner, umfaßte 751, 17 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule in Dt. Damerau,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Dt. Damerau
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf

zur Postbestellungsanstalt Dt. Damerau
zur Eisenbahnstation Dt. Damerau
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Dt. Damerau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Paul Lehrbaß,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Neuendorf, Dt. Damerau.

*Dietrichsdorf* (Straszewo - Stressewite - Dittherisdorff)

1236 als Lehnsgut verliehen (Cod. d. Pr. I 46), später Zinsdorf mit 60 Hufen ausgegeben, darunter 6 Schulzen- und 4 Pfarrhufen. 1772 wurde die Starostei in ein Königlich-Preußisches Domänenamt umgewandelt, das jedoch schon 1780 aufgelöst wurde. Danach wurde Dietrichsdorf mit Stuhm vereinigt.

Über die Gründung der kath. Pfarrkirche ist nichts bekannt, es dürfte sich jedoch um eine mittelalterliche Stiftung handeln (1565). Die Kirche wird 1647 als Fachwerkbau beschrieben. Mit dem Neubau eines Glockenturmes im Jahre 1819 wurden auch Instandsetzungsarbeiten durchgeführt.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke blieb Dietrichsdorf unverändert in seinen Grenzen bestehen.

Die Gemeinde Dietrichsdorf hatte am 10. 10. 1943 697 Einwohner, umfaßte 924,22 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Dietrichsdorf
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Dietrichsdorf
zur Eisenbahnstation Rehhof
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Dietrichsdorf

Bürgermeister war 1945 Landwirt Josef Ölscher,

Amtsvorsteher war 1945 Kaufmann Theodor Senkbeil, Honigfelde.

*Georgensdorf* (Jorgisdorff - Jorgensdorff)

Nach der Urkunde vom 11. Juni 1299 war Georgensdorf ein Bauerndorf zu kulmischem Rechte. Das Dorf hatte 31 Hufen, auf denen 8 Bauern saßen. Das ursprüngliche Privilegium war im ersten Schwedenkrieg verlorengegangen. Das kulmische Recht wurde jedoch durch General-Privilegium vom 12. 10. 1641 des Starosten Siegesmund I Güldenstern von Stuhm bestätigt.

Von Altmark ab erhält der aus dem Sorgensee kommende Bach den Namen „Mühlengraben" und ist von hier ab künstlich angelegt. Bei Georgensdorf lag das berühmte „Gewölbe", durch das die Bache unter dem aufgetragenen Damm des Mühlengrabens floß. Das Gewölbe ist ca. 56 m lang und 4 m hoch. Dieses Bauwerk soll im Jahre 1408 errichtet worden sein.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb die Gemeinde Georgensdorf in ihren Grenzen unverändert bestehen.

Georgensdorf hatte am 10. 10. 1943 357 Einwohner, umfaßte 608,70 ha, bildete mit der Gemeinde Laabe einen Gesamtschulverband mit je einer konf. Schule in Georgensdorf und Laabe,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Kalwe
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf
zur Postbestellungsanstalt Laabe
zur Eisenbahnstation Schroop
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Dt. Damerau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Johannes Claaßen,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Neuendorf, Dt. Damerau.

*Groß-Brodsende*
*Klein-Brodsende* (1659 Brodzende - 1669 Brutzendy)

1639 werden Groß- und Klein-Brodsende als zwei Gemeinden erwähnt. 1645 erhalten die Einwohner die Erneuerung ihres Contrakts auf weitere 30 Jahre. Der Besitzstand war zu damaliger Zeit sehr eigentümlich, da jeder für sich allein ohne Gemenge nach „Art der Holländer" seinen Hof besaß. Bis in das 18. Jahrhundert hinein wurden häufig größere Wasserschäden festgestellt. Als schützende Anstalten waren auch zwei Wassermühlen errichtet.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieben sowohl Groß-Brodsende als auch Klein-Brodsende in ihren bisherigen Grenzen bestehen.

| Am 10. 10. 1943 hatten | Einwohner | umfaßten |
|---|---|---|
| die Gemeinde Groß-Brodsende | 237 | 348,99 ha |
| die Gemeinde Klein-Brodsende | 96 | 158,22 ha |

beide Gemeinden bildeten einen Gesamtschulverband mit einer konfessionellen Schule in der Gemeinde Groß-Brodsende,

gehörten zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg

Groß-Brodsende zur evgl. Kirchengemeinde Blumenau

Klein-Brodsende zur evgl. Kirchengemeinde Lichtfelde

zur Postbestellungsanstalt Alt Dollstädt
zur Eisenbahnstation Alt Dollstädt
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Baumgarth

Bürgermeister waren 1945 in Groß-Brodsende Landwirt Johannes George, in Klein-Brodsende Landwirt Johannes Bergen, Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Georg Guth, Baumgarth.

*Großwaplitz* (Wapils - Wapels - Waplitz - Großwaplitz)

Der Landmeister Konrad Sack verlieh zwischen 1302 und 1306 an den getreuen Preußen Tessim das Feld Raszynen, jetzt Großwaplitz (neueste Schreibweise).

1323 erneuerte der Landmeister Friedrich von Wildenberg die Handfeste zu kulmischem Rechte für Wapil und seine Brüder. Die Besitzvereinigung von Waplitz hat im Laufe der Jahrhunderte mehrfach gewechselt. Durch Heirat kamen die Waplitzer Güter 1780 in den Besitz der Familie Graf von Sierakowski.

Im Jahre 1908 waren Groß- und Kleinwaplitz, Ellerbruch, Reichandres, Schönwiese und Tillendorf zu einem 3040 ha großen Gutsbezirk vereinigt. Das in einem großen Park gelegene Schloß ist Ende des 17. Jahrhunderts und die Privatkapelle der Gutsherrschaft 1873 erbaut. Bemerkenswert für 1873 ist die Bauweise in Kiesbeton, wozu der Waplitzer Diluvialkies verwendet wurde.

Die Gemeinde Großwaplitz ist erst 1928 bei der Auflösung der Gutsbezirke durch die Zusammenlegung des Gutsbezirks Großwaplitz mit den Kolonien Klein Waplitz, Ellerbruch und Tillendorf zur Gemeinde Großwaplitz gebildet worden. Die Kolonie Reichandres wurde mit der Gemeinde Morainen vereinigt und die Kolonie Schönwiese mit dem Gutsbezirk Mienthen zur Gemeinde Schönwiese zusammengelegt.

Die Gemeinde Großwaplitz hatte am 10. 10. 1943 642 Einwohner, umfaßte 2036,06 ha, bildete mit der Gemeinde Ramten einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule im Ortsteil Großwaplitz,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Altmark
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Großwaplitz
zur Eisenbahnstation Großwaplitz
zum Amts- und Standesamtsbezirk Waplitz

Bürgermeister war 1945 Richard Schimm, Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Friedrich Felske, Altmark.

*Grünhagen* (Grunehayn - Grunau - Grünhagen)

Das Bauerndorf Grünhagen ist mit 29 Hufen zu kulmischem Rechte vermutlich in den 80er Jahren des 13. Jh. gegründet worden. Das ursprüngliche Privilegium ist während des ersten Schwedenkrieges verlorengegangen. Das kulmische Recht wurde durch das Generalprivileg des Starosten in Stuhm vom 12. Oktober 1641 bestätigt. 1565 hatte Grünhagen 33 Hufen, darunter 5 Schulzenhufen und 28 zinspflichtige Hufen, auf denen 13 Bauern saßen. An dem Mühlengraben lag im Ortsbereich der Gemeinde Grünhagen die sogenannte Landmühle (Jasse nach dem letzten Eigentümer), die mit der im Ortsbereich von Marienburg liegenden sog. Bäckermühle seinerzeit unmittelbar vom Mühlmeister des Ordenskonvents Marienburg verwaltet wurde noch bis 1945 verwaltungsmäßig zur Stadt Marienburg gehörte. Die Landmühle (Jasse) Grünhagen bildete daher eine Marienburger Enklave im Stuhmer Kreisgebiet.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke 1928 blieb die Gemeinde Grünhagen in ihren alten Grenzen ohne Änderung bestehen.

Die Gemeinde Grünhagen hatte am 10. 10. 1943 285 Einwohner, umfaßte 645,79 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Dt. Damerau
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf
zur Postbestellungsanstalt Braunswalde
zur Eisenbahnstation Braunswalde
zum Amts- und Standesamtsbezirk Konradswalde

Bürgermeister war 1945 Landwirt Erich Wiens,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Bruno Ewert, Grünhagen.

*Güldenfelde* (1650 Güldenfeldt - 1764 Guldenfeld)

Den Handfesten der benachbarten Dörfer Lichtfelde und Posilge ist zu entnehmen, daß der Orden damals das Gelände bis zur Höhschen Thiene nicht vergeben hat, sondern als Weide- und Wiesenland sich vorbehalten hat. Durch Kauf- und Mietkontrakt vom 13. Juni 1650 zwischen dem Hauptmann von Stuhm Sigismund Güldenstern und seiner Ehefrau Anna, geb. von Zehmen einerseits und 18 Holländern andererseits wurde Güldenfelde mit 23 Hufen und 4 Morgen in der Niederung gegründet. Der Pachtvertrag lautete auf 30 Jahre, vom 1. Mai 1651 bis 1. Mai 1681. Ein Stück Land am Wege zur Schanze erhielten sie frei und ein Stück Sandland ohne Vermessung.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke blieb Güldenfelde wegen seiner abgeschlossenen Lage in seinen Grenzen unverändert. Die Gemeinde Güldenfelde hatte am 10. 10. 1943 164 Einwohner, umfaßte 398,89 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Marienburg
zur kath. Kirchengemeinde Lichtfelde
zur evgl. Kirchengemeinde Lichtfelde
zur Postbestellungsanstalt Thiergarth/Marienburg
zur Eisenbahnstation Stalle/Kleinbahn
zum Amts- und Standesamtsbezirk Lichtfelde

Bürgermeister war 1945 Landwirt Johann Harms,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Steltner, Lichtfelde.

*Heinrode*

ist erst bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 durch die Zusammenlegung der Gutsbezirke
Heinrode (Mleczewo)
*Kleezen* (Kleczewo)
und *Kontken* (Kundtken - Kantken)
zu einer Gemeinde gebildet worden. Heinrode ist im 15. Jahrhundert, und Kleezen und Kontken sind schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts als adlige Güter entstanden.

Die Gemeinde Heinrode hatte am 10. 10. 1943 309 Einwohner, umfaßte 807,66 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule im Ortsteil Heinrode,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Kalwe
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Heinrode
zur Eisenbahnstation Heinrode
zum Amts- und Standesamtsbezirk Kalsen

Bürgermeister war 1945 Lehrer Albin Born,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Heinrich Riediger, Kalsen.

*Hohendorf* (Hogendorf)

wurde erst im Jahre 1928 bei der Auflösung der Gutsbezirke durch Zusammenlegung der Gemeinde Hospitalsdorf mit den Gutsbezirken Hohendorf, Gurken und Teilen von Groß Ramsen zu einer Gemeinde neugeschaffen.

*Hospitalsdorf* (Bertensdorf - Bartelsdorf) wird zuerst 1402 als preußisches Gut genannt. 1485 werden dem Heiliggeisthospital in Stuhm 6 Hufen (Hospitalsdorf) geschenkt. 1789 wird Hospitalsdorf als Hospitalsgut der Stadt Stuhm bezeichnet.

Das Gut Hohendorf wird zuerst in dem Privilegium für Pestlin 1295 genannt. 1440 wird Hohendorf mit 18 Hufen zu Magdeburgischem Recht gegeben.

*Berghausen, Gurken* (Gut auf dem Berge) wird 1442 genannt und war durch Handfeste zu preußischem Recht vergeben.

*Groß Ramsen* wird auch bereits 1295 neben Klein Ramsen genannt.

Die Gemeinde Hohendorf hatte am 10. 10. 1943 380 Einwohner, umfaßte 1104,08 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule im Ortsteil Hohendorf,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Stuhm
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Stuhm
zur Eisenbahnstation Stuhm
zum Amts- und Standesamtsbezirk Wargels

Bürgermeister war 1945 Lehrer Oskar Kolbach,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Arthur Kerber, Wargels.

*Honigfelde* (Honigfeld - Honigfelt - Honigvelt)

Im Jahre 1242 verleiht der Landmeister Heinrich von Wyda dem Dietrich von Tiefenau außer anderen Feldern auch Honigfelde als Bauerndorf zu kulmischem Rechte. Eine dort vorhanden gewesen Kirche der Ordenszeit wird 1647 nicht mehr genannt, sie muß also schon in den Kriegen des 16. Jahrhunderts eingegangen sein; dafür war dort eine Kapelle eingerichtet worden. Am Ostende der Dorfstraße lag der „Weiße See", so genannt wegen der weißen Sandufer und des klaren Wassers. Nicht weit vom weißen See entfernt lag das „Schwarze Moor", ca. 210 Morgen groß, in dem auch Torf gestochen wurde. Um den „Weißen See" spann sich die bekannte Sage vom Schimmel.

Bis 1870 wurden auf einer lehmigen Anhöhe (Kalkowno) Kalksteine gebrochen, die in einem Kalkofen in der Mitte des Dorfes gebrannt wurden.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Honigfelde in seinen Grenzen unverändert.

Die Gemeinde Honigfelde hatte am 10. 10. 1943 780 Einwohner, umfaßte 1097,36 ha, bildete einen Eigenschulverband mit 2 konf. Schulen,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Dietrichsdorf
zur evgl. Kirchengemeinde Groß Rohdau / Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Honigfelde
zur Eisenbahnstation Rachelshof
zum Amts- und Standesamtsbezirk Dietrichsdorf

Bürgermeister und Amtsvorsteher war 1945 Kaufmann Theodor Senkbeil, Honigfelde.

*Iggeln* (Egil - Egeln - Igly)

Durch Handfeste vom 26. Juli 1280 verschreibt der Landmeister Konrad von Feuchtwangen dem Preußen Sambango die Felder Luppin und Egil, die jedoch getrennt lagen. Durch Verkäufe und Erbteilungen ist aus dem ehemaligen Gut ein Bauerndorf geworden.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Iggeln in seinen Grenzen unverändert als Gemeinde bestehen.

Die Gemeinde Iggeln hatte am 10. 10. 1943 81 Einwohner, umfaßte 163,49 ha, bildete mit den Gemeinden Kalwe und Neunhuben den Gesamtschulverband Kalwe mit einer konf. Schule in Kalwe,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm

zur kath. Kirchengemeinde Kalwe
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Troop
zur Eisenbahnstation Troop-Iggeln
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Grünfelde

Bürgermeister war 1945 Landwirt August Gabriel,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Gustav Teschendorf, Schroop.

*Jordansdorf* (Jordanis - Jordansdorff - Jordanki - Jordanken)

wurde 1303 als Gut wahrscheinlich eines Preußen ausgegeben. 1386 wird bereits ein deutsches Dorf genannt. Ehemals hat hier eine kath. Kirche gestanden, über deren Verbleib nichts bekannt ist.

Die Gemeinde Jordansdorf blieb bei der Aufteilung der Gutsbezirke 1928 unverändert bestehen.

Die Gemeinde Jordansdorf hatte am 10. 10. 1943 256 Einwohner, umfaßte 569,73 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Kalwe
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf
zur Postbestellungsanstalt Schroop
zur Eisenbahnstation Schroop
zum Amts- u. Standesamtsbezirk Grünfelde

Bürgermeister war 1945 Landwirt Albert Krüger,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Gustav Teschendorf, Schroop.

*Kalsen* (Kalazam - Kalszan - Kollosomp)

Das spätere Kalsen (Kollosomp) wird erstmals um 1400 genannt. Damals bestanden das Gut mit 2 Hufen und das preußische Bauerndorf mit 44½ großen Haken, 1565 waren es 21½ Hufen, darunter 1½ Schulzenhufen und 20 Zinshufen.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde Kalsen mit dem Gutsbezirk Cyguß zu einer Gemeinde vereinigt. Cyguß war ursprünglich Bauerndorf zu kulmischem Rechte, ist dann später durch Änderung der Besitzverhältnisse adliges Gut geworden.

Die Gemeinde Kalsen hatte am 10. 10. 1943 340 Einwohner, umfaßte 859,25 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule im Ortsteil Kalsen,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde Groß Rohdau / Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Niklaskirchen
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- und Standesamtsbezirk Kalsen

Bürgermeister war 1945 Landwirt Heinrich Riediger,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Heinrich Riediger, Kalsen.

*Kalwe* (Kalba - Calba - Kalbe)

Der 1259 erwähnte Ort wird erst durch die Handfeste vom 17. Januar 1297 als Dorf zu kulmischem Rechte gegründet und zwar von dem Herrn des Dorfes Konrad von Mückenberg (Muckienberg), dessen Urkunde zur Bekräftigung noch das Siegel des Komturs von Marienburg, Heinrich von Wilnowe, hinzugefügt wurde. Dem Dorfe wurden 40 Hufen angewiesen, von denen 4 der Kirche im Dorfe und 5 dem Schulzen gehören sollten.

Die ebenfalls bereits früher erwähnte Pfarrkirche wurde auch erst 1297 dotiert. 1402 wurde die Kirche neuerbaut und 1411 geplündert. Die letzte Kirche wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts erbaut, die Wetterfahne zeigt die Zahl 1695. Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Kalwe in seinen Grenzen unverändert bestehen.

Die Gemeinde Kalwe hatte am 10. 10. 1943 515 Einwohner, umfaßte 672,23 ha, bildete mit den Gemeinden Iggeln und Neunhuben einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule im Ortsteil Kalwe,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Kalwe
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Altmark
zur Eisenbahnstation Schroop
zum Amts- und Standesamtsbezirk Altmark

Bürgermeister war 1945 Landwirt Karl Bartsch,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Friedrich Felske, Altmark.

*Kammerau* (Komerau - Kumerau - Kommerau)

wird zuerst 1249 erwähnt, war später Besitz des Achatz I von Zehmen und gehörte zu Buchwalde (jetzt Trankwitz). Es ist nicht bekannt, ob es bereits damals besiedelt war oder als Weide bzw. Wiese genutzt wurde. 1773 wird angegeben, daß das Dorf alle 3 Jahre „im Wasser sitzt", obwohl ein Damm um dasselbe herumgeht.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wird Kammerau mit der Gemeinde Adlig Neudorf zur Gemeinde Kammerau vereinigt.

Am 1. Mai 1646 gab Friedrich Gablenitz den in *Adlig Neudorf* angesiedelten Holländern 7 Hufen und 5¾ Morgen. Den Holländern wurde Religions- und Steuerfreiheit zugesagt, sie sollten auch von Einquartierung freibleiben.

Die Gemeinde Kammerau hatte am 10. 10. 1943 40 Einwohner, umfaßte 258,63 ha, bildete mit der

Gemeinde Trankwitz einen Gesamtschulverband mit je einer konf. Schule in den Ortsteilen Trankwitz und Buchwalde,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Posilge
zur evgl. Kirchengemeinde Stalle/Marienbg.
zur Postbestellungsanstalt Posilge
zur Eisenbahnstation Schroop
zum Amts- und Standesamtsbezirk Troop

Bürgermeister war 1945 Landwirt Johann Klottka, Amtsvorsteher war 1945 Landwirt August Hartel, Buchwalde.

*Kiesling* (Keszeling - Koeszling)

war schon vor 1350 von den Ordensrittern nach kulmischem Recht mit 41 Hufen weniger 4 Morgen ausgegeben. Nach Gründung der Stadt Stuhm (1416) wurden 15 Hufen an diese abgegeben, so daß noch 26 Hufen weniger 4 Morgen Zinshufen blieben. 1565 hatte das Dorf wieder 42 Hufen, darunter 6 Schulzenhufen und 32 Zinshufen, auf denen 13 Bauern saßen. Die von Deutsch Damerau mitverwaltete noch 1700 erwähnte Pfarrkirche war 1808 nicht mehr vorhanden.

Von der mit der Auflösung der Gutsbezirke verbundenen kommunalrechtlichen Regelung wurde die Gemeinde Kiesling nicht betroffen.

Die Gemeinde Kiesling hatte am 10. 10. 1943 351 Einwohner, umfaßte 909,30 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Dt. Damerau
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Dt. Damerau
zur Eisenbahnstation Dt. Damerau
zum Amts- und Standesamtsbezirk Dt. Damerau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Friedrich Müller,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Neuendorf, Dt. Damerau.

*Klein Brodsende* s. Groß Brodsende

*Konradswalde* (1284 Cunradeswalde - Conratswalde - Conradswalde),

erhielt am 18. Dezember 1284 von dem Komtur Heinrich von Wilnowe die Handfeste und war damit wohl das älteste deutsche Bauerndorf im Gebiet des Kreises Stuhm. Der erste Schultheiß hieß Conrad. Die um 1418 erbaute Mühle lag an einem ziemlich großen Mühlenteich. Eine Mühle war hier noch 1945 im Betrieb. Der Abfluß des Mühlenteiches speiste den Deutsch-Damerauer See und damit auch den Mühlengraben.

Die Einwohner hatten infolge der großen Sümpfe besondere Privilegien zur Holz-, Wasser- und Weidenutzung. Die früher hier bestehende und mit 4 Hufen dotierte Pfarrkirche bestand noch 1626. Die Schweden zerstörten sie jedoch noch in diesem Jahre und plünderten sie völlig aus. Die Pfarre war dadurch so heruntergekommen, daß sie 1631 der Stuhmer einverleibt wurde, die Trümmer wurden erst 1802 endgültig abgebrochen.

1565 waren 43 Zinshufen, auf denen 19 Bauern saßen, sowie 6 Schulzenhufen und 4 Pfarrhufen vorhanden.

Zur Gemeinde Konradswalde gehörte auch der weit über die Grenzen des Kreises Stuhm hinaus bekannte Luftkurort *Neu-Hakenberg*, ein besonders von vielen Stuhmer und Marienburger Familien gern besuchter Ausflugsort. Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Konradswalde in seinen Grenzen unverändert.

Die Gemeinde Konradswalde hatte am 10. 10. 1943 682 Einwohner, umfaßte 1064,03 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Stuhm
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Braunswalde
zur Eisenbahnstation Neu-Hakenberg
zum Amts- und Standesamtsbezirk Konradswalde

Bürgermeister war 1945 Mühlenbesitzer Alfred Stockhaus, Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Bruno Ewert, Grünhagen.

*Laabe* (Labun - Laban - Laabe)

war als Zinsdorf zu kulmischem Rechte ausgegeben und hatte 18 Hufen. 1565 werden 19 Hufen festgestellt, darunter 1 Schulzenhufe und 18 Zinshufen, auf denen 5 Bauern saßen. Das ursprüngliche Privilegium des Dorfes war in den Schwedenkriegen verlorengegangen. Durch das sogenannte General-Privilegium vom 12. Oktober 1641 wurde die Ausgabe zu kulmischem Rechte bestätigt. 1779 war Laabe königliches Dorf mit zwei Freischulzengütern und einer Windmühle. Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde die Gemeinde Laabe mit dem Gutsbezirk *Gintro* zu einer Landgemeinde vereinigt.

Gintro (Gunter - Guntiv - 1610 Gintro) ist als freies Gut zu kulmischem Rechte ausgegeben und wird 1401 erwähnt. Der frühere Name Gunter ist wahrscheinlich aus dem preuß. Gunten durch Angleichung entstanden.

Die Gemeinde Laabe hatte am 10. 10. 1943 241 Einwohner, umfaßte 574,32 ha, bildete mit der Gemeinde Georgensdorf einen Gesamtschulverband mit je einer konf. Schule in Georgensdorf und Laabe,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Kalwe
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf
zur Postbestellungsanstalt Laabe
zur Eisenbahnstation Schroop
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Deutsch Damerau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Max Schilling,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Neuendorf, Deutsch Damerau.

*Laase* (Lase - Laze - Lasin - Laase),

war ein Wirtschaftshof des Vogts von Stuhm, der von einem Hofmann verwaltet wurde. Er wird in dem Marienburger Ämterbuch schon 1394 als solcher genannt. Noch 1565 war Laase ein Starostenvorwerk von Stuhm. 1677 wurde eine Verschreibung für das Dorf Laase für das Schulzenamt aufgestellt, wonach der „Älteste" des Dorfes ernannt und ihm für die Einsammlung der Abgaben eine halbe Freihufe verliehen wurde.

Das Dorf Laase blieb bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 in seinen Grenzen unverändert.

Die Gemeinde Laase hatte am 10. 10. 1943 134 Einwohner, umfaßte 325,11 ha, bildete mit den Gemeinden Losendorf und Mahlau einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule in Losendorf,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Dt. Damerau
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf
zur Postbestellungsanstalt Schroop
zur Eisenbahnstation Schroop
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Deutsch Damerau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Hugo Friesen,

Amtsvorsteher war 1945 Otto Neuendorf, Deutsch Damerau.

*Lichtfelde* (Lichtenveld - Lichtenfelden - Lichtfelde)

ist als deutsches Bauerndorf von dem Komtur von Christburg Helwig von Goldbach (1288–1289) ausgegeben worden. Die Handfeste erhielt es erst am 13. Juni 1354 von Konrad von Bruningsheim, Oberster Trappier und Komtur zu Christburg. Es wurde zu kulmischem Recht angesetzt und erhielt 123 Hufen, Pfarrer und Schulze werden wie üblich mit freien Hufen bedacht. Um 1525 gelangte das wahrscheinlich durch die Kriege des 14. Jahrhunderts verwüstete Bauerndorf in den Besitz von Achatius von Zehmen und wurde in ein Rittergut umgewandelt. Zwischen 1820 und 1840 wurde Lichtfelde durch Abtrennung von 10 bäuerlichen Besitzungen und durch die Ausgabe von Anteilen in Erbpacht wieder eine Landgemeinde.

Die kath. Pfarrkirche, die schon durch Helwig von Goldbach (s. o.) dotiert war, wurde 1413 geplündert und gelangte 1585 in den Besitz der evangelischen Gemeinde. Im Zweiten Schwedenkriege (1656—1660) ist die Kirche ganz abgebrannt. 1668 wurde das Gebäude durch Gerichtsurteil der katholischen Gemeinde wieder zugesprochen und aufgebaut.

Die evangelische Kirche wurde 1669 erbaut, 1704 wieder abgebrochen und durch einen am 11. September 1704 geweihten Neubau ersetzt. Aber auch diese Kirche wurde 1792 abgebrochen und der Neubau am 22. 9. 1793 eingeweiht.

Auch in Lichtfelde (s. Altmark und Losendorf) stand noch ein altes Vorlaubenhaus.

Auf der „Waldberg" genannten Kuppe des Höhenzuges südlich von Lichtfelde, der nach der Handfeste als „gemeyner Wald" zum Dorfe gehörte, war bei der Rohdung des Waldes eine schon damals mächtige und gutgewachsene Buche stehengeblieben (in 1,00 m Höhe einen Stammumfang von 4,11 m, Durchmesser rd. 1,30 m). Dieser markante Baum, der nach der von Pfarrer Hartwich angebrachten Erinnerungstafel an die Verabschiedung und Begrüßung seiner Söhne (1813/15) die „Hartwichsbuche" genannt wurde, war bis 1915 das Wahrzeichen von Lichtfelde und diente auch den Haffschiffern als Orientierungspunkt.

Nicht weit - 90 m - von der Hartwichsbuche entfernt, wurde 1913 bis 1915 der „Bismarckturm" erbaut und am 1. April 1915 feierlich eingeweiht.

Lichtfelde hatte keinen Bahnanschluß, war aber die Endstation der von Marienburg über Altfelde nach Lichtfelde führenden Kleinbahn, die hauptsächlich zum Transport landw. Erzeugnisse, insbesondere der Zuckerrüben, diente.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Lichtfelde in seinen Grenzen unverändert.

Die Gemeinde Lichtfelde hatte am 10. 10. 1943 793 Einwohner, umfaßte 1659,67 ha, bildete einen Eigenschulverband mit zwei konf. Schulen,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Lichtfelde
zur evgl. Kirchengemeinde Lichtfelde
zur Postbestellungsanstalt Lichtfelde
zur Eisenbahnstation Markushof/Marienburg
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Lichtfelde

Bürgermeister war 1945 Landwirt Artur Krüger,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Steltner.

*Losendorf* (Losendorff - Losindorf)

wurde als preußisches Dorf vor 1409 ausgegeben. Da die älteste Handfeste verlorengegangen ist, wurde das kulmische Recht durch das General-Privilegium

des Starosten von Stuhm Sigesmund I Güldenstern im Jahre 1641 bestätigt. Schon in frühen Zeiten bestand hier eine evangelische Kirche, die jedoch sehr klein war. Die neue evgl. Kirche ist 1876—1878 erbaut und wurde am 10. Mai 1878 eingeweiht.

Zu der Gemeinde Losendorf gehörte der Ortsteil *Rothof*. Der Name Rothof kommt zuerst in einem Posten des Treßlerbuches von 1402 vor. Rothof dürfte ein Teil des früheren Ortes Klein Damerau sein. 1772 wird vermerkt, daß Rothof und das spätere Birkenfelde über 100 Jahre im Besitz der Jesuiten in Marienburg waren.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Losendorf in seinen Grenzen unverändert bestehen.

Die Gemeinde Losendorf hatte am 10. 10. 1943 207 Einwohner, umfaßte 506,52 ha, bildete mit den Gemeinden Laase und Mahlau einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule in Losendorf,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Deutsch Damerau
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf
zur Postbestellungsanstalt Schroop
zur Eisenbahnstation Schroop
zum Amts- und Standesamtsbezirk Deutsch Damerau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Ernst Wenzel, Rothof
Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Neuendorf, Deutsch Damerau.

*Mahlau* (Malin - Malyn - Mallau)

ist als preußisches Bauerndorf ausgegeben. Das Privilegium für Mahlau ist auch in den Schwedenkriegen verlorengegangen, die Verleihung zu kulmischem Recht wurde jedoch durch das General-Privilegium vom 12. Oktober 1641 des Starosten von Stuhm Sigesmund I Güldenstern bestätigt.

1565 waren in Mahlau 13 Hufen festgestellt, darunter eine Schulzen- und 12 Zinshufen, auf denen 3 Bauern saßen.

Für die Gemeinde Mahlau trat bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 keine Änderung ein.

Die Gemeinde Mahlau hatte am 10. 10. 1943 105 Einwohner, umfaßte 284,37 ha, bildete mit den Gemeinden Losendorf und Laase einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule in Losendorf,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Deutsch Damerau
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf
zur Postbestellungsanstalt Marienburg
zur Eisenbahnstation Marienburg
zum Amts- und Standesamtsbezirk Deutsch Damerau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Ernst Andres,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Otto Neuendorf, Deutsch Damerau.

*Menthen* (Pagansten - Poganste - Meynotin - Miemeta)

Menthen wird bereits in der Handfeste von Altstadt (1312) erwähnt. 1437 hatte das preußische Dorf Menthen 38 Haken. Wann der Name Meynotin den Namen Poganste verdrängt hat, ist unbekannt.

Zur Zeit des großen Aufstandes wurden 12 Brüder und 50 Mann bei diesem Dorf von Preußen getötet.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde die Gemeinde Menthen mit dem Gutsbezirk Sparau zu einer Gemeinde vereinigt.

*Sparau* (Sparrow, Sparraw, Sparre) ist als Erbgut zu kulmischem Rechte ausgegeben und hatte 6 Hufen (1353). Durch die Handfeste des Komturs von Christburg Conrad von Brüningsheim von 1353 wird der Besitz von 10 Hufen bestätigt, von denen 6 Hufen zinshaft und die weiteren 4 Hufen frei blieben.

Die Gemeinde Menthen hatte am 10. 10. 1943 318 Einwohner, umfaßte 593,44 ha, bildete mit der Gemeinde Altendorf einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule in Menthen,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Tiefensee
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- und Standesamtsbezirk Sparau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Wilhelm Richert,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Hermann Nitschke, Altendorf.

*Mirahnen* (Merone - Meran - Miran - Myran)

Durch die Handfeste von Luther von Braunschweig im Jahre 1334 wurden die Güter für einen freien Preußen und zwei Wittinge mit 9 Haken zu je 10 Morgen ausgegeben. Die Gründung des späteren Bauerndorfes Mirahnen mit 21½ großen und 11 kleinen Haken ist nicht bekannt. 1772 wird Mirahnen jedoch als adliges Bauerndorf mit 19 Hufen bezeichnet, auf denen 9 Wirte saßen.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde die Gemeinde Mirahnen mit dem Gutsbezirk Michorowo zu einer Gemeinde vereinigt. *Michorowo* (Michaelis, Mikors, Micherau) ist in der Handfeste von Pestlin (1295) schon als Gut genannt, auf dem 1400 zwei freie Preußen saßen. Ab 1789 wird Michorowo als adliges Gut geführt.

Die Gemeinde Mirahnen hatte am 10. 10. 1943 307 Einwohner, umfaßte 599,13 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde Gr. Rohdau/ Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Pestlin
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- und Standesamtsbezirk Wadkeim

Bürgermeister war 1945 Händler Johann Flöth,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Arno Ortmann, Wadkeim/Luisenwalde.

*Montauerweide* (1789 Muntauerweide)

Das Feld Montauerweide wie die ganze Rehhofsche Niederung war zur Ordenszeit mit Ausnahme der Ordenshöfe unbesiedelt und wurde erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts hauptsächlich als Weideland ausgegeben und mit Ansiedlern besetzt. Montauerweide kommt unter dem Namen Muntauerweide erst in den letzten polnischen Zeiten vor.

Montauerweide wurde bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 mit der Gemeinde Groß Schardau und dem Gutsbezirk Adlig Schardau zu einer Gemeinde vereinigt. Groß Schardau (1659 Skaradowo, 1772 Skaradau) wird zuerst 1659 erwähnt.

1758—1778 werden 12 Hufen an 7 Bauern auf 30 Jahre vergeben. Adlig Schardau umfaßte 6 Hufen.

Am 20. Februar 1779 wurde ein Erbpachtkontrakt für das Gut ausgefertigt.

Die Gemeinde Montauerweide hatte am 10. 10. 1943 375 Einwohner, umfaßte 665,75 ha, bildete einen Eigenschulverband, ohne die zum Gesamtschulverband Schadewinkel gehörenden Ortsteile Groß Schardau und Adlig Schardau, mit einer konf. Schule in Montauerweide,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Rehhof
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Schardau
zur Eisenbahnstation Rehhof
zum Amts- und Standesamtsbezirk Schardau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Paul Ewert,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Hermann Bächer, Rudnerweide.

*Morainen* (1323 Miroslauwendorf - 1437 Moreyn)

wird zuerst in Grenzbeschreibungen aus dem Jahre 1303 genannt. In der Ordenszeit ab 1390 war es Sitz des Kammeramts Morain, 1437 preußisches Bauerndorf mit 29 Haken.

Bei der Aufteilung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurden der Gutsbezirk Groß Stanau und die Kolonie Klein Stanau des Gutsbezirks Kuxen sowie die Kolonie Reichandreß des Gutsbezirks Groß Waplitz mit der Gemeinde Morainen zu einer Gemeinde vereinigt.

*Groß Stanau* (1360 Wusewithe, 1600 Stenaw - Stanaw) ist durch Handfeste vom 1. Januar 1366 als Gut eines freien Preußen mit 6 Hufen gegründet worden. 1409 wird das Dorf der Hintersassen der Gutsherrschaft genannt.

*Klein Stanau* war das Mühlengrundstück an der Sorge.

*Reichandreß* ist bereits 1249 als Lingues - Andresdorff und seit 1509 als Reichandres genannt, es hatte 10 Hufen zu Magdeburgischem Recht.

Die Gemeinde Morainen hatte am 10. 10. 1943 549 Einwohner, umfaßte 1043,65 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Christburg
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- und Standesamtsbezirk Sparau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Bernhard Wiesner,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Hermann Nitschke, Altendorf.

*Neudorf* (Königlich Neudorf - Nuvedorff - Neundorf)

Das Dorf Neudorf - früher Königlich Neudorf - wird 1295 erstmals als deutsches Bauerndorf in der Handfeste von Pestlin genannt. Etwas unterhalb von Neudorf im Bachetal befindet sich eine Schwedenschanze. An der Bache lag s. Zt. auch eine Mahlmühle. Die 1565 erwähnte Pfarrkirche ohne Turm muß noch im 17. Jahrhundert eingegangen sein.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde der Gutsbezirk *Montken* und die Forstkolonie *Schwolauerfelde* des Gutsbezirks Oberförsterei Rehhof mit dem Dorf Königlich Neudorf zur Gemeinde Neudorf vereinigt.

Die Gemeinde Neudorf hatte am 10. 10. 1943 857 Einwohner, umfaßte 1191,40 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Neudorf
zur Eisenbahnstation Stuhmsdorf
zum Amts- und Standesamtsbezirk Pestlin

Bürgermeister war 1945 Landwirt Artur Drews,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Richard Hübschmann, Pestlin.

*Neuhöferfelde*

wird erstmals 1774 genannt und umfaßt die frühere Gemeinde Neuhof (Nuwehoff - Newhoff), die bereits 1409 erwähnt wird. 1774 werden von dem Vorwerk Neuhof 20 Hufen an Bewohner von Baumgarth ausgegeben, woraus dann die Ortschaft Neuhöferfelde einschl. Neuhof entstand. Dazu gehörte auch *Krug Damerau,* seit 1773 jedoch ohne den Zusatz „Krug". Das ehemals zur Oberförsterei Rehhof gehörende „Revier Damerau" wurde etwa 1840 an Schelinski verkauft.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde Neuhöferfelde mit dem Gutsbezirk *Neuburg* zur Gemeinde Neuhöferfelde vereinigt. Neuburg war der ehemalige Ordenshof der Komturei Christburg.

Die Gemeinde Neuhöferfelde hatte am 10. 10. 1943 303 Einwohner, umfaßte 887,45 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Christburg
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- und Standesamtsbezirk Bruch

Bürgermeister war 1945 Landwirt Robert Mahlau,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Heinrich Neufeldt, Bruch/Petershof.

*Neumark* (1336 Neuvemarkt - 1405 Newmarkt)

Das Dorf wird durch Handfeste des Dietrich von Altenburg nach kulmischem Rechte von Stuhm aus gegründet. Es erhielt 68 Hufen zugewiesen, davon 6½ Hufen für den Schulzen als Lokator und die Kirche 3½ Hufen. Das Dorf liegt nach dem Ergebnis von Ausgrabungen auf einer Stätte uralter Ansiedlungen. Die kath. Kirche war Filialkirche von Altmark.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde Neumark mit dem Gutsbezirk Krastuden zur Gemeinde Neumark vereinigt. Krastuden war zunächst wohl ein preußisches Bauerndorf und später ein adliges Gut.

Die Gemeinde Neumark hatte am 10. 10. 1943 906 Einwohner, umfaßte 1537,30 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule in Neumark und einer paritätischen Schule in Krastuden,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Altmark
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Neumark
zur Eisenbahnstation Heinrode
zum Amts- und Standesamtsbezirk Krastuden

Bürgermeister war 1945 Landwirt Erich Samp,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Edmund Templin, Krastuden.

*Neunhuben* (Nevenhuben - Nunhuben)

hat seinen Namen von den 9 Hufen erhalten, die Ulrich von Schidowe bereits vor dem 14. Mai 1259 von der später Kalwe genannten Landfläche erhalten hatte. Es war zunächst Gut - Gut zu den 9 Huben.

Durch Urkunde vom 14. Mai 1259 wurden vom Orden als „Klein Jorgesdorf" (Georgensdorf) bezeichnete 4 Hufen erblich verliehen. Die neun Hufen waren bald Dorf, bald Vorwerk, bald Hof genannt.

Die Gemeinde blieb bei der Auflösung der Gutsbezirke in ihren Grenzen unverändert bestehen.

Die Gemeinde Neunhuben hatte am 10. 10. 1943 69 Einwohner, umfaßte 136,73 ha, bildete mit den Gemeinden Iggeln und Kalwe einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule in Kalwe,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Kalwe
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Altmark
zur Eisenbahnstation Troop-Iggeln
zum Amts- und Standesamtsbezirk Altmark

Bürgermeister war 1945 Landwirt Pukall,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Friedrich Felske, Altmark.

*Niklaskirchen* (1288 Niclosdorf - Niclusdorff - Nicolayn - Nikolaiken - Niklaskirchen)

wird erstmals 1250 erwähnt. Das Dorf hatte 64¾ Hufen. Nach der stets unregelmäßigen Zahlung des Zinses ist anzunehmen, daß es sich andauernd in schwieriger wirtschaftlicher Lage befand. Der schlechte Stand der Landwirtschaft veranlaßte den Orden, wüste Höfe zu übernehmen und einem Ordenshof anzulegen, der aber unbedeutend blieb. 1511 wurden 40 Hufen mit 20 Bauern neu besetzt, 20 Hufen waren mit Fichten- und Kieferndickicht bestanden. Bei den fehlenden 4¾ Hufen dürfte es sich um die Schulzenhufen handeln. Der Wald bei Niklaskirchen war etwas umfangreicher als in anderen Orten. Um 1880 bis 1885 wurde hier ein Schutzwald auf der sogenannten „Flugsandscholle" in Größe von ca. 280 Morgen angelegt. Nach 1928 gründeten die Eigentümer der gefahrbringenden und der gefährdeten Grundstücke eine Waldgenossenschaft, da der Schutzwald nun bereits einen Ertrag abwarf.

In Niklaskirchen hatte das Westpr. Überlandwerk G.m.b.H. in Marienwerder ein neuzeitliches Umspannwerk zur Strom-Umformung aus dem 60 000-

Volt-Netz auf die Verteilerspannung von 15 000 Volt errichtet. Ein baulich und technisch schöner Zweckbau.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde Niklaskirchen im Jahre 1928 mit dem Gutsbezirk Carpangen zu einer Gemeinde vereinigt.

Auf *Carpangen* (1403 Catpanyan - Captanien - 1682 Cierpenta - Czerpienten) saßen vor 1400 vier freie Preußen. Am 1. März 1775 erfolgte die Erbverschreibung für Johan Preuß aus Groß-Brodsende und Gottfried Deutschmann aus Tiefensee. Damals hatte Carpangen 14 Hufen, 3 Morgen und 151 kulm. Ruten. Später wurde Carpangen Staatsdomäne.

Die Gemeinde Niklaskirchen hatte am 10. 10. 1943 1612 Einwohner, umfaßte 1239,20 ha, bildete einen Eigenschulverband mit zwei konf. Schulen,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Niklaskirchen
zur evgl. Kirchengemeinde Groß Rodau/ Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Niklaskirchen
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- und Standesamtsbezirk Niklaskirchen

Bürgermeister war 1945 Kreisstraßenmeister a. D. August Glass,

Amtsvorsteher war 1945 Kaufmann Wilhelm Waldhans, Niklaskirchen.

*Pestlin* (Pastelina - Postelyn)

liegt an der Stelle uralter Ansiedlungen. Nach der Eroberung der Preußenburg (1236), die hier stand, wurde sogleich die Parochie Pestoline gegründet. Die Kirche wurde in den nachfolgenden Kämpfen zerstört, denn im Friedensvertrage vom 7. Februar 1249 wurde den Pomesanern aufgegeben, hier eine neue Kirche zu bauen.

Das deutsche Bauerndorf Pestlin wurde erst durch die Handfeste vom 12. März 1295 von dem Marienburger Komtur Heinrich von Wylnowe zu kulmischem Recht begründet. Es umfaßte 60 Hufen. Pestlin war nach Konradswalde das zweitälteste deutsche Bauerndorf im Gebiet des Kreises Stuhm. Die Handfeste für das Bauerndorf enthält die von der Regel abweichende Bestimmung, daß die Dorfbewohner das Marktrecht erhielten (8 Krüge, 12 Schuhbänke und eine Anzahl Brotbänke). Welche Bedeutung Pestlin besaß, geht auch daraus hervor, daß dem Schulzen von Pestlin ein Speicher in Bönhof zur Lagerung seines Getreides zustand.

Die im 14. Jahrhundert errichtete, über das Maß einer Dorfkirche hinausgehende, gemauerte Kirche hatte 1647 noch einen hölzernen Glockenturm. 1867 bis 1869 erfolgte eine umfassende Wiederherstellung dieser stattlichen, dem Charakter einer Stadtkirche entsprechenden Kirche, auch ein massiver Turm wurde erbaut.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde ein Teil des Gutsbezirks Groß Ramsen mit der Gemeinde Pestlin zu einer Gemeinde vereinigt. *Groß Ramsen* wird erstmals in der oben angegebenen Handfeste von Pestlin (1295) erwähnt.

Die Gemeinde Pestlin hatte am 10. 10. 1943 819 Einwohner, umfaßte 1013,18 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm,
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Pestlin
zur Eisenbahnstation Stuhm
zum Amts- und Standesamtsbezirk Pestlin

Bürgermeister war 1945 Landwirt Julius Panzer,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Richard Hübschmann, Pestlin.

*Peterswalde* (Petirswalde - Petterswald)

ist als deutsches Bauerndorf nach kulmischem Rechte mit 44 Hufen begründet worden. Die älteste Handfeste ist im ersten schwedischen Erbfolgekrieg verlorengegangen, an ihre Stelle trat das große Schulzen-Privilegium vom 12. Oktober 1641. Peterswalde ist bereits 1411 im Schadensbuche genannt. Die Kirche, vermutlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet, ist 1647 Filialkirche von Pestlin, mit schadhaftem Holzturm.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Peterswalde in seinen Grenzen unverändert bestehen.

Die Gemeinde Peterswalde hatte am 10. 10. 1943 399 Einwohner, umfaßte 865,95 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Heinrode
zur Eisenbahnstation Heinrode
zum Amts- und Standesamtsbezirk Wargels

Bürgermeister war 1945 Lehrer Ambrosius Dobbeck,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Arthur Kerber, Wargels.

*Pirklitz* (Pirkelicz - Pirkelwitz)

erhielt seine erste Handfeste als Dorf zu kulmischem Rechte in der Zeit von 1285 bis 1295 und wurde durch Dietrich Stange (Stangenberg) mit Bauern besetzt. Die Handfeste wird 1399 (Palmsonntag) durch eine Urkunde auf deutsches Recht bestätigt. In Pirklitz wurde 1664 ein Feuer zum Reinigen der Äcker

angelegt, das auf das Dorf Mienthen übergriff, welches abbrannte.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde der Gutsbezirk Höfchen, jedoch ohne die Waldfläche, mit der Gemeinde Pirklitz zu einer Gemeinde vereinigt. *Höfchen* wird bereits 1288 als Gut erwähnt und gehörte als Untersassendorf zu Stangenberg zu deutschem Recht. 1387 wird es als Dorf genannt.

Die Gemeinde Pirklitz hatte am 10. 10. 1943 184 Einwohner, umfaßte 434,66 ha, bildete mit dem Ortsteil Groß Baalau der Gemeinde Baalau einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Schönwiese
zur evgl. Kirchengemeinde
Groß Rohdau/Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Niklaskirchen
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Stangenberg

Bürgermeister war 1945 Landwirt Legall,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Regner, Stangenberg.

*Polixen* (1509 Pollix - 1526 Polix - 1541 Polex)

Das Feld von Polixen gehörte ursprünglich zu den Waplitzer Gütern, die 1323 dem Preußen Tessim für seine getreuen Dienste gegeben waren. Nachrichten, wie Polixen zur Dorfgemeinde wurde, liegen nicht vor.

Die Gemeinde Polixen hatte am 10. 10. 1943 204 Einwohner, umfaßte 321,05 ha, bildete mit der Gemeinde Ankemitt einen Gesamtschulverband mit einer paritätischen Schule in Ankemitt (Litefken),

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Großwaplitz
zur Eisenbahnstation Großwaplitz
zum Amts- und Standesamtsbezirk Bruch

Bürgermeister war 1945 Landwirt Franz Schütz,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Heinrich Neufeldt, Bruch/Petershof.

*Portschweiten* (1478 Parswiten - Parsowit)

Der Name Portschweiten wird bereits 1244 in der Urkunde für Dietrich von Bern erwähnt. Um 1400 wurden drei Güter freier Bauern und das preußische Bauerndorf unterschieden. 1411 bis 1446 wird besonders eine Windmühle und ferner 27 Bienenstöcke im Jahre 1437 erwähnt. 1565 umfaßte das Dorf 39 Hufen, darunter 4 Schulzenhufen, 3 Lehmannshufen und 32 Zinshufen, auf denen 16 Bauern saßen. 1596 wird ein Lehmannsgut von 3 Hufen verzeichnet.

Bei der Aufteilung der Gutsbezirke wurden die Gutsbezirke Klein Baumgarth und Wilzen mit der Gemeinde Portschweiten zu einer Gemeinde vereinigt.

Die älteste Nachricht über Klein Baumgarth ist von 1572. Es wurde als selbständiges Gut geführt.

Wilzen war zunächst preußisches Gut. 1804 besaß beide Güter der spätere erste Landrat des Kreises Stuhm, von Lyskowski auf Choyten.

Die Gemeinde Portschweiten hatte am 10. 10. 1943 480 Einwohner, umfaßte 1441,90 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde
Groß Rohdau/Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Niklaskirchen
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Niklaskirchen

Bürgermeister war 1945 Landwirt Friedrich Kunz,

Amtsvorsteher war 1945 Kaufmann Wilhelm Waldhans, Niklaskirchen.

*Posilge* (Pusilia - Posilie)

ist eine der ältesten, urkundlich beglaubigten Ortschaften des Kreises Stuhm. Im Friedensvertrag von 1249 verpflichteten sich die neubekehrten Preußen zum Bau einer Kirche in Posilge. Schon damals muß Posilge demnach ein bedeutenderer, von Preußen bewohnter Ort gewesen sein. Nach 1271 wird die damals dort bestehende Burg als eine der wichtigsten des Gebiets bezeichnet. Im Privileg von 1354 wird die Burg jedoch nicht mehr erwähnt, war also nicht mehr vorhanden. Zum deutschen Bauerndorf nach kulmischem Rechte mit 102 Hufen und 8 Morgen, darunter 6 Kirchen- und 4 Schulzenhufen, ist Posilge durch die Handfeste des Komturs von Christburg Helwig von Goldbach (1288 bis 1289) umgewandelt worden.

Im zweiten schwedischen Kriege wurde die Kirche geplündert und die Glocken weggenommen. Die Wiederherstellung erfolgte erst Ende des 17. Jahrhunderts. 1669 war keine Schule da. Von Posilge stammt der berühmte Chronist Johannes von der Posilie.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Posilge in seinen Grenzen unverändert.

Die Gemeinde Posilge hatte am 10. 10. 1943 913 Einwohner, umfaßte 1650,97 ha, bildete einen Eigenschulverband mit 2 konf. Schulen,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Marienburg,
zur kath. Kirchengemeinde Posilge,
zur evgl. Kirchengemeinde Stalle/Marienburg
zur Postbestellungsanstalt Posilge

zur Eisenbahnstation Altfelde
zum Amts- und Standesamtsbezirk Posilge

Bürgermeister und auch Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Max Wiehler, Posilge.

(Da der Amtsbezirk Posilge nur die Gemeinde Posilge umfaßte, war der gewählte Bürgermeister auch gleichzeitig Amtsvorsteher.)

*Preußisch Damerau* (Preusche Dameraw - Praisdamerau)

Die Siedlung Preußisch Damerau bestand aus einem Gut und einem Preußischen Bauerndorf. Nach der Revision von 1565 war Preußisch Damerau aber ein Zinsdorf des Schlosses Stuhm. Es hatte 12 Zinshufen, auf denen 5 Bauern saßen, Schulzenhufen und Schulze waren nicht vorhanden.

Die Gemeinde Pr. Damerau blieb bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 in ihren Grenzen unverändert bestehen.

Die Gemeinde Preußisch Damerau hatte am 10. 10. 1943 142 Einwohner, umfaßte 314,94 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde
Groß Rohdau/Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Niklaskirchen
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Niklaskirchen

Bürgermeister war 1945 Landwirt Kurt Schneider,

Amtsvorsteher war 1945 Kaufmann Wilhelm Waldhans, Niklaskirchen.

*Ramten* (Romod - Ramoth)

war zunächst Gut und gehörte zu den Waplitzer Gütern. 1437 wird Ramten unter den fünf preußischen Dörfern im Kammeramt Morain (Morainen) genannt. Es hatte 45 Haken oder ca. 20 Hufen.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Ramten in seinen Grenzen unverändert.

Die Gemeinde Ramten hatte am 10. 10. 1943 175 Einwohner, umfaßte 451,67 ha, bildete mit der Gemeinde Großwaplitz einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule in Großwaplitz,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Altmark
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Großwaplitz
zur Eisenbahnstation Großwaplitz
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Großwaplitz

Bürgermeister war 1945 Landwirt Fritz Bortz,

Amtsvorsteher war 1945 Bahnhofsvorst. Gustav Schulz, Großwaplitz.

*Rehhof* (Rehehof - Reyowo - Regoff - Rehhof)

Der Name Rehhof wird 1387 zum ersten Male und zwar für ein kleines, vom Waldamt des Ordens in Bönhof abhängiges Vorwerk erwähnt. 1730 wurde das Vorwerk, das lange Zeit wüst gelegen hat, in Erbpacht ausgegeben. 1785 umfaßte es 2 Hufen. Das Dorf Rehhof war 1789 emphiteutisches Dorf mit 30 Feuerstellen und einer Gesamtfläche von 48,5 ha.

Hierzu kamen die damals noch selbständigen und 1898 mit Rehhof vereinigten Gemeinden Rehheide mit 74,2 ha und Zieglershuben mit 254 ha.

Rehhof gehörte bis 1895 zur evgl. Kirche in Luisenwalde. Die neuerbaute evangelische Kirche wurde am 14. November 1895 eingeweiht.

Für die kath. Bevölkerung war 1888 eine Kapelle eingerichtet worden, die Glocken hingen in den Birken auf dem Sandberge. Bis dahin gingen die Katholiken zum Gottesdienst nach Pestlin. Die neue, hoch oben auf dem Berge gelegene Pfarrkirche wurde in den Jahren 1908 und 1909 erbaut, die Kirchweihe fand am 1. Oktober 1909 statt. Gleichzeitig wurde die Kirchengemeinde neu gebildet.

Rehhof war als Luftkurort weithin über die Grenzen des Kreises hinaus bekannt und hatte viel Fremdenverkehr. Vor dem ersten Weltkriege (1914 bis 1918) war von der Westpr. Landesversicherungsanstalt der Bau einer Lungenheilstätte in Rehhof in gesündester Waldlage geplant und auch bereits in der Bauausführung begonnen worden (1 Arzthaus, 2 Beamtenhäuser und die Pumpstation standen bereits). Durch den unglücklichen Kriegsausgang und die Vierteilung Westpreußens unterblieb die weitere Bauausführung.

Bei der Aufteilung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde Rehhof mit dem seit 1772 selbständigen forstfiskalischen Gutsbezirk Oberförsterei Rehhof und zwar mit den Forstkolonien: Hammerkrug, Heidemühl, Jesuiterhof, Rehheide, Schinkenland, Krug Schweingrube und Zieglershuben zu einer Gemeinde vereinigt. Die weiteren Forstkolonien Bliefnitz, Karlsthal und Traalau waren mit Bönhof, Schwolauerfelde mit Neudorf, Wolfsheide, Neu-Hakenberg mit Usnitz und Werder, Ehrlichruh und die sog. Polken mit Weißenberg vereinigt worden.

Die Gemeinde Rehhof hatte am 10. 10. 1943 2887 Einwohner, umfaßte 1705,63 ha, bildete einen Eigenschulverband mit zwei konf. Schulen in Rehhof und einer paritätischen Schule in Heidemühl,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Rehhof
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Rehhof

zur Eisenbahnstation Rehhof
zum Amts- und Standesamtsbezirk Rehhof

Bürgermeister und zugleich Amtsvorsteher war Otto Gesk.

Für die nach der Auflösung der Gutsbezirke mit der jeweiligen Gemeinde vereinigten Forstkolonien bestand jedoch aus forstfiskalischen Gründen der Amtsbezirk für das Gebiet des Forstamtes Rehhof weiter. Amtsvorsteher war der jeweilige Oberförster als Leiter des Forstamtes. Die Amtsgeschäfte führte sein Stellvertreter Lehrer Edwin Jaedike in Heidemühl.

*Rudnerweide* (1609 Pascua Rudzinska - 1772 Rudnerweide)

Das Feld Rudnerweide war ein Teil der Bönhöfer Weiden. Am 31. März 1742 gab der Starost von Stuhm Michael Viktor Bielinski das spätere Rudnerweide an 7 genannte und andere sich aufbauende Mennoniten auf 30 Jahre in Emphyteuse aus. Diese Verschreibung wurde von August III. am 13. 7. 1748 bestätigt. 1772 waren 14 Hufen und 27 Morgen Niederungsland von Mennoniten bewohnt.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde Rudnerweide mit der Gemeinde Klein Schardau zur Gemeinde Rudnerweide vereinigt. *Klein Schardau* wird zuerst 1735 genannt und wurde am 4. Mai 1756 an 3 Mennoniten in Erbpacht ausgegeben. Im Jahre 1772 waren 12 Hufen und 1 Morgen vorhanden, die mit 18 Bauern besetzt waren.

Die Gemeinde Rudnerweide hatte am 10. 10. 1943 185 Einwohner, umfaßte 545,14 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule in Rudnerweide,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Bönhof
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Schulwiese
zur Eisenbahnstation Rehhof
zum Amts- und Standesamtsbezirk Schardau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Hermann Bächer,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Hermann Bächer, Rudnerweide.

*Sadlaken* (1242 Sadlok - 1295 Sadeluken)

wurde 1242 von dem Landmeister Heinrich von Wyda dem Dietrich von Tiefenau zusammen mit anderen Feldern verliehen. Auch in der Handfeste von Pestlin vom 12. 3. 1295 wird Sadlaken erwähnt. In späterer Zeit ist der Ort in zwei Witingsgüter und das preußische Bauerndorf geteilt. Das Dorf hatte 43½ große Haken.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde Sadlaken mit dem Gutsbezirk Klein Ramsen zu einer Gemeinde vereinigt.

*Klein Ramsen* ist (wohl 1487) durch Aufteilung und Verkauf des in der Handfeste von Pestlin (12. 3. 1295) erwähnten Dorfes Ramsen (Rusinen) entstanden und umfaßte 6 Hufen.

Die Gemeinde Sadlaken hatte am 10. 10. 1943 251 Einwohner, umfaßte 465,35 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Niklaskirchen
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- und Standesamtsbezirk Kalsen

Bürgermeister war 1945 Gasthofbesitzer Robert Tuchel,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Heinrich Riediger, Kalsen.

*Schönwiese* (Schonewesee - Schonewese)

wurde erst bei der Auflösung der Gutbezirke im Jahre 1928 durch die Zusammenlegung der Gutsbezirke Schönwiese und Mienthen zur Gemeinde Schönwiese gebildet.

Mit Urkunde vom 15. Mai 1294 wurden die das spätere Gut Schönwiese bildenden Felder einem getreuen Pomesaner verliehen. Durch Heirat ist das Gut Schönwiese später in den Besitz der Grafen von Sierakowski übergegangen und gehörte zum Gutsbezirk Großwaplitz. Über die Gründung der unter dem Patronat der Gutsherrschaft stehenden kath. Pfarrkirche in Schönwiese ist nichts bekannt. 1647 bzw. 1654 wird sie als gemauerte Kirche beschrieben, die 1833 gründlich repariert wurde. Der Glockenturm wurde erst 1841 oder 1842 neu erbaut. Bei der Besiedlung der Waplitzer Güter wurde auch Schönwiese besiedelt. Die Entstehung des 1385 als Gemeinde bezeichneten Gutes Mienthen ist unbekannt.

Die Gemeinde Schönwiese hatte am 10. 10. 1943 459 Einwohner, umfaßte 1129,02 ha, bildete mit dem Ortsteil Klein Baalau der Gemeinde Baalau einen Gesamtschulverband mit einer konf. Schule in Schönwiese,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Schönwiese
zur evgl. Kirchengemeinde
Groß Rohdau/Ros.
zur Postbestellungsanstalt Schönwiese
zur Eisenbahnstation Niklaskirchen
zum Amts- und Standesamtsbezirk
Krastuden

Bürgermeister war 1945 Landwirt Guttmann,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Edmund Templin, Neumark/Krastuden.

*Schroop* (1404 Schroppe - 1554 Schrope)

Das deutsche Bauerndorf Schroop, erstmals 1280 in der Handfeste für Iggeln erwähnt, hatte 32 Hufen zu kulmischem Rechte. 1565 hatte das Dorf 40 Hufen, darunter 2 Schulzen- und 4 Pfarrhufen sowie 34 Zinshufen, auf denen 12 Bauern saßen. Eine Mühle war auch vorhanden, sie lag an einem 4 Morgen großen Mühlenteich, der z. T. vom Damerauer See gespeist wurde; sie war verfallen und wurde nach 1582 wieder aufgebaut.

Die kath. Pfarrkirche, Filialkirche von Kalwe, ist schon im Mittelalter gestiftet worden. 1669 wird sie als Fachwerkbau erwähnt, 1821 fand ein Neubau wieder als Fachwerkbau statt. Die Glocken hingen in einem besonderen Glockenstuhl. Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde Schroop mit dem Gutsbezirk Grünfelde und Enklaven des Gutsbezirks Birkenfelde zur Gemeinde Schroop vereinigt. *Grünfelde* war schon im 13. Jahrhundert durch den Landmeister Meinhard von Querfurt zu kulmischem Rechte ausgegeben. Am 31. März 1316 wurde die Handfeste erneuert. Grünfelde ist Gut geblieben, 1906 wurde es preußische Staatsdomäne.

Die Gemeinde Schroop hatte am 10. 10. 1943 708 Einwohner, umfaßte 1243,23 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Kalwe
zur evgl. Kirchengemeinde Losendorf
zur Postbestellungsanstalt Schroop
zur Eisenbahnstation Schroop
zum Amts- und Standesamtsbezirk Grünfelde

Bürgermeister war 1945 Landwirt Gustav Teschendorf,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Gustav Teschendorf.

*Stangenberg* (1285 Stangenberc - 1323 Stangenberg)

wird zuerst 1395 als Zinsdorf zu kulmischem Rechte genannt. Die Handfeste ist am Palmsonntag 1399 ausgestellt. Das Dorf umfaßte 70 Hufen. Die Mühle, deren Betrieb 1889 einging, wird bereits 1385 genannt. Die hier bestehende, anfangs katholische, dann evangelische Kirche ließ der Grundherr verfallen, da sie baufällig war.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde der Gutsbezirk Stangenberg und der Waldbesitz von Höfchen mit der Gemeinde Stangenberg zu einer Gemeinde vereinigt. Durch Handfeste vom 26. April 1285 erhielt Dietrich Stange das Schloß Stangenberg (Castrum Stangenberc) — das spätere Gut Stangenberg — mit 100 Hufen, die um das Schloß herum lagen, nebst dem Baalauer See erblich zu kulmischem Recht. Das Schloß ist spurlos beseitigt. Stangenberg kam später durch Heirat in den Besitz der Grafen von Rittberg.

Die Gemeinde Stangenberg hatte am 10. 10. 1943 246 Einwohner, umfaßte 958,27 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Schönwiese
zur evgl. Kirchengemeinde Groß Rohdau/Rosenberg
zur Postbestellungsanstalt Niklaskirchen
zur Eisenbahnstation Groß Teschendorf
zum Amts- und Standesamtsbezirk Stangenberg

Bürgermeister war 1945 Landwirt Regner,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Regner, Stangenberg.

*Teschendorf* (Thesimsdorf - 1324 Tesmesdorf - 1343 Tesmansdorf - 1433 Teschendorff)

wird zuerst in der Handfeste für Stangenberg von 1285 genannt und war ein Gut freier Preußen zu kulmischem Rechte. Die spätere Aufteilung in Groß- und Klein- bzw. Ober-Teschendorf ist wohl auf die Aufteilung des Feldes unter die Erben durch Urkunde vom 23. April 1323 zurückzuführen. Diese Urkunde wurde durch Handfeste des Landmeisters Konrad Sack (1302—1306) erneuert. Die Gemeinde Teschendorf ist bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 durch die Zusammenlegung der Gemeinde Groß Teschendorf mit den Gutsbezirken Groß-Teschendorf, Ober-Teschendorf und Linken gebildet worden.

Das Gut *Linken* (Broidin - Lynken) wird auch bereits in der Grenzbeschreibung von Stangenberg 1285 genannt und war ein Gut zu kulmischem Rechte.

Die Gemeinde Teschendorf hatte am 10. 10. 1943 343 Einwohner, umfaßte 1535,02 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath.Kirchengemeinde Schönwiese
zur evgl. Kirchengemeinde Groß Rohdau/Ros.
zur Postbestellungsanstalt Groß Teschendorf
zur Eisenbahnstation Groß Teschendorf
zum Amts- und Standesamtsbezirk Stangenberg

Bürgermeister war 1945 Landwirt Krupski,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Regner, Stangenberg.

*Tiefensee* (1354 Tiefensee - Tiffensee - Tyffensee)

Das Feld des Dorfes Tiefensee wurde durch den Komtur zu Christburg Luther von Braunschweig (1314—1328) ausgegeben. Die Handfeste erhielten die Einwohner am Tage St. Georgi 1354 von dem obersten

Trappier und Komtur zu Christburg Conrad von Bruningisheim über 41½ Hufen zu kulmischem Rechte. 1643 wurden 13 Bauern gezählt.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke blieb die Gemeinde Tiefensee in ihren Grenzen unberührt.

Die Gemeinde Tiefensee hatte am 10. 10. 1943 335 Einwohner, umfaßte 580,75 ha, bildete mit der Gemeinde Blonaken einen Gesamtschulverband mit einer paritätischen Schule in Tiefensee,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Christburg
zur evgl. Kirchengemeinde Christburg
zur Postbestellungsanstalt Christburg
zur Eisenbahnstation Christburg
zum Amts- und Standesamtsbezirk Sparau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Viktor Rohde,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Hermann Nitschke, Altendorf.

*Tragheimerweide*

Die Gemeinde Tragheimerweide ist erst im Jahre 1928 bei der Auflösung der Gutsbezirke durch Zusammenlegung der Gemeinden Schweingrube und Zwanzigerweide gebildet worden. Den Namen hat sie nach dem zur Gemeinde Montauerweide gehörenden Tragheimerweide, ein Wohnplatz mit 13 Feuerstellen und einer Mennonitenkapelle (1818).

*Schweingrube* wird zuerst 1735 erwähnt, später werden Dorf und Krug Schweingrube unterschieden, ohne daß der Ursprung der Ortschaft Krug Schweingrube erkennbar ist. Es lag auch weder ein Privilegium noch eine Erbverschreibung vor.

Durch einen Kontrakt vom 20. Juni 1765 gab die Starostin von Stuhm Tekla Bielinska 7 Hufen und 20 Morgen an der alten Nogat in *Zwanzigerweide* auf 30 Jahre an 18 Ansiedler in Emphyteuse, da der bisherige Kontrakt abgelaufen war. 1789 war Zwanzigerweide von Mennoniten besetzt und hatte 8 Feuerstellen. Das älteste Bauerngehöft stammt aus dem Jahre 1751.

Die Gemeinde Tragheimerweide hatte am 10. 10. 1943 467 Einwohner, umfaßte 630,28 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule in Tragheimerweide,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Bönhof
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Tragheimerweide
zur Eisenbahnstation Rehhof
zum Amts- und Standesamtsbezirk Schardau

Bürgermeister war 1945 Landwirt Artur Lutz,
Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Hermann Bächer, Rudnerweide.

*Trankwitz* (1321 Trankotin - 1437 Trankot - 1515 Trankwitz)

Die Gemeinde Trankwitz ist erst bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 durch Zusammenlegung der Gutsbezirke Trankwitz, Buchwalde, Choyten und Telkwitz gebildet worden.

Durch Handfeste von 1321 wurde das spätere Trankwitz dem Preußen Wilko gegeben. Auch im Jahre 1437 war es noch Gut eines freien Preußen. 1945 war Trankwitz eine preußische Staatsdomäne.

*Buchwalde* (1303 Ruditen - 1437 Buchwald - 1454 Buchwalde).

*Telkwitz* (1303 Azmiten - 1437 Tulkoytedorf - 1648 Telkwitz).

Nach der im Jahre 1303 in Christburg ausgestellten Handfeste erhalten die Nachkommen des Preußen Kropolto erblich neben anderen Feldern die späteren Dörfer Buchwalde und Telkwitz als Entschädigung für 9 zur Gründung von Posilge abgenommenen Hufen.

*Choyten* (1308 Koitelauken - 1598 Koyten - 1650 Choity). Durch Urkunde von 1308 war das spätere Gut Choyten zu kulmischem Rechte ausgegeben und blieb als Gut bestehen.

Die Gemeinde Trankwitz hatte am 10. 10. 1943 644 Einwohner, umfaßte 1624,23 ha, bildete mit der Gemeinde Kammerau den Gesamtschulverband Trankwitz-Buchwalde mit je einer konf. Schule in den Ortsteilen Buchwalde und Trankwitz,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Christburg
zur kath. Kirchengemeinde Posilge
zur evgl. Kirchengemeinde Stalle/Marienburg
zur Postbestellungsanstalt Buchwalde
zur Eisenbahnstation Troop-Iggeln
zum Amts- und Standesamtsbezirk Troop

Bürgermeister war 1945 Landwirt Richard Sommerfeld,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt August Hartel, Trankwitz/Buchwalde.

*Troop* (Trampere - 1280 Tropin - 1302 Tropoyne - Troppe - Troop)

Auf dem Felde des Dorfes Troop stand ehemals die Ordensburg Trampere. Troop wird 1280 zum ersten Male urkundlich als preußisches Dorf genannt. 1773 waren hier zwei Vorwerke, von denen das eine 5 Hufen umfaßte. Das zweite Vorwerk hatte lange wüst gelegen, daher haben die Bauern es unter sich aufgeteilt.

Bei der Aufteilung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde die Gemeinde Troop mit dem Gutsbezirk Brosowken vereinigt. Brosowken wird erstmals 1404 als Gut erwähnt.



Poststation Posilge



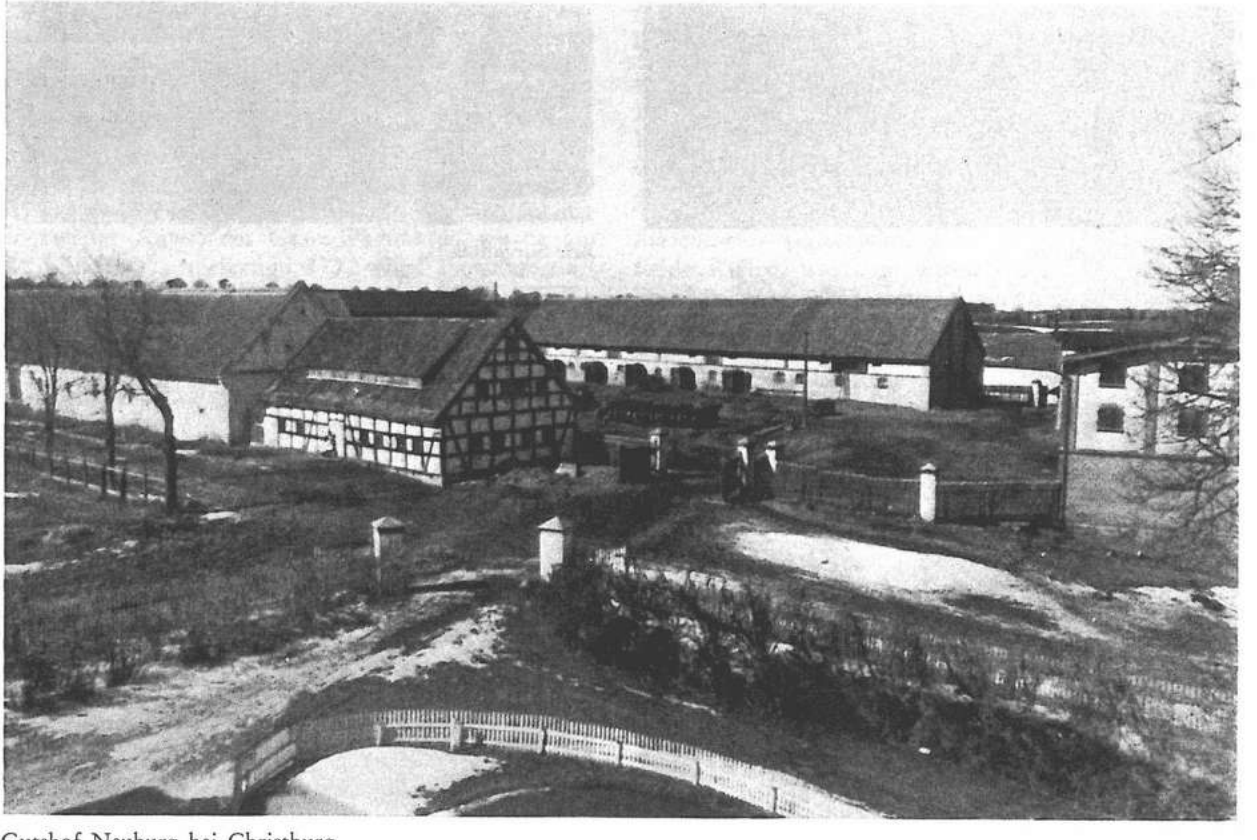
Gemeindeamt Posilge



Katholische Schule in Buchwalde-Trankwitz



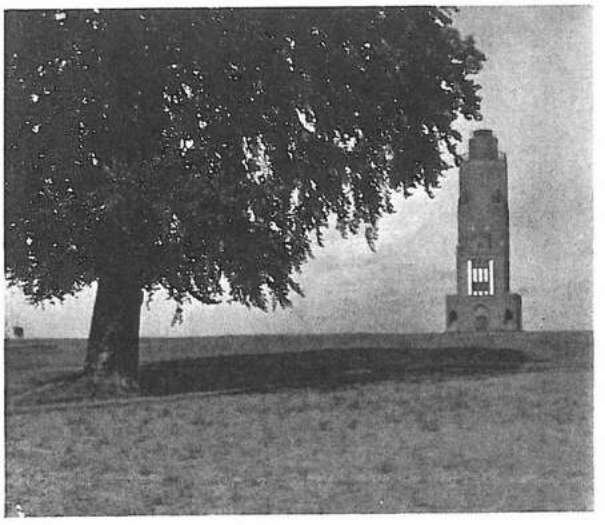
Dorfstraße in Posilge



Gutshof Neuburg bei Christburg



Bei Montauerweide



Hartwichsbuche mit Bismarckturm



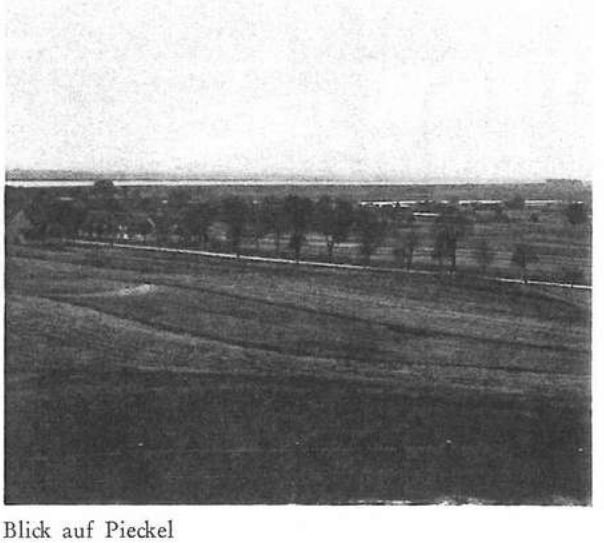
Blick auf Christburg



Am Sorgefluß



Libellenteich Rehhof



Blick auf Pieckel

Die Gemeinde Troop hatte am 10. 10. 1943 409 Einwohner, umfaßte 588,43 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Altmark
zur evgl. Kirchengemeinde Altmark
zur Postbestellungsanstalt Troop
zur Eisenbahnstation Troop-Iggeln
zum Amts- und Standesamtsbezirk Troop

Bürgermeister war 1945 Landwirt Ulrich Ulrichs,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt August Hartel, Trankwitz/Buchwalde.

*Usnitz* (Wusicz - Wositz - Wusenitz - Usnitz)

wird 1391 als Ordenshof des Schlosses Stuhm genannt und war noch 1565 Starosteivorwerk von Stuhm. Neben dem Hof bestand 1508 wohl noch ein Gut. 1772 war Usnitz in zwei Teile geschieden, Groß-Usnitz und Klein-Usnitz. Groß-Usnitz hatte 13 Hufen und 23 Morgen. Das Land von Klein-Usnitz war damals nicht vermessen. Mit dem Besitz von Klein-Usnitz war der Besitz der Fähre über die Nogat verbunden.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde die Gemeinde Usnitz mit der Gemeinde Parpahren und den Forstkolonien *Wolfsheide* und *Neu-Hakenberg* des Forstgutsbezirks Oberförsterei Rehhof zu einer Gemeinde vereinigt.

*Parpahren* (1736 Parparen, 1764 Parpary - Parpari) wurde am 18. Juni 1736 in Größe von 2 Hufen zwischen den Wengerischen und Stuhmer Wäldern von Michael Viktor Graf Bielinski dem Johann Christoph Reuther auf 40 Jahre verschrieben. Die Verschreibung des noch dazugehörenden Landes in Größe von 1 Hufe und 12 Morgen bei Kittelsfähre als zweiter Anteil des Gutes Parpahren wurde am 19. Juli 1782 ausgefertigt. 1772 wird Parpahren als Rodung bezeichnet.

An dem Wege von Stuhm nach Parpahren im Jagen 204 befand sich ein „Franzosengrab". Hier soll ein französischer Hauptmann oder Zahlmeister tot aufgefunden und auch begraben sein. Auf dem Grabe befand sich ein Denkstein mit nicht mehr zu erkennender Aufschrift und der Jahreszahl 1812/13. Dieses Grab wurde von der Schuljugend von Parpahren ständig gepflegt und stets mit frischen Blumen geschmückt. Neuhakenberg und Wolfsheide waren staatliche Förstereien.

Die Gemeinde Usnitz hatte am 10. 10. 1943 744 Einwohner, umfaßte 2374,76 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule in Usnitz und einer paritätischen Schule in Parpahren,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Stuhm
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Braunswalde
zur Eisenbahnstation Neu-Hakenberg
zum Amts- und Standesamtsbezirk Rosenkranz

Bürgermeister war 1945 Landwirt Kurt Liedtke,

Amtsvorsteher war 1945 Georg Unrau, Weißenberg.

*Wadkeim* (1236 Wadekowicz - Watkewitcz - Wadekaym - Watkowitz)

Der Landmeister Hermann Balk verlieh 1236 dem Dietrich von Dypenow den Zehnten von den Feldern dreier Dörfer, darunter auch Wadkeim. Durch Urkunde vom 26. 11. 1242 verlieh der Landmeister Heinrich von Wida das Dorf Wadkeim dem Dietrich von Tiefenau erblich. Das Dorf zerfiel später in 3 Teile, die Güter Groß- und Klein-Wadkeim und das preußische Dorf Wadkeim. Wo die Feldmark des preußischen Bauerndorfes verblieben ist und wie sich die Größe der Gutsbezirke Groß- und Klein-Wadkeim zu der Größe der früheren Güter verhält, steht nicht fest.

Die Gemeinde Wadkeim ist erst bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 durch Zusammenlegung der Gemeinde Pulkowitz mit den Gutsbezirken Groß-Watkowitz, Klein-Watkowitz, Luisenwalde und Paleschken gebildet worden.

*Pulkowitz* (1295 Polkuiten - Polkwit - Polkewith - Pilkowitz)

wird bereits in der Handfeste für Pestlin vom 12. 3. 1295 genannt. Das Dorf hatte 27 Hufen, auf denen 12 Bauern saßen. Außerdem bestand noch ein Vorwerk in Größe von 8 Hufen, das jedoch 1764 aufgehoben wurde.

*Luisenwalde* (Klecewko) gehörte um 1400 zu dem Felde Ruden, auf dem ehemals die Güter 5 freier Preußen lagen. 1772 hatte Luisenwalde 13 Hufen.

*Paleschken* (1370 Grabeniken - 1527 Polaszky - 1551 Poleschken - Paleschken)

1370 wird das spätere Gut Paleschken auf Preußisches Recht den Brüdern Moante und Milcze verliehen. 1490 hatte das Gut 12 Hufen. Bekannt von Paleschken war der große Park mit mehr als 120 verschiedenen Baumarten. Die Gemeinde Wadkeim hatte am 10. 10. 1943 757 Einwohner, umfaßte 1772,30 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule in Luisenwalde und einer konf. Schule in Pulkowitz,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Pestlin
zur evgl. Kirchengemeinde Rehhof
zur Postbestellungsanstalt Dietrichsdorf
zur Eisenbahnstation Rehhof

zum Amts- und Standesamtsbezirk Wadkeim

Bürgermeister war 1945 Landwirt Josef Süpner, Pulkowitz,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Arno Ortmann, Wadkeim/Luisenwalde.

*Wargels* (Wargles - 1416 Wargelis - 1565 Bargliewicz - Barlewitz)

wird in den Jahren 1391 bis 1447 Ordenshof des Schlosses Stuhm genannt. Diese Anlage wurde durchgeführt, als der Ordenshof Stuhm in ein Haus (Vogtei) umgewandelt wurde und der Raum für die landwirtschaftlichen Gebäude zu eng wurde. Noch 1565 wird Wargels als Starostei-Vorwerk von Stuhm geführt. Zu den bereits vorhandenen 5 Kätnern und einem Schmied wurden von der Regierung in Marienwerder nach der Erbverschreibung vom 22. April 1774 weitere 12 Familien aus den sogenannten Scharwerksdörfern auf 14 Bauernhöfen angesiedelt. Das Dorf umfaßte danach 27 Hufen, 5 Morgen und 102 Ruten.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 blieb Wargels in seinen Grenzen unverändert bestehen.

Die Gemeinde Wargels hatte am 10. 10. 1943 214 Einwohner, umfaßte 540,10 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer konf. Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Stuhm
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Stuhm
zur Eisenbahnstation Stuhm
zum Amts- und Standesamtsbezirk Wargels

Bürgermeister war 1945 Just. B. a. D. Richard Borowski,

Amtsvorsteher war 1945 Landwirt Arthur Kerber, Wargels.

*Weißenberg* (1750 Biala gora - 1764 Weißenberg)

Von Weißenberg ist im Plan von 1553 nur der „Weiße Berg", von dem das Dorf seinen Namen hat, ein Krug und ein Fährhaus angegeben. Frühere Daten sind nicht bekannt. 1565 wird es als Stelle einer Fähre genannt. Die Siedlung ist wegen des kargen Bodens nur sehr langsam angewachsen. Am 23. 10. 1747 überließ die Starostin von Stuhm Tekla Bielinska den Krug mit dem Acker, der seit altersher dazugehört hatte, dem Johann Budnowski und am 18. 3. 1759 weitere 8 Morgen auf 40 Jahre. Seit 1671 mehrte sich die Zahl der Gebäude, 1789 waren 22 Feuerstellen und 1 Windmühle vorhanden. Hier bei Weißenberg, wo die Nogat von der Weichsel abzweigt, stand der „Dreiländerstein" da, wo nach 1919 die Grenzen von Deutschland, der Freien Stadt Danzig und Polen aufeinanderstießen.

Auf dem „Weißen Berge" war auf Anregung des damaligen Landrats Dr. Alois Zimmer das weithin sichtbare „Westpreußenkreuz" zur Erinnerung an die Volksabstimmung in Westpreußen am 11. Juli 1920 errichtet und am 13. Juli 1930 eingeweiht worden.

Hier stand neben der historischen Windmühle auch die vom Kreise Stuhm errichtete Jugendherberge und Grenzlandschule. Durch den zahlreichen Besuch des Westpreußenkreuzes und auch des Dreiländersteins sowie der Jugendherberge mit Grenzlandschule wurde der seinerzeit bedeutungslose Ort Weißenberg in ganz Deutschland und darüber hinaus bekannt.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1928 wurde die Gemeinde Weißenberg mit der Gemeinde Rosenkranz und den Kolonien Ehrlichsruh und Werder sowie den sog. Polken des forstfiskalischen Gutsbezirks Oberförsterei Rehhof zur Gemeinde Weißenberg vereinigt.

*Rosenkranz* wird als Dorf zuerst am 23. April 1535 erwähnt. Am 25. Juni 1735 verschrieb der Stuhmer Starost Michael Viktor Bielinski seinem Jäger Amelang eine freie Hufe im Dorfe Rosenkranz zu emphyteutischem Rechte auf 60 Jahre. 1772 hatte Rosenkranz 6 Hufen und rd. 26 Morgen und wurde von Mennoniten bewohnt.

*Ehrlichsruh* und *Werder* waren Förstereien.

Die Gemeinde Weißenberg hatte am 10. 10. 1943 536 Einwohner, umfaßte 2025,24 ha, bildete einen Eigenschulverband mit einer paritätischen Schule,

gehörte zum Amtsgerichtsbezirk Stuhm
zur kath. Kirchengemeinde Bönhof
zur evgl. Kirchengemeinde Stuhm
zur Postbestellungsanstalt Weißenberg
zur Eisenbahnstation Stuhm
zum Amts- und Standesamtsbezirk Rosenkranz

Bürgermeister war 1945 Georg Unrau,

Amtsvorsteher war 1945 Georg Unrau, Weißenberg.

*Zusammengestellt von Viktor Hausmann, Mainz, aus:*


Dr. F. W. F. Schmitt, Geschichte des Stuhmer Kreises, Thorn 1868.

Bernhard Schmid, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Stuhm, Danzig 1909.

Arthur Semrau, Die Orte und Fluren im ehemaligen Gebiet Stuhm und Waldamt Bönhof (Komturei Marienburg), 1928.
Die Siedlungen im Kammeramt Morain (Komturei Christburg) während der Ordenszeit, 1931.
Die Siedlungen im Kammeramt Fischau (Komturei Christburg) im Mittelalter, 1936.
(Selbstverlag der Copernicusvereinigung.)

Bernhard, Schmid, Der Kreis Stuhm, Ein Abriß der älteren Geschichte, 1236–1818.
(Selbstverlag des Kreisausschusses, 1935.)

Heimatkalender des Kreises Stuhm.

Statistiken und besondere Drucksachen.

## Die Willkür des Dorfes Rehhof

Entnommen dem „Heimatkalender des Kreises Stuhm", 1933.

von * * *

Daß die Dörfer unserer westpreußischen Heimat bereits in den früheren Jahrhunderten ein Selbstverwaltungsrecht besaßen, geht u. a. auch aus der Willkür des Dorfes Rehhof hervor, deren Wortlaut anschließend wiedergegeben wird.

Die Willkür war ein Gesetz, das Bestimmungen über Bürgerrecht, Handel und Gewerbe, Polizei usw. enthielt. Wie daraus zu ersehen ist, wählte die Gemeinde auch das Dorfoberhaupt, den Schulzen, und bestätigte die polizeilichen Anordnungen (Flurordnung, Anlage von Wegen und Gräben, Maßregeln gegen Feuer- und Wasserschäden) oder die Verfügungen der dörflichen Gerichtspflege (Diebstahl, Übertretung der Gemeindeordnung). Später trat auch – besonders im Osten – der Gemeinderat als Zwischenglied zwischen der Vollversammlung und der Dorfobrigkeit ein. Geändert wurde diese einseitige und auch recht schwerfällige Institution durch die Gesetze von 1872 und 1891, die das polizeiliche Vorrecht der Gutsherrschaft und die Erblichkeit des Schulzenamtes (Lehnschulze) abschafften und durch das Prinzip der Einwohnergemeinde die politische Gemeinde ermöglichten. Der Gemeindevorsteher führte damit die Geschäfte ehrenamtlich mit Hilfe der Gemeindevertretung, während die polizeilichen Obliegenheiten ab 1873 von dem Amtsvorsteher erledigt wurden.

*In Gottes Nahmen Amen.*

Dieweil die Natur und die tägliche Erfahrung dem Menschen Lehret, daß nichts Nöthigers Zur Erbauung und Fortsetzung Seines Lebens Erfordert wird, als gutte Einigkeit, Friedsame Beywohnunge, und unterhaltung. Welche Keines Weges Menschlicher Schwachheit Halben und Neygung Zu allem Bösen, Zu Verhoffen. Wofern nicht gutte Mittel und Wege Erfunden werden, dadurch solchen Bösen Begierden, und Angebohrner Boßheit gewehret, und ein Zaum Eingeleget werde. Also Haben Bald Von Anfang alle Menschen guttwillig, Von Ihrer Natürlichen Freyheit sich gegeben, und die Milde abgesonderte und Unerbaute Oerter und gelegenheiten, Darinnen Sie sich Auffgehalten Verlassen. Und damit Sie so Viel Besser und Einträchtiger untereinander In Gemeinschafft Leben Möchten, Sich mit gewissen Rechten und Satzungen Unter = einander Verbinden. Welche Sie Allgemach, Von angebohrner und durch Lange Gewohnheit, und Eingewurtzelter Hartnäckigkeit, Zu Besseren Sitten und Bürgerlichen Friedsahmen Wandels Angeleitet Haben. Worauß Dann Hernacher Land und Städte und Häuser erbauet, und Biß auff diese Stunde, Eines Besser als daß andere sindt Regieret und erhalten worden. Diesem Zur Folge und auß Eben Mässigen Ursachen Habens Sämbtliche Nachbahren und Einwohner der Dorffschaft Rehoff für gutt Ersehen, Zu erhaltung Friedsamer und Richtiger Nachbahrschafft. Eine gewisse Dorffes Wüllkühr und Satzungen Zu Verfassen und auffzurichten. Damit Sämbtliche Nachbahren, und ein Jeder Besonders Wissen Möge, Wie Etwan in Einen oder andern Fürfallenden Angelegenheiten, Nach den Vorgeschriebenen Puncten, die Streitigen Partheyen mit Glimpff und Bescheidenheit außeinander gesetzet, und allem Streit, Zanck und Wiederwillen Vorgebeuget werden könnte. Damit auch ins Künfftige sich Niemand dieser Wüllkühr und Dorffes Satzungen, Wenn Er Sachfällig worden, Sich Fräventlich wiedersetzen und der Bewilligten Straffe entziehen, Vielmehr durch Obrigkeitlichen Zwang, Zu Seiner Schuldigkeit könnte genöthiget werden. Als Haben Hierum Sämbtliche Dorffes Einwohner und Nachbahren Einmüthiglich Freywillig und Wollbedächtiglich, Nach Verlesung dieser Wüllkühr, Einander mit Hand und Mund, Treu und Fäst gelobet, Selbe nicht nur Treulich und unwidersetzlich Zu Halten, Sondern sich auch Vorbehalten Nach gelegenheit der Zeit, und Erheuschender Noth, diese Wüllkühr Zu aendern, Zu Mindern und zu Mehren. Auch zu Mehrer Fästhaltung Derselben, Unser Hohen Marienburgischen Schloß-Obrigkeit Zur Approbation und Confirmation Unterthänigst und Bittlich übergeben, In Fäster Zuversicht Hierin Gnädigst Erhöret Zu werden. Es Lauten aber dieser Vor offt Bemeldeten Wüllkühr Puncta wie Folget,

*Vom Allgemeinen Stande:*

1. Nachdem Anfänglich und Fürs Erste, alle Menschen Ins = gemein und ein Jeder für sich Selbsten, Sich der Wunderbahren Gütte Gothes zu Erinnern Hat. Wie Goth durch Seine Unendliche Liebe, Bald Nach dem Kläglichen Sünden-Fall, des Menschlichen Geschlechts, Auß Lauter Barmherzigkeit und Landmüthigkeit, Nach der Vermehrung des Menschlichen Geschlechts, allerley Menschen und Religion, auff dem Gantzen Erdboden Verordnet Hat Zu Wohnen. Und Einem Jeden, in Seinem Geschlechte, Stande- und Beruff, Durch allerley Ordnungen, Regeln und Sitten, Darinnen Ein Jeder Befunden und Seinem Gewissen Nachlebet, auch Ferner Durch die Wunderbahre Gütte Gothes, Zu Gothes Ehren, und dem Allgemeinen Stande Zum Besten, Biß auff diese Stunde Erhalten wird.

Alß soll demnach Ein Jeder, So in unser Dorffschafft Wohnet, Er sey wer Er wolle, Sich selbst Christlich und Mäßig Halten, Seine Kinder und Gesinde, Zur Gottes Furcht ermahnen und Halten, Auch Niemand mit Fluchen, Lästern, in Seinem Stande und Religion, mit Ungeschickten Worten anfallen, Beschimpffen, Nachreden, oder Nachweisen. Wer Hierinnen Bruchfällig Erfunden wird, Soll der Gnädigen Hohen

Schloß Obrigkeit 4 Tl. und der Nachbahrschafft 2 Tl. in die Lade Zur Straffe geben.

*Von Vorlesung dieser Wüllkühr:*

2. Ferner Ist von allen Nachbahrn der Dorffschafft Rehhoff Eingewilliget und angenommen worden. Daß alle Jahr, auff den Tag, Wenn Ein Neuer Schultze Erwehlet wird, Diese Wüllkühr den Nachbahrn soll verlesen werden. Damit Keiner Künfftiger Zeit, wenn Er Bruchfällig Befunden wird, sich mit der Unwissenheit nicht Entschuldigen Könnte.

*Von der Schultzen Kühr, wenn der alte Schultz abdanckt:*

3. Alle Jahr auf den Tag der Schultzen Kühr, Soll der alte Schultz, und Rahtsleute, Klage und Von allem Richtige Rechnung der Nachbahrschafft leisten. In was Nutzen Ihre Gelder angewendet worden. Und soll Ein Jeder Nachbahr Selbst Persöhnlich, Bey dieser Zusammenkunfft sich Finden Lassen. Daselbst Sein Beschwer und Gutt-achten, und Seine Nothdurfft Melden, und Fals Er auff des Dorffes Besten und Nutzen Etwas Vorgestrecket Hat, einfordern, damit alles Ehe die Rechnung Zwischen dem Schultzen und der Dorffschafft geendiget, Zuvor alle Dinge Befriediget und Contentiret werden. Welcher Von dieser Zusammenkunfft außbleiben würde, Soll der Nachbahrschafft 1 Tl. Zur Straffe, in die Lade geben. Der Neue Schultz Soll auch nicht Schuldig seyn, Von dem alten Schultzen, die Lade und die Rechnung abzu Nehmen, Es sey denn daß alle Brüchen und Straffen, und was sonsten Zur Lade gehöret Vollkommen in Richtigkeit gesetzet worden,

*Von Dorffs Reisen:*

4. Wenn der Schultz und Raths-Leute, in gemeinen Dorffes geschäfften Verreisen Müssen, Soll solches auff des Dorffes Unkosten Nach der Sachen Gelegenheit mit gebühr geschehen, Damit so Viel Müglich, die Unkosten gesparet werden, der Schultz aber oder die Raths-Leute, Nach Erforderung der Sache, Sollen selbst in Eygener Person außreisen, und Keinen andern oder Frembden in Ihre Stelle schicken.

*Von Schultzen ansage:*

5. Wenn der Schultz die Nachbahrn wird verbotten wollen, Soll Er dasselbe Einen Tag Zuvor ansagen Lassen, Es währe denn daß Mann die Versamlung in Eyle Halte Müste, So denn Jemand Zu Hause ist, und außbleiben würde, über angesagte Zeit, Eine Stundelang, So soll Er 6 gr. der Lade verfallen seyn, welche Er auff Negst Folgender Zusammenkunfft Bey geduppelter Straffe erlegen soll, Wenn es vom Schultzen und der Nachbarschafft verlanget wird. Wenn aber Jemandt Zum andern Mahle außbliebe, So soll Er 12 gr. verfallen seyn, und so Er zum Dritten Mahl auch nicht Kähme, So soll Er 1 Tl. der Laden zum Besten gestraffet werden, Wer Etwa Nothwendige Reise geschäfften, oder Einige Verrichtung Hat, und Er sich Bey dem Schultzen anmeldet und umb Urlaub anhält, So soll Derselbige Frey Bleiben. Im Fall aber Jemand Halßstarig ist und ohne Nothwendigkeit das Schultzen geboth Verachtet, und sich nicht Einstellet, der soll 10 groschen verbrochen haben, Waß aber mit gutten Worten, dem Schultzen und der Nachbahrschaft abgebethen wird, Kann mit der Helffte gebüsset werden. Wer aber nicht zu Hause oder Krank ist, Soll Seine Frau, Kind oder Jemand Vom Gesinde Schicken, umb anzuhören was der Schultz der Nachbarschafft vortragen wird. Auch kann Ein Nachbahr des andern Sein Gewerffe mit Nehmen, Doch aber nicht Mehr als von Einem. Auch soll im Schultzen Ambte bey Versammlung der Nachbahrschafft Niemand nicht Toback Rauchen, Bey 6 gr. Straffe.

*Von Fleissiger Anhörung und Verhaltung im Schultzen ambt:*

6. Wenn auch Jemand im Schultzenambt die Vorstellung und Bey-Bringung nicht Fleißig anhöret, sondern ein Geplär und Zänkerey Machet, dem andern in Seine Rede fället, Sich auch auff des Schultzen geheiß nicht wil stillen Lassen, der Verbüsset 15 gr. der Laden Zum Besten, auch soll Niemand im Schultzen-Ambte weder dem Schultzen, Raths-Leuten, oder unter den Nachbahrn Einen, Mit Harten Unbescheidenen Worten anfallen, oder Lügen Heißen, noch Schimpff Worte geben, oder auff den Tisch Schlagen, Bey Straffe 6 gr. Zum Ersten Mahl und 12 gr. Zum andern Mahl, den Nachbahrn zum Besten.

Und wenn im Schultzen Ambte Irgend Eine Klage Fürgehet, oder so die Wüllkühr auff dem Tische lieget, Soll Keiner nicht Toback Rauchen, Bey Straffe 12 gr. der Laden Zum Besten, und die Straffe von allem gleich abgeleget.

*Von der Erkäntnis der Meisten Nachbahrn:*

7. Wenn die Nachbahrschafft Irgends Eine Sache für Recht ersehen und Erkennen wird, So soll der Mindeste Theil, dem Mehreren Folgen, Und nicht warten auff die abwesenden, Wenn nur die Nachbahrn alle, gebührlich sind verbottet worden, Und Mehr als der Halbe Theil Bey der Sachen Erkäntniß gewesen seyn.

*Vom weggehen aus dem Schultzen Ambt:*

8. Wenn die Nachbahrn bey dem Schultzen Versamlet seyn, Soll Niemand ohne Urlaub weggehen, Bey Straffe 10 gr. zum Ersten Mahl, und zum andern Mahl 20 gr. Im Fall aber solches mehr geschehe, Soll die Nachbahrschafft nach gutt Befinden Selbigen zu Bestraffen Macht Haben.

*Schultz- und Rahtsleute dorfs beste zu suchen schuldig:*

9. Dass der Schultz und die Rahts-Leute auff des Dorffes Beste Fleißige Achtung Haben sollen, Alle Nothwendige Wasser-Gänge, Trifften, alle Nachbahr Gräntzen, und was dergleichen gehörig Beschauen, und so Etwas Schadhafft Befinden, ohne einige Säumniß diejenigen, So es zu halten, und zu Repariren Schuldig seyn, Erstlich mit Worten, Hernach mit angesetzter Straffe darzu anhalten, daß es Eylend gemachet werde. So sich denn Jemand wiederspenstig Hierum Bezeugen würde, So soll solches der Schultz und Rahts-Leute, auff des Unwilligen Unkosten zu Machen bestellen. Welches der Bruchfällige Erstlich bezahlen Muß, und darnach der Laden Vier gutter Marck Verfallen sein soll. Es währe denn Sache daß der Orth Streitig oder die Sache an Ihr selbst nicht Richtig währe, Alßdenn soll Solches von der Dorffschafft Verabscheidet werden, wie es Recht ist.

*Von Berichtigung des Schultzen und Rahtsleuten:*

10. Wo Einer von denen Nachbahrn dem Schultzen und Rahts Leuten, Irgends eines Mangels und Versäumniß in Ihrem Ambte Bezüchtigen würde, So soll solches Ambts halben, So Fort geaendert, Und Eines Jeden Nachbahrn Sein Bestes befördert werden. Und wenn der Schultz verbottet hat, und die Nachbahrn auff angesagte Zeit Erscheinen, der Schultz aber unterdessen, Seine Geschäffte Verrichten wolte, So soll die Nachbahrschafft nicht länger als zum allerlängsten eine Halbe Stunde, So Sie alle Vorhanden sind, sich aufhalten, Kommt Er in Solcher Zeit nicht zu Ihnen, so Mögen Sie Von einander gehen, der Schultz aber soll der Nachbarschafft 1 Tl. zur Straffe in die Lade geben.

*Von Beschickung des Zinses:*

11. Der Schultz soll alle Jahr, Zum Wönigsten Sechß Wochen Vor Sanct Martini und Sanct Maria Reinigung Lichtmeßen, die Nachbahrn zusammen Fordern, und Sie Sämbtlich Erinnern, daß ein Jeder mit Seinem Zinß sich Fertig Halten solle, damit Er Selbigen, Zum Wönigsten Zwey oder Drey Tage Vor Sanct Martini und Sanct Maria Reinigung Lichtmeßen, Bey dem Schultzen abgeben Könne. Im Falle aber Einer oder Mehr Nachbahrn Unvermögend befunden würden, den Zinß zu Zahlen, Selbige sollen Solches dem Schultzen und Nachbahrn anzeigen, damit solchem Mangel bey Zeiten Rath geschaffet werden könte.

*Von Streitigkeiten und Gerichtlicher Verhaltung:*

12. Wo Unter den Nachbarn oder Ihrem Gesinde, Ein Miß-Verstandt oder Uneinigkeit Entstünde, Soll solches Erstlich dem Schultzen Vorgetragen werden, Welcher Fleiß dran wenden wird, ob Er die Parthen in der Gütte Mitteinander Vertragen könne, Wo nicht, So soll der Schultz nebenst den Rahtleuten, auff Klag und Antwort, Ein Urtheil Fällen. Und wenn Einer der Nachbahrn, oder sonst wer, Jemand Fürs Schultzen Ambt würde anklagen, und Fürs Gericht Cittiren lassen, So soll derselbige, So Er ein Fremder ist, dem Schultzen geben 3 gr. und ein Nachbahr die Helffte für daß ansagen, Alßdenn Soll Beklagter auff den Tag der Anklage, Vom Schultzen noch bey Sonnen-schein Cittiret werden. Wenn Er des andern Tages vor Gericht erscheinen soll. Nachdem nun Beklagter auff Klagers Begehren, Vom Schultzen Vors Schultzen Ambt Cittiret wird, der soll auff Solche Cittation erscheinen, und gerichtlichen Spruch erwarten, Im Fall sich aber Beklagter auff die Cittation nicht würde einstellen, Sondern bliebe Muttwilliger Weise auß, So soll derselbige 30 gr. verbrochen Haben, Erscheinet Er aber, und erwartet den gerichtlichen Spruch, So soll Kläger nach erläutetem Spruch, dem Schultzen-Ambt zu geben Schuldig seyn 12 gr. und dem Schreiber 6 gr. Jedoch soll derjenige, welchem daß Recht abgesprochen wird, dem andern alle Unkosten wieder Erstadten, Und nach der Sachen erkentnis Seine Straffe leyden. Währe es aber eine Solche Sache, daß Sie nicht anders als Für die gantze Nachbarschafft gelangen Müste, So soll der Sachen Schuldener Indem Er Rechts wegen erkennet wird, Nach geendigter Sache, der Nachbahrschafft zu geben Schuldig seyn 3 Tl. Bittet Er aber, so kann Er mit der Helffte abkommen. Im Fall aber Kläger und beklagter Einer dem andern für Berichte Lügen heiße, der Verbricht 6 gr. zum Ersten, zum andern Mahl aber 12 gr. Gehet aber Einer unter Ihnen an die Gnädige Obrigkeit. Ehe die Sache vor den Schultzen des Dorffes ist bracht worden, der soll alßdenn 6 Tl. in die Lade verbrochen haben. Auch wenn sonst Irgend eine Sache, Sie Habe Nahmen wie sie wolle, Von der Nachbarschafft vor gutt erkandt würde, und sich Irgends Einer Schimpfflicher Weise, an Einem oder dem andern, mit Worten vergreifen Möchte, der sol deßwegen 2 Marck verbrochen haben.

*Von Hoff und Land Kauff:*

13. So Jemand von den Nachbahrn Sein Hauß und Land, gantz oder ein Stück deßselbigen Landes wird verkauffen wollen, der Soll solches Erstlich im Schultzen Ambt Nach altem Gebrauch mit Ehrerbiethung Melden und Vortragen, Wer aber solches nicht Thut, der soll 3 Tl. in die Lade zur Straffe geben. Nachdem solches geschehen, Hat Er Frey Sein Hauß und Land zu verkauffen, aber an Solchen Mann, Welcher ein gutt gerichte Hat, und ihm Niemand was unbilliges Nach-zu Reden weiß, Er Sey auß der Nachbahrschafft oder ein Frembder. Nachdem Soll Er mit Seinem Verkäuffer in dem Schultzen Ambt erscheinen, und Seinen Handel auffrichtig der Nachbahrschafft Entdecken und übertragen lassen,

Und so bald Solches geschehen, Soll Erstlich der Dorffschafft darnach des Verkäuffers nägsten Gräntz Nachbahrn Frey und offen seyn, der Nägste Gräntz Nachbahr aber ist derselbige, dessen Land an des Verkäuffers Grund und längsten Gräntze am nächsten lieget, derselbige hat Frey und kann, wenn Er daß Land zu Nägsten begehret, durch seinen Einspruch den Kauff Stürtzen, und daß Land in Selbigem Preise, in welchem Es Verkäuffer an einen andern verhandelt hat an sich bringen, So aber der Nägste Gräntz Nachbahr, daß Land nicht begehren würde, So kann der, So an der andern Seyte gräntzet, Es an sich bringen, Will der Es auch nicht, So kann von den andern Nachbahrn Insonderheit die daran gräntzen, an sich bringen wer Es will, Und soll dem Nachbahrn im Dorffe, die Nägstung 14 Tage offen stehen, wo Er daß Kauff-Belegungs Geld nicht bereit hat, sich zu Resolvieren, wenn aber Obrigkeitliche Schulden währen, Welche nicht könnten so lange auffgehalten werden, Soll Ihm von der Nachbahrschafft eine gewisse Zeit gesetzet werden, in welcher Er sich Raht Schaffen muß, und Resolviren, wo nicht So muß Ers absagen, Und Kann nach diesem wenn die Zeit verfloßen, der Verkäuffer mit Seinem Kauff Fortgehen, Es sey mit Einem Nachbarn oder Frembden, Wenn die Nachbahrschafft mit Ihm zu Frieden ist, und soll der Übertrag und der Kauf Innerhalb Vier Wochen, der Dorffschafft verlautbahret werden, Bey Straffe 3 Tl. in die Lade, Und wer Senien Handel nicht Recht Fürtragen wird, Soll der Nachbahrschafft 6 Tl. in die Lade, und der Gnädigen Schloß Obrigkeit 12 Tl Straffe geben. Wenn nun der Käuffer vor Einen Nachbahrn angenommen, und sich daß Land hat zuschreiben lassen, Soll Er sich auch ins Dorff Buch, Bey dem Schultzen mit Seinem Huben = Schlag und Nahmen Einschreiben lassen, auch darneben angeloben Die Königliche Zinser, und alle andere Dorffsordnung, So wie Sie in dieser Wüllkühr verfastet und beschrieben sind, getreulich und ohne Beschwer der Nachbahrschafft zu halten, und der Nachbahrschafft Erstlich 1 Tl. zum Kleinen Lein kauff, und darnach eine Tonne Nachbahr = Bier von der Hube geben.

*Vom Land werden und angenägstem Lande:*

14. Wenn Einer von den Nachbahrn Sein Hauß und Land verkauffet hätte, und gereuet Ihn, So kann Er nicht länger Zeit haben als Biß auff den andern Tag, Ehe die Sonne Untergeht, Wenn Er unter Währender Zeit Kömmt und Saget, Es gereuet mich, So soll Er nur den Kleinen Leinkauff dem Käuffer wiedergeben, und der Nachbahrschafft 6 Tl. in die Lade. Kommt Er aber des andern Tages Nach Sonnen Untergang So soll der Kauff Fortgehen, Und wenn Ein Nachbahr Ein Hauß und Land an Sich Nächstet, Soll er es Selbst wieder ein Jahr in Seinem gebrauch behalten, Ehe Er es wieder an einen andern Verkauffen kann aber Ein Vollwerk soll Keiner Halten, Und ein Nachbahr im Dorffe soll nur von Jeder Morgen 1 gr. zum Lein Kauff geben, Wenn Er noch Ein Hauß und Land zu seinem Kauffet, Und wenn Ein Nachbahr nicht Selbst Persönlich auff dem angekauften Lande wird Wohnen wollen, So soll Er nicht Macht haben, Einen andern darauff zu Setzen, Es sey denn daß Sämbtliche Nachbahrschafft mit Selbiger Perschon zu Frieden ist, damit die umbschläge, Schultzen geboth, und was Sonsten zur Dorffschafft Besten Erfordert würde, So viel Richtiger gehalten und Fortgesetzet werden können,

*Von Miehts Leuten und Einwohnern:*

15. Es soll keiner von den Nachbahrn Gärtner und Einwohner Setzen, oder Auffnehmen, ohne der Nachbahrn Bewust und Bewilligung, Bey Straffe 2 Mark der Lade zum Besten,

*Von betrügerey und büberey:*

16. Auch soll keiner auff Seinem Lande, Huren, Buben, Diebe, oder dergleichen Unrichtige Leute Hegen, oder Herbergen. Oder So sich Einer unter der Nachbahrschafft mit Betrügerey wollte Ernähren, wird man Solchen erfahren, Er sey Mann oder Weib, der soll 2 Tl. Straffe in die Lade geben. Auch der So Sie wird Herbergen und auff = halten, Wer Hiewieder Handlen wird, Soll Ferner nach Erkäntniß der Nachbahrn Bestraffet werden, Bey Vermeydung des Dorffes,

*Vom Gesinde Miethen Insgemein:*

17. Es soll kein Nachbahr oder Nachbahrin des Dorffes, dem Andern Nachbahrn oder Nachbahrin, Ihr Arbeits Volk, Knecht, Magd, oder wie es Nahmen Haben mag, Vor der Rechten Martins Zeit des Dienstes, auß Ihrem Dienste abspendig zu machen sich nicht unterstehen. Oder auch vor Solcher Zeit, wegen Miethung Eygenen Dienstes zu Besprechen, ohne Bewust Ihrer Herrschafft, Bey Straffe 2 Tl. in die Lade, Viel Wöniger Soll Ein Dienstbothe, der sich auff eine gewisse Zeit an Jemanden Vermiethet, Vor der Zeit aus Seinem Dienste Weg = gehen, würde es geschehen, Soll Ihm Niemand ohne Seines gewesenen Brod Herren, Bewust, So lange die Miets Zeit währet, in Seinen Dienst an = zu nehmen nicht Macht haben, Es sey denn daß Sein gewesener Brod = Herr Selbigen bey sich zu haben länger nicht gesonnen ist, Bey Vorriger Straffe an die Lade,

*Von ungehorsam Gesinde:*

18. Im Fall aber ist für Gutt erkennet worden, daß wenn ein Nachbahr oder Nachbahrin, Einen Ungehorsamen Knecht oder Magd Hätte, dadurch die Herrschafft verursachet würde, Selbige, Wegen Ihres Ungehorsams, Wiedersprecherey und Wiederspenstigkeit, Vor der Endigung Ihres Vorsprochenen Deinstes Weg gehen zu heißen, als Soll Ein Jeder

Nachbahr oder Nachbahrin Macht haben, Solch Ungehorsames Gesinde, auß Ihrem Dienste abzusprechen, und Ihres biß an die Zeit, verdienten Lohnes, heißen umb die Versprochene Martins = Zeit abzufordern, Im Fall aber Solcher Dienst Bothe, Sich nicht daran kehrte, Sondern wieder der Herrschafft willen, dennoch länger verbleiben Täthe, So soll Nochmahls die Herrschafft nicht Schuldig seyn, Selbigen Ferner zu Lohnen, als biß an die Zeit, da der Dienst-Bothe auß Seinem Dienste verurlaubet ist. Es Sey denn daß Ein Knecht oder Magd nur bis May diente, So kan der, oder dieselbe, nicht so viel verdienet haben, als wenn Sie von May biß Martini dieneten, Sondern Solche so mit auß-gang des Winters außgedienet haben, Sollen den Vierdten Groschen Fallen lassen,

*Von Arbeits Leuten:*

19. So Jemand unter den Nachbahrn Arbeits Leute hätte angenommen, und Sie Entgingen Ihm auß Seiner Arbeit, So soll Selbige, kein ander Nachbahr wieder zur Arbeit Nehmen, Wer Sie aber annehmen wird, der soll 2 Marck Straffe in die Lade geben,

*Von Schicht und Theilung:*

20. Kein Wittwer oder Wittwe Sollen Sich keines Weges Verändern, Sie haben denn Ihren Kindern Richtige Schicht und Theilung gethan, worauff der Schultz und Rahts = Leute Fleißige acht haben Sollen, bey Straffe 4 Tl. der Laden zum Besten.

*Von Einfreyung ins Dorff:*

21. Wenn eine Manns Person Sich ins Dorff Einfreyet, der Soll Schuldig seyn, der Nachbahrschafft Einen Stoff vom besten Brandtwein oder 24 gr. in die Lade dafür zu geben, Innerhalb 6 Wochen, und Sich mit Seinem Nahmen und Hubenschlag, bey dem Schultzen ins Dorffbuch Einschreiben lassen. Daneben angeloben, die Königliche Zinsen, und alle andere Dorffs Ordnung, So wie Sie in dieser Wüllkühr verfaßet und beschrieben sind, getreulich und ohne Beschwer der Nachbahrschafft zu halten, bey Straffe 1 Tl. in die Lade.

*Von Gräntzen zu machen:*

22. Es Soll ein Jeglicher Nachbahr Jährlich Seine Gräntzen Verfertigen, Von einer Haupt Gräntze zu der andern, deßgleichen auch alle Nachbahr Gräntzen, Sie sind wie und wo Sie wollen, gutte oder böse. Damit Ein Jeglicher Nachbahr, So bald als es im Früh-Jahr die Zeit fügen will, Sein Land Nutzen und gebrauchen kann. Deßgleichen auch bey Herbst Zeiten, Soll Niemand Seine Gräntzen und Zäune verfallen lassen, damit ein Jeglicher Nachbar Sein Land so späth als Es die Zeit Fügen und Leyden will, ohne Mühe und Verdruß Nutzen und gebrauchen kann. Bey Straffe 3 Tl. der Laden zum Besten, So oft darüber geklaget wird. Und wo mann es graben kann, daß die Bort gutt stehet, daß der Grabe gutt 6 biß 7 Schuh breit, und gutt 3 bis 3½ Schuh tieff, und wo die Bordt nicht gutt stehet, Ein gutt Rück auff die Bordt Setzen, Wo aber Treibender Sand ist, und der Graben gantz nicht stehen will, Zwey gutte Rück auff die Bordt, Wo es aber gezäunet oder gerücket wird, zwey gutte Rück oder drey Stangen obeneinander, und Solches gutt verfestiget, Bloß daß die Höhe gutt 4 Schuh biß 4½ Schuh hoch sey. Deßgleichen auch ein Zaun, So kann Er für eine Gräntze bestehen, umb des Viehes willen. So denn Jemandes Viehe, über dergleichen Graben oder Zäune zu springen gewohnet, oder sonsten Jemand Solch übel Viehe hat, Welches ungebührlicher Weise, durch Gräntzen und Graben bricht, derjenige Soll, dem Solches Vieh zugehöret, Selbiges Vieh Koplen oder Spannen, Wo aber dieses nicht Helffen wolte, Verkauffen, und an Solche orthe bringen da Er Es ohne Schaden der Nachbahrn Weyden Könne, bey 20 gr. Straffe der Laden zum Besten, So offt darüber geklaget wird. Auch Seinem Nachbahrn den Schaden Ersetzen und Bezahlen. Alle alte Zugefallene Graben und Gräntzen, sollen auffgegraben, berücket und Repariret werden, umb hierdurch allen Schaden abzu wenden, auch soll keiner der Seine Gräntzen nicht woll begraben, gereiniget oder mit Rücken und Zäunen Verfästiget hat, Eines andern Vieh, wegen Zugefügten Schadens Pfänden. Die Gartens und Hocken Vor die Schwein und Gänse, muß Sich Ein Jeder Selbst bezäunen und deucht Machen, auß-benommen, Wo Zwey Gartens und Schwein Hocken gegeneinander sind, Soll ein Jeder die Hälffte deucht machen und Gräntzen, Damit nicht Jemand umb des andern Schweine und Gänse willen, die Last zu Schwer werde, bey Straffe 2 Marck in die Lade, und dennoch innerhalb 4 Tagen, Sein Parth ohne Verzug zu Machen.

*Von den Nothwendigsten Gräntzen:*

23. Es Soll auch ein Jeglicher Nachbahr gegen Seinem Hause und Auß=Wege, Seine Gräntze Allwo es die Noth Erfordert, Einen deuchten Wehrhafften und Wollbeständigen Zaun halten, Wie auch alle Nothwendige Hecken, besonders aber soll Ein Jeglicher Nachbahr Seine Haupt Gräntzen, Nehmlich die Hekken, gutt und gangbahr die Zäune aber deucht Wehrhafft und Wollbeständig. Insonderheit also alle, Einem Jeglichen Seine zugehörige Gräntzen und Zäune, So woll im Früh=Jahr und Herbste, Laut Vorangezogenem Puncte Woll verfästiget halten, also daß Ein Jeglicher Zaun 4 bis 4 ¼ Schuh hoch sey. Wer Nun hierinnen wird bruchfällig befunden werden, Soll, so offt darüber geklaget wird 3 Tl. Straffe in die Lade geben, und dennoch ohne Einigen Verzug Sein Parth zu-verfertigen.

*Von Pfändung des Viehes Pferd und Kühe:*

24. So Jemandes Viehe Pferde oder Kühe, Insonderheit außbrechen, auff die Trifft, oder Sonsten wo, Seinem Nachbahrn auffs Land, auf den Hoff, ins Getreyde, oder Heugraß, und Thäten Schaden, also daß Sie gepfändet würden, So soll derjenige, der Es pfändet, Es also außtreiben, daß Sie Seinem Nachbahrn Keinen Schaden Thun, auff dem Lande, dem daß Vieh zugehöret, Auch kan der So Es pfändet, Es wohl auff Seinen Hoff Treiben, und im Pfand Stalle behalten, biß an den Abend. Es sey was für Vieh Es wolle, Klein oder Groß, doch soll Er es gleich in dem Schultzen Ambt Melden, und soll ein Jeder Seines Nachbahrn gepfändetes zum Schultzen ins Recht bringen. Und wehms Vieh gepfändet ist, demselbigen Soll der Schultz, Solches Kundt Thun lassen, So Es denn derselbige über Nacht im Pfand=Stalle stehen laßet, So soll derjenige Für Jedes Stück, die Erste Nacht 6 gr. die andere Nacht 12 gr. und so weiter geduppelt biß auff die Sechste Nacht an die Lade zu Büßen Schuldig seyn. Auch soll derselbe der daß Vieh pfändet, Es also Treiben, daß Er es nicht zu Nichte Schläget oder Steche, würde Jemand in Zorniger Weise Ein Vieh Es Mag Nahmen haben wie Es wolle, Lähmen, oder Stechen, und es Ihm mit Recht kann bewiesen werden, daß Ers gethan, Auch Selbiges Vieh vorhero Solchen Schaden nicht gehabt, So soll Ers dem so es gehöret bezahlen, und Ihm Befriedigen, was Schultzen und Gerichten Erkennen werden. Was aber das gepfändete Vieh Schaden gethan hat, daß soll der Schultz Sambt Zweyen gutten Männern, und Nebst den Rahts-Leuten besichtigen und Taxiren, auff daß also beyde Parthen zu Frieden seyn, und dem daß Vieh zukomt, der soll den Schaden bezahlen, auch der Nachbahrschafft 2 Tl. in die Lade zur Strafe geben. Und wenn der Schultz und Rahts=Leute Im Dorffe Etwas besichtigen, Soll mann Ihnen geben 18 gr. Wenn Sie aber von Jemand über die Gräntze begehret werden, Etwas zu besichtigen, Soll Ihnen derselbige geben 2 Tl. Derjenige aber der den Schaden gethan, soll Sie Ihm wiedergeben. Und wenn Ein Pferd oder Kuh im Weyde= Lande durch bricht und gepfändet wird, So soll der, dem Es zukommt, vors Pferd 3 gr. und vor Eine Kuh 2 gr. Pfand Geld geben.

*Von verlaub und pfand weygerung:*

25. Niemand soll ohne verlaub des Schultzen, daß gepfändete Vieh, auß dem Pfand=Hoff holen, oder Nehmen, bey Straffe 5 Marck an die Lade, So offt Solches geschieht, mit gleicher Straffe soll beleget werden. Und wer Pfand-Weygerung Thun wolte, Wenn die Pfändung gemäß dieser Wüllkühr mit Billigkeit geschehen. Der soll dem Pfänder Ebenfalls Sein Völliges Pfand geld geben. Darnach und was Es vor Vieh seyn Möchte, und der Nachbahrschafft 2 Marck in die Lade zur Straffe. Auch soll der Schultz und Rahts=Leute Schuldig und Verpflicht seyn, denen Nachbahrn des Dorffs, in allerley Pfändungen Es sey Vom Nachbahrn oder Frembden, wenn Einer Schaden gelitten, behülfflich zu Seyn, und Recht zu Suchen, wenn es die Noth erfordern Thut.

*Von allerlei Vieh Gross und Klein:*

26. Niemand soll Sein Vieh es sey Klein oder Groß, nicht auff der Strassen der Nachbahrschafft zum Schaden und Verdruß herum Treiben lassen, Sondern des Tages auff Seinem Lande und Hocken halten, und des Nachts auch gutt verwahren; Würde Es aber Jemand herumb Treiben lassen, So wohl bey Tage, als auch Fürnehmlich in der Nacht, Und Jemand Schaden dadurch hätte, der soll 2 Marck Straffe in die Lade geben, und dennoch den Schaden bezahlen. Und wenn daß Vieh an Solche orthe Kähme, wo mann nicht gutt Währen kann, und der orth doch der Nachbahrschafft Etwas bringen Könte, Soll für Jedes Mahl Fürs große Stück 2 gr. und Fürs Kleine Vieh 1 groschen gebüßet werden.

*Von Schwein Gänse und Endten:*

27. So Jemand Schweine Gänse Endten und dergleichen Viehe halten würde, So soll Er Selbiges, ohne Seines Nachbahrn Schaden Thun, Wer hiewieder Handlen wird, und solches Viehe auff Seines Nachbahrn Land überlauffen lassen, Soll nach gelegenheit der Sachen, Vom Schultzen und Rahts-Leuten gestraffet werden, und 1 Tl. in die Lade zur Straffe geben. Nebst Erstadtung des zugefügten Schadens, auch soll Ein Jeglicher Nachbahr Seine Schweine mit gutten Ringen versehen. Damit die Wiesen nicht verdorben werden, etwa Jemand, Bey Straffe Von Jedem Schwein 10 gr. darum soll ein Jeglicher Nachbahr Seine Schweine, Gänse, und dergleichen Vieh, in gutten Deichten Hocken Haben, und auff Seinem Eygenen Lande Halten und Hütten, Auch nicht im Dorffe auff der Straßen Jemand zum Schaden und Verdruß Herum Treiben Lassen, Kähme aber Vorgemeldetes Vieh auß, und Thäte Schaden, im Getreyde oder Heugraß, so mag der Schultz und Rahts-Leute, den Schaden Besehen, und was Sie alßdann erkennen, Soll der, dem die Schweine, Gänse, Endten und dergleichen Vieh zukommt Bezahlen. Oder zum Wönigsten 3 gr. von Jedem Schwein und von Jeder Ganß und Endte 2 gr. Vors Getreyde oder Heugraß zahlen. Und wenn Sie in die Weyde Kähmen, Von Jedem Schwein 1 gr. Von Jeder Ganß und Endte 2 fl. geben.

*Von Kälbern:*

28. Es Soll ein Jeglicher Nachbahr Seine Kälber auff dem Seynigen Halten, Damit sie Niemand Schaden Thun. So sie aber in des Andern Nachbahrn Ge-

treyde oder Heugraß Kommen und Thun Schaden, So soll der, dem die Kälber zugehören, Von Jedem Kalbe gegen 1½ gr. und Von der Weyde 1 gr. Wo aber der Schade Groß Befunden wird, Nachdem was gutte Männer Erkennen.

*Von ungesundem Vieh und argen Hunden:*

29. Wenn ein Nachbahr oder Sonsten Ein Ander, Vieh Hat, daß mit Sichtiger und ansteckender Krankheit als Schnuppen, Pirtzel und Reude, oder mit Sonsten was Behafftet ist, Ein solch Krankes Vieh soll Niemand ins Dorff Bringen, Damit Sein Nachbahr an Seinem Vieh, Hierdurch nicht beschädiget werde, Bey Straffe 4 Tl. und daß Vieh abschaffen, oder allein Halten, wenn noch Hoffnung seyn Möchte. Es soll auch keiner Arge und Beißige Hunde auff Seinem Lande Loß Lauffen oder im Dorffe Herum gehen Lassen, Damit Seines Nachbahrn Schweine, Gänse, Kälber, Schaaffen und anderm Viehe, Kein Schaden geschehe, Bey Ersetzung des Schadens, und der Nachbahrschafft 3 Tl. zur Straffe in die Lade, oder den Hund gar abschaffen, Wenn Es die Nachbahrschafft für gutt Erkennet.

*Von Vieh Jagen und übermuth dabey:*

30. Ein Jeder wenn Er des Morgends Sein Vieh außtreiben, und des Abends nach Hause Hohlen will, Gebe Achtung daß Er nicht dem andern welcher Schon mit Seinem Vieh auff dem Wege ist, zu Nahe oder mit Seinem Vieh unter des andern Sein Vieh Komme, umb Schaden zu Verhütten. Und der mit Seinem Viehe Vor ist, Soll in Einem Jagen Bleiben, und allgemählich Wegtreiben, und sich nicht diß oder daß wo unterweges zu Thun Machen, und unnöthig aufhalten, und daß Vieh so Treiben Lassen, daß Ihm nicht der, Hinter Ihm ist, unter Sein Vieh Komme, und Schaden dadurch geschehe. Es Währe denn, daß Jemanden Etwa, ein un-Vermuthlicher unfall über=Kähme, da Er nicht Vor Könnte, und der mit Seinem Viehe Hinter einem ist, Soll Allmählich Treiben, und in Seinem Trappe Halten, und nicht auff den Fördersten mit Gewalt zujagen, oder unter Sein Vieh sprengen und über=Eylen wollen, daß nicht etwa Schaden entstehe. Wer sich hierinnen nicht wird Fürsehen, Es sey der Forderste oder Hintere, und Schaden entstehe, So soll der Ursacher den Schaden ersetzen, und 1 Tl. zur Straffe in die Lade geben. Es soll sich auch ein Jeder von den Vieh Jagern, oder es sey wer es wolle, Vorsehen und woll in Acht Nehmen, und Niemand Seine Brücken Verreißen, Zuschläge und Häcken auffmachen, oder Sonsten Womit übermuth Verüben und Schaden Thun, unterweges wenn Vieh gejaget wird, Ein Jeglicher wer Hierinnen betroffen und überwiesen wird, soll 6 gr. in die Lade geben, und dem Andern Seinen Schaden Ersetzen. Und wer dennoch Freventlich hiewieder Handeln wird, Soll Ferner nach Erkäntniß der Nachbahrschafft bestraffet werden, bey Vermeydung des Dorffs.

*Vom bestehlen:*

31. Wo auch Einem Nachbahrn im Dorffe Ein Pferd, Ochß oder Kuh gestohlen wird. So sollen alle Nachbahrn des Dorffes, ohne Säumnis auff seyn, oder So Er ehe Hafft hat, Einen Tichtigen und getreuen Mann zu Hülffe geben, Solchem Diebe eine Tagreise auff Seine Eygene unkosten, zu Pferde Nachzujagen, Da Er Nun nicht auff den Spuhr Kommen würde, so Mag Er wiederum Zurück Reiten, Jedoch auß Selben Dorffe oder Stadt, Da Er gewesen, Einen Schriftlichen Beweiß mitbringen, Kommt aber Jemand auff den spur, der Soll dem Diebe Nachfolgen, Da Ihm dann alles, was Er über eine Tagreise Verzehren würde, Von der Gantzen Nachbahrschafft Nach Huben Zahl soll Bezahlet werden. Wenn aber Jemand über die Tagreise, in Solchem Nachjagen ohne Muthwillige Verwahrlosung Ein Pferd zu Schanden ginge und gar zu Tode Kähme, So soll Ihm Solches, Laut Beweiß, was es Wehrt gewesen, Von der gantzen Nachbahrschafft Bezahlet werden. So aber Jemand laut Beschreibung dieser Wüllkühr gemäß, nicht Fortstellet und außreittet, der soll der Nachbahrschaft 5 Tl. zur Straffe Verfallen seyn. Im Fall Nun auch der Dieb gefangen wird, und Hernach Zu gebührender Strafe gebracht, So sollen die Unkosten aus dem Gantzen Dorfe nach Huben Zahl gezahlet werden. Deßgleichen Im Fall Jemand unter den Nachbahrn über 5 Tl. solte bestohlen, oder mit Feuer angeleget, oder Gewaltsamer Weise ohne Ursach in Seinem Hause überfallen und angegriffen werden, So soll die Nachbahrschafft auff Sein Befordern, Ihm also gleich zu Hülffe zu Kommen Schuldig seyn. Dem Diebe und Thäter Entweder Persönlich oder durch Ihr dazu Tichtiges gesinde, So weit es die Nothdurfft erfordern wird, Nach jagen, bey Voriger Straffe. Doch aber wer ohne Ursach die Nachbarschaft in beyden Fällen Bemühen würde, Soll 5 Tl. Straffe geben, der Laden zum Besten,

*Von Feuers Brunst und Schornstein Reinigung:*

32. Ein Jeglicher Nachbahr sey Sorgfältig und Fürsichtig in Seinem Hause, mit Verwahrung des Feuers, und Wo Nur Sonsten Feuer bey Ihm gehalten wird, Daß nicht etwa Welches Gott in Gnaden Verhüten wolle, wo Feuer im Dorffe außkommen Möchte. Durch Unachtsamkeit oder dergleichen Ursach. Weile aber Solches Unglück Vielmahls durch unreinigkeit des Schornsteins Kommt. So ist es Für gutt erkannt, daß der Schultz und die Beyde Rahts=Leute Jährlich 2 Mahl die Schornsteins des Dorffes ohne, laut der Brandtordnung, gesetzten Feuer Herren, Besonders Revidiren Sollen. Zum Ersten Mahl auff Sct: Phillippe Jacobi. und zum andern Mahl auff Sct: Martini,

Jedes Mahl Etwa 8 Tage Zuvor oder Hernach. Und wer alßdenn, Seinen Schornstein, nicht wird gereiniget haben, Der Verbüßet 3 gr. an den Schultzen und Rahts-Leute, Vor Ihre Mühe zum Genutzen, Auch soll ein Jeglicher Nachbahr Sich befleißigen, daß Er Zum Wönigsten Eine gutte Litter, und Einen Feuer Haacken Bey Seinem Hause Fertig habe, und wenn Etwa, da Gott Vor bewahre, Feuer auskommen Möchte, So soll Ein Jeglicher Nachbahr Schuldig und Verpflichtet seyn, Seinem Nachbahrn so gutt als sich selbsten eylends zu Hülffe zu Kommen, und so viel Er kann und Vermag, bey Straffe 3 Tl. in die Lade, Der Nachbarschaft zum Besten zu Retten.

*Von Schadwege Zu Machen:*

33. Niemand soll Seinem Nachbahrn, Zum Schaden über Sein Land Reiten, Fahren, oder Wege und Straßen Machen, Bey Straffe 6 gr. an die Lade, So offt und Viel darüber geklaget werde.

*Von andern Schaden Zu Thun:*

34. Wenn Jemand dem andern des Tages Sein Holtz oder Graß abhauen wolte, oder in eines andern Baumgarten und geköchß Garten steiget daselbst Schaden zu Thun, oder auch Sonsten Wehm Vom Felde Etwas Nehmen würde, an Getreyde, Heu oder Rücken was es sey, und wie es Nur Nahmen Haben Möge. So soll derjenige Täther, Nebst geduppelter wieder=erstadtung des Entwendeten, der Nachbahrschafft 6 Tl. Verbüßen der Laden zum Besten. Thut Er es aber Bey Nachts Zeit und wird darüber Begrieffen, oder überwiesen, So gehet Es Ihm gleich als Einem Diebe, an Seine Ehre und Höchstes.

*Von Straff Geldt abzulegen:*

35. Im fall Jemand von den Nachbahrn, Straff=Fällig Erkannt wird, und die Straffe nicht ablegen wolte, Selbiger soll Von dem Schultzen und Rahts=Leuten, Nach gelegenheit der Sachen, gepfändet werden. Und Ihm darbey eine gewisse Zeit zur Zahlung Benennen, oder aber So Er sich gar nicht zur Zahlung Bequemen wolte, daß Pfand Verkauffen, die Straffe davon abnehmen, und den Rest Ihme wieder Zustellen. Wo Er aber Weiter mit Unbescheidenen Worten oder Täthigkeit, Sich Vergreiffen würde, So soll Er Nach gelegenheit der Sachen Erkenntniß, der Billigkeit nach, gestraffet werden, mit 2 Marck der Laden zum Besten. Auch soll Ein Jeder, wenn Er Vorm Schultzen gericht, und der Nachbahrschafft gestraffet wird, nicht Vom Schultzen Weggehen, Es sey denn Sache, daß Er Straffe ab-geleget, oder Wegen derselben sich auff die Rechts Versammlung mit den Nachbahren Verglichen Habe.

*Von übersehung Jemand vom Schultzen:*

36. So Jemand Straff=fällig erfunden würde, und der Schultz Ihm Durch die Finger sehen wolte, und die Strafe nicht abfordern, So soll der Schultz, Solches geduppelt Büssen. Im = gleichen wenn der Schultz Etwas den Nachbahren Bey Straffe ansagen und Befehlen Liesse, und Solches Ferner nicht Fortstellet, So werde Er auch Bruch=fällig geachtet werden, und der gesetzten Straffe Schuldig seyn.

*Von dorffs beste Erfindung:*

37. Wo künftig etwas von Jemanden der Dorffschafft und der Lade Zum Besten Erfinden und beobachtet würde, So soll Er Solches den Sämbtlichen Nachbahrn Für=Tragen, und was alßdenn die Meysten, der Nachbahrschafft Stimmen werden, dem sollen die übrige Folge leisten.

Der Willkür ist ein Register angeschlossen, „Worinnen Ein jeder Punct Nach dem Blatt aufzuschlagen" ist.

## Die Auflösung der Gutsbezirke und die Zusammenlegung der Gemeinden

nach Felix Ulrich

Aus: Heimatkalender des Kreises Stuhm 1931, S. 51 ff.

Das Gesetz über die Regelung verschiedener Punkte des Gemeindeverfassungsrechts vom 27. Dezember 1927 (G. S. S. 211) ordnete im § 11 seiner Bestimmungen die grundsätzliche Auflösung der Gutsbezirke an und gab weiter im § 1 a. a. O. die Handhabe, auch Gemeinden zusammenzulegen, wenn aus Gründen des öffentlichen Wohls dies angebracht erschien.

Im Kreise Stuhm führte die Auflösung der Gutsbezirke und die Zusammenlegung von Gemeinden zu einer Verringerung der Ortsbezirke von 121 auf 65. Diese Auflösung der Gutsbezirke und ihre Zuschlagung zu angrenzenden Gemeinden sowie die Zusammenlegung weniger leistungsfähiger Gemeinden (sogenannter Zwerggemeinden) hatte sich im allgemeinen reibungslos vollzogen. Von der Inanspruchnahme des § 12 des erwähnten Gesetzes, demzufolge alle im Zusammenhang mit dieser Neuregelung erwachsenden Auseinandersetzungen zwischen den beteiligten Gemeinden und Gutsbezirken von der Beschlußbehörde entschieden werden mußten, wurde nur in einem einzigen Fall Gebrauch gemacht.

Wie im übrigen Preußen stand man auch im Kreise der Auflösung der Gutsbezirke und der Zusammenlegung von Gemeinden anfangs mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Dabei dürfte es sich jedoch nur um eine gefühlsmäßige Abneigung gegen eine Neuerung gehandelt haben, da der Widerstand einzelner Gemeinden weder wirtschaftlich noch kommunalpolitisch begründet war und stichhaltige Gegenargumente nicht angeführt werden konnten.

Die Schaffung größerer Gemeinwesen hatte den Ausgleich der kommunalen Lasten und damit die Schaffung leistungsfähigerer Gemeindegebilde zur Folge.

Die frühere kommunale Bezirkseinteilung, die den neuzeitlichen Verkehrs- und Verwaltungsverhältnissen nicht mehr entsprach, ging auf eine Zeit zurück, in der vor allem auch das kommunale Leben noch nicht entwickelt war. In Zwerggemeinden konnte sich ein ausgeglichenes Gemeindeleben niemals entfalten.

Gerade dafür die Vorbedingung zu schaffen, war aber das gesetzgeberische Motiv, das dem Gesetz über die Regelung verschiedener Punkte des Gemeindeverfassungsrechts vom 27. Dezember 1929 zu Grunde lag.

Die Bereinigung der kommunalen Verhältnisse durch die neuen Maßnahmen rechtfertigte sich vom Standpunkt einer zweckmäßigen und rationellen Ordnung nicht nur der Staatsverwaltung, sondern auch der Selbstverwaltung der betreffenden Gemeinden. Diese Gesichtspunkte wurden von der überwiegenden Mehrzahl der beteiligten Gemeindevertretungen anerkannt.

Wenn in einzelnen Gemeinden durch den kommunalen Ausgleich auch eine Steigerung der kommunalen Lasten vorgenommen werden mußte, so gelang es andererseits in den neuen Gemeindegebilden, die kommunalen Zuschläge auf ein erträgliches Maß zu senken. Zu einer erheblichen Verbesserung ihrer finanziellen Lage und Stärkung der Steuerkraft gelangten vor allem die Gemeinden des Westteils des Kreises, denen durch die Auflösung des Gutsbezirkes Oberf. Rehhof ein erheblicher Teil des fiskalischen Forstgutsbezirkes zufiel und die nun die Steuerkraft dieses forstfiskalischen Bezirkes für ihre kommunalen Zwecke ausnutzen konnten.

Am Beispiel der Gemeinden Parpahren, Weißenberg, Bönhof u. a., die durch die gewaltsame Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg besonders zu leiden hatten, ist zu erkennen, wie notwendig besonders die Auflösung des Gutsbezirkes Oberf. Rehhof für die Beseitigung des Finanzelends dieser Gemeinden war. Während sie bis zur Auflösung der Gutsbezirke Zuschläge bis zu 400 % erheben mußten und trotzdem den von ihnen gesetzmäßig vorgeschriebenen Lasten kaum gerecht werden konnten, verringerten sich diese Zuschläge für Parpahren und Usnitz nach ihrer Zusammenlegung von 400 auf 230 %, für Weißenberg von 350 auf 220 %, Bönhof von 400 auf 250 %. (Im nachfolgenden Verzeichnis sind die kommunalen Zuschläge der einzelnen Gemeinden vor und nach Auflösung der Gutsbezirke ersichtlich.) Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß bei den neuen Zuschlägen eine weitere Senkung hätte vorgenommen werden können, doch wurden die Gemeindefinanzen durch die ständig steigenden Ausgaben für Wohlfahrtsfürsorge, Schule usw. ebenfalls immer mehr belastet.

Nachdem die umfangreiche Arbeit, die mit der Auflösung der Gutsbezirke und der Zusammenlegung kleinerer Gemeinden verbunden war, als einmalige außerordentliche Aufgabe ihre Erledigung gefunden hatte, konnte durch die Reduzierung der Ortsbezirke von 121 auf 65 ein nicht unbedeutender Abbau büromäßiger Arbeit durchgeführt werden.

Diese kommunale Neuregelung hatte auch eine Änderung der Amts- und Standesamtsbezirke zur Folge, wie sie aus dem nachfolgenden Verzeichnis im einzelnen ersichtlich ist. Ebenso wurde die Regelung der Schulverhältnisse für die neuen Gemeinden nunmehr endgültig durchgeführt. Die vorliegende Karte des Kreises Stuhm gibt ein Bild über die damalige Festsetzung der neuen Gemeindebezirksgrenzen, die schraffiert eingezeichnet wurden, während die alten durch eine einfache Linie gekennzeichnet sind.

In der Praxis erwies es sich später, daß durch die Auflösung der Gutsbezirke und die Zusammenlegung weniger leistungsfähiger Gemeinden die Selbstverwaltung der Gemeinden auf eine bessere Basis gestellt, die Kreisverwaltung vereinfacht und entlastet und damit den Interessen der Bevölkerung auf wirksame Weise gedient werden konnte.

## Aus der Chronik Heidemühl von 1929

von Edwin Jaedike

Die Auflösung des forstfiskalischen Gutsbezirks Oberförsterei Rehhof und die damit verbundene Eingemeindung der Forstkolonien Heidemühl, Jesuiterhof und Hammerkrug zu Dorf Rehhof, nahm der Verfasser im Jahre 1929 zum Anlaß, die nachfolgende heimatkundliche Darstellung dieser Kolonien anzufertigen. Als Quellenmaterial dienten ihm alte Prozeßakten der Besitzerin, Witwe Krzemnicki — Jesuiterhof.

Die Güter Heidemühl und Jesuiterhof wurden in den Jahren 1738 und 1782 als einheitliche Besitzungen mit einer Oberfläche von 3 Hufen und 18 Morgen kulmisch (etwa 220 Morgen oder 2 Hufen 7 Morgen magdeburgisch) in Erbpacht ausgetan. Die dort ansässigen kleinen Besitzer sind erst später von den Erbpächtern bzw. den nachherigen Eigentümern dieser Güter angesiedelt worden. Hammerkrug war früher gleichfalls eine einheitliche Besitzung und hatte nach den Prästationstabellen einen Flächeninhalt von 67 Morgen 164 Quadrat-Ruten. Zwei bereits dort lebende Kätnerfamilien waren im Jahre 1828 von dem damaligen Eigentümer von Hammerkrug angesiedelt worden. Später wurde dann das Grundstück aufgeteilt, und es entstand die Ortschaft Hammerkrug. (Nicht zu verwechseln mit dem jetzigen Hammerkrug in der Nähe der Mennonitenkirche Zwanzigerweide.)

Nach Erzählungen alter Leute lag diese Ortschaft an der Bachebrücke östlich der Bahnstrecke in der Nähe des Wärterhauses Heidemühl. Hier soll auch ein Krug

gestanden haben. Der erste Krugwirt hieß Hammer, daher wohl der Name Hammerkrug. Wahrscheinlich war der Krugwirt nur Pächter; der Krug selbst gehörte aber zum Gut Heidemühl, das ehemals herrschaftliche Rechte bessessen haben muß. Nach dem Erbpachtvertrag vom 18. Dezember 1738 war dem Erbpächter gestattet, Bier selbst zu brauen und dieses in seinem Hause und im eigenen Krug zu verlegen. Der Krug ist erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingegangen.

Kommunalrechtlich haben, wie aus den Prozeßakten ersichtlich, die drei genannten Ortschaften gar nicht zum Forstgutsbezirk Oberförsterei Rehhof gehört. Erst später sind auf Vorschlag des Landrats in Stuhm vom 26. November 1888 die Verwaltungsgeschäfte dem Forstgutsvorsteher von Rehhof übertragen worden. Eine rechtlich wirksame Eingemeindung hatte aber damals noch nicht stattgefunden. Bis dahin wurden Heidemühl und die beiden anderen Ortschaften noch immer als selbständiger Gutsbezirk behandelt. Im gleichen Jahre wurde dann aber festgestellt, daß ihnen diese Eigenschaft nicht zukam, worauf sie dem Forstgutsbezirk Rehhof auch kommunalrechtlich angegliedert wurden. Jetzt war der Forstfiskus auch alleiniger Guts- und Grundherr, und vom Jahre 1889 an wurde er zu den Schulunterhaltungskosten herangezogen.

Die laufenden Kosten wurden vom Fiskus auch jahrelang ohne Widerspruch getragen. Als dann aber 1907/08 größere Instandsetzungsarbeiten an den Schulgebäuden notwendig wurden, lehnte er es ab, dafür aufzukommen und versuchte, diese Kosten den Besitzern von Heidemühl und Jesuiterhof aufzubürden. Da diese sich aber dagegen verwahrten, kam es zu einem Prozeß, den die Regierung, Abtlg. für Kirchen und Schulwesen, gegen den Forstfiskus erhob und auch gewann. Der Forstfiskus mußte aufs neue die Guts- und Grundherrschaft anerkennen und auch weiterhin den größten Teil der Schulunterhaltungskosten aufbringen. Durch die Auflösung des Gutsbezirks hat die Guts- und Grundherrschaft schließlich ihr Ende gefunden.

Die „heidemole" wird zuerst 1419 genannt (Marienburger Ämterbuch), Mlyn borowy (polnisch) 1565. Am 31. Mai 1662 verschrieb Sigismund Guldenstern, Freiherr zu Lindtholm und Starost von Stuhm, den wüsten Mühlenplatz nebst 3 Hufen Land im Neudorfer Feld einem anderen Besitzer. Bei der Ersten Teilung Polens im Jahre 1772 war bei der Mühle nur eine Hufe Land. Die Mühle selbst war von jeher eine Mahlmühle mit Wasserbetrieb. Das nötige Wasser lieferte und liefert noch heute der dicht danebenliegende fischreiche Mühlenteich. Nicht immer ist genügend Wasser vorhanden. So war denn früher der ganze Betrieb oft zum Stillstand verurteilt. Heute kommt das nicht mehr vor. Tritt im Hochsommer Wassermangel ein, so bietet der später eingerichtete Dampfbetrieb sofort Ersatz.

Die Besitzer der Mühle haben oft gewechselt. Erster Besitzer war, wie aus alten, aus polnischer Zeit stammenden Akten hervorgeht, ein gewisser Marczian Blinski. Wie schon erwähnt, hat dieser den wüsten Mühlenplatz von dem Stuhmer Starorsten Sigismund Guldenstern käuflich erworben. Auch der Kaufpreis wird in den Akten genannt, nämlich „900 Gulden polnisch und 30 Groschen". Blinski scheint aber nicht alleiniger Besitzer gewesen zu sein. Der Kaufvertrag vom 31. Mai 1662 trägt noch folgende Unterschriften: Ahacias Blinski, Soltis Dombrowski, Soltis Uczinski, George Opitz und Hans Steingräber als Zeugen bei der Abfassung des Kaufvertrages, die wahrscheinlich auch die drei Hufen und dreizehn Morgen Land unter sich geteilt haben, während Blinski nur die Mühle besaß. Diese ist später abgebrannt. Der damalige Besitzer hieß Johann Rozian.

Im Jahre 1682 ist zwischen dem Besitzer und dem damaligen Stuhmer Starosten ein neuer Vertrag abgeschlossen worden, den ich wörtlich folgen lasse:

„Johann Dobrogost auf Kraßen Krasinski Krohn Referendarius Warschauer, Stuhm'scher, Praßnitz-'scher, Neumark'scher etc. Starost. Hier kund einem jeden, dem es zu wissen nötig, daß ich die sogenannte Mühle Borowy in der Stuhm'schen Starostei liegend, mit Recht und Bestätigung Sr. Königl. Majestät und Bewilligung Sr. Excellenz des Herrn Christoph Grzimaltowski, Kastellan zu Posen zu den Starosteien Vysk Pilsk, Stuhm erhoben. Dem ehrbaren Johann Rozian, seiner Ehegattin und seinen Nachfolgern auf die Mühle Borowy, wie er sie vor dem Brand in Besitz gehabt hat, damit also die Abgaben zur Republik, wie auch die Schloßeinkünfte, die verbrannte Mühle, wie auch mit den Privilegien so mitverbrannt sind, nicht verfallen möchten, hat er dem so oben genannten Rozian dessen Ehegattin und dessen Erben die Mühle Borowy mit drei Huben Landes in Neudorf und 13 Morgen bei der Mühle mit Garten, Wiesen und allen zu dieser Mühle gehörigen Angelegenheiten mit Culmischem Rechte den Besitz, damit er diese Mühle wegen der Schloßabgaben erforderlich erbauen und das nötige dazu besorgen möchte, da diese Mühle noch nicht gehörig ausgebaut, damit er besser im stande wäre, in Betracht, daß diese 3 Huben in Neudorf entfernt von der Mühle liegen und vom Dorfe besser benutzt werden könne."

Und weiter heißt es in dem Kaufvertrag:

„Demselben wird freistehen, ein Brau- und Malzhaus zu bauen, Malzbier zu brauen, aber mit dieser Einschränkung, daß er kein Bier in der Stuhm'schen Starostei in die Krüge geben soll, es sei denn mit Vorwissen des Starosten, außer seinem Hause oder in

den gedachten Krügen zu schänken. Demselben wird auch erlaubt, mit kleinem Netze, Staknetzen und Säcken für sich, aber nicht zum Verkauf zu fischen.

Seine Pflichten werden nur diese sein: Drei Last Korn, drei Schweine jährlich zu entrichten. Da die Grabens zu benannter Mühle Reinigung und Unterhaltung benötigen, so sollen die Dörfer, welche in dieser Mühle mahlen oder zu mahlen verpflichtet sind, zweimal im Jahre reinigen, einmal um St. Johann, das zweite Mal auf St. Michael. Diese Mühle mit 3 Huben Land, Roßgarten, Feldern und allem dazu gehörigen, steht demselben frei zu verschenken, zu verkaufen oder zu vertauschen und zu seinem besten Nutzen zu verwenden, welches ich alles aufrecht zu halten und die Bestätigung Sr. Königl. Majestät zu verschaffen verspreche. Dieses zu bestätigen unterschreibe ich es eigenhändig und mit angeborenem Petschaft beglaubige. Datum im Schloß Stuhm den letzten April Anno 1682. (L. S.) Jan Krasinski na Krasin."

Dieser Kaufvertrag ist im Jahre 1738 nochmals erneuert und bestätigt worden. Die Urkunde hierüber trägt am Kopf nachstehende Überschrift:

„August Dritter von Gottes Gnaden König von Pohlen Großfürst von Lithauen, Rußland, Preußen, Masurien, Samowden, Kyowen, Wolhinien, Podolien, Polachien, Livonien, Smolinsk und Czernichow, Erblicher Chur von Sachsen und Fürstlicher Elektor."

Es heißt dann weiter in der Urkunde: „Thun Kund und Fügen zu wissen mit unserer Unterschrift allen denen es zu wissen nöthig ist. So stimme ich zu dieser Gerechtigkeit und will selbige vorbehalten, als den bei Mir verdienten, Ehrbaren Christian Laski mit seiner Ehefrau und ihren Erben, welcher schon die Mühle mit Drey Hufen Land in Besitz hat, wie das Recht besagt auf Neudorff und dreyzehn Morgen nahe der Mühle belegen mit Garten, Wiesen und mit allem zu der Mühle gehörigen Culmische Erblichen Gerechtigkeit. Auch ist die Mühle zu den amtlichen Reparaturen und gehörigen Bedürfnissen verpflichtet." Die Urkunde schließt sodann wie folgt: „Zu wahrer Beglaubigung, Kraft und Sicherheit mit eigener Hand und Beydrückung meines Siegels. Dattum: Warschau den 18-ten Monath Dezember Einthausend Siebenhundert Acht und Dreyßig. Michael Bielinski, Woiewod zu Culm, Kowalews'scher, Stuhm'scher pp. Starost (L. S.)"

Darunter folgt die Bestätigung des Königs:

„Wir August Dritter König genehmigen der gerichteten Bitte mit Gnaden vorstehende Gerechtigkeit für die Mühle in allen Punkten Clauseln Artikeln. Bestätigen, Aprobieren und Ratifizieren. Nach dem Verlangen, daß diese Gerechtigkeit keines wegen dem allgemeinen im Gegentheil steht. Ferner seine Gerechtigkeit auf ewige Zeiten haben soll. Welches zur wahren Beglaubigung mit unserer Hand bestätigen.

Gegeben Warschau den Fünften Monath April Eintausend Siebenhundert neun und dreyßig. Augustus Rex."

Die Mühle und das dazugehörige Gut war bis zur ersten Teilung Polens (1772) fast ununterbrochen in polnischen Händen. Der erste deutsche Besitzer war Karl Friedrich Keller, geboren 1791, gestorben 1833. Nach dessen Tod ging das Gut auf die Familie Johann Gottfried Schneider über. Dieser hatte es in den späteren Jahren aufgeteilt, und so ist die Forstkolonie Heidemühl entstanden, welche heute 15 Feuerstellen zählt. Die Mühle aber mit einer Hufe Land, Garten, Wiesen und Teich blieb jahrzehntelang im Besitz der Familie. Die Schneiders scheinen überhaupt weitverzweigt gewesen zu sein. Ein Sohn des Schneider sen. war seinerzeit Bürgermeister von Stuhm, mehrere Söhne und Enkelkinder ruhen auf dem Erbbegräbnisplatz an der Mühle. Ein Schneider ist 1870 vor Metz als Offizier gefallen. Eine Tochter des Bürgermeisters Schneider war mit dem Schulrat Dr. Zint verheiratet. Die Witwe lebte noch 1929 in Oliva bei Danzig.

Aus den Händen der Familie Schneider ging das Mühlengrundstück an Karl Boden über. Dieser Besitzer hielt es nicht auf der Höhe. Durch Mißwirtschaft und schlechte Zeitverhältnisse sah er sich gezwungen, es im Herbst 1903 zu veräußern. Seine Nachfolger wurden die Brüder Otto und August Müller. Beide brachten die Mühle und auch die Landwirtschaft bald wieder hoch. Im Jahre 1910 trennten sich die Brüder, und nach erfolgter gütlicher Auseinandersetzung übernahm der derzeitige Besitzer, Otto Müller, das Grundstück. Die Firma führt aber bis auf den heutigen Tag noch die alte Bezeichnung „Gebrüder Müller" weiter.

Die Mühle ist im Laufe der Zeit weiter ausgebaut worden. Neben der Mahlmühle ist auch ein Sägewerk in Betrieb, das als Spezialität hauptsächlich Käserollen und Käsebretter herstellt. Ständige Abnehmer sind die hier in der Niederung und auf der Höhe zahlreich vorhandenen Käsereien. Die Mahlmühle ist mit fast neuen Maschinen versehen, wie überhaupt die ganze Einrichtung als neuzeitlich gelten kann.

Die Folge ist, daß der Besitzer nur gute Mühlenprodukte herstellen kann und der Kundenkreis sich von Jahr zu Jahr vergrößert. Das ganze Mühlenwerk ist in der Hauptsache auf Wasserbetrieb eingestellt, doch kann sie, wie schon erwähnt, bei Wassermangel auf Dampfbetrieb umgestellt werden. Durch Zukauf von zwei kleinen Wirtschaften ist das Mühlengrundstück auch an Flächenraum gewachsen; es umfaßt heute eine Gesamtfläche von 300 pr. Morgen. Nicht

vergessen darf der groß angelegte Obst- und Gemüsegarten werden.

Am Mühlengrundstück vereinigt sich die Bache kunstvoll zu einem Teich, der noch heute sehr fischreich ist. Zwischen dem Teich bis Königl. Neudorf liegt das herrliche Bachetal, im Volksmund Sakrinten genannt. Es ist dies ein uralter Flurname, der auch in den abgetretenen Gebieten vorkommt.

Das Gutshaus, das zwei Familien, Vater und Sohn, ausreichende Wohnung bietet, ist noch heute eine Besonderheit; der eigenartig gedrungene Bau, das Schieferdach, der altmodische Kamin in einem der Wohnräume – alles dies verleiht ihm eine eigenartige Schönheit.

Daneben – etwa 50 Meter entfernt – liegt von Nadel- und Unterholz umrahmt, der stille Friedhof, der den jeweiligen Besitzern als spätere Ruhestätte dient. Viele Grabsteine und Kreuze tragen noch heute deutlich die Namen ehemaliger Besitzer der Heidemühle.

Verfolgen wir die Bache abwärts, so kommt man, von der Mühle etwa 300 Meter entfernt, an ein einsam stehendes Gehöft, den Jesuiterhof. Fromme Ordensleute haben hier neben ihren gottesdienstlichen Verrichtungen geackert, gesät und geerntet. In Ziegelscheune besaßen sie einen Feldziegelofen. Die Ziegeln strichen und brannten sie selbst.

Bei dem sandigen Schinkenland – ein Niederunger Besitzer soll diese Kolonie für einen Schweineschinken verkauft haben — verabschiedet sich die Bache vom Wald und fließt nun der Niederung zu. Von nun an ändert die Bache ihren Namen, wie sich auch ihr Landschaftsgepräge verändert. Der echte Niederunger nennt das Bächlein, das seine Wiesen durchfließt, seit Menschengedenken und auch heute noch die Beek.

## Erinnerungen an Güldenfelde

von Dr. Erich Harms

Güldenfelde ragte als äußerster nördlicher Zipfel des Kreises Stuhm in den Kreis Marienburg hinein. Es liegt somit in dem kleinen Marienburger Werder mit der Drausenniederung am Fuße der Ramter Berge. Auf deren Waldberg stand oder steht noch die Hartwichsbuche mit dem Bismarckturm als weit über das Weichsel-Nogat-Gebiet hinausragendes Wahrzeichen der Heimat.

Dieser geographischen Lage entsprach die Bodenbeschaffenheit von Güldenfelde und seine landwirtschaftliche Nutzung. Südlich des Dorfes lag, etwa zwei Meter über dem Meeresspiegel, das Ackerland, nördlich die Wiesen und Weiden höchstens ein Meter über, zum Teil sogar unter dem Meeresspiegel. Hier stand am Thienefluß das für das Niederungsgebiet so besonders wichtige, den Wasserstand regulierende Schöpfwerk, zu Beginn der Besiedlung als Windmühle, später als Dampfmühle und zuletzt mit einer elektrischen Kreiselpumpe betrieben. Die Wiesen waren durch Wälle eingedeicht und auf diese Weise von den Thiergärter und Staller Wiesen an der Höheschen Thiene getrennt, die durch eine höhere Wallanlage eingedämmt war.

Die Höhesche Thiene bildete die Grenze nach Norden zu Preußisch Rosengart hin, der Wall nach Osten die Grenze zu den Ausbauten von Thiergart. Westlich wurde Güldenfelde von Stalle durch die von Lichtfelde über Altfelde nach Marienburg führende Kleinbahn getrennt, die vor dem Ersten Weltkrieg lange Jahre hauptsächlich der Zuckerrübenabfuhr gedient hat. Alle drei angrenzenden Dörfer gehörten zum Kreise Marienburg, Lichtfelde an der Südgrenze dagegen zum Kreise Stuhm. Warum der Zipfel Güldenfelde auch zum Kreise Stuhm gehörte, ist mir — wie wohl allen Güldenfeldern — unverständlich geblieben. Wahrscheinlich rührt diese Gebietseinteilung aus der Ordenszeit her oder hängt mit der damaligen Kirchspieleinteilung zusammen.

Über die ursprüngliche Gründung von Güldenfelde ist nichts bekannt. Einzelne Siedlungen oder Höfe mögen, besonders an den höher gelegenen Stellen schon vor der Ordenszeit bestanden haben. Darauf deuten die alten prussischen Namen Kuhn und Maruhn hin, deren Träger noch zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg in Güldenfelde ansässig waren. Wahrscheinlich ist Güldenfelde als goldenes Ährenfeld in der Ordenszeit das Ackerland für die angrenzenden Siedlungen Stalle und Thiergart gewesen.

In Stalle befanden sich die Pferdeställe des Ordenshofes des Christburger Konvents. „Zu dem Stalle" wurde 1330 erwähnt. Das benachbarte „Tirgart" soll, 1319 zu Stalle gehörig, damals als Weideland benutzt worden sein. Kriegs- und vor allem Wasserschäden – die gesamten Niederungsgebiete standen fast ständig unter Wasser und waren teilweise mit Rohr, Erlenbüschen und einzelnen Birken bewachsen – haben eine Besiedlung zur damaligen Zeit unmöglich gemacht.

Erst um das Jahr 1584 findet mit der Einwanderung der in der Wasserwirtschaft und Trockenlegung des Bodens erfahrenen holländischen Mennoniten eine dauernde Besiedlung der ganzen Umgebung und damit auch von Güldenfelde und Kampenau als Außendörfer von Thiergart statt.

Sichere Unterlagen über das Bestehen von Güldenfelde sind erst dem „Generall Schultzebuch der Dorfschaft Gilldenfeldt" zu entnehmen, das „im anfang der Einmiets-Jahren Anno 1686" beginnt. Auf der ersten Seite befinden sich oben in der Mitte die in sich verschlungenen Buchstaben Gf, von einem Ähren-

kranz umgeben, den rechts eine weibliche, über einem Wald mit Hirsch und Hund und links eine männliche, über einem wogenden Ährenfeld schwebende Gestalt hält. Darunter sind seitlich rechts und links zwei Doppeladler mit Krone als Zeichen der damaligen Staatshoheit zu sehen. In der Mitte folgte der Text: „Einn Gennerall Schultzebuch der Dorfschaft Gilldenfeldt welches zu sich begreift Ein Register von dem Auskauff Auf Fünft Noch folgende Jahr.

Auch Ein Register von Zinß und Putter auf 30 noch einander folgende Jahr Jährlichen zu halten Ein jeder Schultz wie Auch Eine Proticol Klage zu Schreiben und verschreiben. Welches Buch Ist von der gantzen Nachbarschaft Dazu gestimmet und verordnet worden Alle Ding in Richtige Ordnung zu halten.

So geschen jm anfang der EinMietsJahren. Peter Köber Schultz Rahtmann, Cornelius Brandt Rahtmann, Daniel Feldt Rahtmann."

Das Dorf hatte demnach damals schon die gleiche Gemeindeordnung wie noch 259 Jahre später mit Gemeindevorsteher und zwei Schöffen. Das Dorf hatte auch eine Schultzengerichtsbarkeit inne, worauf vier Niederschriften, zwei aus dem Jahre 1747 und je eine aus 1762 und 1763 hinweisen.

Nach dem Register des Schultzenbuches waren „vom Decem dem katholischen Farren zu geben, trifft Lichtfelde und Gülldenfelde, von 80 Huben 50 Scheffel Korn und 25 Scheffel Haber." Das scheinen wohl alle obrigkeitlichen Abgaben gewesen zu sein.

Die Einwohnerlisten enthalten nur deutsche Namen, von denen solche wie Peters, Penner, Jantzen, Derksen, Arendt, Adrian, Jabsenn und Pauls typische Familiennamen der Mennoniten friesisch-holländischer Herkunft sind. Da die Niederungsgebiete ihnen zur Erschließung und Urbarmachung überlassen worden waren, galten sie als eigenständige Bauern und besaßen zusammen 23 Huben und 3 Morgen. Das sind rund 346 ha. 1945 war Güldenfelde 403 ha groß.

Mindestens 57 ha sind folglich zu Beginn der Besiedlung noch Wald, Moor oder Sumpfland gewesen.

Obwohl sicher schon bei Beginn der Besiedlung von den holländischen Einwanderern für eine Entwässerung der Ländereien gesorgt wurde, findet der Bau einer Wassermühle erst im Jahre 1746 Erwähnung. Auch wird dabei der Verlauf der Abzugsgräben und des Mühlengrabens genau beschrieben, ebenso die Wartung dieser Gräben in einer bestimmten Ordnung von der Nachbarschaft geregelt. „Ist bewilliget, daß allemahl den Tag Schultz und die Rahtsleite sollen die Mühlengrabens schauen ... geschehen auf Güldenfelde d. 4. August 1746."

In einer Aufzeichnung vom „15 ten Marty 1790" ist zur Nachricht für die Nachkommen verewigt worden, „wie und in welcher Art es mit dem Zumachen des Dammbruchs Anno 1789 d. 8 ten April bey dem Eisgang in der Thiene in des Nachbarn Blievernich seinem Wall im Auebruch hergegangen nämlich: Die gantze Nachbarschaft hat mit aller nur möglichen Eylfertigkeit alle erforderliche Zubehörung beygeschafft" und alle Unkosten anteilmäßig verteilt. Auch in Zukunft soll bei Dammbrüchen alles gemeinschaftlich verrichtet und getragen werden. Bis in die Nachbardörfer an der Thiene hat sich das Hochwasser damals ausgebreitet.

Am 4. April 1829 ist nicht weit von der Stallschen Mühle ein „Grundbruch" entstanden, der erst nach vier Dichtungsversuchen unter Zuziehung von Mühlenbaumeister Esau von Kerbshorst und Zimmermeister Philipsen von Hohenwalde aufgehalten werden konnte. Das Wasser lief bis nach Thiergartsfelde.

„Die Dorfschaft Marcushof hat sich gegen das Wasser gewerd bis zum 17. April, dann riß der Bauerwall durch. Zu derselben Zeit bekam die Niederung aus dem Drausensee ein Ausbruch bey Reichhorst. Es bekam die Niederung, die zwischen der Thiene und der Balau liegende Dörfer das Wasser von hinten und vorer, sie wurden genötigt mit ihrem Vieh zu flüchten ... Der am 17. April durch den Bauer Wall zwischen Thiergartsfeld und Marcushof ausgerißene Bruch machte bey uns (in Güldenfelde) ein schnelles fallen. Pauls."

In einer Niederschrift von P. Janzen vom 25. Juli 1827 ist geschildert, „in welcher Art die Thiene gegraben" wurde, 285 Ruten lang in 7 Tagen.

In einer Aufzeichnung von Pauls vom 26. November 1830 weist dieser erneut auf die Entwässerung und die Wichtigkeit des Deichschutzes hin. Er fügt hinzu: „Es sind in diesem alten Orgenal Schulzen-Buch viel gut Saachen vorfallen, wo ein Nachbar nutzen hat und der andere Schaden. Wünschenswerth währe es, das alte vorstehende Orgenal Schreiben in mancher Hinsicht aufrecht zuhalten."

Es folgen weitere Vereinbarungen und Beschlüsse über das Krauten und Aufgraben der Wasserläufe, das Verlegen von Drummen, auch nach der Lichtfelder Wassermühle hin; Listen mit genauen Angaben über die Losverteilung an den einzelnen Wassergräben befinden sich ebenfalls im Schulzenbuch, die letzte datiert vom 20. November 1853.

Wie aus diesen Schilderungen im „Generall Schultzen Buch" zu ersehen ist, haben unsere Vorfahren im Weichsel-Nogat-Mündungsschwemmland, das durch ihren unermüdlichen Fleiß unter großen Opfern, Gefahren und Mühseligkeiten erst bewohnbar und zu einer der fruchtbarsten Gegenden Deutschlands gemacht worden ist, immer wieder gegen die Wassersnot ankämpfen müssen.

Die letzte große Überschwemmung ereignete sich vor der Nogatregulierung im März 1888. Während auf der

linken Seite der Nogat der Damm gehalten werden konnte und damit das große Werder verschont blieb, brach er auf der rechten Seite durch, und die Fluten überschwemmten in unvorstellbarer Eile das ganze Marienburger- und Drausensee-Niederungsgebiet.

Selbst in dem schon etwas höher gelegenen Güldenfelde mußte das Vieh auf die angrenzenden Höhen in Sicherheit gebracht werden.

Zu allen Zeiten hatte diese, durch ihren typischen Baumwuchs von Kopfweiden und Sturmpappeln am Rande der Wassergräben paradiesisch anmutende Gegend neben der Wassersnot auch durch die Auswirkungen der Kriege zu leiden. Davon zeugt heute noch die Schwedenschanze am Güldenfelder Dorfkrug, der nach ihr seinen Namen erhalten hat. Dieser Hügel soll in einer Nacht während des Ersten schwedisch-polnischen Krieges von schwedischen Soldaten mit Hilfe ihrer Helme aufgetragen worden sein. Dahinter bauten sie ihre Kanonen auf, mit denen sie die Spitze des katholischen Kirchturmes in Lichtfelde (Luftlinie etwa 2 bis 2 1/2 km) abgeschossen haben sollen. Der Kirchturm hat heute noch ein Satteldach und keine Spitze. Der Napoleonische Krieg 1806/07 gegen Preußen und der darauf folgende Befreiungskrieg von 1812/13 hat viel Leid und schwere wirtschaftliche Lasten auch über Güldenfelde und seine Nachbardörfer gebracht, von denen mein Urgroßvater noch viel zu berichten wußte, der im Pietzgerwinkel, einem Abbau von Thiergart, entlang der Thiene an der Güldenfelder Grenze gewohnt hat.

Überspringen wir fast ein Jahrhundert, so stehen wir vor den beiden großen Weltkriegen. Güldenfelde war ein stattliches Bauerndorf geblieben. Außer der erwähnten Gastwirtschaft zur Schwedenschanze, kurz „Schanz" genannt, die nur über zwei kleine, dafür aber gemütliche Gasträume verfügte, waren im Dorf ein Schuhmacher und ein Maurer ansässig. Der Krugwirt zur Schanz war gleichzeitig Schmiedemeister, der Vater ebenso wie der Sohn. Böse Zungen erzählen, daß die Schanz so günstig gelegen war, daß die Bauern von dort ihre ganzen Äcker übersehen konnten. Deshalb besetzten sie oftmals schon am frühen Vormittag den Krug und fanden gelegentlich nicht einmal mittags nach Hause. Als dies einer Bauersfrau zuviel wurde, schickte sie den Kutscher mit dem Wagen zur Schanz, um den Herrn des Hauses heimzuholen. Dieser stieg auch bereitwillig ein, der Kutscher fuhr mit ihm vor die vordere Haustür und hielt gewohnheitsmäßig an, um den Bauern aussteigen zu lassen. Ohne sich zu vergewissern, ob der Herr das auch tat, fuhr er dann über den Hof zum Wagenschauer, spannte dort seine Pferde aus, schob den Wagen hinein und ging davon. Als am andern Morgen die Frau des Hauses ihren Mann immer noch vermißte, fand man ihn schließlich in der Kutsche im Wagenschauer, noch immer seinen Rausch ausschlafend. Ja, so gemütlich waren zu Beginn unseres Jahrhunderts die Zeiten.

1905 gründete in Güldenfelde der sehr rührige und unternehmungslustige Heinrich Penner, ein Nachbar meines Großvaters in Thiergart Abbau, an der Abzweigung der Landstraße Thiergart-Stalle nach Lichtfelde, ein Beton- und Ziegelwerk. Es stellte sich aber bald heraus, daß dieses Werk nicht rentabel genug war, weil das Gelände nicht das geeignete Material zur Betonherstellung lieferte. Doch Penner gab nicht auf. Sein in Güldenfelde gegründetes Werk hat ihn veranlaßt, sich nach geeigneteren Fabrikationsverhältnissen umzusehen. Er fand diese in Christburg vor, wo sein Sohn das Unternehmen zum bedeutendsten Betonwerk Ost- und Westpreußens ausbauen konnte. Über diesen Betrieb wird an anderer Stelle dieses Buches berichtet.

Güldenfelde blieb somit weiterhin ein Bauerndorf, ein Reihendorf mit fünf Ausbauten. Die Höfe im Dorf waren alle im Viereck angelegt, Wohnhaus, Stall, Scheune und Speicher standen in gewisser Entfernung voneinander, schon um die Feuergefahr zu verringern. Sämtliche Höfe im Dorf befanden sich noch vor dem Ersten Weltkrieg im Besitz von Mennoniten friesisch-holländischer Herkunft. Da ihre Vorfahren wegen des Vorrechtes der Wehrfreiheit nach ihren Glaubensgrundsätzen Haus und Hof nicht von Andersgläubigen erwerben durften, sondern sich das bei ihrer Einwanderung zur Verfügung gestellte Land selbst urbar machen mußten, kann nicht bezweifelt werden, daß vor ihrer Ansiedlung kein Mensch dort ansässig gewesen ist. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß bei der von den Alliierten geforderten Volksabstimmung in Güldenfelde alle 133 Stimmen für Deutschland abgegeben wurden. Gewundert hat sich nur der italienische Besatzungskommandant, daß überhaupt abgestimmt werden mußte. Als am „Deutschen Tag" in Stuhm der Umzug der Bevölkerung mit ihren Erntewagen und anderen Fahrzeugen nicht enden wollte, beauftragte der Kommandant seinen Adjutanten nachzuforschen, ob der Zug nicht etwa zu einem Ende der Stadt hinaus- und zum andern wieder hereinzöge. Als der Adjutant nach seiner Rückkehr meldete: „Ein einziger langer Zug!", da soll der Kommandant die Worte ausgesprochen haben: „Warum stimmen wir dann überhaupt noch ab?" Es muß den Italienern zu ihrer Ehre nachgesagt werden, daß sie sich bemühten, neutral zu bleiben, was man von der französischen Besatzungsmacht in Schlesien bedauerlicherweise nicht behaupten kann.

Es ist schade, daß es damals noch nicht möglich war, in einem Farbtonfilm die unbeschreibliche vaterländische Begeisterung während der Abstimmungszeit in Stadt und Land für die Nachwelt festzuhalten. Diese Begeisterung drückte die Treue zur angestammten Heimat aus – nicht nur der einheimischen

Bevölkerung, sondern auch der im Abstimmungsgebiet geborenen und damit abstimmungsberechtigten Landsleute aus aller Welt, die zu diesem Anlaß selbst von Amerika herbeigeeilt waren. Bei aller Wiedersehensfreude waren doch der Gedanke und die Furcht gegenwärtig, es könnte auch bei dem günstigsten Abstimmungsergebnis für Deutschland dem Drängen Polens nach Einverleibung dieses Gebietes in den polnischen Staat nachgegeben werden.

Nur wenige Güldenfelder konnten 1945 vor der Roten Armee flüchten. Für die meisten kam der Räumungsbefehl zu spät, wenn er überhaupt erteilt wurde. Angesichts der mit Flüchtlingen verstopften Straßen und des klirrenden Frostwetters ließ mein Vater seine Belegschaft entscheiden, ob sie bleiben oder den Fluchtweg antreten wollte. Da die meisten sich dafür entschieden, die Heimat nicht zu verlassen, blieben schließlich alle zurück.

Mein Vater hat später nach seiner Vertreibung damit begonnen, seine Erlebnisse während der Zeit, in der die in Güldenfelde zurückgebliebene deutsche Bevölkerung unter Russen und Polen lebte, schriftlich festzuhalten. Diese Absicht will ich nachfolgend im Gedenken an ihn und alle anderen Güldenfelder nach seinen und ihren Angaben auszuführen versuchen.

Am 21. Januar tauchte zunächst ein einzelner russischer Soldat auf meinem väterlichen Hof auf, suchte sich ein Pferd aus und verschwand damit. Bald aber wurden auch alle anderen Pferde weggeholt. Die Enteignung, die so „bescheiden" begonnen hatte, nahm jedoch schnell andere Formen an, bis schließlich alle Hofbesitzer aus ihren Häusern vertrieben wurden und bei ihren Arbeitsleuten Unterkunft suchen mußten, die ihnen auch bereitwillig gewährt wurde. Die Haustüren mußten Tag und Nacht unverschlossen bleiben. Selbst mitten in der Nacht wurden die Dorfbewohner von Plünderern heimgesucht. Von den geschlachteten Rindern und Schweinen bekam die deutsche Bevölkerung die Abfälle. Nach etwa einem halben Jahr wurden die noch vorhandenen Rinder fortgetrieben. Doch zuvor wurden die Friedhofstore geöffnet und das Vieh über die Grabstätten gejagt. Die damit verfolgte Absicht, sogar die Steine mit ihren deutschen Inschriften zum Schweigen zu bringen, wurde erreicht, die Grabmäler umgeworfen und alles niedergetrampelt.

Als dann einige beherzte Männer des Dorfes mit dem alten Maurer Fischer, der auch zurückgeblieben war, die Steine wieder aufzurichten versuchten, mußten sie doch wieder umgeworfen werden, angeblich weil der Verdacht bestand, daß darunter Schmuck eingemauert worden sei. Fischer durfte in dem Haus, das zum Grundstück meines Vaters gehörte, wohnen bleiben, vielleicht weil er in der „großen Stube" seiner Wohnung regelmäßige Tanzfestlichkeiten junger polnischer Leute geduldet hatte, die während der Kriegszeit nach Güldenfelde und in die umliegenden Dörfer zur Landarbeit gekommen waren. Ich erinnere mich, daß mein Vater immer sehr besorgt war, wenn dabei von der polnischen Jugend die Sperrstunde überschritten wurde, und daß er versuchte, den Wachtmeister zu beschwichtigen, wenn dieser es ihnen gegenüber an Nachsicht fehlen ließ. Das hat man ihm nach dem Kriege schlecht gelohnt. Aus unerklärlichem Grunde, aufgehetzt und in Siegerlaune, schlugen polnische junge Leute – es sind sicherlich nicht die oben erwähnten gewesen – auf den 75jährigen Greis ein. Wären nicht seine Arbeitsfrauen und ein alter verständiger Pole, der schon während der Kriegszeit bei einem unserer Nachbarn gearbeitet hatte, dazwischengetreten, sie hätten meinen Vater zu Tode geprügelt. Dieser alte Pole konnte meinem Vater später noch einmal das Leben retten. Eines Tages stand er vor dem Haus eines Nachbarn und sah einem Flugzeug nach. Da kam ein russischer Soldat mit vorgehaltener Pistole auf ihn zu, forderte ihn auf mitzugehen und trieb ihn vor sich her ins Haus.

Glücklicherweise traf er im Vorflur den alten Polen an, der ihn fragte, was der Russe von ihm wolle, auch den Russen selbst stellte er zur Rede. Schließlich erfuhr er, daß der Soldat meinen Vater verdächtigte, mit dem Flugzeug, dem er nachgeblickt hatte, durch einen Radioapparat Verbindung aufgenommen zu haben. Ein solcher Apparat aber war in der Wohnung nicht mehr vorhanden, nur ein Lautsprecher stand auf dem Schrank im Vorflur. Auf den zeigte mein Vater. Der Russe holte ihn herunter, zerbrach ihn auf seinem Knie und verschwand. Ein Menschenleben war wieder gerettet.

In Güldenfelde ist niemand erschossen worden. Von den schändlichen Belästigungen der Frauen aber will ich nicht schreiben. Es ist wohl das Schlimmste, das man unserem Volk in seiner Wehrlosigkeit angetan hat. Da aber zwischen Russen und Polen allgemein ein gespanntes Verhältnis bestand, fühlten sie sich gegenseitig gestört, so daß dadurch manche Frau verschont geblieben ist. Auch hier muß ich wieder anerkennend das Verhalten des alten Polen hervorheben. Er versuchte auf seine Weise zu helfen und zu verhindern und mußte sich dabei selbst davor hüten, nicht in den Verdacht der Deutschfreundlichkeit zu geraten. Aber eine solche menschliche Gesinnung war selten anzutreffen. Zu sehr waren die Gemüter durch die Kriegspropaganda verhetzt und verroht.

Nachdem die Schweine und die Rinder abgeschlachtet oder fortgetrieben worden waren, trat ein bedenklicher Mangel an Lebensmitteln, besonders an Milch ein. Mein Vater versuchte sie auf alle mögliche Weise für seine kleinen Enkelkinder zu beschaffen, solange das noch ging. Auf unserem Hof waren viele polnische Familien untergebracht, die ihn verwalten, bestellen und bearbeiten sollten. Auch waren sie verpflichtet, an die Russen Lebensmittel abzuliefern,

aber sie dachten gar nicht daran und holten aus der Wirtschaft nur das heraus, was sie für ihren eigenen Bedarf benötigten. Dadurch gerieten auch die Deutschen in große Not, denn sie durften weder selbst säen und ernten, noch sich auf andere Art an der landwirtschaftlichen Produktion beteiligen. Zum Glück waren noch Vorräte aus der Ernte von 1944 vorhanden. Der Weizen wurde mit der Kaffeemühle gemahlen, das Mehl zu Brot verbacken oder einer Wassersuppe zugesetzt. Salz fehlte allerdings, zumindest war es sehr knapp. Steckrüben und Pferdebohnen ergänzten die Nahrungsvorräte. Die Kartoffeln wurden zuletzt von meiner Mutter mit Bienenwachs zubereitet. Um an den Honig heranzukommen, wurden die Bienenvölker mit Rauch oder Wasser vernichtet, das man in die umgedrehten Körbe einfach hineingoß. Von Vorratswirtschaft war also keine Rede mehr.

So waren die zurückgebliebenen Deutschen einerseits froh, als sie im August 1946 ausgewiesen wurden, andererseits fiel ihnen der Abschied von dem Dorf, das ihnen und ihren Vorfahren Heimat gewesen war, unendlich schwer. Wehmütig blickten sie noch einmal zu der Stätte hin, wo viele liebe Angehörige ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Trost und Zuversicht, daß es für sie, wenn schon keine irdische, so doch eine himmlische Heimat gäbe, fanden sie in dem Spruch, der über dem Friedhofstore stand: „Christenglaube: Auferstehen! Trennungsworte: Wiedersehn!“ Nur der kann wohl solche Abschiedsstimmung begreifen, der sie selber durchlebt hat.

Bis auf die ältesten Frauen und Kleinkinder, die auf einem Bretterwagen gefahren wurden, mußten sie zu Fuß zur rund 25 Kilometer entfernten Kreisstadt Stuhm gehen. Von dort wurden sie in Güterwagen verladen, nach Stettin und dann nach 14tägigem Lageraufenthalt über Lübeck in das Bundesgebiet transportiert, bewacht von polnischen Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten. In der damaligen Lage dachte aber wohl keiner mehr daran, umzukehren.

Nur ein Elternpaar hätte es gerne getan, um etwas über das Schicksal seiner beiden Töchter zu erfahren, die gemütskrank und deswegen völlig auf die Hilfe ihrer Angehörigen angewiesen waren. Als im Lager von Stettin entdeckt wurde, daß die beiden Frauen leidend waren, wurden sie unbegreiflicherweise dort zurückgehalten. Trotz aller Nachforschungen hat man niemals wieder etwas von ihnen gehört.

Gleich nach seiner Ankunft im Bundesgebiet hat mein Vater in seiner Verantwortung als letzter Bürgermeister von Güldenfelde damit begonnen, das Schicksal jedes einzelnen Mitbürgers zu ermitteln, wo er ansässig wurde und wenn möglich auch, welche Verluste und Schäden er erlitten hatte. 148 Personen, das sind beinahe alle Einwohner von Güldenfelde, weist diese Liste auf. Allerdings konnte nicht von allen der Aufenthaltsort nach der Vertreibung oder ihr weiteres Schicksal ermittelt werden. Nach den Feststellungen meines Vaters sind folgende Männer aus Güldenfelde gefallen oder in der Gefangenschaft gestorben: Waldemar Böttcher, Siegfried Böttcher, Herbert Harms, Melker Jeschke, Horst Oelsner, Walter Preuß, Wilhelm Preuß, Bruno Reimann, Wilhelm Ruske, Otto Schöneberg, Richard Strich, Hans Wölke.

# Öffentliche Dienste

## Über die ärztlichen Verhältnisse

von Dr. Hans-Alfred Kurz

Nur zögernd habe ich es übernommen, über die gesundheitliche, ärztliche und sanitäre Versorgung des Kreises in diesem Heimatbuch zu berichten, denn ich bin erst im Jahre 1938 als ein „Zugewanderter" nach Stuhm gekommen und habe daher zu diesen Fragen nur über die Krisensituation der Kriegsjahre und des „Schlußakkordes" bis zur Flucht im Jahre 1945 etwas zu sagen.

Der Leser wird eine nüchterne und sachliche Aufzählung von Einrichtungen und objektiven Gegebenheiten vermissen. Er muß es notgedrungen hinnehmen, daß dieser Bericht mehr vom Persönlichen ausgeht, als es wohl wünschenswert erscheint.

Möglichst sachbezogen soll zunächst das Staatliche Gesundheitsamt Erwähnung finden. In einem Eckhaus am Stuhmer Markt gelegen, verfügte es in bescheidenem Rahmen über die nötige Ausstattung, darunter eine gute Röntgeneinrichtung, so daß die gesundheitliche Betreuung der Stuhmer Bevölkerung ausreichend gewährleistet war.

Medizinalrat Dr. Wienkoop hatte die ärztliche Obliegenheit, den Kreis Stuhm zu betreuen. Er war ein vorbildlicher Amtsarzt, der umsichtig und tatkräftig immer um Verbesserungen in seinem Wirkungsbereich bemüht war. Leider wurde er bald nach Kriegsbeginn eingezogen. Seine Vertretung übernahm der Amtsarzt vom Marienburger Gesundheitsamt, der mehrmals wöchentlich nach Stuhm herüberkam.

Die Seele des verwaisten Amtes aber war die Gesundheitspflegerin Fräulein Satorius, die bis zum Schluß dafür sorgte, daß das Amt funktionsfähig blieb. Mit ihrer Unterstützung habe ich während der Kriegsjahre als Hilfsarzt besonders die Lungenuntersuchungen und die ärztliche Betreuung der Schulen, Kindergärten usw. im ganzen Kreise weiter durchführen können.

Das Ende des 19. Jahrhunderts nach einem Projekt des Landbauinspektors Küster – Berlin errichtete Kreiskrankenhaus in Stuhm sah anfangs 20 Betten und eine Wohnung für den Krankenwärter vor. Im November 1919 brannte das Gebäude nieder, ohne daß eine Brandursache festgestellt werden konnte. Mit einem Erweiterungsbau wurde das Krankenhaus bis 1923 wieder errichtet, eine abermalige Erweiterung im Jahr 1925 durchgeführt, und zwar nach einem Projekt des Stuhmer Kreishochbaumeisters Hoerschen, der auch die Bauausführung leitete. Damit wurde es möglich, ein Krankenhaus einzurichten, das sowohl in seiner baulichen Herstellung wie auch mit seinen neuzeitlichen Innenausstattungen allen Ansprüchen genügen konnte. Die durchschnittliche Belegungsstärke betrug 60 bis 70, die Höchstbelegungsstärke 90 Betten. Die Leitung des Kreiskrankenhauses lag seit November 1923 in den Händen des Facharztes für Chirurgie, Dr. Hoffmann. Dank seines vorbildlichen Wirkens waren die Patienten dort aufs beste aufgehoben, und jeder Arzt konnte seine Kranken vertrauensvoll dort einweisen. Die Pflege war den katholischen Ordensschwestern übertragen, die die Patienten mit selbstloser Hingabe versorgten, aber auch mit der Umsicht und Sorgfalt, die für das ganze Krankenhaus bezeichnend war.

Das im Jahr 1904 in der Christburger Feldstraße eröffnete Krankenhaus hatte schon zur Zeit seiner Entstehung eine Belegungszahl von 196, im Jahre 1919 von 121 Kranken. Es besaß u. a. eine öffentliche Badeeinrichtung. Geleitet wurde die Anstalt in der ersten Zeit von Dr. Sachs und Dr. Schnaase. Es kamen hier jedoch nur leichtere Fälle zur Behandlung, schwere wurden nach Marienburg, später nach Stuhm überwiesen. Mit dem Neubau des Krankenhauses in Stuhm wurde das Christburger ein Zuschußbetrieb. Später wurde es zu einer Bauernschule umgebaut.

Man kann sagen, daß zur Zeit des Kriegsbeginns 1939 die gesamte ärztliche Versorgung aus der damaligen Sicht durchaus ausreichend war. Für eine sehr gute zahnärztliche Betreuung war gesorgt, die Apotheken verfügten bis zum Schluß über die notwendigen Medikamente. Allerdings gab es, soweit ich mich heute erinnere, im ganzen Kreis kaum einen Facharzt. Patienten, die eine fachärztliche Behandlung benötigten, mußten daher nach Marienburg, Elbing, ja sogar nach Königsberg und später auch nach Danzig überwiesen werden. Diese Entfernungen verursachten dem Krankentransport in den Kriegsjahren große Schwierigkeiten.

Nach dem amtlichen Fernsprechbuch für den Bezirk der Reichspostdirekton Danzig nach dem Stand vom 30. April 1941 waren im Kreise Stuhm als Ärzte und Zahnärzte ansässig:

Ärzte: Dr. Adolf Vogel, Stuhm; Dr. Fritz Knötzke, Stuhm; Dr. Franz Schack, Stuhm; Dr. Rudolf Koschinski, Altmark; Dr. Gerhard Meißner, Christburg; Arzt Friedrich Schulze, Christburg; Dr. Julius Schütz, Rehhof; Dr. Karl-Heinz Springe, Rehhof.

Zahnärzte: Dr. Josef Franke, Stuhm; Friedrich Schroeder, Stuhm; Willy Ehlenberger, Stuhm; Gertrud Grubert, Altmark; G. J. Sonntag, Christburg; E. Konopatzki, Christburg; Dr. Schubert, Rehhof; Heinz Günther, Rehhof.

Als praktische Ärzte waren in Stuhm u. a. Dr. Knötzke und Dr. Vogel, in Rehhof Dr. Schütz und in Christburg Dr. Meißner tätig. Aber mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden fast alle Ärzte eingezo-

gen, und es begann jener Abschnitt, in dem ich neben meiner Hauptarbeit als Strafanstaltsarzt (unter Betonung der Jugendpsychiatrie) noch andere ärztliche Verpflichtungen übernehmen mußte, wie z. B. im Gesundheitsamt, auf gerichtsmedizinischem Gebiet in Elbing oder die ärztliche Versorgung der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt. Zunächst versorgte ich die verwaiste Praxis von Dr. Knötzke, bis Dr. Graever aus Düsseldorf die Praxisvertretung übernahm. Weil die ärztliche Versorgung der Stuhmer Bevölkerung noch nicht gewährleistet war, betätigte ich mich während der ganzen Kriegszeit in sehr intensiver Weise als praktischer Arzt. Ich hatte zeitweise den Bereich von der Kreisgrenze Marienburg bis Rehhof-Pestlin-Niklaskirchen und die Stadt Stuhm allein zu versorgen, die Kriegsgefangenenlager mit eingeschlossen.

Während eines Soldatenurlaubes verstarb plötzlich und unerwartet Dr. Knötzke. Die Stuhmer Bevölkerung hatte mit ihm einen liebenswerten, immer einsatzbereiten ärztlichen Betreuer verloren. Dr. Graever, dessen lebhafte und fröhliche Wesensart wohl vielen von uns noch in lieber Erinnerung ist, erlag beim Baden einem Herzschlag. Nun kam Dr. Vogel – verwundet und armbehindert – von der Front in seine Praxis zurück.

Die Schwesternstationen, besonders die in Pestlin und in Niklaskirchen haben durch ihr ununterbrochenes verdienstvolles Wirken einen wichtigen Beitrag zur gesundheitlichen Betreuung des Kreises geleistet. Sie wußten immer, wann und wo unbedingt ärztliche Hilfe benötigt wurde. Sie rationalisierten, lenkten, sortierten und halfen dem überlasteten Arzt sein Besuchsprogramm in den ländlichen Bezirken zweckmäßig und zeitsparend abzuwickeln. Da Benzin knapp war, ging es mit Pferd und Wagen bei Tag und bei Nacht über Land.

Da die Säuglingssterblichkeit im Kreis Stuhm früher besonders groß war (15 Prozent) hatte man — wie Medizinalrat Dr. Tolksdorf im Jahre 1931 berichtete – auf diesem Fürsorgegebiet besonders energische und zielbewußte Arbeit geleistet. Die Kreisbevölkerung wurde immer wieder aufgefordert, die geschaffenen Fürsorgeeinrichtungen regelmäßig zu benutzen.

Abgesehen von Schwangeren- und Eheberatungsstellen wurden in den größeren Orten des Kreises Sprechstunden für Säuglingspflege abgehalten, die immer gut besucht waren. Sämtliche Hebammen des Kreises wirkten nach besonderer Ausbildung auf diesem Gebiet in der Säuglingsfürsorge mit. Sie waren verpflichtet, jeden Säugling das erste Lebensjahr hindurch möglichst einmal monatlich zu besuchen, bei eventuellen Mißständen das Wohlfahrtsamt zu benachrichtigen, bei Erkrankungen die Zuziehung eines Arztes zu veranlassen. Sämtliche Haltekinder wurden von Hebammen, Gemeindeschwestern und Kreisfürsorgerinnen besonders überwacht und in den Sprechstunden dem Kreisfürsorgearzt vorgestellt.

Besonderen Erfolg auf dem Gebiet der Säuglingsfürsorge versprachen die mit und ohne Lichtbilder gehaltenen aufklärenden Vorträge, Säuglingspflegeunterricht und Mütterkurse. Leider ließ, wie Dr. Tolksdorf feststellte, der Besuch dieser Vorträge und Kurse oft zu wünschen übrig.*

Auch als ich im Stuhmer Kreis wirkte, bekamen die Mütter ihre Babys noch zu Hause, und dadurch war die geburtshelferische Tätigkeit sehr ausgedehnt. Unsere Hebammen, noch vom alten Schrot und Korn, bewährten sich auch in schwersten Situationen und bei schwierigen „Lagen", sie arbeiteten selbständig und praxiserfahren, so daß der junge Anfänger von ihnen viel lernen konnte. Ich nenne hier besonders unsere beiden Hebammen Frau Jochem und Frau Kymin.

So bin ich in den gut sechs Jahren, die ich in Stuhm verbrachte, auf ungewöhnlich intensive Art und Weise mit allen Schichten der soziologisch sehr unterschiedlich strukturierten Bevölkerung des Kreises in engste Beziehungen gekommen. Über zahlreiche Einzelschicksale und persönliche Nöte erhielt ich Kenntnis, dabei war es mir möglich, nicht nur den Puls der Kranken, sondern auch den des gesunden einheimischen Bewohners, seine Meinungen, Stimmungen und Untertöne in allen Variationen abzuhorchen und mit der offiziellen Meinungsmache zu vergleichen.

Nach dem Kriege und der Flucht war ich daher imstande, aus der Erinnerung vielen meiner ehemaligen Stuhmer Patienten Bescheinigungen, Bestätigungen und Atteste über „Gewesenes" auszustellen. Bei der Aufzeichnung dieses kurzen Berichtes erinnere ich mich vieler Geschehnisse, die man als „Onkel Doktor" in persönlichem Erleben oft auf traurig-komische Art mit durchgestanden hat. Darüber zu berichten, führte zu weit. Doch möchte ich hier ganz kurz meinen Abschied von Stuhm schildern:

In der Nacht vom 20. zum 21. Januar 1945 wurde endlich die Räumung des Kreises Stuhm gestattet und sogleich auch befohlen. Meine Familie war davon betroffen, während ich als Arzt bei dem Krisenstab zurückbleiben mußte. Die Gefangenen und Beamten der Strafanstalt, an der ich wirkte, verließen im Treck die Stadt ohne Begleitung eines Arztes. Bis zum 24. Januar harrten wir noch in der ausgestorbenen, unter Plünderung und Gewalttaten der freigekommenen Zwangsarbeiter leidenden Stadt aus, über der bei klirrendem Frost eine helle Wintersonne strahlte. Da unsere Wohnungen schon demoliert waren, hatte ich in diesen Tagen mein kümmerliches Nachtquartier auf dem Tresen der aufgebrochen

* Siehe Heimatkalender des Kreises Stuhm, 1931.

vorgefundenen Apotheke eingerichtet. Von hier aus konnte ich die restliche Zivilbevölkerung, vor allem aber die ununterbrochen heranflutenden Treckzüge ärztlich und medikamentös versorgen und Totenscheine ausstellen, damit die erstarrten Leichen von den Treckwagen auf dem Friedhof zurückgelassen werden konnten. Beerdigungen waren allerdings nicht mehr möglich.

Am 24. Januar rissen die Treckzüge plötzlich ab – der Russe, den wir schießen hörten, stand etwa sechs Kilometer vor Stuhm, und jetzt erst machte unser kleines Häuflein sich zum Aufbruch bereit. Es gelang uns, bei Nacht und Nebel an dem detonierenden Munitionsdepot im Usnitzer Wald vorbei zwischen einem wildgehetzten Pferdetreck über die gefährlichen Eislöcher der Nogat zu entkommen und schließlich auch den weiterhin beschwerlichen und ereignisvollen Weg nach Westen durchzustehen.

Die ärztliche Versorgung in der unglücklichen Stadt blieb den tapferen katholischen Schwestern überlassen, die ihre ganzen Kräfte für die zurückgebliebenen Schwachen, Kranken, Greise und Kinder einsetzten.

## Das Veterinärwesen

von Dr. Erich Harms

Wenn ich im Rahmen dieses Buches über das Veterinärwesen im Kreise zu berichten versuche, muß ich vorausschicken, daß ich selber dort niemals tierärztlich tätig war, doch unterziehe ich mich dieser Aufgabe, weil meines Wissens kein Kollege, der vor dem Krieg in Stuhm gewirkt hat und deswegen auf diesem Gebiet zuständiger wäre, heute noch am Leben ist.

Nach dem Adreßbuch der deutschen Tierärzte von 1938 waren im Kreise folgende Tierärzte ansässig: Regierungsveterinärrat Dr. Rose, die praktischen Tierärzte Danisch in Altmark, Dr. Kleuters in Christburg, Wilhelmy in Rehhof und Zander in Stuhm. Nach der Verlustliste der Deutschen Tierärzteschaft im Zweiten Weltkrieg geriet Dr. Rose 1945 in Danzig in russische Hände, wurde nach Warschau verschleppt und wird seitdem vermißt. Von den anderen Tierärzten ist mir nur das Schicksal des Kollegen Wilhelmy bekannt. Er wohnte nach der Flucht in Nücheln, Kr. Eutin, zog dann nach Steinach am Nekkar und ist dort verstorben.

Neben den praktischen Tierärzten sorgten im Stuhmer Gebiet für die tierärztliche Betreuung auch Veterinäre der angrenzenden Kreise, so z. B. Dr. Kleinert, Thiergart, der auch in Brodsende, Lichtfelde, Güldenfelde und Posilge wirkte. Der Vorgänger von Dr. Rose, Dr. Schmidt, wird noch manchem ehemaligen Kreisbewohner als „Kgl. preuß. Kreistierarzt" bekannt sein. Die Dienstbezeichnung „Veterinärrat" wurde erst 1924 eingeführt. Erwähnt möge hier sein, daß Dr. Schmidt die Bismarck-Plakette über dem Eingang zum Bismarckturm in Lichtfelde, dessen Abbildung die Einladung zum Heimattreffen 1971 zierte, gestiftet hat.

Da ich außer einigen wenigen persönlichen Erinnerungen nur auszugsweise Angaben über das Veterinärwesen im Kreise in den „Jahresveterinärberichten der beamteten Tierärzte Preußens" zur Verfügung habe, muß ich mich hauptsächlich auf allgemeine Hinweise auf diesem Gebiet beschränken.

Wer sich über das Veterinärwesen und seine Entstehung eingehender unterrichten will, dem sei das vorzügliche Werk von Prof. Dr. Schmaltz über „Die Entwicklungsgeschichte des tierärztlichen Berufes und Standes in Deutschland" empfohlen, erschienen im Verlag von R. Schoetz, Berlin. Daraus ist zu entnehmen, daß die verheerenden Tierseuchen, insbesondere die Rinderpest, in Europa gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Gründung von „Tierarzeneischulen" führten. Aber noch mußten fast weitere hundert Jahre vergehen, bis aus diesen tierärztlichen Anstalten geeignete Männer mit Spezialkenntnissen über Seuchenbekämpfung hervorgingen. Die Erkenntnis über die Entstehung und Weiterverbreitung von Seuchen befand sich ja noch im Anfangsstadium. Erst die im ausgehenden 19. Jahrhundert gelungenen denkwürdigen Entdeckungen und Arbeiten auf dem Gebiete der Bakteriologie — insbesondere die Robert Kochs – schufen die wissenschaftliche Basis für eine erfolgreiche Tierseuchenbekämpfung.

Hinzu kam um dieselbe Zeit die gesetzliche Regelung der Tierseuchenbekämpfung als Grundlage für ihre verwaltungsmäßige Durchführung.

Durch das Rinderpestgesetz vom 7. April 1869 wurde diese Seuche noch vor Ablauf des letzten Jahrhunderts endgültig ausgerottet. Auch die Lungenseuche des Rindviehs und die Pockenseuche der Schafe konnten mit Hilfe des preußischen Viehseuchengesetzes vom 25. Juni 1875 und des I. Reichsviehseuchengesetzes vom 23. Juni 1880 und 1. Mai 1894 getilgt werden. Letzteres wurde durch das II. Reichsviehseuchengesetz vom 26. Juni 1909 ergänzt und so vorzüglich abgefaßt, daß es sich in seiner Handhabung bis heute bewährt und seine volle Gültigkeit behalten hat. Selbstverständlich sind in Anpassung an den sich fortwährend verbessernden Stand der wissenschaftlichen Forschung und der praktischen Erfahrungen mancherlei Abänderungen und Ergänzungen erforderlich geworden. Dieses Gesetz hat zu einer ganz erheblichen Einschränkung, ja zur Tilgung der nach Paragraph 10 anzeigepflichtigen Tierseuchen geführt.

Über die Verbreitung und den Stand der Tierseuchen in den Vorkriegsjahren geben die Veröffentlichungen aus den Jahresveterinärberichten der beamteten

Tierärzte Preußens erschöpfend Auskunft. Nur wenige Angaben aus den Jahresberichten des Regierungsveterinärrates des Kreises Stuhm finden sich darin. Es lassen sich jedoch Rückschlüsse über die Tierseuchenverbreitung im Kreise aus den zusammengefaßten Angaben über den Regierungsbezirk Westpreußen bzw. die Provinz Ostpreußen ziehen.

Milzbrand und Rauschbrand traten nur noch in vereinzelten Fällen auf, ebenso der Rotz, der inzwischen gänzlich getilgt ist. Von der Wild- und Rinderseuche wurde 1933 nur ein Gehöft im Regierungsbezirk Allenstein in Ostpreußen befallen. Die Lungenseuche des Rindviehs wurde durch die geöffneten Grenzen während des Ersten Weltkrieges wieder eingeschleppt, doch bereits in den zwanziger Jahren durch energische Bekämpfung wieder ausgerottet. Die Tollwut wurde im Bezirk Westpreußen 1935 bei zwei Hunden und einer Ziege festgestellt. Davon muß ein Fall im Kreise Stuhm aufgetreten sein, denn es heißt in dem Jahresveterinärbericht: Der Veterinärrat in Stuhm vermutet, daß der dortige Ausbruch durch den Biß eines tollwutkranken Hundes der in der fraglichen Zeit die Pferdemärkte des Kreises besuchenden Zigeuner verursacht worden ist.

Die Maul- und Klauenseuche ist in den angegebenen Berichtsjahren von 1933 bis 1936 im Regierungsbezirk Westpreußen nicht aufgetreten. Ihre Bekämpfung war zu jener Zeit durch vorbeugende Serumschutzimpfungen eingeleitet worden. Vor allem wurden die Rinder vor der Beschickung von Herdbuchauktionen, Ausstellungen und Viehmärkten vorbeugend schutzgeimpft. Auch von der aktiven Immunisierung mit MKS-Vaccine machte man schon erfolgreich Gebrauch.

Vom Bläschenausschlag der Pferde waren im Regierungsbezirk Westpreußen 1934 zusammen 13 und 1935 insgesamt 16 Pferde befallen.

Die Räude der Pferde und Schafe war durch die Einführung der Begasung fast gänzlich zum Verschwinden gebracht worden. Sie trat in Hunger- und Notzeiten allerdings noch manchmal in Erscheinung.

Die Schweinepest herrschte 1933–35 im Bezirk Westpreußen in 43 Gehöften. 1936 war der Bezirk wieder davon frei.

Der Rotlauf, einst die schwerste aller Schweineseuchen, hatte nach der Einführung der Simultanimpfung seine Schrecken verloren. In den Jahresveterinärberichten von 1935/36 heißt es über die Organisation der Rotlaufschutzimpfungen: „Die Verteilung der Impfgeschäfte wurde in den Kreisen Marienwerder, Rosenberg und Stuhm (Westpreußen) in der Weise vorgenommen, daß im Frühjahr vom Veterinärrat durch den Landrat den einzelnen Bürgermeistern Impflisten mit den Namen der Impftierärzte zugeleitet wurden, die dann bei den Gemeindeangehörigen zur Eintragung in die Rubrik des gewünschten Tierarztes umliefen. Nach Eingang der Listen wurden in gemeinsamen Besprechungen die Ergebnisse bekanntgegeben und, wo erforderlich, gewisse Ausgleiche vorgenommen. Diese Regelung hat sich hier recht gut bewährt." Es war sicherlich die zweckmäßigste Lösung dieses Problems.

Die Geflügelcholera trat in Westpreußen 1933/34 und 36 in insgesamt 12 Gehöften mit 235 Hühnern, 12 Gänsen und 48 Enten auf, eine verhältnismäßig geringe Ausbreitung. Die Hühnerpest trat in den Berichtsjahren 1933–36 in Ostpreußen überhaupt nicht in Erscheinung.

Die Bekämpfung der Rindertuberkulose wurde zu damaliger Zeit noch nach dem klinischen Prinzip (v. Ostertagsches Verfahren) mit dem Begriff der „offenen" Tuberkuloseformen und zumeist im freiwilligen, staatlich anerkannten Verfahren durchgeführt. Ihr war erst in den Nachkriegsjahren ein 100prozentiger Erfolg mit Hilfe eines einwandfrei spezifisch nur auf Tuberkulose reagierenden Tuberkulins beschieden.

Von den nicht anzeigepflichtigen Seuchen wäre hier noch die Druse zu erwähnen, da von ihr behauptet wird, daß sie mit den Pferden der Flüchtlingstrecks in das Bundesgebiet eingeschleppt worden ist. Daß diese zwar zähen, aber von den unendlich großen Strapazen ausgemergelten ostpreußischen Pferde teilweise auch unter Druse zu leiden hatten, wird niemand bezweifeln wollen. Aber die Druse war nach den Veterinärberichten von 1935/36 nicht nur in Ostpreußen, Schlesien und Frankfurt a.O., sondern auch in Hildesheim und Stade verbreitet.

Ebenso wird von der Leukose behauptet, daß sie mit den Flüchtlingstrecks eingeschleppt worden sei. Dazu ist zu sagen, daß keine Rinder auf den langen Trecks mitgeführt werden konnten und daß diese jetzt als Seuche erkannte Krankheit auch vor 1945 schon in Westdeutschland vereinzelt aufgetreten ist.

Kurz erwähnt werden soll noch, daß auch das Fleischbeschaugesetz vom 3. Juni 1900, das Lebensmittelgesetz vom 5. Juli 1927 durch die Kontrolle der Lebensmittel tierischer Herkunft sowie das Tierkörperbeseitigungsgesetz vom 1. Februar 1939 zur Verhütung der Weiterverbreitung von Tierseuchen und deren Übertragung auf den Menschen beigetragen haben.

1904 wurde in Christburg ein Schlachthaus errichtet. Bis dahin fanden nur Hausschlachtungen statt. Inspektoren wie Pollkehn und Naujoks verwalteten es, während Tierarzt Dr. Kleuters die Aufsicht ausübte. In der Stadt Stuhm gab es ebenfalls ein öffentliches Schlachthaus. Ansonsten war das ganze Kreisgebiet in einzelne Fleischbeschaubezirke eingeteilt, in denen außer den praktischen Tierärzten hierfür besonders ausgebildete Fleischbeschauer und Trichinenschauer in beschränkter Weise tätig waren und ihre Pflichten

getreulich in vollem Umfange erfüllten. In den nicht mit praktischen Tierärzten besetzten Bezirken oblag dem Veterinärrat die Durchführung der Ergänzungsbeschau als Dienstaufgabe.

Eine Tierkörperbeseitigungsanlage wurde noch vor Kriegsausbruch im Kreise Marienburg errichtet, in deren Wirkungsgebiet auch der Kreis Stuhm einbezogen wurde.

In den Aufgabenkreis des beamteten Tierarztes (diese Eigenschaft hatten vorübergehend auch die praktischen Tierärzte, wenn sie zur Wahrnehmung amtlicher Aufgaben herangezogen wurden) fielen auch gewisse Bestimmungen des Milchgesetzes vom 31. Juli 1930, das in dem Tier keine „Sache" mehr sah, sondern ein lebendes Geschöpf.

Aus allen diesen gesetzlichen Vorschriften ist zu ersehen, welch hohe Bedeutung der tierärztlichen Tätigkeit hinsichtlich der menschlichen Gesundheit und Ernährung sowie in allgemeiner volkswirtschaftlicher Hinsicht zukommt, eine Arbeit, die mehr in der Stille geleistet wird und der breiten Öffentlichkeit kaum bekannt ist. Diese Tätigkeit haben die Tierärzte des Kreises sowie alle anderen auf dem Gebiet des Veterinärwesens beschäftigten Personen vorbildlich erfüllt, denn der Tierseuchenstand war trotz der ausgedehnten Grenzen nicht erheblicher als anderswo im Reichsgebiet.

## Das Feuerlöschwesen

Schon frühzeitig waren die Bewohner unseres Kreises darauf bedacht, durch Feuerschutz- und Brandordnungen ihre dörflichen und städtischen Gemeinschaften vor den Gefahren und verheerenden Folgen einer Feuersbrunst zu schützen. Ein organisierter Zusammenschluß, wie er sich auch bei der Bekämpfung der Wassersnot bewährt hatte, kam deswegen schon in frühen Zeiten zustande. Anfangs übten die Gemeinden die Aufsicht über die Feuerwehren aus, und erst ab 1838 die Länder durch Landesgesetze.

Überliefert ist die Tiegenhöfer Feuerordnung vom 29. Mai 1623 „in welcher", wie F. W. F. Schmitt in seiner „Geschichte des Stuhmer Kreises" berichtet, „die Mitglieder vorkommenden Falles nach Hufenzahl entschädigt wurden, und es hat somit Preußen die Ehre, diese nützliche Institution, welche später die Runde um die Welt machte, zuerst ins Leben gerufen zu haben".

Eine solche Brandordnung bestand im Jahre 1756 auch in der Stuhmer Starostei, in der es u. a. heißt:

„Wer abbrennt erhält pro Hufe 150 Flor. gute Preußische Münze Entschädigung, sobald ihm Wohnhaus, Scheune, Schoppen, Stallungen und Speicher abgebrannt sind; brennt ihm das Wohnhaus alleine ab, so wird er mit 60 Flor.; brennt ihm die Scheune allein ab, so wird er mit 50 Flor.; und brennt ihm ein Schoppen allein ab, mit 40 Flor. für die Hufe entschädigt. Fällt der Brand nach der Ernte, so daß er keinen Vorrath hat, so erhält er für jede eingeschriebene Hufe 4 Scheffel Weizen, 20 Scheffel Roggen, 10 Scheffel Gerste, 20 Scheffel Hafer, 1 Scheffel Erbsen, monatlich 2 Scheffel Brotkorn, und zwar wird diese Entschädigung wiederum pro Hufe von der Zeit des Brandes an bis zum Feste des hl. Jacobus des Aelteren geleistet. Jedoch erhält der Abgebrannte die volle Entschädigung nur, wenn Winterfeld und Sommerfeld nicht besät sind.

Ist das Winterfeld besät, das Sommerfeld aber nicht, so erhält er zur Sommersaat 10 Scheffel Gerste, 20 Scheffel Hafer, 1 Scheffel Erbsen, 2 Scheffel Brotkorn monatlich bis Jacobi von jeder Hufe.

Falls Kühe, Pferde, Schweine verbrennen, soll er außer dem Obigen für jedes Arbeitspferd 21 Flor., für jede Milchkuh 18 Flor., für jedes Schwein 1 Flor. 15 Gr. erhalten. Ist das Vieh gerettet, aber Futter verbrannt, so soll er 5 Flor. auf das Pferd und 4 auf die Kuh erhalten.

Das Geld erhält jeder spätestens 3 Wochen nach dem Brande. Die Dorfschulzen sammeln das Geld ein und übergeben es auf 3 Jahre gewählten Feuerherrn. Auch fahren sie Bauholz zum Neubau der Gebäude an, jedoch nur von der Nogat oder dem Stuhmer Walde.

Wendet Jemand das empfangene Geld zu etwas Anderem, als zum Neubau an, so soll er von der Gesellschaft gestrichen werden und die Entschädigung verlieren.

Wer durch Unvorsichtigkeit abbrennt, erhält nichts; dagegen soll er ein Vierteljahr im Gefängnis sitzen.

Wer bei Licht Flachs hechelt oder schwingt, und brennt dabei ab, soll nichts erhalten und noch dazu ein Vierteljahr im Thurm sitzen.

Wer die Gebäude verwahrloset, soll am Leibe gestraft und des Landes verwiesen werden.

An Hilfswerkzeugen gegen die Feuersnoth sollen von je 2 Hufen ein lederner Eimer und ein guter Bosshaken, von je 3 Hufen eine grosse Leiter und zwei kleine gehalten werden.

Jedes große Dorf soll 2 Feuerhaken, jedes kleine einen besitzen.

Den Tag nach Frohnleichnam soll der Brandregent des Ortes mit dem deputirten Brandregenten genaue Revision halten und gegen die Nachlässigen Strafen festsetzen; und zwar wird gezahlt:

| | |
|---|---|
| vom unreinen Schornstein . . . . . | 1 Fl. |
| von einem undichten Schornstein . . . . . | 3 Fl. |
| wegen Mangels von einem ledernen Eimer . . | 15 Gr. |
| wegen Mangels von einem Bosshaken . . . . | 15 Gr. |
| wegen Mangels einer großen Leiter . . . . | 1 Fl. |
| wegen Mangels einer kleinen Leiter . . . . | 15 Gr. |
| wegen Mangels von einem Spross in der Leiter | 3 Gr. |
| wegen Mangels von einem Dorffeuerhaken | 1 Fl. 15 Gr. |

Die Strafe fällt an's Amt und halb an den Brandherrn." *)

Eine Weiterentwicklung und Organisation des Feuerlösch- und Wehrwesens setzte erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Im Kreis Stuhm entstand im Jahre 1882 aus dem Turnverein heraus die Christburger Feuerwehr, wie es zur damaligen

*) Siehe „Die Willkür des Dorfes Rehhof", Seite 6.

Zeit in vielen größeren Orten und Städten des Landes geschah. Vorher waren die Spritzen auf die Innungen verteilt gewesen. Sammelpunkt war das neue Spritzenhaus mit dem hohen Übungsturm am Schweinemarkt. Die Christburger Freiwillige Feuerwehr war voll motorisiert und wirkte mit dem Roten Kreuz zusammen. Nach 1900 bewährte sie sich bei zahlreichen großen Bränden, wie z. B. dem des Kurpjuhnschen Hauses am Markt, der Strohfabrik in der kleinen Georgenstraße, der Tischlerei Gerhardt in der Marienburger Straße, der Mischkeschen Scheunen und Ställe in der Klosterstraße, der Synagoge auf der Schloßvorstadt, der Scheunen am Schützenhaus und in der Friedhofsstraße. Ein Brand wurde für die Stadt sogar zum Nutzen, durch den das Freytagsche Haus, das auf dem Grundstück Fiedler und der späteren Denkmalsfläche stand und den Marktplatz in zwei Hälften teilte, in Schutt und Asche gelegt wurde. Christburg verfügte nachher über einen großräumigeren Marktplatz. Die Feuerwehr aber hatte ganz nach Vorschrift ihre Pflicht getan, nämlich die Ausbreitung des Feuers auf die umliegenden Häuser verhindert.

In Stuhm wurde die Freiwillige Feuerwehr am 27. Mai 1883 in festlichem Rahmen gegründet. Die Bürgerschaft beteiligte sich von Anfang an rege an der gemeinnützigen Aufgabe ihrer Wehr, die immer sehr geachtet wurde. Zuerst gab es nur eine „kleine grüne" Spritze, aber schon vor der Jahrhundertwende wurde die „große Gelbe" erworben, die aber immer noch im Handbetrieb bedient werden mußte. Um 1900 vernichtete ein Großbrand die noch aus Holz gebaute große Mühle, die sodann aus Kalksandstein wiedererrichtet werden konnte. 1903 brannten Höhne, Rosenthal und Borowski an der Südseite des Marktes ab, 1905 Winkowski, Philipp und Block auf der Ostseite, und im folgenden Jahr Meding, Sikorski und Salewski am Kreishaus. Für die Innenstadt bedeuteten neun neue Häuser eine Verbesserung ihrer baulichen Gestaltung.

Dem Feuerwehrwesen liegt ein sozialer Gedanke zu Grunde, nämlich der, dem Nächsten mit Einsatz aller Kräfte in Nöten jeglicher Art beizustehen. Zur Verwirklichung dieser Aufgabe mußten Männer zusammengeschlossen werden, die gewillt waren, ihre ganze Person im Dienst der Allgemeinheit einzusetzen. Es zeugt von viel Verantwortungsgefühl gegenüber der Gemeinschaft, daß die Wehren an Zahl und Stärke schnell anwuchsen. So zählte der Kreis 1910 nur vier Feuerwehren - in Christburg, Stuhm, Nikolaiken und Posilge - im Jahr 1935 waren dagegen schon 19 mit 565 aktiven Mitgliedern und 38 Löschzügen vorhanden. Zur Brandbekämpfung waren diese Feuerwehren mit 14 Motorspritzen und 34 Handdruckspritzen ausgerüstet. Ferner hatte die Kreisverwaltung Anfang 1934 einen Überlandlöschzug mit einer Leistung von 1000 Liter/Minute beschafft, wie sie auch sonst alles tat, das Feuerlöschwesen auf den Stand zu bringen, der ihm seiner Bedeutung nach zukommt. Wenn trotzdem damals noch viel zu tun übrig blieb, so war dies allein der schweren Wirtschaftskrise, von der das Land heimgesucht wurde, zuzuschreiben.

Der Stand des Feuerlösch- und Wehrwesens im Kreise Stuhm ist in der angeschlossenen Übersicht zur Darstellung gebracht. Es ist daraus zu entnehmen, daß vieles geleistet worden war, daß aber auch große Mängel noch bestanden. Ganz besonders machte sich das Fehlen von ausreichendem Rauchschutzgerät geltend. Aber auch die Gerätehäuser und die Feuerspritzen mußten nach und nach erneuert und ergänzt werden.

Während die Feuerwehren bis dahin vereinsmäßig aufgezogen waren, wurde nach 1933 die Einrichtung von Berufsfeuerwehren zur Pflicht gemacht (Gesetz vom 15. Dezember 1933) und das „Führerprinzip" eingeführt. Bisher war neben dem technischen Leiter, dem Brandmeister, noch ein Vorsitzender tätig gewesen, der die Wehr vereinsmäßig leitete. Diese Doppelführung wurde nun abgeschafft, die Vereine wurden zu Polizeitruppen und deren Uniformen der Polizeiuniform vollständig angepaßt. In der Wehr war nunmehr nur ein Wille maßgebend, nämlich der des Führers. Dieser wurde vom Provinzialfeuerwehrführer ernannt und bestimmte seinen Stellvertreter und die weiteren Unterführer. Die Freiwilligen Feuerwehren des Kreises waren im Kreisfeuerwehrverband zusammengeschlossen, dessen Leitung dem Kreisfeuerwehrführer oblag, der seinerseits vom Führer des Provinzialverbandes ernannt wurde. Der Kreisfeuerwehrführer bestimmte zu seiner Mitarbeit und Beratung seinen Stellvertreter, den Adjutanten und den Pressewart. Der Kreisfeuerwehrverband war eine Körperschaft des öffentlichen Rechtes.

Im Jahre 1938 wurde die Berufsfeuerwehr als „Feuerschutzpolizei" eine reichseinheitliche Polizeitruppe, die Freiwillige Feuerwehr eine technische Hilfsformation der Ostpolizeiverwaltungen.

*Quellenhinweis:*

F. W. F. *Schmitt:* Geschichte des Stuhmer Kreises. Thorn 1868.

Otto *Piepkorn:* Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß. Detmold 1961.

Kreisbrandmeister *Münker*-Stuhm: Die Entwicklung und Organisation des Feuerlöschwesens in neuester Zeit. In: Heimatkalender des Kreises Stuhm, 1934/35.

# Verkehrswesen

## Wege und Straßen

von Oskar Penner †

Nach Aufzeichnungen von Arthur Semrau aus dem Jahre 1928 gab es zur Zeit des Deutschen Ritterordens im Jahre 1280 auf dem Gebiet des späteren Kreises Stuhm folgende Wege:

von Pusilia (Posilge) nach Kalbe (Kalwe),
von Ygel (Iggeln) nach Kalbe,
von Kalbe nach Scrope (Schroop),
von Ygel nach Marienburg.

Im Jahre 1294 wird ein Weg von Dakowe (Dakau) nach Barutin genannt. Dies dürfte die Strecke Dakau – Portschweiten oder Nikolaiken – Stuhm – Marienburg sein.

Im Jahre 1316 wird ein Weg von Marienburg nach Christburg genannt, der über Iggeln geführt haben dürfte. Auch wird ein Weg von Zantir an der Nogat, die Stuhmer Heide von Westen nach Osten durchschneidend, genannt, der die spätere Chaussee Weißenberg — Stuhm bildete. Folglich wird wohl auch der Ursprung dieser Straße in der Zeit des Deutschen Ritterordens liegen.

Nach den Ausführungen von Bernhard Schmid in „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Stuhm" aus dem Jahre 1909 trafen die ältesten Verkehrswege des Kreises in Christburg zusammen. So wurde schon im Jahre 1239 der Weg von Marienwerder nach Christburg erwähnt. Später, als Marienburg der Sitz des Hochmeisters wurde, gingen auch seine Fahrten von Marienburg über Stuhm nach Bönhof und über Posilge nach Christburg.

Diese beiden Linien entsprachen auch ungefähr den ersten Chausseebauten (Oberbau: mit Wasser und Sand gebundener Schotter) des XIX. Jahrhunderts.

Zu diesen gehörten die Chausseen Altfelde – Christburg (erbaut 1843 bis 1847) sowie die von Marienburg – Stuhm – Marienwerder (erbaut 1844 bis 1847).

Die Eisenbahnen unseres Kreises gingen auch von Marienburg aus. Die 1883 eröffnete Weichselstädtebahn verlief von dort nach Thorn 24,1 km lang im Landkreis Stuhm in nordsüdlicher Richtung mit den Haltestellen Braunswalde, Neu-Hakenberg, Stuhm, Stuhmsdorf und Rehhof. In südöstlicher Richtung verlief die 1876/77 zunächst als Privatunternehmen dem Verkehr übergebene Marienburg-Mlawa-Bahn 25 km im Kreis Stuhm über die Haltestellen Deutsch Damerau, Mlecewo und Nikolaiken. Eine dritte Eisenbahnlinie, von Marienburg in Richtung Mohrungen verlaufend, berührte den Kreis auf 25,7 km Strecke mit den Haltestellen Schroop, Troop, Groß Waplitz und Christburg.

Die Bahnstrecke Marienwerder — Riesenburg – Miswalde führte nur eine kurze Strecke durch den Kreis Stuhm. Bahnhof war Groß Teschendorf.

An der Verbesserung der Verkehrswege wurde bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges (1914) intensiv gearbeitet.

Nach 1890 wurden folgende Straßen gebaut:

Stuhm – Weißenberg,
Christburg Stadt – Bahnhof Christburg (Kreis Mohrungen),
Stuhm – Barlewitz – Peterswalde,
Gurken – Hohendorf – Nikolaiken,
Baumgarth – Bärenwinkel – Lichtfelde,
Stuhmsdorf – Rehhof,
Kreisgrenze Marienwerder.

Aus der Denkschrift des Landrats Dr. von Auwers aus dem Jahre 1918 geht hervor, daß z. B. für den Bau einer Kleinbahn von Posilge nach Christburg und von Christburg nach Lichtfelde die Finanzierung bereits gesichert war. Von Marienburg nach Lichtfelde bestand schon längere Zeit früher eine Kleinbahnverbindung.

Landrat Dr. von Auwers bezeichnete die Leistungen des Kreises im Straßen- und Eisenbahnbau im letzten halben Menschenalter des XIX. Jahrhunderts als ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Kreises Stuhm.

Die Kreisverwaltung des zwanzigsten Jahrhunderts ist den damals vorgezeichneten Plänen treugeblieben, so daß der Kreis im Jahre 1914 bei 640 Quadratkilometer Größe neben 40 km Provinzialstraßen 225 km Kreisstraßen, zusammen 265 km, also auf einen Quadratkilometer 414 m Kunststraßen besaß.

Man war sich damals aber auch darüber völlig im klaren – dies bringt auch Dr. v. Auwers in seiner Denkschrift deutlich zum Ausdruck –, daß mit diesen Leistungen die Verkehrsprobleme im Kreis noch lange nicht gelöst waren, sondern daß nach Beendigung des Krieges noch große Arbeiten zu verrichten sein würden.

Den Angaben des Landrats v. Auwers sind die des Rittergutsbesitzers Ortmann, Luisenwalde, gegenüberzustellen, die er im Heimatkalender des Kreises Stuhm aus dem Jahre 1931 macht. Ortmann berichtet:
Der Kreis war 1772 aus der polnischen Verwaltung völlig devastiert hervorgegangen. Im Jahre 1816 gab es in ganz Westpreußen nur 1,2 Meilen Chausseen, annähernd 10 km im Regierungsbezirk Danzig, 1827 gab es 16 Meilen Chausseen im Regierungsbezirk Danzig und 2,3 Meilen im Regierungsbezirk Marienwerder; das sind zusammen rund 130 km.

1850 waren es im gleichen Gebiet schon 96 Meilen (das sind 700 km) Chausseen.

Nach dem unglücklichen Krieg von 1914 bis 1918, nach dem Diktat von Versailles, nach der Vierteilung Westpreußens, als unser Kreis Grenzgebiet geworden war, stagnierte die gesamte Wirtschaft, und damit kam auch der Straßenbau ins Stocken. Lediglich die Straße Rudnerweide – Zwanzigerweide mit rund 5 km Länge wurde bis 1927 angelegt. Nach Angaben von Ortmann, Luisenwalde, hatten wir im Jahre 1930 rund 300 km feste Straßen.

Kreisbaumeister Rudolf Münker schreibt in seinem Bericht über die Bedeutung der Landstraßen im Laufe der Zeiten im „Heimatkalender des Kreises Stuhm" u. a., daß infolge der Weiterentwicklung der Kraftfahrzeuge die Bedeutung der Straßen gegenüber der Eisenbahn wachse, daß aber zu erwarten sei, daß der Zustand der deutschen Landstraßen (also nicht nur der im Grenzkreise Stuhm) sich in den nächsten Jahren verschlechtern werde, weil die straßenunterhaltungspflichtigen Länder, Provinzen, Kreise und Gemeinden nicht mehr in der Lage seien, die Unterhaltskosten für die Straßen aufzubringen. Auch der Landrat Dr. Zimmer wies damals in einem Schriftsatz unter dem Titel „Schädigung der Grenzgemeinden und des Kreises Stuhm selbst durch die Grenzziehung" sehr deutlich auf die Not des Kreises und seiner Bevölkerung hin. Es sei erwähnt, daß es vor allem den Bemühungen dieses Landrates zu verdanken war, daß es zu jener Zeit nicht zum völligen Zusammenbruch des Verkehrs auf unseren Straßen kam.

Die allernotwendigste Unterhaltung der Straßen wurde dennoch durchgeführt. In den schwersten Jahren der Wirtschaftskrise 1929 bis 1932 wurden im Kreis fünf baufällige Brücken erneuert und zwei Stahlbetonbrücken neuerrichtet.

Der Ausbau der Straße Stuhmerfelde – Usnitz (Kittelsfähre) wird im Heimatkalender des Kreises Stuhm 1933 geschildert. Sie wurde vom Verfasser im Herbst 1928 projektiert. Für diese Arbeit standen mir anfangs für das Abstecken der Fluchtlinie, die durch Wald und Schonungen führte, drei und nachher für das Nivellement zwei Arbeiter aus Parpahren zur Verfügung. Diese Männer, alle Familienväter, lebten von sehr magerer Fürsorgeunterstützung. Die Gemeinde Parpahren war am Rande der Zahlungsunfähigkeit angelangt. So bedeutete es für diese Leute ein Glück, daß sie an der Vermessungsarbeit teilnehmen durften und dafür von der Kreisverwaltung Stuhm Lohn erhielten. Das Elend im Kreis aber konnte mit solchen bescheidenen Projekten nicht behoben werden.

1933 trat ein grundlegender Wandel ein. Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit in Ostpreußen wirkte sich auch in unserem Kreis aufs günstigste aus. In ungewöhnlich kurzer Frist wurden folgende Straßenbauten bzw. Ausbauten vorhandener Landwege durchgeführt:

Portschweiten – Preußisch Damerau –
Mirahnen — Sadluken,
Wilzen — Dakau,
Kollosomp – Krastuden – Neumark,
Neumark – Tillendorf – Pirklitz –
Höfchen (Stangenberg),
Christburg – Prökelwitz,
Schroop – Jordanken,
Troop – Kalwe (mit Stahlbetonbrücke über die Reichsbahnstrecke Miswalde – Marienburg.

Auf den meisten dieser Strecken wurden eine oder mehrere Brückenbauten aufgeführt.

Neben den angeführten Straßen- und Brückenbauten wurden in den Jahren 1933 bis 1939 im Kreis bedeutende Dränage-, Flußregulierungs- und Meliorationsarbeiten sowie großangelegte Hochbauten durchgeführt. Planung, Organisation und Ausführung durch die Kreisverwaltung (Kreisbaumeister Müncker), durch die Unternehmer und Arbeiter übertrafen weit die von Landrat v. Auwers seinerzeit so rühmend erwähnten Leistungen. Die Stuhmer Arbeitskräfte reichten für die neuen Projekte nicht einmal aus; es mußten Elbinger Arbeiter zugezogen werden. Aus den Arbeitslosen des Jahres 1932 wurden mit der Zeit Fach- und Spitzenarbeiter, die keine Beschäftigungslosigkeit mehr zu fürchten brauchten.

## Das Eisenbahnunglück bei Braunswalde

von Elly-Lotte Müller, geb. Candit

Es war ein grauer Nebeltag im November, ich erinnere mich noch genau daran. Unsere Mutter, die die seltene Gabe hatte, viele Geschehnisse vorauszuträumen, wollte meinen Bruder Fredi und mich an diesem Morgen nicht zum Bahnhof nach Braunswalde gehen lassen. Es war unser täglicher Weg, den kannten wir aus dem „FF", und Nebel gab es ab und zu schon mal um diese Jahreszeit, für uns also kein Grund zur Furcht. Mutter aber gestand unserem Vater ein: „Ich hatte heute Nacht so einen bösen Traum, sah die Kinder in großer Gefahr, am liebsten behielte ich sie zu Hause."

Ihre Vorahnung sollte sich an diesem 22. November bewahrheiten. Unser Zug kam mit kleiner Verspätung an, wir stiegen wie immer wohlgemut in „unseren" 3. Waggon des Zuges ein, der von Marienwerder kam und uns nach Marienburg bringen sollte. Er wurde der „Schülerzug" genannt, weil hauptsächlich Schüler darin saßen, die die Marienburger höheren Schulen besuchten. Bruder Fredis Freunde saßen im 2. Abteil des 3. Waggons, ich im 3. bei meinen Schulfreundinnen. Nach fröhlicher Begrüßung wurde noch

schnell in die Bücher geguckt und kontrolliert, ob die Schulaufgaben auch „saßen". Wir hatten in der 1. Stunde Religionsunterricht bei Pfarrer Krüger, und so schlug ich als letztes noch rasch das Gesangbuch auf. Wir waren schon über den Tunnel der Grünhagener Chaussee hinweg, näherten uns dem Stellwerkhäuschen, auf halber Strecke nach Marienburg. Auf einmal quietschten die Bremsen, es gab einen furchtbaren Stoß und ein Krachen, wir wurden von den Bänken geschleudert, alles mögliche flog umher. Der Zug hielt mit einem Ruck. Alles rannte voll Entsetzen zur Tür des schiefstehenden Waggons. Es schien, als wollte der Wagen umkippen. Trotz der Panik sehe ich mich noch meine durcheinandergewirbelten Bücher in die am Boden liegende Büchermappe tun.

Auf einmal aber packte mich die Angst, da alle anderen schon draußen waren. Ich sprang zur Tür hinaus. Welch unbeschreibliches Bild des Entsetzens bot sich mir! Erst jetzt erfaßte ich, was passiert war. Unser Zug, der zum Teil auf der Brücke über dem von Grünhagen kommenden Mühlengraben stand, war auf einen vor dem Stellwerkhaus stehenden Güterzug aufgefahren. Der Packwagen und die beiden ersten Personenwagen waren ineinandergeschoben, die Lokomotive kaputt. „Da ist niemand mehr lebend herausgekommen", war mein erster Gedanke. Wild verstreut ergoß sich der Inhalt und die Trümmer der Wagen auf das Terrain. Herausgebrochene Seitenteile, Fenstersplitter, dazwischen Tote, Verletzte, deren Stöhnen nur von dem Pfeifen der einen Lokomotive übertönt wurde. Einer suchte den anderen, es spielten sich tragische Szenen ab. Mich überkam das Grauen. „Wo ist Fredi?" fragte ich mich. Er hatte mich schon gesucht, kam mir entgegengelaufen. „Daß du lebst", mehr brachte er nicht heraus. Im 1. Abteil unseres Wagens kamen schon die Puffer durch die Wand, die stark verbeult und eingedrückt waren, das Gepäcknetz sauste herunter. Zum Glück hatte Fredi nichts Ernstliches abbekommen außer einem verbeulten Knie und ein paar Schrammen. Auch mein Knie war leicht verletzt. Dazu ergoß sich dann noch der Inhalt einer Milchkanne vom Gepäcknetz über die Jungen. Doch das war im Moment alles so unwichtig. „Nur weg von hier, wir gehen nach Hause", das war unser beider Gedanke. So liefen wir querfeldein den ziemlich weiten Weg nach Grünhagen. Unsere Eltern hörten erschrocken von dem Geschehen. Sie waren überglücklich, uns wiederzuhaben, daß Gott seine schützende Hand über uns gehalten hatte.

Mein älterer Bruder Helmut, der damals gerade das Marienburger Lehrerseminar besuchte, verließ verstört den Unterrichtsraum, als er die Hiobsbotschaft vernahm. Trotz seines lahmen Fußes machte er sich auf den Weg zur Unglücksstätte und von dort aus nach Hause. Erst am nächsten Tag erfuhren wir Näheres über die Anzahl der Toten, die sich auf über 20 bezifferte. Dazu kamen viele Schwer- und Leichtverletzte. Meinen Vater traf besonders schwer die Nachricht, daß sein geliebter Schulrat Rudolph zu den Opfern zählte. Er hatte sich auf einer Dienstreise befunden. Herr Helmut Ratza, der sich ebenfalls an dieses Unglück erinnert, erwähnt unter den Toten den Sohn des Stuhmer Kreistierarztes Edgar Schmidt, Hans Schulz, den Sohn eines Fleischermeisters, Ernst Löbenberg, Sohn eines Hegemeisters, und Gerhard Stöcke, den Sohn des Leiters des Staatlichen Hochbauamtes. Als Schwerverletzte nennt er die Schüler Herbert Hupke und Erich Ristow. Nicht nur sie hatten an den Folgen dieser Katastrophe ihr ganzes Leben lang zu leiden, sondern noch viele andere, unter ihnen Felix Majewski, ein Lehrerssohn aus Neudorf, dem die damalige Reichsbahn eine Beamtenstelle als Entschädigung für seine schweren Verletzungen zusicherte. Aber auch wir, die davongekommen waren, hatten teilweise einen schweren Schock erlitten. Noch lange hatte ich das durchdringende Pfeifen der verunglückten Lokomotive in den Ohren, trotzdem da nichts mehr zu hören war. Auch meine Lehrer und Lehrerinnen mußten viel Geduld mit mir aufbringen. Dazu kam noch, daß die abgeschleppten Wagen, stark demoliert, auf einem Abstellgleis des Braunswalder Bahnhofs standen, und sie standen lange da! Nur mit Schrecken ging ich an ihnen vorbei, und das, so schnell wie möglich.

Das liegt alles schon lange zurück, 54 Jahre werden es im November 1974. Heute passieren ganz andere Dinge, Flugzeugabstürze, Schiffsuntergänge, Katastrophen über Katastrophen erschüttern die Welt. Erschüttern sie sie wirklich noch? Wir sind ja so abgestumpft! Damals aber war dieses Eisenbahnunglück etwas, das die Gemüter lange Zeit bewegte, nicht zuletzt die Presse.

# Zur Kirchengeschichte des Kreises

## Die katholische Kirche

von Professor Dr. Hans Schmauch

(In gekürzter Form entnommen dem Heimatkalender des Kreises Stuhm 1933)

Das Gebiet des heutigen Kreises Stuhm gehörte ehemals zur altpreußischen Landschaft Pomesanien. Gleich dem übrigen Lande erlag auch dieser Gau dem Schwerte des Deutschen Ritterordens, als dieser vor rund 740 Jahren den Kampf gegen die heidnischen Prußen begann. Schon nach kurzer Zeit machte die Bekehrung der Heiden und die Ansiedlung deutscher Bürger und Edelleute in dem eben unterworfenen Gebiet die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse des Preußenlandes erforderlich. Da diese Aufgabe dem Papst als dem Oberhaupt der Gesamtkirche rechtlich zustand, erfolgte in seinem Auftrage am 29. Juli 1243 die Einteilung Preußens in die vier Diözesen Culm, Pomesanien, Ermland und Samland. Für die *Diözese Pomesanien,* die auch den heutigen Kreis Stuhm umfaßte, wurden die Flüsse Ossa, Weichsel, Nogat, der Drausensee und die Weeske als Grenzen bestimmt; tatsächlich aber gehörte seit Beginn des 14. Jahrhunderts auch das Große Marienburger Werder und das alte Land Sassen (die heutigen Kreise Osterode und Neidenburg) zu diesem kirchlichen Sprengel. Wie überall in Deutschland, so hatten im Mittelalter auch in Preußen die Bischöfe neben der kirchlichen Leitung ihrer Diözese zugleich ein bestimmtes Landgebiet als weltliche Oberherren zu verwalten. Der landesherrliche Besitz des pomesanischen Bischofs umfaßte mit geringen Abweichungen die heutigen Kreise Marienwerder und Rosenberg (ohne Dt. Eylau). Das ganze übrige Gebiet der Diözese Pomesanien aber unterstand der Landeshoheit des Deutschen Ritterordens, der deshalb hier in der Regel das Patronatsrecht besaß; ihm stand also das Recht zu, für die einzelnen Pfarreien die ihm genehmen Geistlichen jeweils dem Bischof zur Einsetzung als Pfarrer vorzuschlagen.

Unter der Herrschaft des Deutschen Ordens gab es im Gebiet des heutigen Kreises die beiden Stadtpfarreien zu Christburg und Stuhm und 19 ländliche Kirchspiele.

Der Zweite Thorner Friede von 1466 war auch für die Diözese Pomesanien von einschneidender Bedeutung insofern, als der größere südliche Teil einschließlich des weltlichen Herrschaftsgebietes der pomesanischen Bischöfe unter der Herrschaft des Deutschen Ordens verblieb, während der nördliche Teil, das sogenannte Palatinat Marienburg (dazu gehörten die heutigen Kreise Stuhm und Marienburg sowie das Große Werder), unmittelbar dem König von Polen unterstellt wurde. Dieser übte daher hier fortan bis zum Ende der polnischen Herrschaft im Jahre 1772 als Landesherr das Patronatsrecht über die Pfarreien aus.

Dieser politischen Zerreißung der alten Diözese Pomesanien folgte in der Reformationszeit auch noch die religiöse Trennung. Im bisherigen Ordensland führte Herzog Albrecht von Preußen – so nannte sich der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens seit dem Krakauer Friedensvertrag von 1525 – die Lehre Luthers ein. Auch der damalige Bischof von Pomesanien, Erhard von Queiß, schloß sich der neuen Lehre an (im Gegensatz zu seinem Domkapitel, das sich energisch dagegen sträubte) und verzichtete zugunsten des neuen Herzogs auch auf sein weltliches Herrschaftsgebiet. Was geschah nun mit dem nördlichen Teil der Diözese Pomesanien, der zum Machtbereich der Krone Polen gehörte? Im Polenreich blieb das katholische Bekennntnis zwar Staatsreligion, aber auch hier fand die Lehre Luthers und der anderen Reformatoren während des 16. Jahrhunderts in weiten Kreisen Eingang. Nicht anders erging es dem Marienburger Palatinat. Vor allem in den Städten gewann die neue Lehre zahlreiche Anhänger. In Christburg nahmen die Lutheraner die Pfarrkirche in Besitz (1567). In Stuhm erhielten sie 1570 vom Polenkönig die Erlaubnis, die Hospitalskirche für ihren Gottesdienst zu benutzen. Auch auf dem Lande gewann das Luthertum hier und da Anhänger. So war z. B. in Neudorf der Pfarrer 1543 lutherisch – er wurde vom Marienburger Rat zum Predigeramt berufen –, ebenso in Kalwe und Lichtfelde; auch von einigen Kirchschullehrern galt dasselbe. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber setzte wie überall in Polen so auch im Marienburger Gebiet die Gegenreformation kräftig ein und gewann mit staatlicher Unterstützung einen großen Teil des Landes wieder für die katholische Kirche zurück. In Christburg und Stuhm mußten die Lutheraner trotz erheblichen Widerspruchs die bisher von ihnen benutzten kirchlichen Gebäude (Kirche, Hospital, Schule) herausgeben. Fortan hielten sie ihren Gottesdienst in den Rathäusern und, als diese durch Brände zerstört wurden, in Privathäusern ab. Auf dem Lande blieb nur die lutherische Gemeinde in Lichtfelde bestehen; als den Lutheranern 1668 auch hier die aus der Ordenszeit stammende Pfarrkirche abgenommen wurde, erbauten sie sich im folgenden Jahr ein eigenes Gotteshaus. Eine neue lutherische Gemeinde mit eigenem Prediger entstand 1633 in Losendorf.

Welchem geistlichen Oberen unterstanden nun die Katholiken des Marienburger Gebiets, nachdem die bisherige kirchliche Unterordnung unter den Bischof von Pomesanien durch dessen Übertritt zum Luthertum von selbst aufgehört hatte? Schon gelegentlich seines Aufenthaltes in Danzig (April bis Juli 1526) hat König Sigismund von Polen, als er hier nach den vorangegangenen schweren politischen und religiösen Wirren wieder Ordnung schuf, dem Culmer Bischof

Johannes von Konopat die kirchliche Aufsicht über den seiner Herrschaft unterstehenden Teil der Diözese Pomesanien übertragen, und bereits am 3. September 1526 sehen wir den Bischof tatsächlich von seinem neuen Amt (in einer Marienburger Angelegenheit) Gebrauch machen. Nach seinem Tode (1530) bemühte sich der ermländische Bischof Mauritius Ferber beim polnischen Königshofe um die Übertragung der kirchlichen Verwaltung des Marienburger Gebietes, hatte damit aber keinen Erfolg. König Sigismund der Alte bestellte vielmehr den von ihm zum Culmer Bischof ernannten Johannes Dantiskus (1530–1538) auch zum Verwalter des Bistums Pomesanien, und Dantiskus führte tatsächlich in seinen amtlichen Erlassen diesen Titel. Sein Nachfolger auf dem Culmer Bischofsstuhl, der rechtsgelehrte Danziger Patriziersohn Tiedemann Giese (1538-1549), enthielt sich dagegen in der Regel dieses Titels. Er sah es wohl als bedenklich an, daß ihm dies Amt nur vom polnischen König ohne Mitwirkung des Papstes als des Oberhauptes der Kirche verliehen worden war. Tatsächlich aber hat auch er die kirchliche Aufsicht über den katholisch gebliebenen Teil der Diözese Pomesanien ausgeübt.

Unter dem nächsten Culmischen Bischof, Stanislaus Hosius (1549-1551), gestalteten sich die Dinge etwas anders. Auf Wunsch des Polenkönigs übertrug ihm der Papst am 25. Juli 1550 die besondere Aufgabe, in der Diözese Pomesanien gegen die Andersgläubigen einzuschreiten und sie nach Möglichkeit wieder in die katholische Kirche zurückzuführen. Sein Nachfolger Johannes Lubodzieski (1551-1562) aber gebrauchte wieder den Titel eines Administrators des Bistums Pomesanien. Vom nächsten Culmischen Bischof, Stanislaus von Silslau (1562-1571), hören wir zwar nichts dergleichen; wahrscheinlich hat aber auch er den polnischen Teil der alten Diözese Pomesanien kirchlich betreut. Eine Änderung dieser Verhältnisse dagegen erstrebte Stanislaus Hosius, der Hauptträger der Gegenreformation im Polenreich (seit 1551 war er Bischof von Ermland und seit 1561 zugleich Kardinal der römischen Kirche). Als er, vom Papst noch Rom berufen, seinen vertrauten Freund Martin Kromer zu seinem Stellvertreter gemacht hatte und ihn im Jahre 1570 auch zu seinem Nachfolger bestellt wissen wollte, da bemühte er sich eifrig, diesem die Würde eines Bischofs von Pomesanien zu verschaffen. Kromer aber lehnte das im Einverständnis mit dem polnischen Königshofe ab, und so kam der Plan des Hosius nicht zur Ausführung.

Nach dem Tode des oben genannten Culmer Bischofs Stanislaus von Silslau (1571) finden wir dann bereits im folgenden Jahre den Olivaer Abt Kaspar Jeschke als Administrator von Pomesanien tätig. Ob die Schwierigkeiten, die die Neubesetzung des Culmer Bischofsstuhles jahrelang hinauszögerten, diese Abweichung von der bisherigen Gepflogenheit bedingten, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls verdankte Jeschke das neue Amt seinen vorzüglichen Beziehungen zum polnischen Königshof. Doch scheinen sich bei seiner Tätigkeit für Pomesanien Schwierigkeiten ergeben zu haben – ihm fehlte ja die bischöfliche Würde. Denn die Provinzialsynode, die die polnischen Bischöfe am 19. Mai 1577 zu Petrikau abhielten, beschloß, beim König die Wiederherstellung des untergegangenen Bistums Pomesanien zu erbitten; wenn das nicht angängig sei, so sollte mit Zustimmung des Königs beim Papst die dauernde Unterstellung des polnischen Teils der pomesanischen Diözese unter dem Culmer Bischof beantragt werden. Papst Gregor XIII. genehmigte am 29. Dezember 1577 diesen Antrag, und seit diesem Zeitpunkt bestand wahrscheinlich die kirchenrechtliche Vereinigung der Diözesen Culm und Pomesanien zu Recht. Der neue Culmer Bischof Petrus Kostka (1574-1595) übernahm daher wieder die Verwaltung von Pomesanien. Sein Nachfolger Petrus Tilitzki (1595–1600) aber nannte sich bereits „immerwährender Administrator" des Bistums Pomesanien. Dem nächsten Inhaber des Culmischen Bischofsstuhles, Laurentius Gembicki, legte Papst Clemens VIII. in einem amtlichen Erlaß vom 16. April 1601 zum ersten Male den Titel „Bischof von Culm und Pomesanien" bei. Ausdrücklich hob er bei dieser Gelegenheit hervor, die pomesanische Kirche sei längst dauernd mit der Diözese Culm vereinigt.

Dieser Zustand blieb mehr als 200 Jahre bestehen. Erst die päpstliche Bulle „De salute animarum", die im Jahre 1821 nach den Wirren der Napoleonischen Zeit die Verhältnisse der katholischen Kirche im Königreich Preußen neu ordnete, brachte eine Änderung, indem sie die im alten Palatinat Marienburg gelegenen Dekanate Fürstenwerder, Neuteich, Marienburg, Stuhm und Christburg fortan der Diözese Ermland unterstellte. Am 21. September 1821 übernahm der ermländische Bischof Joseph von Hohenzollern tatsächlich die kirchliche Verwaltung des genannten Gebietes. Diese Regelung ist für die katholischen Pfarrgemeinden des Kreises Stuhm bis auf den heutigen Tag in Geltung geblieben.

Die Zahl der Pfarreien hat freilich während der mehr als 300jährigen polnischen Fremdherrschaft mancherlei Veränderungen erfahren, eine Folge der schweren Verheerungen, die die Schwedenkriege des 17. und 18. Jahrhunderts über das Land gebracht haben. Im Jahre 1647 lagen bereits die aus der Ordenszeit stammenden Kirchen zu Honigfelde, Kiesling, Konradswalde, Braunswalde und Nikolaiken zerstört da, und andere Gemeinden waren zu Filialen herabgesunken (Baumgarth, Neudorf, Peterswalde und Schroop). Im 18. Jahrhundert gingen auch die Kirchen zu Jordanken und Neudorf zugrunde; die Pfarrei Neumark büßte ihre Selbständigkeit ein und

wurde mit Altmark vereinigt. Mit der Einverleibung des Gebietes ins Königreich Preußen (1772) ging das Patronatsrecht über die meisten alten Pfarreien (Christburg, Stuhm, Posilge, Pestlin, Altmark, Kalwe und Dt. Damerau) vom Polenkönig auf den König von Preußen über. Für Schönwiese besitzt die dortige Gutsherrschaft seit dem Mittelalter das Patronatsrecht. In den letzten Jahrzehnten sind dann neue katholische Pfarreien in Bönhof, Rehhof und Nikolaiken eingerichtet worden, deren Besetzungsrecht der Bischof von Ermland hat. Die in jüngster Vergangenheit zu Braunswalde errichtete Kapelle ist Filiale von Stuhm.

Bei einer Neuordnung der kirchlichen Verwaltung wurden 1830 sämtliche katholischen Pfarreien des 1818 neugeschaffenen Kreises Stuhm in einem Dekanat Stuhm vereinigt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde indessen das Dekanat Christburg wiederhergestellt; es umfaßt heute (1933) die Pfarreien Christburg (mit Baumgart), Altmark (mit Neumark), Lichtfelde, Nikolaiken, Posilge und Schönwiese. Dem Dekanat Stuhm verblieben die katholischen Kirchengemeinden zu Stuhm (mit Stuhmsdorf und Braunswalde), Kalwe (mit Schroop), Pestlin (mit Peterswalde), Dietrichsdorf (früher Straszewo), Bönhof, Dt. Damerau und Rehhof.

## Die evangelische Kirche

von Dr. Heinz Neumeyer

Die Bedeutung der katholischen Kirche, die die Tradition der Ordenszeit bewahrte, war im Kreise Stuhm auch noch in jüngster Zeit beachtlich. Stellt man den 1945 vorhandenen zwei katholischen Dekanaten Christburg und Stuhm mit zusammen 13 Kirchspielen und 19 Kirchen den zur gleichen Zeit bestehenden 6 evangelischen Kirchspielen mit 7 Gotteshäusern gegenüber, so erkennt man ein erhebliches Übergewicht der katholischen Konfession. Dieses ergab sich einmal aus dem Vorhandensein einer starken polnischen — geschlossen katholischen — Volksgruppe, die 1910 etwa 43 Prozent der Kreisbevölkerung ausmachte, und zum andern aus dem Umstande, daß zahlreiche deutsche Katholiken im Kreise ansässig waren. Die für andere Teile Westpreußens geltende Gleichsetzung von evangelisch und deutsch, katholisch und polnisch traf für den Kreis Stuhm nicht zu. So war dieser, wenn man von der Muttersprache ausgeht, 1910 zu 57 Prozent deutsch, aber nur zu 32 Prozent evangelisch. In den beiden Städten Christburg und Stuhm herrschte das deutsche Element vor, in Christburg mit 96 Prozent, in Stuhm mit 58 Prozent. Anders war jedoch das Verhältnis der Konfessionen: In Christburg überwogen die Protestanten (2111 gegen 793 Katholiken), in Stuhm aber die Katholiken (2193 gegen nur 803 Protestanten). Auf dem Lande bestanden 69 Ortschaften mit deutscher und 54 mit polnischer Mehrheit, jedoch 75 mit katholischer und nur 48 mit evangelischer Mehrheit. Die relativ hohe Zahl deutscher Katholiken läßt sich sicher nicht einfach so erklären, daß zur Zeit der Reformation im Stuhmer Gebiet ein weit größerer Teil der deutschen Bevölkerung der alten Kirche treu blieb als anderswo; entscheidend waren vor allem die Unterdrückungsmaßnahmen der polnisch-katholischen Starosten und Grundherren, die in der Zeit der Gegenreformation und der Dissidentenverfolgungen die evangelische Kirche in ihrer Entfaltung hinderten.

Dies führt uns zu einer Betrachtung der kirchlichen Entwicklung seit der Reformation. Diese erfaßte in ihrer Frühzeit, in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, in Deutschland den weitaus größten Teil des Volkes – nach Schätzungen etwa neun Zehntel –, und wir können wohl annehmen, daß es sich bei der deutschen Bevölkerung Westpreußens ähnlich verhalten haben wird. Zwar liegen uns Nachrichten über die Ausbreitung der neuen Lehre in dieser ersten stürmischen Phase der Reformation, von 1520 bis 1526, nur für einige Brennpunkte vor – so für Danzig, Elbing, Thorn, Marienburg und Graudenz –; es ist jedoch wahrscheinlich, daß von dort aus die neue Botschaft des Evangeliums auch in die Umgebung dieser Städte ausstrahlte. So ist es durchaus denkbar, daß schon damals auch das Stuhmer Gebiet davon berührt wurde. Dies ist auch deshalb zu vermuten, weil der nördliche Teil der Diözese Pomesanien, zu dem die Gebiete von Marienburg und Stuhm gehörten, seit dem Übertritt des Bischofs Erhard von Queis zur Reformation im Jahre 1525 ohne katholischen Bischof war, und die zeitweise mit der Aufsicht über Pomesanien betrauten Bischöfe von Kulm keine besonders strenge Kontrolle über die Restdiözese ausübten.

Die lange Zeitspanne zwischen der Niederschlagung der Reformation in Westpreußen – dem blutigen Strafgericht Sigismund I. in Danzig im Jahre 1526 — und dem Wiedererwachen der Reformation ein Vierteljahrhundert später erscheint uns heute etwas merkwürdig; sie ergab sich jedoch aus der politischen Lage in Polen. Erst nach der Thronbesteigung des religiös toleranten Königs Sigismund II. August im Jahre 1548 konnten die Anhänger der neuen Lehre, die 2½ Jahrzehnte ein Leben im Verborgenen geführt hatten, wieder öffentlich hervortreten. Blicken wir auf die damalige Lage in Deutschland, so können wir dort eine ähnliche Entwicklung feststellen. Obwohl die Gedanken Luthers überall lebendig waren, schlossen sich die einzelnen Fürsten nur sehr zögernd der Reformation an – als letzte die Herzöge von Mecklenburg im Jahre 1547 – und der Protestantismus geriet zwischen 1548 und 1552 in eine schwere Krise, die leicht zu seiner Vernichtung hätte

führen können. Erst im Augsburger Religionsfrieden von 1555 wurde den lutherischen Fürsten das Recht zur Durchführung der Reformation in ihren Territorien reichsgesetzlich zugesprochen („cuius regio, eius religio"). Ein entsprechendes Privileg erwirkte der Adel Polens im selben Jahre in Petrikau; die dort festglegte Religionsfreiheit wurde 1573 durch den sogenannten „Dissidentenfrieden" bestätigt. Einen Höhepunkt seinen Einflusses erreichte der protestantische Adel, als es ihm gelang, im Senat die Mehrheit der weltlichen Sitze zu erobern. Seine Sympathie für die Reformation war allerdings weniger auf Gewissensgründe als auf politische Motive zurückzuführen; man strebte danach, die eigene Macht zu erhöhen und die der Geistlichkeit einzuschränken.

Die Vorgänge in Polen wirkten sich natürlich auch auf Westpreußen aus. So forderten auf dem Mai-Landtage 1556 zu Marienburg die dort versammelten Vertreter des Adels und der kleinen Städte die Zulassung der Augsburgischen Konfession und die Gewährung der Religionsfreiheit für ganz Westpreußen. Diese Forderung wurde vom König nicht erfüllt, doch erhielten die großen Städte Danzig, Elbing und Thorn 1557 und 1558, die meisten kleinen Städte 1569 und 1570 die lange erstrebten Religionsprivilegien, unter ihnen auch Christburg und Stuhm. Während in Christburg die katholische Gemeinde zunächst ganz verschwand – Rat und evangelische Gemeinde übernahmen Pfarrkirche, Pfarrhaus und Pfarrland —, handelte die Stadt Stuhm vorsichtiger. Um das an der Pfarrkirche bestehende königliche Patronatsrecht nicht zu verletzen, richtete man die Hospitalskirche zum Heiligen Geist für den evangelischen Gottesdienst ein; hier übte der Rat das Patronat aus.

Die zeitlich sehr späten Religionsprivilegien von Stuhm und Christburg geben uns den ersten urkundlichen Beleg für das Vorhandensein einer reformatorischen Bewegung in den beiden Städten. Man kann jedoch als wahrscheinlich, ja als sicher annehmen, daß dort schon seit Jahrzehnten evangelische Gemeinden bestanden. Zu dieser Annahme berechtigt die Tatsache, daß die seit 1526 im Christburger Gebiet ansässige deutsch-evangelische, aus Deutschland eingewanderte Adelsfamilie v. Z e h m e n schon 1532 die Starosteien Christburg und Stuhm und später auch das Amt des Wojewoden von Marienburg in ihre Hand gebracht hatte. Der erste und bedeutendste Vertreter dieser Familie, Achatius von Zehmen, ein Anhänger Luthers und Freund des lutherischen Herzogs Albrecht von Preußen, galt als Führer der westpreußischen Protestanten und zeitweise als Führer der westpreußischen Stände überhaupt; sein Sohn Fabian, der nach dem Tode seines Vaters 1565 diesem in allen drei Ämtern folgte, genoß ebenfalls hohes Ansehen; er war der Vertreter der westpreußischen Protestanten auf der Zusammenkunft der polnischen Protestanten in Wilna im Jahre 1599.

Der Besitz der Familie Zehmen übertraf den aller anderen Grundbesitzer in der Wojewodschaft Marienburg an Umfang; er dehnte sich über den Osten des späteren Kreisgebietes aus und umfaßte die Waplitzer Güter (Groß und Klein Waplitz, Morainen, Polixen, Ramten, Reichandres), ferner südlich davon die Ortschaften Sparau, Schönwiese und Blonaken und im Norden Grünfelde, Gintro, Jordanken und Lichtfelde. In den genannten Orten waren die Voraussetzungen für die Bildung evangelischer Gemeinden vorhanden. So trat die Dorfgemeinde Lichtfelde 1552 geschlossen zur Reformation über und nahm die bis dahin katholische Pfarrkirche in Besitz, und in Jordanken wurde später neben der katholischen Kirche ein evangelisches Gotteshaus erbaut. Außerhalb der Zehmenschen Besitzungen sammelten sich evangelische Gruppen um Schroop und Losendorf, um Georgensdorf und Kalwe sowie im Dorfe Altmark, wo sich zeitweise ein lutherischer Prediger niederließ; einige Zeit bestand dort auch eine evangelische Kirche. Die evangelische Gemeinde in Stuhm aber erhielt nach ihrer Begründung im Jahre 1570 einen erheblichen Zuwachs durch die in der Weichselniederung angesetzten niederländischen Lutheraner aus den Ortschaften Bönhof, Budzin, Groß Schardau, Schweinegrube, Usnitz, Weißenberg, Zwanzigerweide, Tralauerweide und Rosenkranz.

Blickt man jedoch auf das Stuhmer Gebiet als Ganzes, so wird man die Erfolge des Protestantismus zwischen 1550 und 1590 als sehr bescheiden bezeichnen müssen. Von 22 Pfarrkirchen waren nur zwei (Christburg und Lichtfelde) evangelisch geworden, außerdem eine Hospitalkirche in Stuhm. Dazu waren noch zwei kleine neuerbaute evangelische Gotteshäuser hinzugetreten (Jordanken und Altmark). Den Hauptgrund für diese geringe Ausbreitung der Reformation wird man wohl darin sehen müssen, daß Adel und Bauern des Stuhmer Gebietes zum größten Teil dem polnischen Volkstum angehörten. Zwar hatte sich auf dem Marienburger Landtage des Jahres 1556 der westpreußische Adel – auch der polnische – zur neuen Lehre bekannt, und unter dem Adel Polens erreichte, wie geschildert, die protestantische Partei in den achtziger Jahren sogar die Mehrheit. Aber diese meist von politischen Überlegungen bestimmte Haltung war sehr selten mit einem tieferen religiösen Bedürfnis verbunden. Daher war die kirchliche Aktivität des polnischen protestantischen Adels – etwa der Bau evangelischer Kirchen – auch nur gering, in Preußen allerdings noch geringer als in Polen. Während z. B. in Großpolen 1570 etwa 40 polnisch-lutherische Gemeinden bestanden, wurde im Stuhmer Gebiet auf adligem Grund außerhalb der Zehmenschen Ländereien keine einzige envangelische Kirche errichtet. Noch weniger als der polnische Adel fanden die polnischen Bauern irgendeine Beziehung zu der ihnen wesensfremden „deutschen" Reformation, und daß bei 20 ländlichen

Parochien in 19 das königliche Patronatsrecht überhaupt nicht angetastet und in 15 überhaupt keine reformatorischen Bewegungen zu verzeichnen waren, deutet wohl darauf hin, daß in den meisten Landgemeinden – auch solchen, die rein deutsche Gründungen waren – damals das polnische Element vorherrschte. Das ist wohl auch daraus zu ersehen, daß sich nur in *einem* Starosteidorf – Altmark – ein Gemeindemittelpunkt mit Kirche und Prediger bildete, obwohl die Starosteien Stuhm und Christburg in der Hand der evangelischen Familie v. Zehmen waren und diese dort etwa vorhandene Ansätze zur Reformation sicher gefördert hätte.

Die schwache Stellung der Protestanten wurde weiter geschwächt, als unter der Regierung Sigismunds III., eines Jesuitenzöglings (1587–1632), eine scharfe Gegenreformation einsetzte. Ihr Ziel war zunächst die Rückgewinnung der von den Evangelischen in Besitz genommenen Pfarrkirchen königlichen Patronats. Dabei ging man von dem Grundsatz aus, daß man den Protestanten zwar das Recht freier Religionsausübung, nicht aber den Besitz von katholischen Kirchen gewährt habe. So wurden in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts den meisten westpreußischen Städten ihre evangelischen Pfarrkirchen durch Urteil des königlichen Hofgerichts aberkannt. Auch Christburg traf dieses Schicksal; das Urteil des Hofgerichts von 1595 wurde durch Sigismund III., an den die Stadt appelliert hatte, am 26. Mai 1598 endgültig bestätigt. Ebenso verlor Stuhm seine evangelische Kirche. Obwohl diese nicht dem Patronat des Königs, sondern dem des Rates unterstand, wurde sie der Stadt doch abgesprochen mit der Begründung, daß sie auf starosteilichem Grund stehe (1599). Beide Städte waren daraufhin gezwungen, ähnlich wie andere westpreußische Städte den evangelischen Gottesdienst in das Rathaus zu verlegen, wo natürlich nur ein begrenzter Raum zur Verfügung stand. Die Kirchen von Lichtfelde und Jordanken blieben – da sie unter adligem Patronat standen — zunächst noch den Evangelischen erhalten. Dagegen wird in Altmark ein evangelischer Prediger 1596/97 zum letzten Male erwähnt; auch die dortige evangelische Kirche scheint damals eingegangen zu sein.

Eine neue Verschärfung der konfessionellen Spannungen ergab sich aus den Schwedenkriegen im 17. Jahrhundert. Das Eingreifen der lutherischen Großmacht Schweden in die politischen und kirchlichen Verhältnisse Polens in zwei Kriegen (1626—1635 und 1655–1660) entfachte auf polnisch-katholischer Seite nationale und konfessionelle Leidenschaften, die die Lage der Protestanten weiter verschlechterten. Die kurzen Perioden schwedischer Herrschaft brachten zwar in den von den schwedischen Truppen besetzten Gebieten, zu denen auch das Stuhmer Gebiet gehörte, Erleichterungen für die Evangelischen; so wurden diesen die verlorenen Pfarrkirchen wieder zurückgegeben. Aber diese Vergünstigungen führten nach dem Abzuge der Schweden zu scharfen katholischen Reaktionen. Die sogenannten „Dissidentenverfolgungen", die sich über das 17. und 18. Jahrhundert hinzogen, äußerten sich in mancherlei Weise: so in entwürdigenden Bestimmungen über den Bau evangelischer Kirchen – diese durften gemäß einem Reichstagsbeschluß von 1632 weder Turm noch Glokken haben –, ferner in der Verpflichtung der Evangelischen zum Unterhalt des katholischen Pfarrers und zu Abgaben an diesen, in der Unterordnung der evangelischen Prediger unter den zuständigen katholischen Pfarrer und unter die Gerichtsbarkeit des katholischen Bischofs, schließlich in ständigen finanziellen Erpressungen („vexa Lutherum, dabit thalerum" = quäle den Lutheraner, so wird er Taler geben.) bei irgendwelchen Wünschen und Vorhaben evangelischer Gemeinden, z. B. bei Kirchbauten. Außerdem wurde zeitweise der evangelische Gottesdienst überhaupt verboten, evangelische Geistliche wurden mißhandelt und vertrieben. Die Lage der Evangelischen war deshalb so verzweifelt, weil die gegen sie gerichteten Maßnahmen meist nicht auf Grund bestimmter Gesetze erfolgten, sondern sehr oft der Willkür staatlicher und kirchlicher Stellen entsprangen. König, Reichstag, Reichsgerichte und Kirche regierten oft nebeneinander oder gegeneinander, so daß sich die Protestanten auf bestimmte königliche Zusagen und Privilegien nicht verlassen konnten.

Wie sehr man den evangelischen Gemeinden das Leben erschwerte, wird am Beispiel Christburgs besonders deutlich. Als dort am 1. Mai 1635 ein Brand die ganze Stadt in Asche legte, wurden die evangelischen Bürger gezwungen, die katholische Pfarrkirche und die dazugehörigen Pfarrgebäude wieder aufzubauen.

Dies wurde in einem Vertrage zwischen der Stadt und dem katholischen Pfarrer Makowski bei Bestätigung durch den Bischof von Kulm 1643 festgelegt. Als der Rat nach Meinung des Pfarrers diesen Vertrag nicht voll erfüllte, zog man ihn vor das für ihn gar nicht zuständige Grodgericht (Wojewodschaftsgericht) und danach vor das Reichstribunal Petrikau.

Um weitere ungünstige Urteilssprüche abzuwenden, beendete die Stadt den Streit schließlich dadurch, daß sie sich am 22. Januar 1647 in einem neuen Vergleich zu einer jährlichen Zahlung von 400 Floren (Gulden) an den katholischen Pfarrer verpflichtete, wenn man ihr Recht auf Ausübung des evangelisch-lutherischen Gottesdienstes anerkannte – ein Recht, das ihr schon vor Jahrzehnten vom König verbrieft worden war.

Wie wenig derartige Verträge nützten, zeigte sich, als nach dem Weggang des evangelischen Predigers Adam Heidemann im Jahre 1683 der Kulmische Bischof Johannes v. Bnin-Opalinski — derselbe, der

sich mit Gewalt der evangelischen Landkirchen Thorns bemächtigen wollte — dem katholischen Klerus in Christburg den Befehl gab, keinen neuen evangelischen Geistlichen in die Stadt zu lassen(!).

Den Protesteanten sei nur die „private Ausübung ihrer Religion unter schuldiger Ehrfurcht gegen die katholische Kirche" gestattet. Die Christburger hätten dadurch gegen die Gesetze verstoßen, daß sie sich der Glocken und „lauter Musik" bedient hätten.

Zur „Bekehrung der Ketzer" und „Stärkung der Katholiken" aber legte der Bischof im Jahre 1685 eine Niederlassung von Franziskanern („Minoriten der strengeren Observanz") nach Christburg, so daß nun der fast rein evangelischen Stadt – 1669 hatte sich dort kein einziger katholischer Bürger befunden! – eine behelfsmäßige „Rathauskirche", den wenigen Katholiken aber die Pfarrkirche und ein Kloster zur Verfügung standen. Als aber am 28. April 1730 wieder ein Brand die ganze Stadt vernichtete, konnte der Rat nach langen Verhandlungen mit dem Kulmischen Bischof Thomas Franziskus Czapski dessen Zustimmung zum Bau eines neuen evangelischen Gotteshauses am 15. November 1731 nur dadurch erreichen, daß er auf neue demütigende Bedingungen einging. Zu diesen gehörten, daß Bürgermeister, Ratsherren und Schöppen fortan nicht mehr, wie bisher üblich, im evangelischen Gotteshause, sondern in der katholischen Pfarrkirche ihren Amtseid abzulegen hätten; daß Rat und Schöppenkollegium der nahezu rein evangelischen Stadt zur Hälfte aus Katholiken bestehen sollten: daß die katholischen Bürger nicht gezwungen werden dürften, etwas zum Unterhalt des evangelischen Geistlichen beizutragen, während die evangelischen Bürger verpflichtet waren, den katholischen Pfarrer und die katholische Pfarrkirche mit den dazugehörigen Gebäuden zu unterhalten; daß „der Priester in seinen deutschen Predigten niemals etwas wider die wahre Römisch-Catholische Lehre vorzubringen sich unterstehe" und daß „der Luttersche Priester, weder jetzt noch künftig, weder heimlich noch öffentlich unserem Priester im geringsten nicht zu wider lebe".

Für Zuwiderhandlungen gegen „vorgedachte conditiones" wurde eine Strafe von hundert Dukaten festgesetzt. Außerdem aber ließen sich die katholischen Würdenträger ihre Einwilligung zum Bau der evangelischen Kirche so hoch bezahlen, daß die kleine und arme Stadt finanziell völlig ruiniert wurde und gezwungen war, nicht nur bei den Glaubensbrüdern in Westpreußen, sondern in ganz Deutschland zu sammeln. In einem Schreiben an den Rat der Stadt Danzig vom 15. Februar 1732 teilte der Christburger Rat mit, daß er an die „hiesige Römische Pfarr-Kirche 2150 Reichstaler" und an „Ihre Excellence den Herrn Bischoff von Culm 300 Reichstaler" zu zahlen habe und daher die begonnenen Bauarbeiten nicht fortsetzen könne. Er schloß mit den Worten: „Demnach fallen wir in tiefster Unterthänigkeit zu Ihro Hoch Edlen und Gestrengen Herrlichkeiten Füßen und bitten demüthigst, uns arme Leuthe entweder einen Umbgang in dero weltgepriesenen Stadt oder Kirchen Collecten hochgeneigtest genießen zu lassen". Am 13. September 1733 konnte das neue Gotteshaus eingeweiht werden; zur Abdeckung der Kosten jedoch waren mehrjährige Sammlungen in Westpreußen – bis 1735 – und im Anschluß daran Sammlungen in ganz Deutschland notwendig, die sich bis 1745 hinzogen. Der Reiseweg der Sammler führte von Stralsund und Rügen in das südliche Schleswig, von dort über Hamburg bis Hildesheim und von dort über den Harz durch Mitteldeutschland bis nach Schlesien und Großpolen, danach wieder zurück nach Deutschland und dort über Sachsen und Thüringen bis in die Reichsstädte Augsburg und Ulm. Bemerkenswert war, daß auch großpolnische Adlige wie der Fürst Lutomerski und die Gräfinnen Nuschinska und Rutowska zu den Spendern gehörten, auch ein katholischer Priester befand sich unter ihnen. In Westpreußen trat besonders Danzig als gebefreudige Stadt hervor, im Deutschen Reiche zeigten u. a. die Universität Wittenberg, der „amplissimus senatus" von Hamburg sowie zahlreiche Zünfte und Genossenschaften große Hilfsbereitschaft. Die tatkräftige Unterstützung durch diese Stellen ermöglichte der kleinen und bedrängten Gemeinde, weiter zu existieren. Das Verhältnis zur katholischen Kirche war weiterhin schlecht. So befand sich z. B. unter den katholischen Geistlichen der gewalttätige Kaplan Quednau, der es sich erlaubte, im März 1757 den Bürgermeister Rüdiger – nach dem Bericht des Christburger Privilegienbuches — „auf eine malhonette Weise" vor seinem Hause zu überfallen und ihn so schwer zu mißhandeln, „daß es zu verwundern, wie der alte Herr Bürgermeister noch das Leben behalten können".

Weniger dramatisch als das Schicksal der Christburger Gemeinde verlief das der evangelischen Gemeinde in Stuhm. Aber auch diese wurde von den Katholiken bedrängt. Nach Abtretung der evangelischen Hospitalkirche und Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes im Rathause im Jahre 1599 wollte der inzwischen fast ganz katholisch gewordene Adel der Marienburger Wojewodschaft nicht dulden, daß in diesem Hause, in dem auch das adlige Landgericht tagte, „ketzerischer" Gottesdienst abgehalten würde. Der Starost und Marienburgische Wojewode, Fabian von Zehmen, erreichte jedoch, daß der Stadt dieses Recht erhalten blieb. Jedoch mußte diese dafür 1626 dem katholischen Pfarrer Wengierski – kurz zuvor war die verfallene katholische Pfarrei wieder neu begründet worden – über die ihm zustehenden Pfarrhufen hinaus zwei weitere Hufen abtreten, außerdem zwei Morgen für den katholischen Schullehrer und Organisten. Auch zwei Häuser an der Stadtmauer wurden von der Stadtge-

richtsbarkeit befreit und der geistlichen Gerichtsbarkeit unterstellt. Darüber hinaus verpflichtete sich die Stadt, 20 Floren zur Reparatur der katholischen Pfarrkirche, 20 Floren zum Bau des katholischen Pfarrhauses und 24 Floren Quartalgelder an den katholischen Organisten zu zahlen. 1669 wurde das im Besitz der Stadt befindliche Hospital der katholischen Kirche zugesprochen; es mußte nach einem Stadtbrand im Jahre 1683 wieder aufgebaut werden. Die evangelischen Prediger Johann Becker (1710–1721) und Johann Fabian Nebe (1721–1731) hatten unter Verfolgungen zu leiden; letzterer verließ Stuhm 1731 und ging nach Marienwerder.

Als einzige Pfarrkirche des Stuhmer Gebietes war die des adligen Dorfes Lichtfelde im Besitz der evangelisch-lutherischen Gemeinde geblieben. Als aber das Dorf 1668 in den Besitz eines polnisch-katholischen Adligen kam, wurde auch die Kirche katholisch. Als sich die evangelische Gemeinde daraufhin eine neue Kirche erbaute, wurde auch diese von den Katholiken beansprucht und 1678 der katholischen Kirche zugesprochen. Erst als nun die evangelischen Bauern mit Abzug drohten, sicherte ihnen der Grundherr Władisław Los den Besitz ihrer Kirche und das Recht freier Religionsausübung für alle Zukunft zu. Dagegen ließ 1717 der katholische Besitzer des einst zum Zehmenschen Güterkomplex gehörigen Dorfes Jordanken die dortige evangelisch-reformierte Kirche zerstören; ihre Steine stellte er dem Christburger Franziskanerkloster zur Verfügung. Zur Gründung einer neuen evangelischen Gemeinde aber kam es infolge des ersten Schwedenkrieges. 1633 übergab die schwedische Besatzungsmacht die katholische Pfarrkirche von Schroop den Evangelischen und setzte dort einen ihrer Feldprediger, Johann Tischler, als evangelischen Geistlichen ein. Als die Kirche auf Grund des Friedens von Stuhmsdorf 1637 wieder an die Katholiken zurückgegeben werden mußte, setzten die Schweden doch durch, daß der evangelische Prediger von Schroop nach Losendorf übersiedeln und dort sein Amt ausüben durfte. Der Gottesdienst fand dort zunächst in einem Speicher statt; erst 1678 erbaute man – auf Grund eines Religionsprivilegs des Königs Johann Sobieski — eine kleine strohgedeckte Fachwerkkirche ohne Turm und Glocken, die noch 200 Jahre – bis 1878 — ihren Dienst tat.

Die Angliederung Westpreußens an den Staat Friedrichs des Großen im Jahre 1772 bedeutete für die Evangelischen eine Schicksalswende. Schon 1767 hatten sich die Protestanten Polens und Preußens in der Konföderation von Thorn zusammengeschlossen; dieser waren auch die Städte Christburg und Stuhm sowie Albert Schach von Wittenau, der einzige deutsch-evangelische Adlige des Stuhmer Gebietes, beigetreten. Die Besetzung des Landes durch preußische Truppen am 13. September 1772 wurde von der evangelischen Bevölkerung, die nun von einem unerträglichen Druck befreit war, freudig begrüßt. Bei der Huldigung der westpreußischen Stände vor dem neuen Herrscher, die am 27. September auf der Marienburg stattfand und die nach konfessionellen Gruppen erfolgte, trat ein erdrückendes Übergewicht der Katholiken und Polen zutage. Dieses zeigt sich auch beim Stuhmer Gebiet, von dem außer dem erwähnten deutsch-evangelischen Adligen Schach von Wittenau und einem evangelischen Polen Albertus Jackowski auf Wengern („Wengry") 29 polnisch-katholische Adlige als Besitzer von 38 Gütern huldigten. Von den Bauern traten die „Einsassen" der Starostei Stuhm bei der katholischen, die der Starostei Christburg bei der evangelischen Gruppe an; bei letzterer befanden sich natürlich auch die beiden Städte Stuhm und Christburg.

Eine Landesaufnahme, die die preußischen Behörden in der folgenden Zeit durchführten, ergab ein für die Protestanten trauriges Bild. Die in ihrem Besitz befindlichen vier Gotteshäuser in Christburg, Stuhm, Lichtfelde und Losendorf – Holz- und Fachwerkbauten – hatten kaum das Aussehen von Kirchen.

Dagegen verfügten die Katholiken über 17 schöne alte Pfarrkirchen, die größtenteils noch aus der Ordenszeit stammten. Man könnte nun heute annehmen, daß Friedrich als protestantischer Fürst dieses Mißverhältnis sofort korrigierte – ebenso wie die Schweden dies im 17. Jahrhundert getan hatten. Aber dies trat nicht ein; der König bestätigte der katholischen Kirche ihren Besitz einschließlich der nach evangelischer Auffassung widerrechtlich eingezogenen Gotteshäuser. Der katholische Klerus hatte daher allen Grund, dankbar dafür zu sein, daß Friedrich nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, wie das in dieser Zeit durchaus möglich und üblich gewesen wäre. Die Korrektheit des Königs ging sogar so weit, daß er den Protestanten weiterhin die Pflicht auferlegte, für den Unterhalt der katholischen Geistlichen zu sorgen; allein die Stolgebühren – Zahlungen an den katholischen Pfarrer für Amtshandlungen evangelischer Geistlicher — wurden aufgehoben.

Es war begreiflich, daß sich die Evangelischen bei dieser Haltung der Regierung in ihren Hoffnungen getäuscht sahen. Das galt auch für das Gebiet des Kirchenbaus, wo es sich darum handelte, die kümmerlichen, völlig unzulänglichen Bethäuser durch würdige Gebäude zu ersetzen. Diese dringend notwendige Aufgabe wurde nur sehr langsam erfüllt. So erhielt Christburg, nachdem sein Bethaus 1789 infolge Baufälligkeit zusammengefallen war, erst 1792 eine massive Kirche mit Turm und Glocken, Stuhm sogar erst 1818, nachdem der Gottesdienst nach Abbruch des baufälligen Bethauses im Jahre 1796 22 Jahre in Schulen und Privathäusern hatte stattfinden müssen. In Lichtfelde wurde 1793 ein neues Gotteshaus erbaut, jedoch in Fachwerk ohne Turm und

Glocken – wie zu polnischer Zeit –, und in Losendorf ersetzte man erst 1878 das strohgedeckte Kirchlein durch einen Massivbau. Die Größe der Gemeindebezirke stellte an die Pfarrer größte Anforderungen. So waren z. B. der Pfarrgemeinde Stuhm, die die einzige Gemeinde im Westen des Kreises war, bis zur Begründung des Kirchspiels Rehhof im Jahre 1890 75 Schulorte (!) angeschlossen; danach hatten 5 Gemeinden insgesamt 124 Schulorte zu versorgen.

Erst 1929 trat mit der Einrichtung des Kirchspiels Altmark eine weitere Verbesserung der kirchlichen Versorgung ein, aber immerhin hatten auch jetzt noch 6 Kirchengemeinden 59 eingepfarrte politische Gemeinden zu betreuen. Die Lage der katholischen Kirche, die über 13 Kirchspiele mit 19 Kirchen verfügte, war wesentlich besser. Dieser Umstand läßt erkennen, daß der vielgelästerte preußische Staat unter protestantischer Führung der katholischen Kirche volle Entfaltung gewährte und nicht etwa nach 1772 die bis dahin betriebene Protestantenverfolgung durch eine Katholikenverfolgung ersetzte. Die Folge dieser Toleranz war ein völliger Wandel des Verhältnisses zwischen den Konfessionen; dieses Verhältnis war zur Zeit der „polnischen Oberhoheit" auf polnisch-katholischer Seite von Haß und Fanatismus geprägt worden. Dem preußischen Staat aber kommt das Verdienst zu, den konfessionellen Frieden hergestellt und den Grund für eine Entwicklung gelegt zu haben, die sich bis in die jüngste Gegenwart hinein segensreich ausgewirkt hat.

*Literatur:*


F. W. F. Schmitt: Geschichte des Stuhmer Kreises. Thorn 1868.

Felix Hassenstein: Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde zu Christburg. Christburg 1892.

Hans Schmauch: Zur Kirchengeschichte des Kreises Stuhm. Heimatkalender des Kreises Stuhm 1933, S. 66-70.

Bernhard Schmid: Der Kreis Stuhm. 1236-1818. Stuhm 1935.

Walther Maas: Zur Siedlungskunde Westpreußens 1466-1772. Marburg/Lahn 1958.

Agathon Harnoch: Chronik und Statistik der evangelischen Kirchen in den Provinzen Ost- und Westpreußen. Neidenburg 1890.


## Kirche und Kirchengemeinde

von * * *

Wenn man von der Kreisstadt Stuhm etwa 5 km nach Süden wandert, erreicht man das ansehnliche alte Kirchdorf Pestlin. Es liegt auf einem Höhenzug. Schon von weitem erblickt man die um 1350 in handgeformtem roten Ziegelstein erbaute Pfarrkirche, eine der schönsten gotischen Dorfkirchen der ganzen Gegend.

Zur katholischen Pfarrgemeinde Pestlin gehören fünf weitere Dörfer: Neudorf, wo einstmals eine Filialkirche stand, heute aber nur noch der Friedhof vorhanden ist, ferner Pulkowitz, Mirahnen, Sadlaken (Sadluken), Portscheiten sowie sieben Güter, nämlich Groß- und Kleinwadkeim (Groß- und Kleinwatkowitz), Paleschken, Klein- und Großramsen, Ziegenfuß (Cyguß), Micherau und die Filialkirchengemeinde Peterswalde, mit einer Gesamtzahl von etwa 3300 Seelen. Nach der kirchlichen Einteilung Altpreußens zählte die Kirchengemeinde Pestlin zur Diözese Pomesanien (die etwa die Kreise Marienwerder, Stuhm und Rosenberg umfaßte). Nach der Reformation übernahm um 1527 das Bistum Kulm die Mitverwaltung der Diözese Pomesanien, die Pfarrgemeinde Pestlin gelangte 1821 zur Diözese Ermland, zu der sie noch heute gehört. 1904 wurden aus dem Pfarrverband Pestlins zehn Ortschaften entlassen und der neuerrichteten Kuratie, der späteren Pfarrgemeinde Rehhof zugeteilt. Zur Dotierung wurden die vier Pfarrhufen von (Kgl.) Neudorf der Kuratie Rehhof übergeben.

Älter als die Kirche ist die Kirchengemeinde Pestlin. Sie konnte schon 1936 ihr 700jähriges Bestehen feiern. Im Jahre 1236 wurde das Prußendorf Posteline vom Deutschen Ritterorden erobert und die hölzerne, heidnische Wehrburg verbrannt. Die ersten Missionierungsversuche gehen sogar noch weiter zurück. Schon beim ersten siegreichen Einfall des Ordens in Pomesanien wird eine Kirche in Pestlin erwähnt, die den Dominikanerinnen zur Benutzung übergeben wurde. Dieser weibliche Orden hatte damals eine Niederlassung in Zuckau (vielleicht ein alter Name für das jetzige Dorf Mirahnen unweit Pestlin). Schon vor 1231 unternahmen hier die deutschen Zisterziensermönche aus Niederösterreich von ihren klösterlichen Niederlassungen Lakino (Kloster Lekno in Posen) und Oliva bei Danzig aus Missionsversuche. Sie wurden aber immer wieder von den hier wohnenden heidnischen Pomesaniern beunruhigt und verfolgt. Mit der Eroberung und Zerstörung der prussischen Wehrburg Posteline, eines wichtigen Brückenkopfes der prußischen Stellung sowie der Wehrburg Stume errang der Deutsche Ritterorden einen Sieg von weittragender Bedeutung. Die Ritter mit dem schwarzen Kreuz auf ihrem weißen Mantel ließen schnell das Dorf Posteline auf dem Hügel entstehen, erteilten ihm weitgehende Rechte, die zur Siedlung lockten, bekehrten die Bewohner zum christlichen Glauben und gründeten eine „Parochia Pastolina". An der heidnischen Kultstätte erbauten sie 1237 eine dem Erzengel Michael geweihte Kirche. St. Michael wurde nicht nur im Deutschen Ritterorden sehr verehrt, das ganze deutsche Volk stellte sich damals gern unter den Schutz dieses ritterlichen Engels. Das Jahr 1236 kann man also für das Gründungsjahr von Pestlin halten. Lange Zeit war es ein bedeutender Stützpunkt des Ordens. Als die Ritter über Stuhm und Marienburg weiterzogen, setzten in Pestlin die Dominikaner, der Hausorden der Deutschen Ritter, die Missionierung fort.

Unruhig und wechselvoll war die Geschichte Pestlins wie die seiner Kirche. Pomesanier, auch Polen, fielen noch manchmal ins Land und warfen die Brandfakkel auch in die Kirche. Doch der Orden hielt seine Hand schützend über Pestlin. Die Pomesanier mußten die Kirche neu erbauen. Schon 1295, bevor Marienburg mit seinem berühmten Schloß Sitz des Ordens wurde, teilte der Komtur Heinrich von Wilnowe durch Handfeste dem Dorf Pestlin 60 Hufen Landes zu, der Pfarrei 8 freie Hufen. Damit wurde Pestlin eine der reichsten Pfarreien. Im Jahre 1300 erweiterte Lutherus von Braunschweig die Privilegien Pestlins so sehr, daß das Dorf, wie der Chronist berichtet, „mit förmlichem Stadtrecht bewidmet wurde". Erst als 1416 die Stadt Stuhm gegründet und mit erweiterten Rechten ausgestattet wurde, verlor Pestlin langsam an Bedeutung, blieb aber ein wichtiger Marktflecken, in dem sich Kaufleute und alle möglichen Gewerbetreibenden niederließen. Sie kamen zum Teil sogar aus Süddeutschland. Fleißige Bauern bebauten das Land, wobei sie, wie im Osten üblich, ihre Höfe meist nicht im Dorf, sondern auf ihrem eigenen Grund und Boden errichteten.

Ein schwerer Schlag traf die schöne Ordensgründung 1410, nach der verlorenen Schlacht von Tannenberg. Umherstreifende Tataren plünderten die Kirche von Pestlin ebenso aus wie die Häuser der Dorfbewohner. Das Dach der bis dahin zweischiffigen Kirche, das schöne Gewölbe und der Turm wurden zerstört und das Innere gründlich ausgeraubt. Im „Schadenbuch" des Ritterordens wird der Kriegsschaden der Kirche Pestlin mit „6000 Mark guten Gildes" angegeben, damals eine sehr große Summe. Die durch jenen Überfall verursachte bittere Armut der Bewohner gestattete nur eine notdürftige Wiederherstellung der Kirche, die vorher schönen Gewölbe wurden durch armselige Bretterverschläge ersetzt, das mächtige Dach einschiffig aufgeführt.

Am 26. Juni 1629 stand die Pfarrkirche wieder in der Kriegs- und Feuerzone; bei Honigfelde, 8 km südlich, kam es zu dem berühmten Gefecht zwischen Gustav Adolf von Schweden und dem polnischen Heer. Der darauffolgende Waffenstillstand von Altmark und Stuhmsdorf beendete den Ersten schwedisch-polnischen Krieg. Doch schon 26 Jahre später, 1655, brach ein neuer Krieg aus, in dem Pestlin wieder sehr zu leiden hatte. Das Pestliner Kirchschulgebäude ging in Flammen auf, nur der zurückgebliebene Pfarrer Adam Duchnowski rettete durch seine Umsicht die Kirche selbst vor dem Abbrennen. Die Schweden aber bewiesen Achtung vor dem Mut des Pfarrers, der nicht daran gedacht hatte, sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Nach diesem zweiten schwedisch-polnischen Krieg dauerte es lange, bis die Kirche sich von seinen verheerenden Folgen wieder erholen konnte. Die Inneneinrichtung wurde nur langsam vervollständigt, Kultgegenstände erworben oder durch Geschenke ersetzt. Die langsam wieder zu Wohlstand gelangende Bevölkerung tat für ihre Kirche, was sie konnte. Damals war sie ja noch das Herzstück der Gemeinde. Einer der Parochianen ließ auf eigene Kosten über die Sakristei eine Muttergotteskapelle nach venezianischem Vorbild bauen, die der Mutter Gottes vom Skapulier geweiht wurde. Trotzdem war der bauliche Zustand zur Zeit der Wiedervereinigung mit Preußen (1772) gemäß dem Bericht des damaligen Pfarrers Pawlowski an die preußische Regierung in Marienwerder sehr schlecht. Der Holzverband des Daches und das Dach selbst waren defekt, die häßliche Bretterdecke im Inneren schadhaft, eine Eingangshalle war eingestürzt. Mauern, Fenster, Türen, Bänke und Fußboden brauchten dringend eine Reparatur. Das Betreten der Kirche war mit Lebensgefahr verbunden. Von den Bauräten der Regierung wurde nun der Entwurf zu einer gründlichen Restaurierung angefertigt und 1867-69 ausgeführt. Das Mauerwerk wurde instand gesetzt, die Bretterdecke entfernt und die Kirche gotisch neu eingewölbt, ein neuer gotischer Hochaltar mit zwei Seitenaltären errichtet, eine neue Orgel gebaut und an der Westseite ein 36½ Meter hoher, massiver, gotischer Glockenturm angefügt. Die Gesamtkosten betrugen damals 14 000 Taler.

Von jetzt ab sorgte die Regierung dafür, daß dieses alte schöne Bauwerk stets in gutem Zustand erhalten blieb. Das muß für immer dankbar anerkannt werden. Im Jahre 1911 wurde das mächtige Kirchendach mit einem Kostenaufwand von 21 000 Mark neu gelegt, wozu man Facharbeiter aus Hamburg heranholte. Eine schöne Ausmalung erhielt die Kirche 1923 nach einem Entwurf des Oberbaurats Dr. Schmid-Marienburg. Die Kosten dafür bestritten die Angehörigen der Pfarrei, wobei sich alle nach Kräften beteiligten. Allein die Bauern der Gesamtgemeinde stellten den Gegenwert von 1000 Ztr. Weizen zur Verfügung. Unermüdlich warben der damalige Pfarrer Paul Mateblowski und sein Kaplan Franz Pruss, der später Pfarrer und Dekan in Marienwerder wurde und noch heute (Ende 1970) mit 82 Jahren in Rehhof im Ruhestand lebt, um Spenden für diesen Zweck.

Als die Kirchengemeinde 1936 festlich das 700jährige Jubiläum feiern konnte, stand das alte, ehrwürdige Gotteshaus so fest und schmuck da, als wäre es erst kürzlich erbaut worden. Als Jubiläumsgeschenk baute die Regierung in Marienwerder der Gemeinde ein Organistenwohnhaus und eine Leichenhalle. Nachdem auch eine neue große Schule errichtet worden war, wandelte man die alte, ehemals kirchliche Schule zum Kindergarten um mit einer Wohnung für die Kindergärtnerin und für die Elisabeth-Schwestern, die die Alten und Kranken in der Gemeinde betreuten.

Obwohl St. Michael der Hauptpatron der Kirche von Pestlin ist, wird sein Fest nur im engen Rahmen der

Kirchengemeinde gefeiert. Groß gefeiert aber wird jedes Jahr am Sonntag nach dem 16. Juli das Skapulierfest. Dann kommen viele Priester mit ihren Gläubigen aus der ganzen Umgebung nach Pestlin. Jeder läßt sich das Skapulier, den Schutzmantel der Mutter Gottes, auflegen. Das Privileg dazu besaß allein die Kirche in Pestlin. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen so viele Pilger nach Pestlin, daß nach der Aufzeichnung des Pfarrers Engel im Jahre 1895 etwa 15 000 gezählt wurden. Sieben Ordensleute und 20 weltliche Priester hörten damals Beichte, und trotzdem konnten nicht alle das hl. Bußsakrament empfangen. Wenn auch in den späteren Jahren die Zahl der Pilger nachließ, so war am Skapulierfest nicht nur die Kirche von Gläubigen gefüllt, sondern auch der umliegende Friedhof. Immer wurde eine Predigt im Gotteshaus und eine zweite auf dem Friedhof gehalten.

Im Januar 1945 kam der Krieg auch nach Westpreußen. Russische Truppen besetzten den Kreis Stuhm. Die vorher wohlhabende Bevölkerung verlor ihr Hab und Gut, die Bauern Land und Vieh bis auf kleine Reste. Armut und Hunger herrschten in allen Familien. Man mußte wieder von neuem anfangen. Gott sei Dank blieb die Kirche verschont, auch ihre Ausstattung fast ganz erhalten. Mit Fleiß und erfüllt von Gottvertrauen gingen alle wieder an die Arbeit, die Deutschen, die zum größten Teil zurückgeblieben waren, aber auch die neu angesiedelten Polen. Ihr Kleinod aber, die Kirche, vergaßen die Menschen nie.

Schon 1948 wurde elektrisches Licht in die Kirche eingebaut. Zu Weihnachten jenes Jahres erstrahlte sie zum ersten Male im neuen Glanz. So wie früher sorgen auch heute die Parochianen für das Gotteshaus mit freiwilligen Gaben — Kirchensteuern dürfen nicht mehr erhoben werden –, und sie vergessen auch den Seelsorger nicht, ebensowenig wie die Gläubigen es tun, die ihrer Kirche verbunden geblieben sind.

## Die evangelische Kirche in Altmark

Dort, wo im Jahre 1629 der sechsjährige Waffenstillstand zwischen Polen, Schweden, Brandenburg und Danzig zustandegekommen war, im Dorfe Altmark, konnte auf den Tag genau dreihundert Jahre später, am 26. September 1929, der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt werden.

Im Mai des Jahres 1924 hatte sich eine eigene evangelische Gemeinde in der Ortschaft gebildet. Auf ihre Bitte entsandte damals das Konsistorium als selbständigen Geistlichen den Pfarrer Michalik nach Altmark. Am 1. April 1925 erhielt die neue Gemeinde ihre rechtliche Bestätigung, und am 1. November 1928 wurde Altmark eigenes Pfarramt. Zu jener Zeit zählte die Gemeinde etwas über 500 Seelen.

Natürlich war es für die junge Gemeinde vordringlichstes Anliegen, ein eigenes Gotteshaus zu errichten. Es sollte sechseinhalb Jahre dauern, bis sich dieser Wunsch verwirklichen lassen konnte, und es gelang, weil dieses Werk mit Begeisterung, Opferwillen und Dienstbereitschaft der ganzen Gemeinde in Angriff genommen wurde. An persönlichem Einsatz, an Stiftungen und Spenden hat es für den gemeinsamen Zweck nicht gefehlt.

So war zunächst dem Mitglied des Kirchenrates, Domänenpächter Kopper die besonders gelungene Wahl und der Ankauf der nötigen Grundstücke zu verdanken. Eine alte baufällige Kate mußte abgetragen werden, um an ihrer Stelle die Kirche zu errichten. Genau gegenüber auf der andern Seite der Straße ergab sich die Möglichkeit, ein ebenso altes und abbruchreifes Gebäude zu erwerben, um dort das gleichfalls benötigte Pfarrhaus aufzurichten.

Mit den ersten Arbeiten am Kirchenbau wurde im Sommer 1929 begonnen. Nach Ausführung der Erd- und Planierungsarbeiten und erfolgter Grundsteinlegung wurde der Rohbau noch im Herbst desselben Jahres vollendet. Im April 1930 wurde das Pfarrhaus in Angriff genommen, und schon nach vier Wochen zierte den Rohbau die Richtkrone. Anfang September konnte Pfarrer Michalik das schöne neue Pfarrhaus beziehen. Außer der Wohnung enthielt es auch einen geräumigen Konfirmandensaal.

Die Kirche wurde im Rohbau von dem Baugeschäft Tuchel, Marienwerder, hergestellt, das Pfarrhaus und die Innenarbeiten der Kirche übernahm das Baugeschäft Paul Gerhard, Christburg. Die Kosten wurden zu zwei Drittel vom Gustav-Adolf-Verein, zu einem Viertel vom Staat und der Rest durch Spenden bestritten. Das Evangelische Frauenwerk, das sich unter dem Vorsitz von Frau Springborn, Kontken, in den Bau- und Sammeljahren besondere Verdienste um die Kirche erworben hatte, kam mit 1 400 RM für zwei Chorfenster und verschiedene Gegenstände der Innenausstattung auf, während acht andere Fenster von Mitgliedern der Kirchengemeinde gestiftet wurden. Es waren die Familien Michalik, Altmark, Springborn, Kontken, Steinbrück, Kalwe, Ziehm, Troop, Heintel, Heinrode (Mlecewo), Kopper, Altmark, Lilienthal, Neumark und Lucht, Altmark. Andere Gemeindemitglieder halfen bei der Anfuhr und durch Handleistungen bei den Bauarbeiten.

Dicht neben der Kirche konnte schon vier Jahre vor der Errichtung des Gotteshauses ein evangelischer Friedhof neu angelegt werden.

Am Jahrestag der Grundsteinlegung, am 26. September 1930 erlebte die Gemeinde die Fertigstellung und feierliche Weihe von Kirche und Pfarrhaus, zu der sich hohe Gäste einfanden, wie Exzellenz von Berg, Markienen, der Präsident der Provinzialsynode und Generalsuperintendent Dr. Gennrich, der die Schlüsselübergabe und die Einweihung der Kirche vollzog.

Das Gesamtbild der Ortschaft Altmark hatte sich im Laufe eines Jahres wesentlich verändert. Näherte man sich auf einer der fünf ins Dorf führenden Chausseen, so sah man schon von weitem neben dem stattlichen Turm der katholischen Kirche den neuen, spitz auslaufenden der evangelischen Kirche aufragen. Auf einer kleinen Anhöhe unweit der Bache, die mitten durch Altmark fließt, erhob sich nun der schöne Klinkerbau der neuen Kirche auf einer Fläche von 325 Quadratmetern, der Turm an der Straßenseite hatte eine Höhe von 25 Meter, das darauf angebrachte Kreuz maß weitere 2,5 Meter. Im Inneren war die Kirche mit allen Neuerungen der Bautechnik versehen, elektrischem Licht und Warmluftheizung. Die von der Firma Sauer, Frankfurt a. O. gelieferte Orgel hatte zehn Register. Im Turm hingen drei verschieden schwere Glocken aus der Glockengießerei Schilling, Apolda. Die größte trug den Namen „Martin Luther" und auf dem Rand die Worte „Ein feste Burg ist unser Gott". Auf der zweiten Glocke waren die Worte „Gustav Adolf" und „Ein gute Wehr und Waffen" eingegossen, auf der dritten ein Eisernes Kreuz mit der Jahreszahl 1930 und der Inschrift „Er hilft uns treu aus aller Not".

Die schönen Stimmen dieser Glocken, die über den Fluren unserer unvergeßlichen Heimat ertönten, klingen gewiß noch heute in den Herzen aller, die sie einst hören konnten, nach .

*Quellenhinweis:*

„Elbinger Zeitung" vom 26. Sept. 1930.
„Kreisanzeiger für den Kreis Stuhm" Nr. 223 vom 23. Sept. 1930.

## Die Mennoniten - Meine Vorfahren

*Was sind eigentlich die Mennoniten?*
nach Hans Otto Bartel
(Aus: Familienblatt Nehring Nr. 2/1973)

Nach dem Konversationslexikon Anhänger einer auf den Gründer Menno Simons zurückgehenden vorreformatorischen Kirchenbewegung, heute evangelische Freikirche, die sich für die Erwachsenentaufe, Wehrfreiheit und Toleranz einsetzt. Diese Kirche ist in der schlichten Gestaltung des Gottesdienstes am ehesten mit der evangelisch-reformierten Kirche zu vergleichen. Ihr Verbreitungsgebiet ist neben den Ursprungsländern Holland und Schweiz die norddeutsche Tiefebene mit dem größten geschlossenen Siedlungsgebiet in den Weichselniederungen für die holländische Gruppe, für die aus der Schweiz stammende der süddeutsche Raum mit dem Schwerpunkt Württemberg. Sekundäre Siedlungsgebiete sind Südrußland, USA (Kansas) und in letzter Zeit Westkanada (British Columbia und Alberta), ferner Brasilien und Uruguay.

Die Anzahl der Monnoniten wird auf weniger als eine Million geschätzt, davon leben mehr als die Hälfte in Übersee. In ihren Ursprungsländern sind sie als sogenannte Wiedertäufer bekanntgeworden und haben als solche Verfolgungen erlitten, die schließlich Ursache ihrer Auswanderung waren. Ihre Geschichte ist eng verquickt mit den Bauernkriegen (Bundschuh) und dem Namen des Freiheitskämpfers Thomas Münzer.

Bezeichnend ist, daß sich die Mennoniten über Jahrhunderte hinweg als freie Bauern erhalten haben, weil sie aus religiösen Gründen jede Abhängigkeit, insbesondere die vom Staat, ablehnten. So weigerten sie sich z. B. auch, Beamte oder Politiker zu werden. Die Namen der mennonitischen Einwanderer, die in einer gewissen religiösen Abkapselung lebten, sind heute noch als solche zu erkennen und lassen vielfach auf Herkunft und Siedlungsgebiet schließen. Für unsere westpreußische Heimat waren u. a. folgende Namen charakteristisch: Andres, Janzen, Wiehler, Wissen, Tjarth, Dirksen, Clasen, Cornelsen, Penner, Töws, Fieguth, Knels, van Lessen, Foth, Bartel.

Die Mennoniten haben im westpreußischen Raum als ehemals holländisch-friesische Einwanderer unter verschiedenen nationalen Oberhoheiten eine Anlehnung an deutsche Bevölkerungsgruppen vollzogen, wobei die religiöse Frontstellung evangelisch-mennonitisch-niederdeutsch gegenüber katholisch-polnisch eine dominierende Rolle gespielt haben mag. Immer haben sie ihre nationale Unabhängigkeit und religiöse Freiheit in den Vordergrund gestellt. In der Frage der Wehrfreiheit gerieten sie dadurch in ständigen Konflikt zur preußisch-deutschen Staatsraison. Während Friedrich der Große die Mennoniten widerstrebend tolerierte, da „jeder nach seiner Facon selig werden sollte", stellte die Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht unter Wilhelm I. im Jahre 1867 die Mennoniten vor die Gewissenfrage, ihre Wehrfreiheit aufzugeben oder auszuwandern. In dieser Konfliktsituation begaben sich fünf westpreußische mennonitische Älteste, darunter mein Urgroßvater Peter *Bartel,* zu „ihrem König", um von ihm Hilfe in ihrer Gewissensnot zu erbitten. Der handschriftliche Bericht meines Urgroßvaters, der noch heute im Familienbesitz ist und in keinem Archiv vorliegt, schildert die Besuche bei vielen Ministern, unter anderem dem Kriegsminister von Roon, dem Kronprinzen (später Friedrich III.) und schließlich die Audienz bei König Wilhelm I., dem späteren deutschen Kaiser.

„. . . da eilten wir schleunig zu unserem Logis und schickten uns zu dem wichtigen Akte und reisten in Gottes Namen zu des Königs Palais, wo wir nun von der Dienerschaft durch mehrere Prachtzimmer in den Empfangssaal gelangten, allwo wir durch einen Adjutanten aufgestellt und gemustert wurden; darauf stellte sich der Adjutant an eine Flügeltür und faßte mit jeder Hand je einen Türgriff und sah sehr emsig

unverwandt durch eine kleine Öffnung; es dauerte eine ganze Weile, mit einmal riß er beide Flügeltüren auf und trat sehr schnell zurück und — der König – mit seinem diensttuenden Adjutanten trat ein; blitzschnell stand S. Majestät vor uns und redete uns mit sanften Worten an: „Kinder, was wünscht Ihr?"...

Während einer Audienz beim Kriegsminister von Roon fragte dieser meinen Urgroßvater: „Was haltet Ihr denn von unsereinem, der die Waffen des Krieges führt, hinsichtlich Seligwerden?" Die diplomatische Antwort war, die Mennoniten hätten es gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen, daß Kriegführen und Töten eine Todsünde sei, während Exzellenz und seinesgleichen von ihren Vorfahren übernommen hätten, daß es die erste Pflicht eines Staatsbürgers sei, Staat und Volk zu verteidigen.

Worauf von Roon sagte: „Gut, dann lassen Sie mich ja auch noch in den Himmel!" Der Kriegsminister und Kronprinz Friedrich erwirkten dann die Audienz beim König, die Bismarck ihnen versagt hatte. (Später erhielt mein Urgroßvater als Deichgraf beim Hochwasser von 1878 den Kgl. Preußischen Hausorden von Wilhelm I.)

Den Mennoniten aber wurde in der Folge durch Kabinettsorder von 1868 zugebilligt, als Sanitäter Dienst zu tun, doch mußten sie das Seitengewehr tragen, das „zu des Königs Rock gehört". Damit waren sie zum größten Teil zufrieden; eine kleine, strenggläubigere Gruppe aber sah auch hierin einen Gewissenszwang und wanderte nach Südrußland aus, wo an der Wolga, in der Ukraine und auf der Krim seit den Tagen Katharinas der Großen geschlossene Siedlungsgebiete der Mennoniten bestanden, die von ihr nationale und religiöse Freiheit für alle Zeiten zugesichert bekommen hatten. Die russische Revolution 1917 machte aber diesen Freiheiten bekanntlich ein jähes Ende.

In den Jahrzehnten nach 1868 waren die Mennoniten in Westpreußen einer Assimilierung an den preußischen Geist ausgesetzt, so daß sie vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg immer weniger von dem Sonderrecht des Sanitätsdienstes Gebrauch machten und, wie auch ich, als Soldaten und Offiziere der Armee beitraten. Übriggeblieben war lediglich die Freistellung von der Eidespflicht, die auch im nationalsozialistischen Staate als Privileg erhalten blieb, wobei das Ehrenwort an Stelle der Vereidigung abgenommen wurde, getreu der Vorschrift: Deine Rede sei ja, ja – nein, nein, und was darüber ist, das ist von Übel.

Nach dem letzten Weltkriege sind die Mennoniten vielen notleidenden Menschen durch die „Mennoniten-Speisungen" für Kinder, Studenten und Alte ein Begriff geworden. Sie wurden ohne Ansehen der Konfession „in the name of Christ" gegeben.

Das Mennonitentum versteht sich heute als eine Gruppe von Menschen, die aus ihrer Geschichte heraus für den Frieden und für die persönliche Freiheit, für Toleranz und Hilfe an der Menschheit eintreten, die aber selbst als „Wanderer zwischen den Welten" in die Geschichte eingegangen sind und vielleicht zu denen gehören, die Vorläufer der „Weltbürger" werden könnten.

## Jüdische Gemeinden

von Martin Friczewski

Seit wann es im Stuhmer Kreis Synagogengemeinden oder jüdische Einzelsiedler gegeben hat, läßt sich aus den vorhandenen spärlichen Unterlagen nicht mehr mit Sicherheit ermitteln. Aschkewitz stellt in seinem Buche „Zur Geschichte der Juden in Westpreußen" (Marburg 1967) fest, daß den Juden im Gebiet des Deutschen Ordens, vor allem in Pomerellen, im Kulmerland und im Weichsel-Nogat-Delta nicht nur eine Niederlassung, sondern sogar der Aufenthalt verboten war. Dennoch erteilte der Orden in Einzelfällen Schutzbriefe besonders an jüdische Händler, die vorwiegend in Danzig schon früh eine Rolle spielten. Ob der Kreis Stuhm bzw. die beteiligten Komtureien zu jener Zeit solche jüdischen Zuwanderer aufzuweisen hatten, ist nicht bekannt.

Man kann jedoch annehmen, daß in Christburg wie in Stuhm als dem späteren Sitz von Synagogengemeinden, aber auch vereinzelt auf adligen Gütern, erst in der Zeit nach dem Zweiten Thorner Frieden, d. h. unter der polnischen Krone, Juden die Möglichkeit zur Niederlassung gegeben wurde. Daher dürften die beiden erwähnten Gemeinden immerhin schon mehrere Jahrhunderte bestanden haben. Offenbar besaßen sie unter den jüdischen Glaubensgenossen im weiten Umkreis besondere Bedeutung. Denn zu den ältesten jüdischen Friedhöfen östlich der Weichsel zählten die von Stuhm und Christburg. Jahrzehntelang waren die Juden Elbings darauf angewiesen, ihre Toten in Christburg zu bestatten. Das wurde erst anders, als sie 1811 ein Grundstück für einen eigenen Friedhof erwerben konnten. Die kleine jüdische Gemeinde in Marienwerder mußte ihre Toten bis 1815 in Stuhm beisetzen.

Von 1792 an kamen die Juden von Stuhm und Christburg zusammen mit ihren Glaubensgenossen aus zehn weiteren, ostwärts der Weichsel gelegenen Städten für das Gehalt des ersten Landesrabbiners Abraham Mendel, mit Sitz in Strasburg (Westpr.), auf. Es belief sich auf insgesamt 138 Taler jährlich. Diese verhältnismäßig geringe Besoldung erklärt sich damit, daß die jüdischen Gemeinden sehr klein waren und sich naturgemäß mit der Größe der evangelischen oder katholischen Gemeinden keineswegs vergleichen ließen.

Christburg hatte lange den größten jüdischen Bevölkerungsanteil im Kreise zu verzeichnen, und zwar:

1816 mit 219 Personen 11,8 % der Einwohnerschaft, 1871 mit 283 Personen 8,5 % der Einwohnerschaft. 1885 wurden 224, 1895 = 167, 1910 = 77, 1925 = 50 und nach 1937 13 jüdische Mitbürger gezählt.

Stuhm wies zur gleichen Zeit, nämlich 1816 mit 86 Personen 11,4 % jüdische Einwohner auf, 1871 mit 106 Personen nur noch 4,7 %. 1885 lebten in der Kreisstadt 102, 1895 = 79 und 1925 = 74 Menschen mosaischen Bekenntnisses.

Insgesamt nahmen die jüdischen Gemeinden von 1871 ständig an Seelenzahl ab; sie betrug im ganzen Kreise

1871 mit 518 Personen noch 1,3 % der Bevölkerung
1885 mit 392 Personen noch 1,0 % der Bevölkerung
1895 mit 320 Personen noch 0,8 % der Bevölkerung
1910 mit 188 Personen noch 0,5 % der Bevölkerung

Auf dem Lande lebten in diesem letzten Jahr nur noch 30 Juden (in Altmark allein 14), alle übrigen waren in den beiden Städten ansässig. Ihre Zahl ging in den folgenden zweieinhalb Jahrzehnten bis zum Beginn der Judenverfolgung weiter stark zurück.

Ob jüdische Mitbürger aus unserem Kreis jene furchtbare Zeit überlebt haben, wissen wir, die wir selbst in alle vier Winde und über die Kontinente zerstreut worden sind, nicht. Es soll jedoch nicht vergessen werden, daß eine große Zahl von ihnen im Laufe der Zeiten eine verdienstvolle Rolle im Leben unserer gemeinsamen Heimat gespielt haben und vor dem Ausbruch der Massenhysterie des nationalsozialistischen Antisemitismus als gute Mitbürger und Nachbarn wohlgelitten waren.

## Kirchenbauten

von * * *

Die ältesten Kirchengebäude im Kreise wurden bekanntlich aufgrund einer Bestimmung des Christburger Friedensschlusses von den unterworfenen und zum Christentum bekehrten Prußen errichtet. Es waren Holzbauten, die in den Kämpfen des 13. Jahrhunderts untergingen, vielleicht von den Prußen selbst zerstört wurden.
Im 14. Jahrhundert setzte unter dem Patronatsrecht des Deutschen Ritterordens eine rege Bautätigkeit ein. Die Erlaubnis, Kirchen zu errichten, wurde den Gemeinden mehrfach ausdrücklich verliehen und das Recht dazu in den Handfesten bestätigt. An manchen Orten jedoch behielt sich der Orden dieses Recht vor. „Wenn man bedenkt", schreibt Bernhard Schmid*), „daß die Bauernhäuser durchwegs Holzbauten waren, so wird es verständlich, daß nur von dem Orden (und den Bischöfen in ihren Landesteilen) Massivbauten errichtet werden konnten, die ein umfangreiches technisches Können erfordern.

Die ältesten Kirchen aus dem Gebiet des (Land-) Kreises Stuhm müssen wir der Amtsführung Luthers von Braunschweig zuweisen. Von ihm berichtet eine Reimchronik des 14. Jahrhunderts:

zu Merginburg und anderswâ,
zu Golube, Kirsburg hî und dâ
und in ander maniger stat
er gotis dienst gemêret hât . . .

Das „Mehren" des Gottesdienstes konnte er auf dem Lande nur durch Stiftung und Erbauung von Kirchen erwirken. Es ist ja bekannt, daß er als Hochmeister auch das Fundament zu St. Annen in Marienburg legte. Wenn wir daher in Luthers Amtsbezirk eine Reihe von Bauten finden, die auf eine Epoche reger Bautätigkeit und hohen künstlerischen Könnens hindeuten, so darf man auch hierin den Einfluß dieses geistig so hochbedeutenden Mannes vermuten. Es ist damit ein ziemlich sicheres Datum für die Kirchenbauten der Christburger Komturei gewonnen, das durch die Kirchbaunotiz in der Miswalder Urkunde noch bestätigt wird.

Unerforscht ist noch die Frage nach den Baumeistern jener Zeit. In den großen Bauten einiger städtischer Pfarrkirchen und der Burgen ist der Einfluß westdeutscher Stilformen der Hausteinarchitektur unverkennbar. Dagegen bleiben die Christburger Kirchen durchaus in der Entwicklungsreihe des reinen Backsteinbaues, die schon mit den ersten Kirchen und Burgen des Kulmerlandes eröffnet wurde, und sich seitdem zu einem einheimischen, preußischen Stil gestaltete. Sie zeigen nichts von jener stilistischen Herbheit wie die frühen und turmlosen Bauten des Kulmer Landes, sondern es spiegelt sich in ihnen ein reiferes und entwickelteres architektonisches Können, das wir nur dem 14. Jahrhundert zuschreiben können. Die einfacheren, wie Alt Christburg und Altmark, sind einräumige Saalbauten mit Balkendekken; diejenigen von Miswalde und Baumgarth sind durch die merkwürdigen Ausbauten für die Nebenaltäre bereichert, und in Lichtfelde finden wir dann ein abgesetztes und gewölbtes Altarhaus neben dem Kirchenschiff. Allen ist die Turmstellung mitten vor der Westfront gemeinsam. Das Ziegelmaterial und die Maurertechnik sind ausgezeichnet, die Architektur bevorzugt den Wechsel von Fenstern und Blendnischen, die reihenweise angeordnet ein schlichtes und doch monumentales Motiv ergeben; kräftige Pfeilervorlagen geben den Fronten eine klare Einteilung. Die Flächen werden durch Musterung von schwarzen Ziegeln geschmückt.

Auf B. Schmid bezieht sich auch O. Piepkorn, der in der „Heimatchronik der Stadt Christburg und des

*) „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Stuhm", Danzig 1909.

Landes am Sorgefluß" über die Ordenskirchen des Christburger Landes berichtet:

„Die katholische Katharinenkirche zu Christburg entstand in ihren ältesten, erhaltengebliebenen Teilen im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. Zuerst wurden Chor und Unterkirche (Krypta) aufgeführt, dann darüber das dreischiffige Gemeindehaus mit dem eingebauten Turm. Das Mittelschiff war höher als die Seitenschiffe und öffnete sich über diesen nach dem Dachraume mit zwei gekuppelten Fenstern. Dort wurde der bekannte Fenster-Blenden-Wechsel sichtbar. Die Krypta soll Maria Magdalena gewidmet sein."

Die Begräbniskapelle Sankt Annen auf dem danach benannten Berg war einst selbständige Kirche, wahrscheinlich für Halbbrüder und Knechte. Der Ansatz einer Blendengliederung für einen Staffelgiebel war noch alt. Den ganzen Bau umzog ein vier Schichten hoher Pfalzfries. Darunter waren an der Ostwand zwei Blenden, am Reste der Nordwand eine vorhanden. Der Bau soll noch in der Mitte des 14. Jahrhunderts errichtet worden sein.

In der vernichteten Pfarrkirche zu Lichtfelde mit Turm, Schiff und Presbyterium war als Besonderheit ein abgesetztes und gewölbtes Altarhaus neben dem Kirchenschiff zu finden. Zwei Joche Sterngewölbe überdeckten den Priesterraum, und zwei Gruppen von je drei Blenden schmückten die nördliche Fassade, während sich die Fenster der Südfront spitzbogig schlossen. Die mit der Zeit stark verbaute Kirche war in ihrer Anlage der Miswalder Dorfkirche stark verwandt und sicher auch eine Schöpfung aus der Zeit um 1320. Die Gemeinde besaß einen bemerkenswerten Kelch aus dem 15. Jahrhundert, der den Adlerstempel trug.

Die Außenarchitektur der Baumgarther Kirche bildete ein System von langen Blenden, deren Bogen durch Kreuze von schwarz gesinterten Steinen gekrönt wurden. Wie in Altmark wechselten auf der Südseite Blenden und Fenster. Die Baumgarther Kirche hatte wie jene in Miswalde zwei Kapellen als Ausbauten, daher ist sie in die Zeit des Komturs Luther von Braunschweig um 1320 zu setzen und wahrscheinlich auch vom selben Meister gebaut worden.

Die Kirche zu Altmark dürfte wohl ein wenig später erbaut worden sein, also nach 1320. Die mittleren Pforten der drei Doppelblenden setzten auf Konsolen auf, die genau wie in Baumgarth und Lichtfelde aus zwei hochkantig gestellten Profilsteinen bestanden. In den Kirchen lagen Grabplatten mit den Wappen der Familie von Anselm Rabe auf Schettnienen und Großwaplitz, von Reitein, von Gallanden, von Stoesch und von dem Felde.

Die Ordenskirche des Ortes Neumark war aus Findlingsgranit, weniger aus Ziegeln errichtet. Ihr Ostgiebel wurde durch fünf Blenden zwischen sechs turmartigen Strebepfeilerbekrönungen (Fialen) gegliedert. Man betrat die Vorhalle durch ein spitzbogiges Tor, um das sich ein Putzfried herumkröpfte. Der Turm war 1647 noch hölzern. Die Kirche dürfte in der Zeit der Hochgotik, um 1340 entstanden sein.

Von den Dorfkirchen im Gebiet um Stuhm sind die meisten in den Kriegen zerstört worden, wie auch die meisten der ältesten und interessantesten Kulturstätten verschwunden sind. (Von dem Ordenshause in Bönhof, den Höfen in Rehhof, Usnitz, Barlewitz, Laase, Neuhof usw. fehlt jeder bauliche Rest.) Nachweisbar sind nach Schmid im Jahre 1647 noch die Dorfkirchen in Neudorf, Braunswalde, Konradswalde, Kiesling, Honigfelde und Zantir. Die Kirche zu Konradswalde wurde erst 1802 abgebrochen, um Material für den Kirchenbau in Dt. Damerau zu gewinnen. Die erhaltenen fünf Kirchen in Pestlin, Peterswalde, Kalwe, Neumark und Posilge stammen aus verschiedenen Zeiten und weichen auch in ihrem Bauprogramm voneinander ab: Neumark und Kalwe als einfache, ungewölbte Saalbauten kleineren Maßes, Pestlin wieder als reich gegliederter Bau im Charakter der Stadtkirchen. Hier wie auch bei Posilge ist die Verwandtschaft mit den stattlichen Kirchen des Marienburger Werders unverkennbar, besonders mit Gr. Lichtenau, Tiege und Fischau.

Geschnitzte Altäre, Kanzeln und Silbergeräte sind wohl als Zeugen der Renaissance- und Barockkunst reichlich vorhanden gewesen, doch fehlen repräsentative Kirchbauten aus jener Epoche. Die Dorfkirchen, die damals entstanden (Dietrichsdorf, Dt. Damerau), sind sehr bescheiden.

Bezeichnend für die Art der kirchlichen Bautätigkeit, aber auch für die Lage der evangelischen Gemeinden zur polnischen Zeit, ist ein Bericht aus Hassensteins „Christburger Chronik" über den großen Stadtbrand, dem 1730 die katholische Pfarrkirche und das evangelische Gotteshaus in Christburg zum Opfer fielen. Damals erbat die evangelische Gemeinde Beihilfe von den westpreußischen Städten zum Neubau eines Kirchleins und sandte Kollektanten aus, die bis Hamburg, Hildesheim und Ulm wanderten. Auf ihre Bitte, daß er sie „in ihrem Vorhaben nicht zu hindern geruhen möchte", erteilte der kulmische Bischof Thomas Franziskus Czapski 1731 die Erlaubnis zum Bau eines neuen Gotteshauses mit der Bedingung, „daß die Kirche ohne Turm aufgeführt wird, damit sie nicht der Pfarrkirche gleich scheine, daß sich die Gemeinde keiner starken Musik (d. h. keiner Orgel) bedienen solle und daß der lutherische Priester weder jetzt noch künftig, weder heimlich noch öffentlich unserem Priester im geringsten nicht zu wider lebe". Und das bei 100 Dukaten Strafe. Das damals errichtete Kirchlein brach im übrigen schon 1789 in sich zusammen und wurde durch die noch jetzt stehende evangelische Kirche ersetzt, die mit einer kö-

niglichen Beihilfe von 4 000 Talern errichtet und 1792 eingeweiht wurde.

Aus der Zeit des Klassizismus hat der Kreis in der evangelischen Kirche zu Lichtfelde ein gutes Beispiel für die in Westpreußen zahlreich vorhandenen Fachwerkkirchen.

An Kirchenbauten hat auch das 19. Jahrhundert in unserm Kreis keine anspruchsvollen Leistungen aufzuweisen. In dem von Schinkel gezeichneten Turm zu Dietrichsdorf offenbart sich nicht viel von der Kunst des bedeutendsten Baumeisters seiner Zeit, und die Kirche zu Losendorf, die in Neugotik errichtet wurde, ist wohl großzügig angelegt, aber wenig ausdrucksvoll.

Die neuen Ansätze im Kirchenbau unseres Jahrhunderts konnten durch die politischen und kriegerischen Ereignisse nicht mehr zur vollen Entfaltung gelangen.

Im Jahre 1945 gab es im Kreise Stuhm folgende Kirchen:

Evangelische Kirchen: Altmark, Christburg (mit Baumgarth), Lichtfelde, Losendorf, Rehhof (mit Bönhof) und Stuhm. (Die Filialkirche in Niklaskirchen wurde von Rhodau, Kreis Rosenberg, betreut.)

Katholische Kirchen: Altmark (mit Neumark), Bönhof, Christburg (mit Baumgarth), Dt. Damerau, Dietrichsdorf, Kalwe (mit Schroop), Lichtfelde, Niklaskirchen, Pestlin (mit Peterswalde), Posilge, Rehhof, Schönwiese und Stuhm (mit Braunswalde und Stuhmsdorf).

Eine Mennonitenkirche stand in Tragheimerweide.

# Schulwesen

## Aus der ältesten Geschichte des Schul- und Erziehungswesens

von Heinrich Olbrich

(Aus „Heimatbuch des Kreises Stuhm" 1934/35)

Die Christianisierung unserer engeren Heimat wie ganz West- und Ostpreußens blieb nach einigen vorausgegangenen Missionsversuchen erst dem Deutschen Ritterorden vorbehalten. Er hat es mit einer seltenen Organisationskraft verstanden, die harten Widerstände der Prußenstämme aus dem Wege zu räumen, sie zur Aufnahme des Christentums zu bewegen und die errungenen Erfolge durch unverzügliche Anlage von Kirchen und Klöstern zu festigen.

Um den nachfolgenden Generationen das Christentum zu erhalten, war die Anlage von Schulen durchaus notwendig. Von den Eltern wurde erwartet, daß sie als die ersten und berufensten Erzieher der heranwachsenden Jugend die neue Lehre vermittelten. Die Kirche forderte daher von ihnen ein bestimmtes Maß an religiösen Kenntnissen und bemühte sich, sie darin zu unterweisen. Sie überzeugte sich auch von dem Wissensstande der Erziehungsberechtigten, besonders bei jungen Brautleuten im Schlußexamen vor der Trauung. Diejenigen, die keine hinreichenden religiösen Kenntnisse aufweisen konnten, wurden nach dem damaligen preußischen Synodalstatut nicht getraut, bevor dieser Mangel abgestellt war. Ferner wurden den Eltern Paten beigegeben, die gleichfalls ein besonderes Maß an geistiger und sittlicher Befähigung aufweisen mußten.

Eine wesentliche Unterstützung und Förderung erfuhr dieser erste Unterricht, der außer von Geistlichen von Paten erteilt wurde, durch die Einrichtung von Schulen, die eng mit der Kirche verbunden blieben. Da der Kreis Stuhm recht frühe Kirchengründungen aufzuweisen hat, wurden auch hier frühzeitig Kirchenschulen eingerichtet. Als die ältesten Kirchenschulen im Kreis werden jene in Christburg, Bönhof, Pestlin und Posilge genannt. Auf welchem beachtlichen Niveau diese Schulen schon damals gestanden haben müssen, erfahren wir von den Chronisten. Es ist erwiesen, daß im Jahre 1327 der erste Student aus Christburg die Universität Bologna bezog. Im Jahre 1367 entsandten auch die Kirchenschulen Pestlin und Posilge Studenten an diese Universität.

Die Aufsicht über diese Schulen führte der Orden.

Die ersten Lehrer wurden zunächst aus Deutschland herangezogen. Später sandte man begabte Schüler aus dem Preußenlande auf berühmte Schulen nach Deutschland und ließ sie hier zu Priestern oder Lehrern ausbilden.

Die Schüler dieser Unterrichtsanstalten waren neben dem Schulbesuch verpflichtet, an dem Gottesdienst als Altardiener und Chorsänger teilzunehmen.

Daß auch über die genannten Orte hinaus weitere Schulgründungen auf dem flachen Land in Angriff genommen wurden, darüber berichtet uns Hartknoch in seinem Werk „Preußische Kirchenhistoria". Er schreibt, daß der bedeutende Hochmeister Winrich von Kniprode dem Schulwesen sein besonderes Augenmerk zugewandt habe, und meint, „daß aber dennoch auch unterschiedliche Schulen zu Zeiten Winrich von Kniprodes und hernach insonderheit von den Kirchen und Städten gestiftet sind, ist wohl außer Streit". Auch Dr. Eckhardt schreibt in der „Geschichte des Kreises Marienburg", daß Winrich von Kniprode „als Stifter von Landschulen allgemein gepriesen wird; aber keine einzige Urkunde unserer Gegend liefert darüber einen Beleg, wenngleich ihm das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, für das Schulwesen im Ordenslande segensreich gewirkt zu haben. Vor Winrich von Kniprode sollen nach einzelnen Scribenten gar keine Landschulen vorhanden gewesen sein. Durch ihn bekam jedes Dorf, das aus 60 Familien bestand, eine Schule."

Man muß sich die damaligen Schulen auf dem Lande als äußerst primitiv vorstellen. Besondere Lehrer waren ja kaum vorhanden. Zumeist waren es die Glöckner oder die Küster, die die Kinder in den elementarsten Dingen unterwiesen. Verschiedene Urkunden bringen hierfür den Nachweis, so z. B., „das die Gertner dem Glöckner 6 pfennige czu schülerlohn alle Jor" geben mußten (Voigt). Das von Dr. Joachim (Königsberg 1896) herausgegebene Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399 bis 1409 berichtet in der Quelle über die Aufzeichnungen der Ein- und Ausgaben des Ordensschatzmeisters, daß der Hochmeister auf seinen Reisen Geldgeschenke an diejenigen Schüler verteilte, die ihn mit schönen Gesängen erfreuten. Unter diesen Schulen, die damals bereits den Gesang besonders gepflegt haben, werden die von Pestlin und Bönhof genannt.

Daß im Ausgang des 14. Jahrhunderts in jedem Kirchdorf eine Schule bestanden haben muß, geht ferner ausdrücklich aus einem Synodalstatut für Pommerellen aus dem Jahre 1487 hervor, in dem es heißt: „Bei einer jeden Kirche soll eine Schule gehalten werden".

Über die Schulzeit ist bekannt, daß der Unterricht nur während der Wintermonate abgehalten wurde, da die Kinder während des Sommers den Eltern in der Wirtschaft helfen mußten. Wenn aber die Hochmeister durch das Land zogen, um den Schülern Gaben zu spenden, so wurden diese auch während der Sommermonate zusammengerufen, „um vor dem Meister zu erscheinen". Auch sonst erfuhr der Unterricht zahlreiche Unterbrechungen durch die Teil-

nahme der Schüler an den vielen kirchlichen Veranstaltungen.

Aus der vielfachen Erwähnung von „kleinen Schülern" und „Schülerchen" in den Urkunden ist zu folgern, daß der Schulbesuch schon bei den Kleinen früh einsetzte, ferner daß neben den wohlhabenden Kindern auch solche bescheidener Herkunft die Schulen besuchten. Diese Tatsache entnehmen wir gleichfalls einer urkundlichen Feststellung, wonach die Hochmeister vor allem die armen Schüler mit Gaben bedacht haben. Die Schulmeister durften von den armen Kindern auch kein Schulgeld erheben. In einer Urkunde heißt es wörtlich: „Die armen jungen sullen in allen Sachen frey seyn, allein dem califaktori sullen sy das heyszgeld dy helfte geben." (Kalfaktor nannte man den mit dem Heizen der Schulräume beauftragten Diener.)

Von den Chronisten wird wenig darüber berichtet, daß auch adlige Kinder diese Ordensschulen besucht haben. Es ist daher anzunehmen, daß die Kinder der Edelleute ihre besondere Ausbildung gewöhnlich im Hause oder bei einem Nachbarn erhielten und dort nach adligem Brauch besonders in den ritterlichen Künsten unterwiesen wurden.

Das Schulwesen der Ordenszeit hat auch in unserem Kreis eine lebhafte Förderung durch den preußischen Pädagogen Conrad *Bitschin* erfahren. Als Kind unserer westpreußischen Heimat hat Bitschin in zahlreichen Schriften und vor allem in Band IV seiner neun Bücher umfassenden Enzyklopädie „De vita conjugali" der damaligen Ordensschule wichtige Richtlinien gewiesen. Er erteilte klare Ratschläge, wie Erziehung und Unterricht der Knaben beschaffen sein sollten, und stellte dabei Forderungen auf, die seiner Zeit weit vorauseilten. Er verlangte u. a. in der Schule Körperpflege, Beachtung der Muttersprache, die rein und richtig gelehrt werden müsse, Ertüchtigung des Körpers durch Turnen und Spiel und Erziehung zur Selbstzucht. Hipler, einer der bedeutendsten Kenner dieses Pädagogen, bezeichnete ihn als einen Mann, der, seinem Jahrhundert weit voraus, bei allem Idealismus in seinen erzieherischen Grundsätzen doch den Zuständen Rechnung trug, die zu der damaligen Zeit bestanden.

## Wie die Schule in Heidemühl entstand

(Ein Auszug aus der Schulchronik von Heidemühl)

10. Januar 1891

Nach Erzählung der gegenwärtig alten Leute waren die schulpflichtigen Kinder hiesiger Schulgemeinde anfangs in der Schule zu Dorf Schweingrube und Bönhof (wenigstens die Ziegelscheuner Kinder) eingeschult und wurden von den betreffenden Lehrern unterrichtet. Ein gesetzlicher Schulzwang war für sie nicht vorhanden, wer eben gehen wollte, ging. Da solche Zustände jedoch nicht haltbar waren, und zudem der Andrang zur Schweingruber Schule zu groß wurde, so wurden betreffs anderer Regelung mit den Schulgemeinden Verhandlungen angestellt, welche zunächst die Vereinigung der hiesigen Schulgemeinde mit der Schweingruber zu einem Schulverbande beabsichtigten. Vom Monat März 1856 an nahm die Königliche Regierung die Sache in die Hand, welche aber leider sehr langsamen Schrittes, des lieben Geldes wegen, zur allmähligen Reife kam. Mit dem wärmsten Interesse für einen Schulbau, um der Verwahrlosung der Schuljugend hierselbst entgegenzuarbeiten, trat der damalige Consistorialrat Liedke zu Marienwerder ein. Seine guten Ratschläge und Versuche dazu scheiterten aber leider immer wieder am Geldbeutel. Unter anderen Bemühungen ist seine Verwendung an den Gustav-Adolf-Verein zu Königsberg besonders zu erwähnen, weil sie die Aussicht wenigstens gewährte auf eine vorläufige Unterstützung oder Beihilfe von 900 Mark (neunhundert Mark). Zu diesem (Zweck) mußte nun eine genaue Zählung der schulpflichtigen Kinder einmal stattfinden, diese ergab nach der Schulkinderzählung vom 14. März 1856

| | | |
|---|---|---|
| für Heidemühl | 7 ev. Schüler | — kath. Schüler |
| für Hammerkrug | 2 ev. Schüler | 6 kath. Schüler |
| für Jesuiterhof | 1 ev. Schüler | — kath. Schüler |
| für Krug Schweingrube | 35 ev. Schüler | 11 kath. Schüler |
| für Schinkenland | 4 ev. Schüler | 18 kath. Schüler |
| für Ziegelscheune | 4 ev. Schüler | 10 kath. Schüler |
| Summa | 53 ev. Schüler | 45 kath. Schüler |

98 Schüler

Der Gustav-Adolf-Verein stellte hierauf für Schulzwecke die Summe von 990 Mark zur Verfügung, und die Kgl. Regierung verfügte nun, von der Absicht, einen selbständigen Schulbezirk für die Ortschaften (außer Ziegelscheune) zu bilden, Abstand zu nehmen, da die Ausführung dieses Planes an der Mittellosigkeit der Beteiligten scheitere; sondern das Schuletablissement in Dorf Schweingrube zu vergrößern zur Aufnahme der Ortschaften, wie oben, außer Ziegelscheune, welches in Bönhof eingeschult ist.

Die Ortschaften sollten nun mit Schweingrube einen Vertrag dementsprechend zustande bringen. Wurde von Schweingrube abgelehnt. Verfügung vom 26. Februar 1858. Zum Unterricht, welchen der Lehrer Jampert aus Schweingrube zu erteilen hatte, waren nun zwei Lokale in Aussicht genommen, das des Käthners Radtke und das des Krug-Wirtes Kielich zu Krug Schweingrube. Mit letzteren wurde ein Vertrag zustande gebracht. Die Kgl. Regierung bewilligte zur Anschaffung der nötigen Lehr- und Lernmittel 70 Mark, und so konnte mit dem Unterricht in dem

Wirtslokale des Tischlermeisters August Kielich begonnen werden (17. 10. 1858).

Man ging aber doch bald darauf mit dem Plane um, einen eigenen Lehrer anzustellen und ein geeignetes Schulgrundstück zu erwerben. August Kielich verlangte rund 300 Mark für das seinige, nämlich für die bisherige Schulstube 72 Mark, für die kleine Schlafstube nebst Laden, Gaststube, Küche, Keller und Stall 108 Mark und für 2 Morgen (pr.) Land 120 Mark. Die Regierung bewilligte aber den Kauf wegen der Geldmittel nicht und stellte in Aussicht, daß sich wohl später ein geeigneteres Grundstück finden lassen würde. Trotzdem verhandelte man weiter mit Kielich wegen Ankauf des ganzen Grundstücks, welches für 3000 Mark zu erwerben war. Im Januar 1859 erkrankte der Lehrer Jampert ernstlich, und die Kgl. Regierung verfügte, einem benachbarten anderen Lehrer den Unterricht zu übertragen oder eigens für die Schule in Krug Schweingrube einen besonderen Lehrer anzustellen. Wegen Geldmittel zum Ankauf des Grundstückes hatte man sich bis an den Minister gewandt, März 1859. Im November wollte man die beiden Schulbezirke Bönhof und Krug Schweingrube konfessionell teilen und wurde der Neubau der Schule in Bönhof beschlossen. Im Jahre 1862 war man endlich so weit gekommen, ein geeignetes Stück Land zu erwerben und für die eingeschulten Ortschaften eine neue Schule zu erbauen, die zum November desselben Jahres fertig sein sollte.

Das Stück Land, worauf nun die langersehnte Schule zu stehen kam, wurde von dem Besitzer W. Rochow in Hammerkrug laut Kontrakt vom 16. April 1862 käuflich erworben, und führte die neue Schule den Namen Hammerkrug. Als erstangestellter Lehrer wirkte laut Verfügung vom 7. 1. 1863 der Schulamtskandidat Glashagen aus Riesenburg. Sein Einkommen betrug 460 Mark 20 Pfennig [jährlich]. Im Herbst 1863 machte derselbe seine Prüfung im Seminar zu Marienburg. Im Juli 1864 nahm er an einem sechswöchentlichen Kursus im Orgelspiel und Gesange am Seminar zu Marienburg teil, wozu er eine Unterstützung von 24 Mark bekam. Im April 1865 erhielt er eine Unterstützung von 27 Mark. Vom 14. bis 17. Juni 1866 hatte er in Danzig eine Landwehrübung mitzumachen, während dieser Zeit hatte die Frau Glashagen die Vertretung des hiesigen Schulunterrichts übernommen. Im August genannten Jahres machte Glashagen mehrere Anträge auf Baulichkeiten, die ihm aber von der Gemeinde stets abgeschlagen wurden. Er erbot sich sogar, die Veränderungen auf eigene Kosten vornehmen zu lassen. Da die Schulvorstände ihm nichts erlaubten, sondern rundweg alles abschlugen, so schickte die Kgl. Regierung einen Baumeister zur Untersuchung der Baulichkeiten und gab demzufolge die Bauerlaubnis. Es betraf dies namentlich Veränderung in der Küche . . . Die gerichtliche Auflassung des von dem Besitzer Wilhelm Rochow gekauften Stück Landes in Größe von 2 kulm. Morgen oder 4 Morgen 94 Quadratruthen preußisch und der Baustelle von 1/4 Morgen pr., geschah erst am 31. Juli 1866. Das Stück kostete 350 Thaler oder 1050 Mark, wovon die Kgl. Regierung 450 Mark tragen sollte und die Gemeinde das Übrige. An anderer Stelle ist über den Kaufpreis nur die Summe von 450 Mark angegeben, wovon 233 Mark angezahlt waren. Über den Restbestand konnte die Gemeinde ihrer Mittellosigkeit wegen nicht verfügen, obwohl sie zur Zahlung verpflichtet war. Durch mehrere Bittgesuche erreichte man jedoch, daß die Kgl. Regierung auch den Rest bezahlte. Das Schulgrundstück führt die Nummer 20. — . . . Schülerzahl am 1. Juli 1867 60 Schüler. . . . Die Stelle wurde um 75 Mark aufgebessert, am 29. Oktober 1867 Schülerzahl 70. . . .

Seit dem Jahre 1876 führt die Schule den Namen Heidemühl. . . . Im Jahre 1883 war die Schülerzahl schon bis 128 angewachsen. Es stellte sich also das Bedürfnis notwendigerweise nach einem zweiten Lehrer, und zwar katholischen, um die Ausgaben für den konfessionellen Unterricht zu ersparen, ein. Im Jahre 1885 wurde daher der Bau eines zweiten Klassenzimmers mit Lehrerwohnung beschlossen und ausgeführt. Da die schwache Bauart des alten Schulgebäudes die Erweiterung nicht zuließ, die notwendigen Räume, wie beabsichtigt war, oben aufzubauen, so wurde der neue Anbau auf der Ostseite des alten Schulhauses ausgeführt und ein zweiter Lehrer angestellt. Es war dies der Schulamtsbewerber Wladislaus Damratowski aus dem Seminar zu Graudenz. Er stammte aus Kl. Koschlau, Kreis Neidenburg. Sein Amt trat er am 16. September 1885 an. Am 21. September geschah seine Einführung und Vereidigung. Da der neue Bau bis dahin aber noch nicht beendet war, so mußten beide Lehrer vorläufig noch abwechselnd im 1. Klassenzimmer unterrichten. Seit Michaelis 1887 unterrichtete endlich jeder seine eigene Klasse im eigenen Klassenzimmer. Mit der Anstellung des zweiten Lehrers war die hiesige Schule in eine zweiklassige paritätische Schule umgewandelt.

Durch den neuen Anbau ging der schöne Garten des Lehrers verloren, ohne daß ein neuer eingerichtet wurde, oder daß irgend welche Anpflanzungen geschehen wären.

# Die preußischen Volksschulen und Schulverbände 1932

Preußisches Statistisches Landesamt - Kreis Stuhm - Regierungsbezirk Westpreußen

Stand: 1. 5. 1932 — *Kreis Stuhm,* zugleich Schulaufsichtskreis

| Lfd. Nr. | Schulverbände (gruppiert nach der Gemeinde des Verbandssitzes) E = Eigenschulverband. Es handelt sich hier um Schulbezirke im Sinne der Schulordnung für die Provinz Preußen vom 11. Dezember 1845. | | Schulorte (bei mehreren Schulen Name der Schule) | konfess. Charakter der Schule | Stufen | Klassen einschl. d. geh. Aufbau- und Hilfsschulklassen | Schulstellen insgesamt | Zahlen der Schulkinder insgesamt | davon Knaben | davon Mädchen | von den Schulki. (Sp. 8) sind evangelisch | katholisch | jüdisch | sonst. Rel.-Gem. | bekenntnisl. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | *a) Städte* | | | | | | | | | | | | | | |
| 1 | Christburg | E | Christburg, Stadtschule I | ev. | 6 | 10 | 7 | 384 | 188 | 196 | 380 | — | — | — | 4 |
| | „ | | „ II | kath. | 2 | 2 | 2 | 101 | 49 | 52 | — | 101 | — | — | — |
| 2 | Stuhm | E | Stuhm | par. | 7 | 13 | 10 | 684 | 346 | 338 | 212 | 470 | 2 | — | — |
| | „ | | W. Stuhmerfelde | par. | 2 | 2 | 2 | 113 | 56 | 57 | 45 | 66 | — | 2 | — |
| | „ | | W. Stuhmsdorf | ev. | 1 | 1 | 1 | 26 | 16 | 10 | 18 | — | — | 8 | — |
| | | | „ | kath. | 1 | 1 | 1 | 60 | 36 | 24 | — | 60 | — | — | — |
| | *b) Landgemeinden* | | | | | | | | | | | | | | |
| 3 | Altmark | E | Altmark | kath. | 3 | 3 | 3 | 141 | 72 | 69 | 21 | 120 | — | — | — |
| 4 | Ankemitt L. Polixen | | Ankemitt | par. | 2 | 2 | 2 | 113 | 60 | 53 | 72 | 41 | — | — | — |
| 5 | Barlewitz (Wargels) | E | Barlewitz | kath. | 1 | 1 | 1 | 62 | 32 | 30 | 12 | 50 | — | — | — |
| 6 | Baumgarth | E | Baumgarth | ev. | 3 | 3 | 3 | 192 | 90 | 102 | 190 | 2 | — | — | — |
| | | | „ | kath. | 1 | 1 | 1 | 36 | 20 | 16 | — | 36 | — | — | — |
| 7 | Bönhof | E | Bönhof | par. | 2 | 2 | 2 | 119 | 57 | 62 | 32 | 87 | — | — | — |
| 8 | Braunswalde | E | Braunswalde | par. | 3 | 3 | 3 | 142 | 72 | 70 | 61 | 81 | — | — | — |
| 9 | Bruch | E | Bruch | par. | 1 | 1 | 1 | 59 | 30 | 29 | 41 | 18 | — | — | — |
| 10 | Budisch | E | Budisch | ev. | 1 | 1 | 1 | 34 | 22 | 12 | 30 | 4 | — | — | — |
| 11 | Deutsch Damerau | E | Deutsch Damerau | par. | 2 | 2 | 2 | 101 | 54 | 47 | 26 | 75 | — | — | — |
| 12 | Dietrichsdorf (Westpr.) | E | Dietrichsdorf | kath. | 3 | 3 | 2 | 121 | 72 | 49 | 3 | 118 | — | — | — |
| 13 | Georgensdorf-Laabe | | Georgensdorf | kath. | 1 | 1 | 1 | 61 | 29 | 32 | 19 | 42 | — | — | — |
| | L. Laabe | | Laabe | ev. | 1 | 1 | 1 | 44 | 13 | 31 | 10 | 29 | — | 5 | — |
| 14 | Groß Brodsende L. Klein Brodsende | | Groß Brodsende | ev. | 1 | 1 | 1 | 40 | 19 | 21 | 38 | 2 | — | — | — |
| 15 | Grünhagen | E | Grünhagen | ev. | 1 | 1 | 1 | 30 | 15 | 15 | 6 | 24 | — | — | — |
| 16 | Güldenfelde | E | Güldenfelde | ev. | 1 | 1 | 1 | 25 | 12 | 13 | 24 | 1 | — | — | — |
| 17 | Heinrode | E | Heinrode | kath. | 2 | 2 | 2 | 76 | 31 | 45 | 16 | 60 | — | — | — |
| 18 | Hohendorf | E | Hohendorf | kath. | 1 | 1 | 1 | 55 | 28 | 27 | 4 | 51 | — | — | — |
| 19 | Honigfelde | E | Honigfelde | ev. | 1 | 1 | 1 | 17 | 7 | 10 | 17 | — | — | — | — |
| | | | „ | kath. | 3 | 3 | 2 | 98 | 49 | 49 | — | 98 | — | — | — |
| 20 | Jordanken (Jordansdorf) | E | Jordanken | ev. | 1 | 1 | 1 | 35 | 17 | 18 | 13 | 22 | — | — | — |
| 21 | Kalwe L. Iggeln, L. Neunhuben | | Kalwe | kath. | 2 | 2 | 2 | 89 | 45 | 44 | 6 | 80 | — | 3 | — |
| 22 | Kiesling | E | Kiesling | par. | 2 | 2 | 2 | 61 | 38 | 23 | 12 | 49 | — | — | — |
| 23 | Kollosomp (Kalsen) | E | Kollosomp | kath. | 1 | 1 | 1 | 40 | 28 | 12 | 3 | 37 | — | — | — |
| 24 | Konradswalde | E | Konradswalde | par. | 2 | 2 | 2 | 99 | 55 | 44 | 28 | 71 | — | — | — |
| 25 | Lichtfelde | E | Lichtfelde | ev. | 2 | 2 | 2 | 87 | 50 | 37 | 87 | — | — | — | — |
| | | | „ | kath. | 1 | 1 | 1 | 49 | 23 | 26 | — | 49 | — | — | — |
| 26 | Losendorf L. Laase, L. Mahlau | | Losendorf | ev. | 1 | 1 | 1 | 37 | 18 | 19 | 22 | 11 | — | 4 | — |
| 27 | Menthen L. Altendorf | | Menthen | kath. | 1 | 1 | 1 | 58 | 35 | 23 | 34 | 24 | — | — | — |
| 28 | Mirahnen | E | Mirahnen | kath. | 1 | 1 | 1 | 33 | 13 | 20 | — | 33 | — | — | — |
| 29 | Montauerweide ohne We. Adlig Schardau und Groß Schardau (vgl. Nr. 38 des Kreises Marienwerder) | E | Montauerweide | ev. | 1 | 1 | 1 | 36 | 19 | 17 | 12 | 13 | — | 11 | — |

| Lfd. Nr. | Schulverbände (gruppiert nach der Gemeinde des Verbandssitzes) E = Eigenschulverband. Es handelt sich hier um Schulbezirke im Sinne der Schulordnung für die Provinz Preußen vom 11. Dezember 1845. | | Schulorte (bei mehreren Schulen Name der Schule) | konfess. Charakter der Schule | Stufen | Klassen einschl. d. geh. Aufbau- und Hilfsschulklassen | Schulstellen insgesamt | Zahlen der Schulkinder insgesamt | davon Knaben | Mädchen | von den Schulki. (Sp. 8) sind evangelisch | katholisch | jüdisch | sonst. Rel.-Gem. | bekenntnisl. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | *Kreis Marienwerder: Nr. 38* Schadewinkel von L. Montauerweide, We. Groß Schardau und Adlig Schardau (vgl. Nr. 29 des Kreises Stuhm) | | | | | | | | | | | | | | |
| 30 | Morainen | E | Morainen | par. | 2 | 2 | 2 | 75 | 36 | 39 | 31 | 44 | — | — | — |
| 31 | Neudorf | E | Neudorf | par. | 2 | 2 | 2 | 121 | 71 | 50 | 31 | 90 | — | — | — |
| 32 | Neuhöferfelde | E | Neuhöferfelde | ev. | 1 | 1 | 1 | 54 | 22 | 32 | 36 | 18 | — | — | — |
| 33 | Neumark | E | Neumark | kath. | 2 | 2 | 2 | 87 | 41 | 46 | 9 | 78 | — | — | — |
| | | | W. Krastuden | par. | 1 | 1 | — | 33 | 21 | 12 | 15 | 18 | — | — | — |
| 34 | Nikolaiken (Niklaskirchen) | E | Nikolaiken | ev. | 1 | 1 | 1 | 31 | 15 | 16 | 31 | — | — | — | — |
| | | | „ | kath. | 3 | 3 | 3 | 155 | 85 | 70 | — | 155 | — | — | — |
| 35 | Pestlin | E | Pestlin | kath. | 2 | 2 | 2 | 130 | 63 | 67 | 10 | 117 | — | 3 | — |
| 36 | Peterswalde | E | Peterswalde | kath. | 1 | 1 | 1 | 50 | 24 | 26 | 2 | 48 | — | — | — |
| 37 | Pirklitz von L. Baalau, W. Groß Baalau (vgl. Nr. 44) | | Pirklitz | ev. | 1 | 1 | 1 | 51 | 23 | 28 | 26 | 25 | — | — | — |
| 38 | Portschweiten | E | Portschweiten | kath. | 2 | 2 | 2 | 77 | 35 | 42 | 19 | 58 | — | — | — |
| 39 | Posilge | E | Posilge | ev. | 2 | 2 | 2 | 124 | 57 | 67 | 92 | 24 | — | 8 | — |
| | | | „ | kath. | 1 | 1 | 1 | 53 | 22 | 31 | — | 53 | — | — | — |
| 40 | Preußisch Damerau | E | Preuß. Damerau | kath. | 1 | 1 | 1 | 21 | 12 | 9 | — | 21 | — | — | — |
| 41 | Rehhof | E | Rehhof | ev. | 3 | 3 | 3 | 125 | 62 | 63 | 117 | — | — | 8 | — |
| | | | „ | kath. | 3 | 3 | 3 | 164 | 84 | 80 | — | 164 | — | — | — |
| | | | W. Rehhof-Heidemühl | par. | 2 | 2 | 2 | 76 | 35 | 41 | 28 | 48 | — | — | — |
| 42 | Rudnerweide | E | Rudnerweide | ev. | 1 | 1 | 1 | 31 | 10 | 21 | 26 | 5 | — | — | — |
| 43 | Sadluken (Sadlaken) | E | Sadluken | kath. | 1 | 1 | 1 | 33 | 21 | 12 | 4 | 29 | — | — | — |
| 44 | Schönwiese von L. Baalau, W. Klein Baalau (vgl. Nr. 37) | | Schönwiese | kath. | 2 | 2 | 2 | 100 | 55 | 45 | 12 | 88 | — | — | — |
| 45 | Schroop | E | Schroop | par. | 3 | 3 | 3 | 132 | 63 | 69 | 52 | 79 | — | 1 | — |
| 46 | Stangenberg | E | Stangenberg | ev. | 1 | 1 | 1 | 53 | 23 | 30 | 24 | 29 | — | — | — |
| 47 | Teschendorf | E | Teschendorf | ev. | 2 | 2 | 2 | 94 | 48 | 46 | 72 | 22 | — | — | — |
| 48 | Tiefensee L. Blonaken | | Tiefensee | par. | 2 | 2 | 2 | 92 | 44 | 48 | 67 | 21 | — | 4 | — |
| 49 | Tragheimerweide | E | Tragheimerweide | ev. | 1 | 1 | 1 | 53 | 28 | 25 | 21 | 23 | — | 9 | — |
| 50 | Trankwitz-Buchwalde L. Kommerau (Kammerau) | | Trankwitz | ev. | 1 | 1 | 1 | 57 | 34 | 23 | 41 | 16 | — | — | — |
| | | | W. Buchwalde | kath. | 1 | 1 | 1 | 53 | 30 | 23 | 5 | 48 | — | — | — |
| 51 | Troop | E | Troop | kath. | 2 | 2 | 2 | 96 | 48 | 48 | 21 | 75 | — | — | — |
| 52 | Usnitz-Parpahren | E | Usnitz | ev. | 1 | 1 | 1 | 36 | 13 | 23 | 16 | 20 | — | — | — |
| | | | W. Parpahren | par. | 2 | 2 | 2 | 96 | 53 | 43 | 24 | 72 | — | — | — |
| 53 | Waplitz-Ramten, Großwaplitz L. Ramten | | W. Groß Waplitz | kath. | 2 | 2 | 2 | 87 | 45 | 42 | 9 | 78 | — | — | — |
| 54 | Wadkowitz (Wadkeim) | E | W. Luisenwalde | par. | 2 | 2 | 2 | 87 | 38 | 49 | 30 | 57 | — | — | — |
| | | | W. Pulkowitz | kath. | 1 | 1 | 1 | 24 | 11 | 13 | 1 | 23 | — | — | — |
| 55 | Weißenberg | E | Weißenberg | par. | 2 | 2 | 2 | 94 | 38 | 56 | 19 | 75 | — | — | — |
| | | | Summe des Kreises Stuhm | | | 135 | 126 | 6203 | 3126 | 3077 | 2385 | 3746 | 2 | 66 | 4 |

55 Schulverbände, davon 44 Eigen- und 11 Gesamtschulverbände.
71 Schulen, davon 24 evangelische, 29 katholische und 18 paritätische Schulen;
71 Schulen, davon 35 ein-, 25 zwei-, 9 drei-, 1 sechs- und 1 siebenstufige Schule.

## Privatschulen der sprachlichen Minderheiten

| Lfd. Nr. | Schulverbände (gruppiert nach der Gemeinde des Verbandssitzes) E = Eigenschulverband. Es handelt sich hier um Schulbezirke im Sinne der Schulordnung für die Provinz Preußen vom 11. Dezember 1845. | Schulorte (bei mehreren Schulen Name der Schule) | konfess. Charakter der Schule | Stufen | Klassen einschl. d. geh. Aufbau- und Hilfsschulklassen insgesamt | Schulstellen insgesamt | Zahl der Schulkinder davon Knaben | Mädchen | Zahl der Schulki. (Sp. 8) sind evangelisch | katholisch | jüdisch | sonst. Rel.-Gem. | bekenntnisl. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Polnisch katholischer Schulverein für den Weichselgau | Altmark | kath. | 1 | 1 — | 38 | 20 | 18 | — | 38 | — | — | — |
| | | W Groß Waplitz | kath. | 1 | 1 — | 24 | 10 | 14 | — | 24 | — | — | — |
| | | Honigfelde | kath. | 1 | 1 — | 39 | 21 | 18 | — | 39 | — | — | — |
| | | Neudorf | kath. | 1 | 1 — | 13 | 8 | 5 | — | 13 | — | — | — |
| | | Neumark | kath. | 1 | 1 — | 9 | 6 | 3 | — | 9 | — | — | — |
| | | Nikolaiken | kath. | 1 | 1 — | 17 | 10 | 7 | — | 17 | — | — | — |
| | | Pestlin | kath. | 1 | 1 — | 35 | 19 | 16 | — | 35 | — | — | — |
| | | Preußisch Damerau | kath. | 1 | 1 — | 8 | 6 | 2 | — | 8 | — | — | — |
| | | Sadluken | kath. | 1 | 1 — | 13 | 6 | 7 | — | 13 | — | — | — |
| | Summe der privaten Minderheitsschulen | | | | 9 — | 196 | 106 | 90 | — | 196 | — | — | — |

## Von Schulen und Schulmännern in Stuhm

von Helmut Ratza

Zur Zeit des Ersten Weltkrieges gab es in der Stadt Stuhm zwei Volksschulen und die Höhere Töchterschule, die „Städtische Höhere Mädchenschule mit Knabenabteilung", wie sie später hieß. Die Ortsteile Stuhmerfelde und Stuhmsdorf und die Dörfer in der Umgebung der Stadt - Konradswalde, Hohendorf, Barlewitz und Peterswalde - besaßen eigene Schulen.

Die kleinere der Stuhmer Schulen lag im Vorschloß, links an der Hauptstraße hinter der Weggabelung nach Barlewitz, vor der Abzweigung nach Stuhmsdorf-Marienwerder. Dort unterrichtete Lehrer Liczywek bis zu seiner Pensionierung, anschließend Lehrer Teske, bis diese Schule, etwa 1925, zum Kindergarten umgewandelt wurde.

Die meisten Stuhmer besuchten die *Stadtschule Stuhm* in der Bahnhofstraße (später „Peter-Mogge-Schule"). Die Schule, vor dem späteren St.-Georgs-Haus und dem Majorshaus gelegen, war wie das Stuhmer Postgebäude und das Lehrerhaus als roter Backsteinbau im Stile der staatlichen Gebäude um die Jahrhundertwende gebaut. In der Mitte des Hauses führte ein Treppenaufgang zu einem Hausflur mit je zwei Klassenzimmern zu beiden Seiten, der in einem Treppenaufgang zum ersten Stock und dem Ausgang zu den Schulhöfen endete. Der erste Stock besaß ebenfalls je zwei Klassenräume zu beiden Seiten des Flures. In acht Klassen konnte demnach unterrichtet werden, und das geschah auch, obwohl diese Schule anfangs eine sechs-, später eine siebenklassige Anstalt darstellte. Die Schulhöfe an der Südseite der Schule waren durch ein langgestrecktes Wirtschaftsgebäude mit anschließenden Toiletten voneinander getrennt. Der erste, an der Schule gelegene Hof wurde von hohen, dichten Baumkronen überschattet, während der zweite als geräumiger Spielplatz diente. Hier habe ich meinen ersten Turnunterricht von einem jungen Lehrer erhalten, der kurz zuvor aus dem Krieg heimgekehrt war und diesen Unterricht in Form von Exerzierstunden erteilte. Dabei trug ich vorsichtshalber einen kleinen Stein in der linken Hand, um beim Kommando „Links um" oder „Links schwenkt - marsch!" die richtige Seite nicht zu verfehlen. Der Spielplatz endete mit einem Holzzaun am Garten des Rektors Eick. Über diesen Zaun ragten ein Birnbaum und zwei Spillenbäume[1]), und wenn das Obst reif war, beeilten wir uns, vor Schulbeginn und in den Pausen als erste die über den Zaun gefallenen Früchte aufzusammeln. Über den Zaun zu steigen, wagten wir damals noch nicht.

Rektor Eick wohnte im ausgebauten Dachgeschoß der Schule, wo die kinderlose Familie über reichlichen Raum verfügte. Der Rektor unterrichtete die erste Klasse; der Lehrer der zweiten war Skonietzki, der dritten Holz und der vierten Marholz. Sie alle wohnten im Lehrerhaus auf der gegenüberliegenden Seite der Bahnhofstraße, später Hindenburgstraße, einem zweieinhalbstöckigen Backsteinbau mit anschließenden Gärten, die bis zum evangelischen Friedhof reichten.

Herr Holz, Lehrer und Kantor der evangelischen Kirche, war als Nachfolger des in Ruhestand getretenen alten Lehrers Zynda nach Stuhm gekommen.

Viele Stuhmer werden sich auch eines andern alten Lehrers, Herrn Zokolowski erinnern, der während des Ersten Weltkrieges pensioniert wurde. Die fünfte Klasse unterrichtete Herr Fedtke, der auch Feuerwehrhauptmann war und während seiner Amtszeit eine Menge Brände zu bekämpfen hatte. Die sechste Klasse leitete Herr Ratza, der 1907 nach Stuhm gekommen war, von 1914-18 als Soldat an der Front stand und erst 1919 aus englischer Gefangenschaft entlassen wurde.

Nach Abschluß der Kasernenbauten zwischen der Bahnhofstraße und der Marienburger Straße wurde mit dem Bau einer neuen Stadtschule gegenüber den Kasernen an der Bahnhofstraße begonnen. Russische Kriegsgefangene halfen dabei mit. Die Ziegelei an der Straße nach Pestlin und das Sägewerk Schmidt in Stuhmerfelde an der Straße nach Weißenberg waren voll beschäftigt. Im Jahre 1917 konnte die neue Schule bezogen werden. Ein Haus mit breiten Fluren und Treppenhäusern, mit zahlreichen Räumen, größeren und helleren Klassen und Zentralheizung nahm jetzt die Stuhmer Schüler auf. Im Souterrain wohnte ein Hausmeister, betreute die Heizung und sorgte für Sauberkeit und Ordnung. Weite Schulhöfe umgaben das freistehende Gebäude. Auf dem unteren Hofe standen Turngeräte, ein Klettergerüst, Barren und Recks, die jetzt - anders als in der alten Schule - aus Eisen und Stahl gefertigt waren, natürlich mit Ausnahme der Barrenholme. Es war auch noch so viel Baugrund vorhanden, daß man in den dreißiger Jahren noch einen Pavillon mit weiteren Unterrichtsräumen in die Südwestecke bauen konnte.

Wahrscheinlich wäre schon früher eine Erweiterung nötig gewesen. Aber die bis dahin paritätisch ausgerichtete Schule wurde im Jahre 1934 in zwei konfessionelle Anstalten geteilt. In diesem Jahr wurde das Konkordat zwischen dem von Hitler beherrschten Reich und dem Vatikan geschlossen, das auf Antrag konfessionelle Grundschulen zuließ. Die protestantischen Schüler und Lehrer zogen in die alte Stadtschule um, die jetzt den Namen „Peter-Mogge-Schule" erhielt, die Katholiken blieben in dem neuen Schulgebäude bei den Kasernen. Eine lange, fruchtbare und gute Zusammenarbeit fand damit eine Unterbrechung, bis im Kriege eine neue Lösung gefunden wurde.

[1]) Pflaumenbäume

Die Zahl der Lehrer war seit dem Ende des Ersten Weltkrieges mit der der Schüler und der Bevölkerung gewachsen. Viele dieser Lehrer blieben nur kürzere Zeit in der Stadt. Nach Rektor Eick wurde Herr Nehring zum Leiter der Stadtschule bestellt. Er war ein renommierter Schulmann, Verfasser zahlreicher Lehrbücher über Naturkunde, Heimatkunde und Geographie, nach denen wir in den Kriegsjahren unterrichtet wurden. Ihm folgte 1928 Herr Bukhold als Rektor - ab 1934 Rektor der Kath. Schule -, der allerdings im Zweiten Weltkrieg als Offizier eingezogen wurde. Leiter der Peter-Mogge-Schule wurde Herr Sommerfeld, auch er war im Kriege Soldat. Als Lehrer wirkten in Stuhm nach dem Ersten Weltkrieg Herr Kolberg, einer der ersten Radiobastler von Stuhm, seine Frau, geb. Grunwald, Lehrer Otto, der im Lehrerhause gegenüber der Peter-Mogge-Schule wohnte, Herr Pauli und schließlich Herr Runge. Dieser hatte als Nachfolger von Herrn Holz als Lehrer und Kantor der Evangelischen Kirche gewirkt, war 1934 zur Peter-Mogge-Schule übergewechselt und verblieb bis 1945 in Stuhm.

Die Aufsicht über diese Schulen lag vor dem Ersten Weltkrieg in den Händen des Schulinspektors Dr. Zind, der in Marienburg residierte. Mit der Errichtung eines Hauses für das Hochbauamt an der Gabelung der Marienburger Straße und der Bahnhofstraße wurde auch die Wohnung für den Kreisschulrat bereitgestellt. Hier wohnte Schulrat Rudolph, der 1920 bei dem Eisenbahnunglück zwischen Braunswalde und Marienburg tödlich verunglückte. Sein Nachfolger war Schulrat Schwarz von 1921-1924, Schulrat Tietz von 1924-1931. Ihm folgte Schulrat Olbrich (1931-1933) und Schulrat Dr. Irmler (1934-1940), der nach 1945 als Regierungsrat beim niedersächsischen Innenministerium in Hannover tätig war. Als letzter Schulrat führte Schulrat Schröter die Amtsgeschäfte bis zur Vertreibung.

Die *Berufsschule,* von Lehrer Zokolowski als Fortbildungsschule im Ersten Weltkrieg und kurze Zeit danach betreut, übernahm Lehrer Ratza, der an der Stadtschule, später an der Katholischen Schule als Konrektor unterrichtete und im Zweiten Weltkrieg die Schule bis zum Zusammenbruch leitete. Nach 1933 wurde die Berufsschule ausgebaut. Es entstanden Lehrwerkstätten, und die Leitung übernahm Kreis-Berufsschuldirektor Bartusch.

Die *Höhere Schule* Stuhms geht auf zwei private Mädchenschulen der Zeit um die Jahrhundertwende zurück. Die Tochter des Bürgermeisters Hagen leitete die eine, die an der Westseite des Marktes im später Salomonischen Haus untergebracht war; die andere war in einem Haus an der Nordseite des Marktes eingerichtet und unterstand der Leitung von Fräulein Dirksen, die später zusammen mit Fräulein Dannowski auch die Schülerinnen des Konkurrenzunternehmens übernahm, als Fräulein Hagen sich zur Ruhe setzte. Auch eine Knabenschule unter der Leitung des Kandidaten Oberüber arbeitete am Markt im Hause der späteren Konditorei Rahn. Als sich aber die Nachbarn über den lauten Betrieb beklagten, wurde diese Schule in das Gebäude der Deutschen Eiche, in den sogenannten Kossenkrug verlegt, eine Gastwirtschaft, die ursprünglich wohl „Korsenkrug" genannt wurde, weil Napoleon 1812 einmal dort übernachtet haben soll. Durch einen Eingang an der Westseite gelangte man in einen Trakt, in dem - wie man noch in den zwanziger Jahren erkennen konnte - einst die Schulräume gelegen hatten. Sie wurden bei einer Renovierung der Deutschen Eiche in Klubzimmer umgebaut.

Am 1. April 1913 wurden die Mädchen- und die Knabenschule zur Städtischen Höheren Mädchenschule mit Knabenabteilung unter der Leitung von Oberlehrer Hofmann zusammengefaßt. Aus der Privatschule wurde eine städtische Einrichtung. Wahrscheinlich war damals der Plan ausgereift, für die Volksschule ein neues Gebäude bei den Kasernen zu errichten und in dem alten Bau die Höhere Schule unterzubringen. Der Ausbruch des Krieges verhinderte eine schnelle Verwirklichung dieser Pläne. Die Lehrer der Vorschule Hofmann und Kammel (bekannt durch seine „Jugenderinnerungen an Stuhm") wurden Soldaten. Die Mädchenschule, mit den Lehrerinnen Dirksen und Dannowski, wurde in das Haus der Bahnhofstraße verlegt, das später als Wohngebäude zum Sägewerk Rasch gehörte. Während des Krieges konnte man die jüngsten Damen Stuhms hinter den Fenstern zur Straße beim Unterricht sitzen sehen. Mit dem Freiwerden der alten Stadtschule im Jahr 1917 wurden die Schülerinnen und Schüler der „Städtischen Höheren Mädchenschule mit Knabenabteilung" in einem gemeinsamen Unterrichtsgebäude untergebracht. In eine Vorschule (Nona, Oktava und Septima) wurden Kinder vom sechsten Lebensjahr an aufgenommen. In die Sexta konnten Volksschüler nach ihrem vierten Schuljahr eintreten. Die Knaben besuchten die Stuhmer Schule bis zur Quarta (7. Schuljahr) und dann die humanistischen (altsprachlichen) Gymnasien in Marienburg oder Marienwerder, um dort ihr „Einjähriges" oder auch das Abitur zu machen. Die Mädchen durften die Stuhmer Schule länger besuchen, konnten zu den Lyzeen Marienburgs oder Marienwerders überwechseln und dort ihre Reifeprüfung ablegen, eine Möglichkeit, die meines Wissens erst ab 1925 genutzt wurde. Unterricht in Latein erteilte Pfarrer Zottmaier nicht nur während des Krieges in der Schule, sondern auch an viele Privatschüler, die mit dieser Fremdsprache nicht zurecht kamen. Mittelschullehrer Sperl betreute die Schüler in den übrigen Fächern für einige Jahre. Nach Kriegsende wurde die Leitung der Schule sowie des Latein- und Französisch-Unterrichts von Hofmann übernommen, die Vorschule wieder von Kammel, der sich aber bald nach Berlin

versetzen ließ. Er - wie später auch Sperl - wurde von Herrn Schiffner abgelöst, der die Tochter des Lehrers Holz heiratete und bis 1934 in Stuhm blieb. Die Damen Dirksen, Dannowski und Mintel unterrichteten vor allem in den Mädchenklassen.

Die Schule war gut besucht. Vor allem empfanden es die Eltern als Erleichterung, daß nicht schon die Zehnjährigen das harte Los der Fahrschüler auf sich nehmen mußten. Dreizehn- bis Vierzehnjährigen waren die Strapazen der täglichen Eisenbahnfahrten eher zuzumuten.

Die Stuhmer stellten das größte Kontingent von Fahrschülern am Gymnasium von Marienburg. Zeitweise fuhren über 60 Schüler täglich hin und zurück. Vor 7 Uhr morgens begab man sich auf den Weg zum Bahnhof in Stuhm, fuhr dann etwa 25 Minuten bis Marienburg, um dort noch einmal 15 – 20 Minuten mit schweren Taschen zur Schule zu gehen. In Marienburg war der Weg nach Verlegung des Gymnasiums aus der Gegend um das Töpfertor zum ehemaligen Lehrerseminar bei den Kasernen draußen sehr weit.

Am Nachmittag nach Schulschluß ging es zurück. Nur mußte man warten, bis der planmäßige Zug kurz vor 14 Uhr abfuhr, auch wenn man aus irgendeinem Grund früher schulfrei hatte. Das war eine anstrengende 45-Stunden-Woche, die jahrelang bei jedem Wetter durchgestanden werden mußte, abgesehen von den Stunden, die für Haus- oder Schulaufgaben dazukommen mußten.

Diese Überforderung zehnjährigen Kindern zu ersparen, war eine der Aufgaben der Stuhmer Schule. Allerdings sank 1927-29 mit den geburtenschwachen Jahrgängen von 1917-1919 die Anzahl der Schüler. Dazu kam die Weltwirtschaftskrise mit Arbeitslosigkeit und den Brüningschen Notverordnungen am Anfang der dreißiger Jahre. Eine höhere Bildung anzustreben, war nicht mehr unbedingt zeitgemäß. Als die Stadt 1934 eine evangelische Schule einrichten mußte, geschah das am einfachsten, indem man die Töchterschule schloß. Wer jetzt noch eine höhere Schule besuchen wollte, mußte mit den Schülerzügen nach Marienburg oder Marienwerder fahren.

Oberlehrer Hofmann, über 20 Jahre Leiter der Höheren Schule in Stuhm, ließ sich nach Dt. Eylau und dann nach Elbing versetzen. Er lebt heute, über 80 Jahre alt, mit seiner Familie in Bonn. Herr Schiffner erhielt in Elbing eine Rektorenstelle. Er war als Chorleiter des Gemischten Chores in der Öffentlichkeit bekannt und geschätzt. Die Lehrerinnen der Schule ließen sich pensionieren.

In diesem Jahr wurde in dem Wachgebäude des Schießstandes im Walde bei Neuhakenberg eine *Landschule* eröffnet. Etwa 30 schulentlassene Vierzehnjährige aus Großstädten oder Industriegebieten wurden hier nach bestimmten Richtlinien, die von der HJ verwirklicht werden sollten, zusammengezogen, um dem Landleben und damit einem bäuerlichen Beruf zugeführt zu werden. Vormittags wurde bei Bauern gearbeitet, nachmittags und abends gab es sportliche und weltanschauliche Schulung durch zwei Landschullehrer, die mit den Jungen zusammenlebten. Lange ist meines Wissens dieser Versuch aber nicht gelaufen.

Das Jahr 1934 ist das Geburtsjahr der *„NPEA"*, *„Nationalpolitische Erziehungsanstalt"*, Stuhm. Die NPEAs gingen auf die königlichen Kadettenanstalten zurück, die während der Weimarer Republik „STABILA"s, Staatliche Bildungsanstalten, geworden waren, wie in Köslin, Potsdam und Plön. Zu Napolas wurden alle Eliteschulen, die im Reichsgebiet bestanden. Jeder Gau sollte eine solche Schule besitzen. Ostpreußen war in dieser Hinsicht ohne Tradition. Deshalb wurde in Stuhm eine neue Anstalt errichtet. Das Ziel war ein neusprachliches Gymnasium mit Aufbaustufe als Internatsschule, die bis zum Abitur führte.

Schulisch unterstand die Anstalt dem Kultusminister (Rust), ein Obergruppenführer der SS wurde als Inspekteur bestellt (Heißmeyer). Oberregierungsrat Prinz, ein Philologe, aus Plön kommend, wurde Anstaltsleiter und baute die Schule von der Sexta an auf. Im Sommer 1934 wurde der Westflügel der Kaserne umgebaut. Es entstanden Arbeits-, Wohn- und Schlafräume sowie Eßsäle mit Küche. Im Herbst bezogen zwei Klassen die Schule, und in den folgenden Jahren wurden jeweils etwa 50 ausgesuchte, begabte Jungen von 10 Jahren, später 100 „Jungmannen" aufgenommen, bis in der Schule etwa 500-700 Schüler unterrichtet wurden. Entsprechend gestaltete sich der Ausbau der Schule.

In der alten Exerzierhalle im Nordtrakt der Kasernen wurde eine Reitschule mit Reitlehrer und eigenen Pferden eingerichtet. Zwischen Exerzierhalle und Westtrakt in der NW-Ecke entstand ein Unterrichtsgebäude mit Klassenräumen, einer Aula und anschließend eine Turnhalle. In die Unteroffizierswohnungen an der Ostseite zogen die Lehrer und das Personal der Anstalt ein. Für den Anstaltsleiter und seine Familie errichtete man ein Einfamilienhaus in der Ostecke des Geländes. Hinter dem Finanzamtsgebäude, einst Kantinenbau für das Militär, dann Turnhalle des TV Stuhm, wurde ein Zugang zur Anstalt und der Sitz der Anstaltsverwaltung mit Wache im Souterrain und Bibliothek im Dachgeschoß geschaffen. Die Schule griff mit ihren Projekten bald über das Kasernengelände hinaus. Neben der Stuhmer Badeanstalt entstand die NPEA-Badeanstalt mit einem Bootshaus für Ruder- und Segelboote. Man baute Lehrerwohnungen zu beiden Seiten der Hindenburgstraße (der alten Bahnhofstraße) vom Anstaltsgelände bis zum Weißgraben. Ein Teil des Gutes Hintersee wurde für die Schule angekauft und sollte Aufenthalts- und Wohnräume für die Schüler vor dem Abitur aufneh-

men. In Usnitz-Parpahren war in der Nähe des alten Schloßberges ein Schullandheim entstanden. An dem Projekt eines großen Sportplatzes wurde im Westen des Anstaltsgeländes bis hin zur Senke des Weißgrabens in Richtung zum Bahnhof noch bis 1944 in Selbsthilfe gearbeitet. Dieses Projekt haben schließlich die Polen zu Ende geführt.

Eine nur begrenzte Bedeutung hatte die *Führerinnen-Schule des BDM* in der Stadthalle. Sie wurde zu dem Zweck eingerichtet, BDM-Führerinnen aus dem gesamten Reichsgebiet über die Geschichte und Situation des Ostens zu informieren. 1934 wurde mit einwöchigen Kursen begonnen. Es nahmen jeweils etwa 20 Personen an einem solchen Kurs teil, die sich in der nahe gelegenen Badeanstalt und auf dem Schulhof der danebenliegenden Volksschule auch sportlich betätigen konnten.

## Schulrat Rudolph

von Gerda Zottmaier

Als er im Jahre 1907 von Lublinitz in Oberschlesien nach Stuhm versetzt wurde, geschah es, weil er in jeder Hinsicht geeignet schien, im zweisprachigen Westpreußen den spezifischen Anforderungen der dortigen Schularbeit zu entsprechen. Und diese Maßnahme sollte sich tatsächlich für Stadt und Kreis Stuhm als besonderer Glücksfall erweisen, denn Schulrat Josef Rudolph bewährte sich nicht nur auf pädagogischem Gebiet, er erwarb sich durch seine verantwortungsbewußte patriotische Gesinnung auch erhebliche Verdienste um die deutsche Sache, vor allem in den schweren Krisenzeiten nach dem Ersten Weltkrieg.

Vieles, was in den Jahren seiner Amtstätigkeit zum Ausbau des Schulwesens in der Stadt Stuhm geschah, war seiner Initiative zuzuschreiben. So z. B. war die Erweiterung der „Höheren Mädchenschule", die Angliederung einiger Gymnasialklassen für Knaben, die Einstellung zusätzlicher Lehrkräfte vornehmlich sein Werk. Ebenso war er es, der den Neubau der Volksschule in Stuhm gegenüber den Kasernen mit Nachdruck vorantrieb, bis er schließlich vollendet wurde.

Sein Plan, die so erfolgreich sich entwickelnde Mädchenschule um zwei weitere Klassen aufzustocken und mit zehn vollständigen Klassen zu einem Lyzeum auszubauen, scheiterte zum großen Bedauern Rudolphs am Widerstand aus den Reihen der Eltern, die nicht bereit waren, sich an den Kosten dieser Schulerweiterung zu beteiligen. Um die mittlere Reife oder einen anderen Schulabschluß zu erlangen, mußten die Stuhmer Schülerinnen daher auch weiterhin den täglichen Weg nach Marienburg antreten.

Auf das kulturelle Leben der Stadt Stuhm nahm Schulrat Rudolph auch vielfältigen Einfluß. Besonders wenn es sich um literarische und musikalische Veranstaltungen handelte, konnte man immer mit seiner Förderung und Unterstützung rechnen. An den Zusammenkünften der von Pfarrer Zottmaier gegründeten „Montagsinsel" nahm er mit Frau und Töchtern teil, und vielleicht erinnert sich noch manch einer daran, wie die „Vier Rudolphs" es verstanden, diesen Zusammenkünften durch Vorträge und künstlerische Darbietungen - mit Vorliebe eigener Produktion - eine besondere Note zu geben.

Als der Organist der katholischen Kirche im Ersten Weltkrieg eingezogen wurde, übernahm Rudolph, so oft es ihm möglich war, die ehrenamtliche Aufgabe, während der Gottesdienste die Orgel zu spielen. Er tat es regelmäßig jeden Sonntag, und sofern er nicht beruflich unterwegs war, auch zu anderen Anlässen, Trauergottesdiensten und Andachten.

Die exponierte Stellung Rudolphs auf erzieherischem Gebiet wurde in den ereignisreichen Monaten vor der Volksabstimmung immer wieder zur Zielscheibe polnischer Agitation, der er sich mit allen Mitteln widersetzte. Schließlich gelang es dem Einfluß seiner politischen Gegner, ihm einen polnischen „Beirat" zur Seite zu stellen, der ihn auf seinen Dienstreisen und Schulinspektionen im Kreise Stuhm zu begleiten hatte. Diesem Mann, der weder Lehrer noch Pädagoge war, wurde Rudolph in einer Weise unterstellt, die er immer wieder als Demütigung empfinden mußte, zumal wenn es galt, von polnischem Nationalismus diktierte Befehle auszuführen. Dieses „schwerste Kapitel seines Beamtentums", wie er es nannte, nahm mit dem großen Abstimmungssieg der Deutschen ein Ende.

Um dieses positive Wahlergebnis herbeizuführen, hatte Rudolph sich in Stadt und Kreis mit allen seinen Kräften eingesetzt. Durch aufklärende Vorträge und sachliche Information, Ermittlung abgewanderter Stuhmer und Bereitstellung von Adressenmaterial leistete er seinen Beitrag bei der Vorbereitung der Volksabstimmung, und als diese stattfand, gehörte er zu den unermüdlichen Helfern, die ihren reibungslosen Ablauf ermöglichten.

Leider war es Rudolph nicht beschieden, sich lange der veränderten Verhältnisse zu erfreuen. Schon ein halbes Jahr später, am 22. 11. 1920, kam er bei dem Eisenbahnunglück von Braunswalde mit einer großen Anzahl von Schülern, die auf dem Weg nach Marienburg waren, ums Leben. Der Tod dieses nicht nur in Schulkreisen, sondern in der gesamten Bevölkerung beliebten und geschätzten Mannes hinterließ in Stuhm eine große Lücke. Es blieb der Lehrerschaft vorbehalten, den ihm gebührenden Dank zum Ausdruck zu bringen, indem sie ihm auf seiner Grabstätte einen Gedenkstein errichten ließ, der im Sommer 1921 unter Teilnahme seiner Familie, Arbeitskollegen und einer riesigen Menschenmenge feierlich enthüllt wurde.

Von Rudolph, dem bei Lebzeiten neben anderen Auszeichnungen das Verdienstkreuz verliehen worden

war, sagt Otto Kammel in seinen „Jugenderinnerungen": Er war ein ausgezeichneter, praktischer Schulmann, ein gütiger, gerechter Vorgesetzter . . . Der Mann verdient ein gutes, dankbares Gedenken!

## Herr Lehrer, der Zind kommt

von Elli-Lotte Müller, geb. Candit

Heute möchte ich etwas aus der Zeit berichten, als die Schulräte kamen. Von allen Schulräten, die im Kreise Stuhm auch die Schule Grünhagen, an der mein Vater amtierte, besuchten, scheint Herr Zind der gefürchtetste gewesen zu sein; ich kannte ihn nur aus den Erzählungen meiner Eltern. Er gehörte zu den Vorgesetzten, denen niemand etwas recht machen konnte und die an allem etwas auszusetzen hatten.

Gewöhnlich verständigte ein Landkollege den andern, wenn dieser gestrenge Herr seine Rundreise begann. Bei Vater tat dies meistens der Kollege aus Braunswalde, Lehrer Latki, der in Grünhagen den katholischen Kindern einmal in der Woche Religionsunterricht erteilte. Immer klappte es aber damit nicht, weil die Grünhagener vor der Braunswalder Schule inspiziert wurde. Dann passierte es nicht selten, daß ein junger Bursche, der gerade auf dem Felde arbeitete und den „Zind", wie ihn auch die Kinder respektlos nannten, kommen sah, sich aufs Fahrrad schwang oder aber per pedes im Eiltempo zur Schule sauste: „Herr Lehrer, der Zind kommt!" schrie er die Hiobsbotschaft ins Klassenzimmer hinein. Meinem so gewissenhaften Vater schoß dann der Schreck in die Glieder, und er überlegte schnell, mit welchem Stoff er den ewig nörgelnden Schulrat wohl zufriedenstellen könnte.

So hatte der gestrenge Herr wieder einmal bei einem Besuch alles Mögliche zu bemängeln. „Ich höre Sklavenketten rasseln, ich sehe dürstende Lämmer auf dürrer Weide", klang seine pathetische Rede, „Herr Lehrer, ich werde Ihnen zeigen, wie man unterrichten muß." Sprach's und nahm sich die Dümmsten aus Vaters einklassiger Schule vor, die eigentlich in eine Hilfsschule gehörten. Doch soviel sich der Kreisschulrat auch mühte und plagte, seine ganze Kunst war umsonst. Mit schweißbedeckter Stirn streckte er schließlich die Waffen und rief verzweifelt aus: „Ich sehe es ein, euch kann man nicht helfen, ihr seid zu dumm." Seit der Zeit war er einsichtiger.

Dem Schulbesuch schloß sich dann meistens eine Besichtigung der Lehrerwohnung mit Kind und Kegel an. So unterzog Herr Zind auch die Wiege einer „Inspektion", in er ich damals gerade lag. Er lüftete die Bettdecke, um sie, wie von der Tarantel gestochen, wieder fallen zu lassen. Ein Baby, wenn auch vorher von der Mutter frisch gewickelt, kennt eben keinen Respekt vor hohen Leuten.

In die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg fielen die sehr beliebten Lehrerkonferenzen. Dann trafen sich die Lehrer aus dem ganzen Landkreis einmal im Jahr mit dem Schulrat in einer der Schulen. Nach der Konferenz kam dann der gemütliche Teil mit einem Festessen und Tanz. Es galt dann viele Vorbereitungen zu treffen, und so hatte unsere Mutter, als unsere Schule an der Reihe war, viel Arbeit mit Braten und Schmoren, Kochen und Backen. In der Küche half außer unserm Dienstmädchen noch eine Frau aus dem Dorf. Als Mutter hochbeschäftigt am Kohlenherd stand und nach dem Festtagsbraten sah, öffnete sich die Küchentüre und herein trat - der Kreisschulrat.

Das wurde meiner temperamentvollen Mutter zuviel, und sie rief zornig: „Eigentlich überhaupt hat der Zind in meiner Küche nichts zu suchen." „Eigentlich" und „überhaupt" waren die meistgebrauchten Wörter des Schulrats. Dieser lief rot an, vermochte kein Wort zu sagen, drehte sich wortlos um und verschwand eilends aus der Küche. Von Stund an behandelte er meine Mutter mit größter Hochachtung . . .

## Die Kindergärten

von Martin Friczewski

Was seit kurzem in der Bundesrepublik mit Nachdruck vorangetrieben wird, galt im Kreise Stuhm schon in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg als besonders wichtige Aufgabe, nämlich die Gründung von Kindergärten. Dazu sah man sich zweifellos auch wegen der immer lebhafter werdenden polnischen Agitation veranlaßt. Besonders der polnische großgrundbesitzende Adel übte auf seine Landarbeiterfamilien einen Einfluß aus, der geeignet schien, das deutsch-polnische Zusammenleben und die Loyalität gegenüber dem deutschen Staat zu beeinträchtigen.

So wurde denn, wie es den damaligen Verhältnissen entsprach, die Kreisverwaltung mit der Gründung und Betreuung vieler dörflicher Kindergärten betraut, von denen es - soweit sich noch ermitteln ließ - nicht weniger als 16 gab. Gelegentlich arbeitete der Kreis dabei mit anderen Organisationen zusammen, so in Pestlin mit der katholischen Kirchengemeinde, in Kuxen mit dem weiblichen Arbeitsdienst. In den größeren Ortschaften, wie z. B. in den Städten Stuhm und Christburg oder Rehhof, übernahm der dort wirkende „Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz" selbständig diese Aufgabe. In der Kreisstadt selbst, nämlich im Stadtteil Stuhm-Vorschloß, befand sich noch ein zweiter Kindergarten, der vom Deutsch-katholischen Frauenverein ins Leben gerufen wurde, in Rehhof einer, den die katholische Kirche unterhielt.

Dort, wo erst nach 1933 Kindergärten entstanden, übernahm meist sofort die Nationalsozialistische

Volkswohlfahrt (NSV) die damit verbundene Arbeit. Schließlich wurden ihr unter dem immer stärker werdenden Druck der Partei auch jene Kindergärten unterstellt, die die Kreisverwaltung eingerichtet hatte, ebenso die der Vaterländischen Frauenvereine. Soweit sich heute feststellen läßt, blieben nur wenige davon ausgenommen, wie etwa die der katholischen Kirchengemeinden in den Dörfern Rehhof, Dietrichsdorf und Pestlin. Die polnischen Kindergärten in Nikolaiken (Niklaskirchen) und Großwaplitz hatten um 1930 nach Gründung der deutschen Kindergärten die meisten ihrer Teilnehmer verloren - die Zahl der Kinder ging von vorher etwa 40 auf 5 bis 10 zurück - so daß sie nach 1933 bald ganz aufgehoben wurden.

Die durchschnittlichen Besucherzahlen entsprachen der Größe der Ortschaften. (Die nachfolgend angeführten Zahlen beruhen auf schätzungsweisen Angaben früherer Mitarbeiterinnen.) Pulkowitz und Pr. Damerau etwa 10; Kuxen über 20; Portschweiten, Sadlacken (Sadluken), Kalsen (Kollosomp), Peterswalde, Weißenberg 20-30; Hohendorf, Kalwe etwa 30; Neudorf, Dietrichsdorf, Konradswalde 30-35; Rehhof Kirchengemeinde 35-40; Stuhm-Vorschloß, Mirahnen, Buchwalde 30-40; Honigfelde, Großwaplitz etwa 40; Christburg, Rehhof (Vaterl. Frauenverein) 40-50; Pestlin 50; Stuhm 50-60; Neumark 60-70; Altmark und Niklaskirchen bis zu 100.

Die Ausstattungskosten (Mobiliar und Beschäftigungsmittel) der Kindergärten wurden durch die Trägerschaft aufgebracht. Für den laufenden Unterhalt erhielt die Kreisverwaltung einen besonderen Zuschuß aus einem Spezialfonds; auch die kirchlichen oder Vereinskindergärten hatten auf gewisse staatliche Beihilfen Anspruch. Das alles änderte sich beginnend mit dem Jahr 1933, als die NSV allmählich die Leitung aller dieser Einrichtungen übernahm. Während die praktische Durchführung der Arbeit bei den vom Kreise gegründeten Kindergärten anfangs in der Hand von Ordensschwestern (Niklaskirchen) oder Diakonissen (Stuhm, Rehhof) lag - was schon durch die Trägerschaft der Kirche bedingt war -, wurden nach 1933 überall ausgebildete Kindergärtnerinnen zur Arbeit eingestellt, nur in den beiden kleinsten Einrichtungen, Pulkowitz und Pr. Damerau, kam man mit „Kindergartenhelferinnen“ aus.

Als Schriftführer des Vaterländischen Frauenvereins von Christburg, etwa 1928 mit der Einrichtung des dortigen Kindergartens betraut, weiß ich aus eigener Erfahrung, wie wichtig die Funktion dieser Kindergärten im öffentlichen Leben war. Für die berufstätigen Mütter bedeuteten sie eine wesentliche Entlastung, für die Kleinen aber eine spielende Vorbereitung auf die spätere Erziehung in der Schule.

# Vereinsleben

## Jugendpflege und Sport

von Heinz Pickrahn

Wenn sportliche Betätigung früher gerne mit dem Etikett „Ertüchtigung der Jugend in vaterländischem Geist" versehen wurde, so geschah dies natürlich mit besonderem Akzent in einem Gebiet, das wie Stuhm als bedrohtes Grenzland und Vorposten des Deutschtums angesehen wurde. So hatte sich die Jugendpflegearbeit in unserem Kreise schon frühzeitig das Ziel gesetzt, die jungen Menschen nicht nur körperlich zu ertüchtigen und geistig zu festigen, sondern auch ihre Liebe zur Heimat und ihrer Natur zu wecken und zu vertiefen. Körperliche Ertüchtigung wurde durch eine vielseitige sportliche Betätigung angestrebt, während die geistige Jugendpflege durch eine entsprechende Beschäftigung in Sing- und Spielgruppen Volkskunst und deutsches Kulturgut lebendig zu erhalten bemüht war. Dem Zweck, die Heimat besser kennen- und lieben zu lernen, galt auch das Wandern, dem zusätzlich auch eine gesundheitliche Bedeutung zukam. So sollte die schulentlassene Jugend in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung gefördert, charakterlich gefestigt und befähigt werden, den Aufgaben ihres Berufes voll zu entsprechen und am Aufbau des Vaterlandes mit ganzer Kraft mitzuhelfen.

*Vor dem Ersten Weltkrieg* waren es nur wenige Vereine im Kreis, die sich der Jugend in dieser Hinsicht annahmen, so die Turnvereine Stuhm und Christburg sowie einige konfessionelle Vereine. Es fehlte an geeigneten Jugendführern und Richtlinien von der Regierung. Auch die Mittel waren sehr beschränkt. Selbst der Jugendpflege-Erlaß von 1911 konnte wenig daran ändern.

Während des Ersten Weltkrieges ruhte die körperliche Erziehung und Ertüchtigung fast ganz, sogar in den Schulen, und die Vereinstätigkeit trat kaum noch in Erscheinung. Erst *nach dem Ersten Weltkrieg* setzte eine planmäßige Arbeit der Jugendpflege ein. Auf Veranlassung der Regierung wurden in verschiedenen größeren Orten des Kreises Ortsausschüsse für Jugendpflege gebildet, die geeignete Männer und Frauen ausfindig machen und für diese Aufgabe gewinnen sollten. Bildeten sich in einem Ort mehrere Vereinigungen, so versuchten die Ausschüsse, diese zusammenzufassen, Reibungen zu vermeiden und für gemeinsame Vorträge und Veranstaltungen zu gewinnen.

Um die Ortsausschüsse zu unterstützen und deren Leistungsfähigkeit zu erhöhen, wurde ein *„Kreisausschuß für Jugendpflege"* geschaffen. Dieser war auch verantwortlich für die Aufbringung der Mittel und die Bereitstellung der erforderlichen Einrichtungen. So wurde in unermüdlicher Kleinarbeit ein großer Teil der Jugend in den Vereinen erfaßt. Nach dem Stand vom 1. Oktober 1931 waren dem Kreisausschuß für Jugendpflege 80 Jugendvereine mit insgesamt 3298 Jugendlichen angeschlossen. Davon waren 20 städtische Vereine mit 372 und 60 ländliche Vereine mit 2926 Jugendlichen. Trotz der beachtlichen Zahlen mußte noch eine gewaltige Aufbauarbeit geleistet werden. Die Hauptarbeit verrichteten die ehrenamtlichen Helfer in den Vereinen. Es waren Idealisten - vor allem Lehrer - die sich freiwillig in den Dienst der Jugendpflege stellten und beachtliche Opfer an Zeit und Geld erbrachten. Um der Jugend Anregungen und weitere Betätigungsmöglichkeiten zu bieten, veranstaltete der Kreisausschuß alljährlich Kreisjugendwettkämpfe für Leichtathletik, Rasenspiele, Geräteturnen, Schwimmen, Kleinkaliberschießen u. a. m. Voraussetzung für diese Tätigkeit war die Schaffung von Einrichtungen, die diesem Zweck dienten. Obwohl nur bescheidene Mittel von der Regierung zur Verfügung standen, wurde mit Initiative der Vereine eine gute Aufbauarbeit geleistet, so daß ihre Mitgliederzahl ständig anstieg. Jugendpflegerische Heimstätten wurden eingerichtet, das Problem Jugendpflege und Fortbildungsschule fand große Beachtung. Die Fortbildungsschule übernahm später einen Teil der Jugendpflegearbeit, deren Sinn und Zweck deutlich erkannt wurde.

Als der Nationalsozialismus 1933 an die Macht kam, wurden die Jugendlichen vom Staat zum sogenannten Wehrsport erfaßt. Die Folge war, daß die Sportvereine an Bedeutung verloren und sich oft auch ganz auflösten. Die Partei bestimmte das Vereinsgeschehen und auch die Jugendpflege in ihrem Sinn.

Obwohl die Zuwendungen des Staates nur bescheiden waren, wäre der Bau von Sportstätten, die Beschaffung von Geräten aller Art und die Ausrichtung von Wettkämpfen ohne diese finanzielle Unterstützung nicht möglich gewesen. Besonders setzte sich die Kreisverwaltung für diese Belange ein. Als Kreisjugendpfleger wirkte jahrelang der Lehrer *Laabs* aus Stuhmsdorf. Es war in der Hauptsache sein Verdienst, daß die Kreisjugendwettkämpfe reibungslos und mit Erfolg durchgeführt werden konnten. Dieses Amt hatte er bis zum Anfang der dreißiger Jahre inne. Sein Nachfolger wurde Gerhard *Höldke* aus Stuhm, der auch einige Hörspiele über den Sport verfaßte, wie z. B. die Sendefolgen „Landsportverein Stuhmerfelde übt" oder „Schiebukat ist der Ansicht", die der Reichssender Königsberg in Stuhm aufnahm und die bei den Hörern gut ankamen. Erwähnt werden muß auch die Kreisjugendpflegerin Erna *Sperling*, geb. Liedtke, aus Budisch, die sich sehr aktiv für die weibliche Jugend im Kreis einsetzte.

Eine besondere Würdigung verdient die Arbeit der ländlichen Vereine. Ihre Turn- und Sportwarte sowie zahlreiche Helfer zeigten viel Initiative und leisteten

unter oft erschwerten Verhältnissen wertvolle Aufbauarbeit. Es war in der Hauptsache ihr Verdienst, daß die sportliche Bewegung auf dem Lande einen so regen Aufschwung nahm.

Das erste öffentliche Auftreten der Vereine nach dem Ersten Weltkrieg fand im Sommer 1920 beim „Deutschen Tag" kurz vor der Abstimmung in einem kilometerlangen Umzug durch die Straßen der Kreisstadt Stuhm statt. Es endete mit einer eindrucksvollen Feier für das Deutschtum in den „Anlagen". Nach dem überwältigenden Abstimmungssieg vom 20. Juli 1920 dauerte es fast noch ein Jahr, bis zu den ersten Mitgliederversammlungen aufgerufen werden konnte.

*Kreisstadt Stuhm*

Der „Männerturnverein mit Frauen- und Jugendabteilung" führte seine erste Mitgliederversammlung im Frühjahr 1921 durch. Herr *Waschke* von der Kreisverwaltung Stuhm wurde zum Vorsitzenden gewählt. Zu seiner Tätigkeit bei der Kreisverwaltung gehörte u. a. das Gebiet Jugendpflege, so daß er bis zu seinem Ausscheiden sehr viel für den Verein, aber auch für die anderen Vereine im Kreis tun konnte und auch getan hat. Viele Bürger der Stadt sahen es als ihre vaterländische Pflicht an, dem Verein als aktives oder passives Mitglied anzugehören. Bei dieser ersten Mitgliederversammlung wurden Turnabteilungen und Fußballmannschaften zusammengestellt. Die Jugendabteilungen waren besonders stark. Die Übungsmöglichkeiten waren damals noch sehr primitiv, speziell für das Turnen und die Leichtathletik. So fehlte eine Turnhalle und ein geeigneter Sportplatz, es fehlte aber auch an Geräten aller Art.

Unter den folgenden Vereinsvorsitzenden, dem Amtsgerichtsrat *Hennig* und dem Kreismedizinalrat Dr. *Tolksdorf*, stellte der Turnverein einen wesentlichen Faktor im Vereinsleben dar. Neben vielen Turn- und Sportvereinsveranstaltungen ragte alljährlich das Winterfest, das anfangs im Schützenhaus, später in der neuerbauten Stadthalle veranstaltet wurde, als Höhepunkt im gesellschaftlichen Leben Stuhms hervor.

Der Verein wurde umbenannt, als später weitere Abteilungen aufgestellt wurden und der Schwimmsport immer mehr Anhänger fand. Er hieß nun „Turnverein Stuhm mit Frauen- und Schwimmabteilung", sein Vereinslokal war der Gasthof „Zur Deutschen Eiche", wo auch der Spielmannszug und die Mandolinenspielschar regelmäßig übten.

Als 1933 Teile der Kasernen dem „Kuratorium für Jugendertüchtigung", einer Wehrsport-, später SA-Schule, übergeben werden mußten und 1934 die „Nationalpolitische Erziehungsanstalt" (NPEA) den gesamten Kasernenkomplex übernahm, genoß der Turnverein nur noch Gastrecht auf dem Platz. Die Vereinstätigkeit ließ stark nach, und der Turnverein löste sich langsam auf. Die sportliche Tätigkeit verlagerte sich - wie bei allen Vereinen - auf die Organisationen der Partei.

Das *Turnen* war eine der wichtigsten Disziplinen, wie es bei jedem Turnverein der Fall ist. Eine Turnhalle gab es anfangs in Stuhm nicht. Es mußte improvisiert werden. So wurde im Saal des Schützenhauses regelmäßig geturnt. An Geräten gab es zunächst nur einen Barren, später kamen Reck, Pferd und Böcke dazu.

Die Jugendabteilung betreute zuerst Herr *Hillmann*. Unter seiner Leitung wurde auch eine Damen- und Mädchenriege aufgestellt. Bei öffentlichen Veranstaltungen traten die Turner Hillmann, Hagel und Ludwig Hauburg auf, die für die damaligen Verhältnisse ein gewisses Können zeigten. Die Bedingungen für das Geräteturnen wurden besser, als 1920 eine Hundertschaft der Bereitschaftspolizei in das Westgebäude der Kaserne einzog. Diese trieb viel Sport und gab dem Verein entscheidende Impulse. Auch stellte sie den Speisesaal und den ehemaligen Kantinenbau dem Turnverein zur Verfügung. In den Wintermonaten wurde hier regelmäßig geturnt. Bald konnten weitere Turnriegen aufgestellt werden. Am erfolgreichsten war die Schülerriege unter dem Vorturner Ristow, die jahrelang bei vielen Veranstaltungen auftrat und immer große Anerkennung fand. Bis in die dreißiger Jahre wirkte das Können dieser Turner in Stuhm nach.

Mit dem Umzug des Vereins in die neue Stadthalle, wo sich ideale Übungsmöglichkeiten boten, nahm das Interesse am Turnen lebhaft zu. Unter dem Vorturner Neumann entwickelte sich eine Sonderriege, die bei öffentlichen Veranstaltungen erstmalig mit gewagten Federbrettsprüngen und dem freien Salto überraschte. Leider erreichte das Geräteturnen nie einen solchen Stand, daß die Turner wettkampfmäßig über den Kreis hinaus in Erscheinung treten konnten. Nie hat ein Turner in einem Zwölfkampf auf Bezirksebene und darüber hinaus bedeutende Erfolge erzielt. Lediglich Ristow, Helmut Ratza und Schmidt nahmen erfolgreich an einem Gauturnfest in Insterburg teil.

Der Turnbetrieb wurde bis in die Kriegsjahre, dann allerdings nur als Frauen- und Jugendturnen fortgesetzt.

Mit dem *Fußball* wurden die Stuhmer erst durch die italienischen Truppen bekannt, die nach dem Ersten Weltkrieg zur Überwachung der Abstimmung in den städtischen Kasernen stationiert wurden. Die Jugend war von ihren Spielen begeistert und begann sofort mit eigenem „Training". Schon 1921 fanden Spiele zweier Jugend- und einer Herrenmannschaft statt.

Die Jugend wurde anfangs von Heinz *Börstinger* und dem Sohn des damaligen Landrats *v. Auwers* betreut.

Die Herrenmannschaft stellten überwiegend die Angehörigen der Polizeihundertschaft, die von dem Poli-

zeibeamten Moroczik betreut wurde. Bei der Jugend spielten damals drei Söhne des Vereinsvorsitzenden Waschke, zwei Söhne des späteren Schwimmwarts Korschanski, die Börstingers, Ruder, die beiden Söhne des Gastwirts „Zur Deutschen Eiche", Olschewski u. a. m. Von 1924-26 war Heinz *Löhnert* der Jugendwart, unter dessen Leitung das Fußballspiel ein gewisses Niveau erreichte. Als Löhnert Stuhm verließ, verlor das Fußballspiel an Zugkraft. Später jedoch, als die Jugend in das Alter der Herrenmannschaft kam, wurde wieder mehr Fußball gespielt. Den Kern bildeten damals die Brüder Schöwe, Helmut und Erich Ratza, Marschewka, Hilmar Dähne als Torwart, Heinz Pickrahn, Heinz Olbricht, der Sohn des damaligen Schulrats, Max Neumann, Strehlow und Kurt Schröder. Es wurden Wettspiele auf Kreisebene gegen Rehhof, Nikolaiken, Altmark, Pestlin und Christburg ausgetragen. Kurt *Schröder,* selbst ein guter Fußballspieler, betreute die Mannschaft. Unter seiner Leitung wurde die Technik und Taktik wesentlich verbessert. Freundschaftsspiele wurden gegen Vereine aus Marienburg, Marienwerder und Elbing ausgetragen.

Die erste *Handballmannschaft* stellte wieder fast vollständig die Polizeihundertschaft. Als diese in den Jahren 1929/30 Stuhm verließ, erlebte das Spiel mit Verjüngung der Mannschaft einen beachtlichen Aufschwung. *Döring* und *Schramm* stellten die Mannschaften auf und betreuten sie. Die Mannschaft nahm an den Gruppenspielen der „Deutschen Turnerschaft" innerhalb des Unterweichselgaues teil. Gegner waren die Turnvereine aus Marienburg, Marienwerder und Elbing. Auch gegen die Soldatenmannschaft „Hochmeister", Marienburg, wurde gespielt. Die Stuhmer Mannschaft machte in der Kreisklasse mehrfach den Gruppensieger und stieg in die höhere Klasse auf. Hier konnte sie sich nicht lange halten und mußte wieder absteigen. Das Handballspiel fand großes Interesse. Schiedsrichter, die gegen die Stuhmer Mannschaft entschieden, hatten es nicht immer leicht: Die Zuschauer waren oft sehr temperamentvoll. Oft stürmten sie das Spielfeld und verkündeten lauthals ihre Meinung. Als viele gute Spieler, wie die Brüder Schöwe, Helmut und Erich Ratza, Hilmar Dähne und Heinz Pickrahn, Anfang der dreißiger Jahre Stuhm verließen, verlor das Handballspiel dort an Bedeutung. Mit Hillmann, Bergau, Paul Pickrahn u. a. war anfangs noch ein guter Nachwuchs vorhanden, doch als auch diese zur Wehrmacht eingezogen wurden und - wie berichtet - der gesamte Kasernenkomplex der NPEA übergeben werden mußte, ging es mit dem Handballspiel ganz bergab. Es wurden nur noch Freundschaftsspiele gegen die Mannschaft der NPEA ausgetragen. Oft wirkten noch die Urlauber mit, und die Handballmannschaft stellte dann mit Erfolg ihre alte Klasse unter Beweis.

Das *Faustballspiel* wurde besonders aktiv beim TV betrieben. Leutnant *Lungwiel* gab hinsichtlich Technik und Taktik entscheidende Impulse, die bis weit in die dreißiger Jahre nachwirkten. Die Technik der „angeschnittenen" Bälle in fast vollendeter Form gab es nur in Stuhm. Der Kasernenhof mit seinem Kiesplatz eignete sich besonders für das Faustballspiel. Im Sommer wurde jahrelang jeden Abend bis zum Dunkelwerden systematisch trainiert. Männer, Frauen und Jugendliche beteiligten sich dabei, so daß der Verein immer mehrere gute Mannschaften stellen konnte.

Leider gab es in den zwanziger Jahren noch keine Faustballrundenspiele. Die Mannschaften konnten anfangs nur an Faustballturnieren in Westpreußen teilnehmen, wobei sie fast immer hervorragend abschnitten. Als mit Beginn der dreißiger Jahre Gruppenspiele ausgetragen wurden, kämpfte die Mannschaft mit Max Neumann, Erich Döring, Heinz Pickrahn, der heute noch aktiv spielt, Willi Schöwe und Marschewka um die Gaumeisterschaft und stand sogar in den Ausscheidungsspielen um die „Deutsche Meisterschaft". Die Westpreußenmeisterschaft wurde mehrfach errungen. Gefürchtete Gegner waren lediglich die Spieler aus Zoppot. Auch die Frauenmannschaft mit den Geschwistern Brallentin, Kossel und Schuhrat war gut und errang ebenfalls mehrmals die Bezirksmeisterschaft.

Die *Leichtathletik* wurde nach dem Ersten Weltkrieg stark gefördert. Alljährlich fanden Kreisjugendspiele statt, die in Stuhm, Rehhof, Christburg und - als weitere Orte vom Kreis Sportplätze erhielten - auch in Niklaskirchen, Altmark, Pestlin und Schroop durchgeführt wurden. Die Jugendlichen und Männer des TV Stuhm waren immer unter den Besten des Kreises zu finden. Leider hatte man in Stuhm keine Aschenbahn, es mußte auf dem Kasernenhof trainiert werden, doch fehlte es trotzdem nicht an guten Läufern. So liefen schon damals Viktor Hausmann, Kurt Groeber und später Hilmar Daehne die 100 Meter unter 12 Sekunden, und sicher wären sie unter heutigen Bedingungen um eine Sekunde schneller gewesen. Hilmar Daehne war auch ein guter 400-m-Läufer. Er gehörte zu den besten Kurzstreckenläufern in Westpreußen und konnte auch darüber hinaus große Erfolge erzielen. Die besten Leichtathleten gehörten zu dem Stamm, der in allen Sportarten aktiv war: Erich Ristow, Helmut und Erich Ratza, die Brüder Schöwe, Alfred Schmidt u. a. m. Helmut Ratza war ein besonders guter 1500-Meter-Läufer. Er gehörte im Unterweichselgau mit zu den Besten.

Bei den Frauen waren die Geschwister Brallentin, Schubert und Meyer gute Leichtathletinnen. Als die Sportabzeichen aufkamen, wurde das Interesse für die Leichtathletik wesentlich größer. Es wurde eifrig trainiert, Langstreckenläufe durchgeführt, die zum Sandberg und über Waldschlößchen zum Lindenkrug

führten. Fast alle aktiven Sportler betrachteten es als eine Ehrensache, an diesen Waldläufen teilzunehmen und die Bedingungen des Sportabzeichens zu erfüllen.

Auch an den großen Sportfesten des Unterweichselgaues beteiligten sich die guten Leichtathleten, so in Marienburg, Marienwerder, Elbing und Pr. Holland. Sie hatten Gelegenheit, drei- bis viermal in einer Saison zu starten. Später war offensichtlich nicht mehr soviel Geld für die Organisation von Wettkämpfen vorhanden, dennoch wurden vor allem unter den Turnvereinen Wettkämpfe ausgetragen. Erwähnt sei der Olympiasieger von 1936 im Speerwerfen und Kugelstoßen, Gerhard *Stoeck*, der bei der NPEA Stuhm als Pädagoge wirkte und einigen Jugendlichen die Technik des Speerwerfens und des Kugelstoßens beibrachte.

Der *Schwimmsport* wurde in Stuhm besonders gepflegt, da schon die Lage der Stadt zwischen zwei Seen ideale Bedingungen für alle Arten des Wassersportes bot. Nachdem das städtische Freibad an der alten Militärbadeanstalt unterhalb der Volksschule entstanden war, begann der TV mit dem Aufbau einer Schwimmabteilung. Jakob *Korschanski*, ein pensionierter Postbeamter, war jahrelang der Schwimmwart. Selbst war er ein begeisterter Turmspringer, der in der Altherrenklasse über 60 Jahre auch bei allen Schwimmwettkämpfen in West- und Ostpreußen siegte. Sogar beim Deutschen Turnfest wurde er erster Sieger in der Altherrenklasse. Der Turnverein veranstaltete anfangs in jedem Jahr Schwimmwettkämpfe in Stuhm. Aussichtsreiche Schwimmer nahmen auch an den Schwimmwettkämpfen des Unterweichselgaues in Marienburg, Marienwerder, Elbing und Pr. Holland mit Erfolg teil. In diesen Städten entstanden Mitte der zwanziger Jahre neue Badeanstalten. Die Stuhmer waren in den Konkurrenzen des Brustschwimmens gefürchtete Gegner.

Gute Krauler hatte der Verein nicht, da niemand da war, der die richtige Technik des Kraulens beherrschte. Besonders gute Schwimmer waren die Brüder Ratza, bekannnt als die „Stuhmer Wasserratten". Helmut und Erich Ratza waren besonders gute Brustschwimmer, desgleichen auch Ewald und Werner Ratza. Raimund Ratza, sonst sportlich nicht sehr interessiert, war mit Abstand der Beste im Streckentauchen. Der Bademeister Albert Lange war ein guter Langstrekkenschwimmer und errang auch im Kopfweitsprung manchen Sieg. Ansonsten gehörten zum Kern die Allroundsportler Erich Döring, die Gebrüder Schöwe, Heinz und Paul Pickrahn, Bergau u. a. m. Gute Schwimmerinnen waren Traute Trautmann, Lilo Giele, Schubert u. a. Die Schwimmabteilung hatte auch eine *Wasserballmannschaft*, die von Jakob Korschanski trainiert wurde, die aber keine besonderen Erfolge aufzuweisen hatte. Fast alle aktiven Schwimmer waren Rettungsschwimmer und gehörten der „Deutschen Lebensrettungs-Gesellschaft" an. Die Ausbildung lag ebenfalls in den Händen von Jakob Korschanski.

Auch die Bademeister Albert Lange, Robbitsch und später Gerhard Höldtke förderten in jeder Hinsicht den Schwimmsport. Korschanski aber widmete sich ihm nach seiner Pensionierung ganz. Jahrelang war er Schwimmwart und Vorstandsmitglied des Vereins. Es war sein Verdienst, daß die Schwimmabteilung so viele Anhänger hatte und beachtliche Erfolge aufweisen konnte.

Die *Fechtabteilung* des Turnvereins wurde von Paul *Dargel* geleitet, der die Fechter auch trainierte. Es wurde mit Florett und leichtem Säbel gefochten. Gegen andere Vereine wurden Wettkämpfe ausgetragen. Mit dem Fortgang von Dargel, der bis 1932 auch Leichtathletikwart war, ließ das Interesse für den Fechtsport nach, da kein geeigneter Trainer vorhanden war.

Eine *Boxabteilung* wurde von Gerhard *Höldtke* aufgezogen, in der vorwiegend das Schulboxen zum Zweck der Selbstverteidigung geübt wurde. Wettkampfmäßig trat diese Abteilung nicht in Erscheinung.

Neben dem Turnverein gab es in Stuhm auch die *„Deutsche Jugendkraft"* (DJK). Im Jahre 1920 faßte Kaplan *Zink*, ein junger Priester, die katholische Jugend in diesem Kreis zusammen, dessen technische Leitung Viktor *Hausmann*, selbst ein guter Leichtathlet, übernahm. Durch Initiative dieser Männer, zu denen später Kaplan *Junker* zu zählen war, wurde das St.-Georg-Heim mit einem Sportplatz gebaut. Auch entstand ein neuer Tennisplatz durch die DJK, der besser beschaffen und günstiger gelegen war als der alte an der Kieslinger Straße neben dem Wasserwerk. Neben der geistigen Betreuung wurde bei der DJK aktiver Sport betrieben, Fußball und auch Faustball gespielt. Während die Faustballmannschaften nicht sehr stark waren, konnten die Fußballer beachtliche Erfolge erringen. Die Leichtathletik wurde besonders aktiv betrieben, wobei Viktor Hausmann entscheidende Impulse gab. So waren auch immer unter den Siegern bei den Kreisjugendwettspielen Mitglieder der DJK zu finden. Außer Hausmann waren noch gute Leichtathleten Hauburg, Piwolinski, Strauß, Toews, Liedkte, Kilian u. a. m. Die Zusammenarbeit mit dem Turnverein und den anderen Vereinen war gut. Im Jahre 1933 wurde auch die DJK aufgelöst.

*Stadt Christburg*

In *Christburg* wurde 1882 der „Männerturnverein e. V." gegründet, der damals noch keine eigene Turnhalle besaß, jedoch im Schützenhaus Unterkunft bezog. Es wurden folgende Sportarten ausgeübt: Geräte-

turnen, Leichtathletik, Fußball, Faustball und Schlagball. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg konnte die sogenannte „Strohfabrik" als Turnhalle hergerichtet werden. Besonders aktive Turner aus der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg waren Zimbehl, der Molkereibesitzer Bremer, aber auch Gehrmann, Preikschat, Seegler, Tiffert, Demski und Jaschinski zählten zu der Stammriege. Gefördert wurde der Verein von den Bürgermeistern Dr. *Meyer* und *Krispin*. Die Jugendriege wurde nach dem Ersten Weltkrieg von Kurt *Goedtke*, dem Sohn des damaligen Landjägermeisters, geleitet, der es verstand, einen guten Turnernachwuchs heranzuziehen.

Die *Leichtathletikwettkämpfe* wurden anfangs noch auf dem Schloßberg ausgetragen. Hier war ein provisorischer Sportplatz entstanden, sogar mit einer Aschenbahn, zum Teil mit grobem Koks aus der Gasanstalt hergerichtet. Die Bürger Christburgs nahmen immer großen Anteil an den Wettkämpfen, von denen die im 3000-Meter-Lauf immer sehr spannend verliefen. Dabei zeichnete sich neben Schneider Haeling besonders der Sohn des Malermeisters Korff aus, ein großartiges Läufertalent, der auch auf Bezirksebene viele Siege erringen konnte, Christburg leider aber bald verließ. Später zählten zu den guten Leichtathleten u. a. die Gebrüder Rohde, Roß, Buchholz, Penner, Markowitz, Erdmann, Albat, Damm, Gehrmann, Endrick, Gödtke und Höhnes. Roß war oft bei den Kreisjugendwettkämpfen Kreisbester. Die Frauen waren besonders gut. Die Geschwister Inge und Irmtraud Otto sowie Erika Krause und Andrick zählten zu den Kreisbesten, die aber auch über den Kreis hinaus beachtliche Erfolge erringen konnten.

Rektor *Miehlke* war später als Vorsitzender besonders aktiv. Zu seiner Zeit nahm der Turnverein einen großen Aufschwung. Der Oberturnwart *Albat*, selbst ein hervorragender Turner und guter Leichtathlet, hatte wesentlichen Anteil an der technischen Anleitung. Er siedelte später nach Stuhm über. Als schließlich der neue Sportplatz und eine neue Turn- und Festhalle von der Bauunternehmung Penner gebaut wurden, gab es ideale Übungsmöglichkeiten. 1932 konnte der Männerturnverein seine 50-Jahr-Feier begehen. Sie war mit einem großen Sportfest verbunden, an dem auch die Spitzensportler aus dem Unterweichselgau teilnahmen.

Der *Schwimmsport* entwickelte sich erst zum Leistungssport, nachdem die neue Badeanstalt hinter dem Kloster entstanden war. Vorher wurde oberhalb der Sorgeschleuse geschwommen, an einem Platz, der dafür wenig geeignet war. Lediglich Freischwimmer konnten hier ihre Bedingungen erfüllen. Gute Schwimmer waren Lehrer Osten und Otto Gehrke. Beide haben auch mehreren Menschen das Leben gerettet. Wettkampfmäßig traten die Schwimmer innerhalb des Kreises nicht sonderlich in Erscheinung.

Durch Lehrer *Osten* wurde auch der Schulsport sehr gefördert. Einmal im Jahr fanden in Christburg auf dem neuen Sportplatz gemeinsame Schülerwettkämpfe statt. Die Siegerehrung fand immer von der großen Terrasse aus statt.

Der *Rodelsport* wurde am Bürgermeisterberg ausgeübt. In halsbrecherischer Fahrt ging die Abfahrt hinunter auf dem Weg zwischen Schlachthausgarten und Haus Danielowski zum Krankenhaus hin.

Die *Eisläufer* hatten im Winter Gelegenheit, auf der Wiese hinter der Gasanstalt zu üben, die zu diesem Zweck entsprechend überflutet wurde. Gute Eisläufer waren wiederum der Lehrer Osten, die Gebrüder Werner, Lothar Steingräber und die Gebrüder Rohde. Später wurde dann der Eislauf auf dem zugefrorenen Becken der Badeanstalt ausgeübt. *Eishockey* wurde ebenfalls gespielt, jedoch nur im städtischen Rahmen.

Der *Ski-Sport* kam in Christburg erst auf, nachdem Otto Piepkorn Ende der zwanziger Jahre ein Modell aus Elbing mitgebracht hatte und in der Werkstatt seines Vaters die ersten Schneeschuhe hergestellt wurden. Auf dem Galgenberg wurde eine kleine Schanze gebaut, wo unter dem Beifall der Zuschauer Sprungübungen ausgeführt wurden.

Dem Turnverein war eine *Box- und Ringer-Abteilung* angeschlossen. Die einzelnen Athleten kamen aber über Leistungen der Selbstverteidigung kaum hinaus. Auch einen *Tennis-Club* gab es in Christburg.

Das Vereinslokal war die Gastwirtschaft Grönke.

Bei so vielseitig ausgeübtem Sport hatte der Christburger Turnverein einen guten Ruf. Beachtliche Erfolge hatte er - auch über den Kreis hinaus - vor allem im Turnen und in der Leichtathletik aufzuweisen.

*Die Landgemeinden*

Auch in den Dörfern des Kreises wurde aktiver Sport betrieben. Vorschriftsmäßige Sportplätze gab es anfangs nur wenige. Von den Dorfvereinen wurden geeignete Wiesen als provisorische Sportplätze hergerichtet, später mit Hilfe des Kreises und der Regierung vorschriftsmäßige Sportplätze gebaut, die den jeweiligen Ansprüchen genügten und zum Teil landschaftlich ideal lagen.

In *Rehhof* bildete sich schon bald nach dem Ersten Weltkrieg ein Sportverein, der vor allem Fußball spielte und Leichtathletik betrieb. Die Seele des Vereins waren Gresch und Diethelm, zwei ausgezeichnete Sportler. Der Sportplatz war etwa 2 bis 3 km vom Dorf entfernt im Wald gelegen. Der Verein hatte eine gute Fußballmannschaft. So manche harte Fußballspiele gegen den TV Stuhm und andere Vereine des Kreises wurden ausgetragen. Auch die Leichtathleten waren gut. Neben den Brüdern Diethelm

konnten bei den Männern Wolff, Budzik, Polzin, Badziong, Krüger, Zwiklinski und Lux oft Siege erringen. Gute Leichtathletinnen waren u. a. Jaedike, Leitz und Spirgatis. Die Frauenabteilung hatte eine gute 4x100-m-Staffel, die bei den Kreisjugendwettkämpfen manchen Sieg erlaufen konnte. Auch die Faustballmannschaft der Frauen war gut.

Der Sportverein von *Niklaskirchen* (Nikolaiken) wurde Anfang der zwanziger Jahre gegründet und verfügte über einen idyllisch gelegenen Sportplatz im Wald. Seine Fußballmannschaft nahm an den Kreisrunden teil. Auch die Leichtathletik wurde intensiv betrieben, wobei sich die Männer Schulz, Pawlitzki, Angenendt, Bogusch, Kalender und Dausin, die Frauen Sommerfeld, Friderici, Stegmann, Dr. Buda, Hube und Modsch auszeichneten. Auch in Nikolaiken fanden oft die Kreisjugendwettkämpfe statt.

In *Schroop* waren es die Brüder *Strich,* die sich um den Sport besonders verdient gemacht haben. Beide waren gute Leichtathleten. Eine Sonderklasse waren die Brüder Galk, die später zur Polizei gingen und für den Polizeisportverein Marienburg starteten. Wilhelm Galk gehörte mit zu den Besten im Weitsprung und im Fünfkampf Westpreußens. Weitere gute Leichtathleten des Schrooper Sportvereins waren Borowski, Knapp, Außra, Kinder, Nowak, Oblotzki, Laudanski und Hildebrandt. Die Männer siegten fast immer in den Staffeln. So erzielten sie in der 4 x 100-Meter-Staffel mit 52 Sek. eine für die damaligen Verhältnisse gute Zeit, dominierten aber auch in der 10 x 100-Meter-Staffel unter den ländlichen Vereinen. Unter den Frauen zeichneten sich neben anderen die Geschwister Dau, Platkowski, Pawlowski, Basner und Außra aus.

In *Deutsch Damerau* war es der Sohn des Lehrers *Gurki,* der den Sport leitete und aktivierte. Er brachte es neben Schmidt und Domalski selbst zu guten Leistungen. Unter der weiblichen Jugend zeichneten sich seine Schwestern, besonders Anni Gurki, aus. Die Frauenstaffel 4 x 100 Meter konnte bei den Veranstaltungen der ländlichen Vereine oft gewinnen. Die Lage des Dorfes am Damerauer See ermöglichte auch die Entfaltung des Schwimmsportes.

Der Sportverein von *Baumgarth* verfügte über einen Sportplatz und gute Leichtathleten, Männer und Frauen, die selbst auf Bezirksebene beachtliche Siege davontrugen (Santowski, Böhnke, Narzinski, Schmiedkowski, Striewski u. a. m.). Auch in Baumgarth gab es eine kleine Badeanstalt, so daß der Schwimmsport von der Jugend ausgeübt werden konnte.

In *Posilge* wurde viel Fußball gespielt. Die Seele der Mannschaft war ein älterer Spieler, der sie trainierte, *Weisner,* „mit dem einen Arm". Es gelang ihm, die Mannschaft zu einem gefürchteten Gegner im Kreis zu machen. Gute Leichtathleten waren Koslowski, Großmann, Slomski, Koliwer, bei den Frauen Koslowski.

In *Dietrichsdorf* (Straszewo) wurde überwiegend Leichtathletik betrieben. Die Mitglieder des Sportvereins nahmen regelmäßig an den Wettkämpfen teil und konnten auch immer Sieger stellen (Schreiber, Brunow, Slomski, Schiepnewski, Drawert u. a., von den Frauen Kuskwa und Olschewski).

*Kalwe* hatte wohl einen Sportverein, da die Gemeinde aber klein war, nur eine geringe Mitgliederzahl. Neben den Brüdern Manthey, die dem Sport entsprechende Impulse gaben und immer dabei waren, konnte sich auch Bedinkowski mehrfach auszeichnen.

Über einen sehr aktiven Sportverein verfügte *Budisch* mit den Leichtahleten Spinder, Liedtke, Quandt und Gringel sowie Erna Liedtke-Sperling, die die weibliche Jugend im Verein leitete und, wie schon erwähnt, später Kreisjugendpflegerin wurde.

Der ebenfalls sehr rege Sportverein von *Altmark* hatte eine Fußballmannschaft, die an den Rundenspielen des Kreises teilnahm, aber auch einige gute Leichtathleten in seinen Reihen (Dudzek, Laskowski u. a.). Die Gemeinde verfügte über einen schönen Sportplatz.

*Pestlin* konnte seinen Sportplatz 1928 gelegentlich der Kreisjugendwettkämpfe, die dort stattfanden, feierlich einweihen. Lehrer *Spannenkrebs* war es, der in dieser Gemeinde die Jugend für den Sport begeistern konnte. Seine Frau wirkte in gleicher Weise unter der weiblichen Jugend. Außer Fußball wurde besonders Leichtathletik betrieben, wobei sich u. a. Pietruszinski, Quint, Bienschke, Korzeniewski, Hipler, Dzenzella, Grühn, bei den Frauen Schinkowski und Trzinski auszeichneten.

Sportvereine und entsprechende Sportplätze gab es ferner in den Gemeinden *Bönhof* mit den guten Leichtathleten Schröder, Wolf, Meisner, Lehmann, Noth, Ritkowski, Bartle, Schwindkowski und Teschke, im Dorfe *Neudorf* mit den bei Kreisjugendwettkämpfen oft siegreichen Leichtathleten Wiebe, Wittke, Huse, Majewski, Matlangowski, Wuttke, Badziong, Pawlowski und Wirbitzki; in *Peterswalde,* wo unter den Leichtathleten Majewski in seiner Klasse oft als Bester abschnitt. Neben ihm zeichneten sich auch Kerber und Ostrowski aus.

In *Braunswalde* wurde anfangs auf einer Wiese trainiert, später ein guter Sportplatz gebaut, der dem Sportverein viele Mitglieder einbrachte. Neben Rasenspielen hatte auch hier die Leichtathletik Vorrang, die von den Brüdern Erich und Gerhard Fast, aber auch von Schewinski und Angenendt erfolgreich betrieben wurde.

Lehrer *Maletzki* gründete in *Konradswalde* einen Sportverein, der anfangs ebenfalls auf einem provi-

sorischen, später auf einem vorschriftsmäßigen Sportplatz trainierte. Besonders beliebt war hier das Schlagballspiel. In der Leichtathletik hatte der Verein bei den Wettkämpfen als Sieger aufzuweisen: Naß, Badziong, Heinz Pickrahn, der später für den TV Stuhm startete, Lucht u. a. m. Bei der weiblichen Jugend konnte neben Naß und Przeperski vor allem Witkowski in ihrer Klasse oft erste Siegerin werden. Für den Sportverein in *Stuhmsdorf* setzte sich auf tatkräftige Weise der Lehrer *Laabs* ein, der zugleich jahrelang Kreisjugendpfleger war und sich als solcher besondere Verdienste erwarb. Seine Söhne waren ebenfalls aktive Sportler und oft unter den Siegern zu finden. Neben ihnen traten Buchholz und Dluschkowski mit guten Leistungen in der Leichtathletik hervor.

*Stuhmerfelde* hatte einen Sportverein, der besonders aktiv war und eine erfolgreiche Breitenarbeit betrieb. Neben den Rasenspielen (Fußball und Schlagball) hatte die Leichtathletik den Vorrang. Von den Besten dieser Disziplin seien Stachorra, Wohlgemuth und Piwolinski genannt. Besonders stark war die Schlagballmannschaft des Vereins, die oft als Sieger aus den Wettkämpfen hervorging.

Einen sportlichen Höhepunkt bildeten alljährlich die *Kreisjugendwettkämpfe*, die von den Gemeinden, in denen sie stattfanden, stets festlich gestaltet wurden. Man empfing die Gäste mit grünbekränzten Ehrenpforten, Girlanden und Fahnenschmuck und geleitete sie nach einem Gottesdienst mit Musik auf den Sportplatz, wo die einzelnen Vereine Aufstellung nahmen. Die feierliche Eröffnung erfolgte im Beisein des Landrates, von Vertretern der Regierung und der Geistlichkeit. Die Wettkämpfe wurden - umrahmt von Darbietungen der Volkstanzgruppen und Chören - von den zahlreichen Zuschauern, die aus allen Nachbargemeinden kamen, mit Spannung und lebhafter Anteilnahme verfolgt, ebenso die Siegerehrung, die den Besten einen Eichenkranz mit Urkunde einbrachte.

### *Geistige Jugendpflege - Jugendheime*

Die Aufgaben der *Jugendpflege* bestanden, wie eingangs erwähnt, nicht nur in der sportlichen Ertüchtigung der Heranwachsenden, sondern auch in ihrer geistigen und sittlichen Förderung, in der Erziehung zu Heimatliebe und Gemeinschaftsgeist. In Sing- und Spielgruppen wurde das alte Liedgut und überliefertes Brauchtum, vor allem der Volkstanz, gepflegt. Viele Vereine stellten Theaterspielgruppen auf, die bei besonderen Anlässen mit volkstümlichen Stücken an die Öffentlichkeit traten.

Als die *Fortbildungsschulen* einen Teil der Jugendpflege übernahmen, wurden in größeren Gemeinden Jugendheime errichtet, in denen die Jugend ihre Freizeit sinnvoll unter entsprechender Anleitung verbringen konnte. So wurden für die Jungen Werk- und Basteleinrichtungen geschaffen, den Mädchen Gelegenheit gegeben, sich für die Landwirtschaft, für hauswirtschaftliche oder pflegerische Berufe vorzubereiten. Die Landjugend hatte damit eine Aufenthaltsstätte zur Verfügung, wo sie in ihrer Freizeit Muße, Erholung und Unterhaltung fand, sich gleichzeitig aber auch fortbilden konnte. Mit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus wurde jede Art von Jugendpflege im Sinne der Partei gestaltet.

Ein mustergültiges Jugendheim war das *„Hindenburg-Wohlfahrtshaus"* in Altmark, das auch als Kinder- und Fortbildungsschule für Jungen und Mädchen diente, doch konnten auch Erwachsene hier Erholung und Muße finden. Den vielfältigen Aufgaben dieses Hauses entsprach seine Einrichtung. Neben mehreren Unterrichtsräumen gab es einen großen Vortragsraum für 200 Personen, ferner eine reichhaltige Standbücherei und einen Leseraum, daneben mehrere Sitzungszimmer, in denen Tagungen aller Art abgehalten werden konnten. Für musikalische Darbietungen standen verschiedene Musikinstrumente, darunter ein Klavier, zur Verfügung. Bastel- und Werkräume konnten auch hohen Ansprüchen gerecht werden. So war es verständlich, daß das Heim nicht nur zum Treffpunkt der ortsansässigen Jugend, sondern auch zu dem der umliegenden Gemeinden wurde, daß hier Jugendveranstaltungen des gesamten Kreises abgehalten wurden und viele freundschaftliche Begegnungen stattfanden.

Das schon erwähnte „St.-Georgs-Heim" der DJK in Stuhm war nicht nur konfessionell ausgerichtet, sondern auch darum bemüht, die körperliche und geistige Entfaltung der Jugend zu fördern.

Mit der Neugründung des Turnvereins nach dem Ersten Weltkrieg wurden in Stuhm Trommler und Pfeifer ausgebildet und zu einem *Spielmannszug* zusammengefaßt. Die Ausbildung leitete der Tambourmajor Hans Olschewski, der Sohn des damaligen Wirtes der „Deutschen Eiche". Dieser Spielmannszug wurde fast bei jedem Umzug in der Stadt eingesetzt. Auch die Nachbarvereine luden ihn oft zu ihren Veranstaltungen ein. 1928/29 löste sich der Spielmannszug auf.

Ebenfalls im Rahmen des Turnvereins musizierte eine *Mandolinenspielschar*, die Georg Legal mit dem Dirigenten Holz leitete. Bei Wanderungen und Ausflügen, war die Spielschar immer dabei und erfreute die Sportler mit ihren musikalischen Darbietungen.

Ähnliche Abteilungen waren den meisten anderen Vereinen des Kreises angeschlossen.

### *Ausflüge und Wanderziele*

Der Kreis hatte neben kulturhistorischen Stätten landschaftliche Sehenswürdigkeiten, große, prächtige Wäl-

der und herrliche Seen mit zahlreichen Ausflugs- und Erholungsorten aufzuweisen.

Wegen ihrer historischen Bedeutung wurden mit Vorliebe das *Westpreußenkreuz* und die *Dreiländerecke* mit dem *Grenzstein* bei Weißenberg aufgesucht, über die an anderer Stelle dieses Buches berichtet wird. Es sei ergänzend erwähnt, daß von diesem „Wallfahrtsort der Westpreußen" herrliche Wanderungen durch die Wälder, an den Nogathängen oder an dem Weichseldamm unternommen werden konnten. Im Winter war das Naturschauspiel des Eisgangs auf dem Strom eine besondere Attraktion für viele Ausflügler. Vereine aus Stuhm und Umgebung wanderten meistens durch den Wald. Eingekehrt wurde im bekannten „Hotel zum Westpreußenkreuz" bei Groddeck und natürlich in der *Jugendherberge* bei Weißenberg.

Der *„Lindenkrug"*, ein bekanntes Gartenlokal, zu dem der Weg am Parlettensee vorbeiführte, lag drei Kilometer von Stuhm entfernt. Hier veranstalteten die Stuhmer gerne ihre Vereinsfeste, und mancher von uns erinnert sich noch der großen, schmackhaften Schinkenbrote, die hier serviert wurden. Über Lindenkrug hinaus konnte man in den Rehhöfer Forst zum *„Franzosengrab"* wandern. Der sagenumwobene und geheimnisvolle *„Schwarze See"* war ebenfalls ein beliebtes Ausflugsziel. Man wählte meistens die Strecke Stuhm - Lindenkrug - Försterei Ostrow-Lewark - Försterei Werder. Ein anderer Weg führte über das *„Waldschlößchen"*, das ebenfalls herrlich gelegen war und zur Einkehr einlud.

Das große Gartenlokal *Neu-Hakenberg* lag idyllisch am Walde in der Nähe des Neu-Hakenberger Sees und bot ideale Badegelegenheiten, auch konnte man von dort aus schöne Waldspaziergänge unternehmen. Im Gartenlokal war jeden Sonnabend und Sonntag Tanz, im Sommer auf einer illuminierten Tanzfläche im Freien. Im Winter wurde auf dem Neuhakenberg gerodelt, der Auslauf führte auf einen See. Hier befand sich auch eine kleine Skischanze, auf der unter dem Beifall der Zuschauer mutig gesprungen wurde.

In Rehhof gab es die bekannte Badeanstalt *„Im Paradies"*, die malerisch im Walde lag und ebenfalls viel besucht wurde. Man behauptete allgemein, daß die Bezeichnung, die sie trug, keine Übertreibung darstellte.

Weitere vielbesuchte Ausflugsziele waren der *„Bismarckturm"* und die *„Hartwichsbuche"*, über die ebenfalls an anderer Stelle dieses Buches berichtet wird.

In *Christburg* stand bis 1930 auf dem *Schloßberg* ein bewirtschafteter Pavillon, der gerne besucht wurde. Später wurde ein *Wasserturm* errichtet, in dem sich auch eine gepflegte Gaststätte befand. Von der Aussichtsplatte des Wasserturms konnte man bei klarem Wetter bis Marienburg und Elbing sehen. Die Vereine wanderten gern in den *Prökelwitzer Forst*, der dem Fürsten Dohna-Schlobitten gehörte. Das Ziel solcher Ausflüge war meistens die Gastwirtschaft Heider. Die landschaftlich reizvolle Gegend um Christburg, die vielen Wälder und Seen lockten die natur- und heimatliebenden Bürger der Stadt immer wieder ins Freie und boten ihnen die Möglichkeit sinnvoller Freizeitgestaltung.

## Der Reitsport

von Gottfried Lickfett

Bei der dominierenden Bedeutung der Landwirtschaft im Kreise und dem hohen Stand der Pferdezucht war es ganz natürlich, daß auch der Reitsport in erheblichem Umfange betrieben wurde. Selbstverständlich kam es den Züchtern oder Besitzern edler Pferde darauf an, deren Qualitäten und Leistung auch öffentlich unter Beweis zu stellen. Dies konnten sie nirgends besser als in den Reitervereinen. Hier fand sich die ländliche Jugend zusammen, um sich in der Kunst des Reitens ausbilden zu lassen und dann ihr Können in fairem sportlichem Wettkampf unter Beweis zu stellen.

Die älteren, nicht mehr aktiven Reiter unter den Landwirten sahen es gern und mit Wohlwollen, daß in der Jugend die Liebe zum Pferde geweckt und gepflegt wurde; kam doch dieses Bemühen dem Verständnis für unsere Pferde und damit letztlich auch der Zucht zugute. Auch die Behörden begrüßten es sehr – waren doch die Reitervereine dem „Kreisausschuß für Jugendpflege" angeschlossen –, daß auch hier die Jugend körperlich gestählt und zu diszipliniertem sportlichem Verhalten erzogen wurde.

Bereits am 3. Juni 1844 wurde in Wengern ein Turnier veranstaltet, das wohl mehr in Form eines Rennens aufgezogen war. Denn im Kreisblatt wurde genau berichtet, welche Zeit die Pferde für die einzelnen Strecken benötigten. Bemerkenswert, daß dabei bereits auch Vollblutpferde starteten. Zum Schluß mußten dann die acht Siegerpferde zum Verkauf in der Art einer Verlosung den „Aktionären" dieses Reitervereins zur Verfügung gestellt werden.

Das erste Siegerpferd des Tages, nur dies sei hier festgehalten, ein brauner Wallach des Besitzers Rand aus Eichwalde, das die Strecke in 2 Min. 12 Sek. zurückgelegt hatte, fiel sogleich in der Verlosung an den Gastwirt Stiehlau aus Willenberg.

### *Der Reiterverein Stuhm*

In späterer Zeit erst wurde dann der Reitsport auf eine breitere Basis gestellt, um in regionalen Vereinen der reitsportbegeisterten Jugend eine Teilnahme an der Ausbildung von Reiter und Pferd

zu ermöglichen. Dies wurde insbesondere deshalb von unseren jungen Landwirten erstrebt, weil im 100 000-Mann-Heer nur einem kleinen Kreis eine reiterliche Ausbildung durch die Truppe zuteil werden konnte. So kam es am 27. November 1931 im „Königlichen Hof" zur Gründung des „Reitervereins Stuhm". Landrat Dr. Zimmer, Biber sen. – Gorrey – und Johannes Wiebe – Peterswalde – waren die Initiatoren. Johannes Wiebe, dem die Vorbereitung und Werbung zu verdanken gewesen war, wurde zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Zunächst waren es 24 aktive Mitglieder, bald aber erhöhte sich die Zahl erheblich.

Durch Vermittlung des Landrats gelang es, die ehemalige Exerzierhalle des III./I. R. 152 dem Verein als Reithalle zur Verfügung zu überlassen. Diese wurde ausgebaut, und nun begann die eifrige Ausbildung. Der Reitunterricht – zweimal wöchentlich — wurde vom Reitlehrer Schwarz, Marienwerder, erteilt. Oberinspektor Pöschel vom Zentralgefängnis Stuhm unterstützte ihn und den Verein mit Rat und Tat.

Die Ausbildung von Reiter und Pferd war so erfolgreich, daß bereits am 17. März 1932 die Abteilungen dem gestrengen Chefreitlehrer — Major Hevelke, Marienburg – vorgestellt werden konnten. Dieser sprach sich sehr anerkennend über die gezeigten Leistungen aus. Im Anschluß an diese Besichtigung fand die Prüfung für das bronzene Reiterabzeichen statt, dessen Bedingungen die nachgenannten Reiter erfüllten:

Biber sen., Gorrey; Werner Grünenberg, Antonienhof; Heinz Kerber, Barlewitz; Kurt Schwarz, Adl. Schardau; Richard Pöschel, Stuhm; Werner Dyck, Paleschken; Hans Michelmann, Stuhm; Johannes Wiebe, Peterswalde; und seine Tochter, Frl. Elisabeth Wiebe.

Am Sonntag, 3. April 1932, trat der „Reiterverein Stuhm" erstmalig vor die Öffentlichkeit. Über die Veranstaltung schreibt die „Elbinger Zeitung" v. 4. April 1932 folgendes:

*Reiterfest des Reitervereins Stuhm*

Schöne Erfolge und glänzender Verlauf.

„Dieses Reiterfest, das erste in Stuhm, fand am Sonntagnachmittag im früheren Exerzierhaus statt.

Es war ein fast dreistündiges Festspiel, prächtig anzusehen, in dauerndem Wechsel von Spiel und Ernst, von Sport und Revue. Unter den zahlreichen Gästen sah man u. a. Landrat Dr. Zimmer, Kreisdeputierten von Schack, Regierungsrat Gursky und komm. Bürgermeister Gerber. Neben zahlreichem Besuch von außerhalb konnte man erfreulicherweise feststellen, daß die Arbeiterschaft an dieser Veranstaltung großes Interesse zeigte. Unter den flotten Klängen der Marienburger Reichswehrkapelle wurde um 3 Uhr nachmittags der Auftakt mit einer Quadrille unter Führung des Reitlehrers Schwarz, Marienwerder, von 16 Damen und Herren geritten, gemacht.

Schneidige Reiter und rassiges Pferdematerial zeigten hier vereint ihre Kunst."

Im einzelnen werden dann in dem Bericht alle Programmpunkte geschildert. „Reiterspiele", „Schleifenraub" und „Fuchsjagd" sorgten für eine willkommene Aufheiterung der Zuschauer.

Der „Pas de deux" war eine Glanznummer des Tages.

Die Geschwister Ruth und Hans Biber zeigten hier die „Hohe Schule" in Vollendung.

Das anschließende Jagdspringen über neun Hindernisse gewann Ruth Biber auf „Unband".

Mit dieser ersten Veranstaltung hatten Reiter und Pferde ihre große Bewährungsprobe in der Öffentlichkeit abgelegt. Die Begeisterung war allenthalben groß.

Über die Gesamtleistung fällten die Fachleute ihr Urteil: „Die Leistungen waren vorzüglich trotz der außergewöhnlich hohen Anforderungen, die an Reiter und Pferd gestellt worden sind."

Im Sommer wurde die reiterliche Ausbildung ins Gelände verlegt, wobei das Überwinden von schwierigem Terrain geübt wurde. In dieser Zeit nahm der Stuhmer Reiterverein auch an den Turnieren in der engeren und weiteren Nachbarschaft teil. Hier sollte das eigene reiterliche Können mit dem anderer Vereine verglichen und gemessen werden. Schöne und beachtliche Erfolge wurden hierbei erzielt.

Um nur ein Beispiel zu nennen, sei die Teilnahme der Stuhmer Reiter an dem Turnier des Marienburger Reitervereins herausgegriffen.

Hierbei siegte im Flachrennen über 1500 m Karl-Heinz Wiebe, Peterswalde, auf „Hazana". Hans Biber, Gorrey, errang auf „Feuernelke" den 2. Preis. In der Eignungsprüfung für Reitpferde Kl. A siegte Frl. Ruth Biber, Gorrey. Sieger in der Gebrauchsprüfung wurde Hans Biber, während Wiebe sen., Peterswalde, in der Eignungsprüfung für Gespanne den 1. Preis erringen konnte. Die Jagd mit Auslauf gewann Werner Pauls, Barlewitz, auf „Niete".

Später, in den dreißiger Jahren, konnten K. H. Wiebe, Ruth und Hans Biber bei Turnieren in Ost- und Westpreußen – aber auch im Reich — bei stärkster Konkurrenz große Erfolge erzielen.

K. H. Wiebe erritt sich bis zum Ausbruch des 2. Weltkrieges auf großen Turnieren über 100 Siege und Plätze. In München, wo sich die besten Reiter Deutschlands ein Stelldichein gaben, schnitt er von allen ost- und westpreußischen Reitern am besten ab. Ruth und Hans Biber waren nicht minder erfolg-

reich, wobei letzterer sich aber mehr dem Pferderennen zugewandt hat.

Reiterliche und gesellschaftliche Höhepunkte des Jahres waren aber die herbstlichen Reitjagden, mit der Krönung durch die Hubertusjagd, jeweils am 3. November. Neben der reiterlichen Leistung, die Reiter und Pferd hier abverlangt wurde, war es auch die Gastlichkeit, die nach dem Halali durch große Gastfreundschaft auf den Gütern gepflegt wurde.

Aber nicht nur in Stuhm, sondern auch in anderen zentral gelegenen Orten des Kreises wurde der Reitsport gepflegt. So war der „Reiterverein Christburg" durch die Initiative des Günther von Flottwell, Lautensee, bereits 1923 begründet worden. Zu den Gründungsmitgliedern gehörten Oskar Penner, Erich und Alfred Schmidt, Bruno Mahlau, Neuhöferfelde, Manfred Gerlach, Baumgart, und Kurt Nax, Kl. Stanau. Später kamen Werner Lippitz, Polixen, und andere noch dazu.

Als Reithalle stellte von Flottwell, der auch zum Vorsitzenden gewählt wurde, eine ursprünglich zu diesem Zweck gebaute Feldscheune zur Verfügung. Die meisten Reiter hatten schon vorher die „Reit- und Fahrschule Marienburg" unter Major Walzer, Hauptmann Domanski und dem ehemaligen Gardeulan, Wachtmeister Gomm, absolviert.

Anläßlich einer Reiterveranstaltung in Riesenburg, welcher der damalige Reichspräsident von Hindenburg als Ehrengast beiwohnte, ritten die Reiter des Reitervereins Christburg eine Quadrille, die großen Anklang fand.

Auch an Veranstaltungen in Marienburg und Altmark nahm der Verein teil.

Einige Reiter ritten zusammen mit Reitern des Marienburger Reitervereins anläßlich der „Grünen Woche" in Berlin. Hier schnitten sie gut ab. 1933 wurde der Reiterverein Christburg aufgelöst. Es wurde die Bildung eines SS-Reitersturmes verfügt. Vorsitzender von Flottwell mußte die Leitung abgeben.

*Der Reiterverein Lichtfelde*

Der Reiterverein Lichtfelde wurde offiziell am 11. 4. 1932 gegründet. Ein loser Zusammenschluß bestand schon früher. Der 1. Vorsitzende war der Gutsbesitzer Heise aus Lichtfelde. Als Reitlehrer wurde der Oberlandjäger Platzek verpflichtet. Die Gutsbesitzer Heise und Krüger stellten auf ihrem Areal eine offene Reitbahn zu Verfügung, wo eifrig geübt wurde. Anfangs gehörten dem Verein nur 18 Mitglieder an, später erhöhte sich diese Zahl auf über 30.

Anläßlich des Sommerfestes des Kriegervereins Lichtfelde, dem auch viele Mitglieder des Reitervereins angehörten, veranstaltete dieser bereits im Juli 1932 sein 1. Reitturnier.

„Die Elbinger Zeitung" berichtete hierüber eingehend. Die musikalischen Einlagen wurden von der Elbinger Marinekapelle bestritten. Unter den zahlreichen Zuschauern befanden sich als Ehrengäste die Landräte Dr. Zimmer und Rebehn, Marienburg.

Das Programm der reiterlichen Veranstaltung war reichhaltig und abwechslungsreich. Allein zwei Jagdspringen und drei Rennen wurden durchgeführt, dazu Geschicklichkeitsbeweise und Unterhaltung für die große Zuschauermenge. Hierzu gehörte auch das „Zigaretten-Rennen", das viel Spaß bewirkte. Den 1. Preis errang hier Max Heise auf seiner 9jährigen Stute „Walküre". Nicht minder anregend wurde der „Schleifenraub" gestaltet. Sieger wurde hier Richard Strich, Stalle, auf „Vagabund".

Einen spannenden und heiteren Verlauf brachten das „Lichtfelder und Steinberg-Jagdrennen". Während im ersten Heinz Heise siegte, gab es im zweiten insofern eine Überraschung, als die meisten Reiter eine falsche Bahn eingeschlagen hatten und daher für eine Plazierung ausschieden. So wurde Köster, Stalle, auf „Elmsfeuer" unerwartet Sieger.

Die Ergebnisse im einzelnen waren folgende:

*Dressurprüfung für Reitpferde Kl. A:*

1. Heinz Heise auf „Temesvar"
2. Paul Gehrmann auf „Parade"
3. Böttcher auf „Tanzmeister"

*Jagdspringen Kl. A:*

1. Rosinski auf „Cäsar", 2. Paul Gehrmann auf „Parade", 3. Alfred Böttcher auf „Tanzmeister".

*Jagdspringen Kl. L:*

1. Richard Strich auf „Vagabund", 2. Fritz Binding auf „Wanda", 3. Otto Strich auf „Pegel".

*Baalau-Flachrennen:*

1. Otto Strich auf „Pegel", 2. Ewert auf „Hans", 3. Platzek auf „Panzerplatte".

*Lichtfelder Flachrennen:* 1. Heinz Heise auf „Temesvar", 2. Hans-Gerd Wiebe auf „Hazana", 3. Max Heise auf „Pelle".

Auch an auswärtigen Veranstaltungen beteiligten sich die Lichtfelder Reiter.

Beim Reitturnier in Riesenburg errang R. Strich jun. den 1. Preis, ferner Frl. Christel Dyck einen 2. Preis im Flachrennen auf der guten Stute „Panzerplatte". Beim Turnier des Elbinger Reitervereins erhielt P. Gehrmann auf dem Rappwallach „Temesvar" des Herrn Heise im Jagdrennen einen 2. Preis, außerdem holte sich der jugendliche Reiter H. S. Heise in einem anderen Rennen ebenfalls auf „Temesvar" einen 3. Preis.

Beim Reitturnier in Marienburg errang H. S. Heise bei allerschwerster Konkurrenz ostpr. Spitzenreiter wiederum auf „Temesvar" einen 4. Preis in der Dressurabteilung Kl. A.

Bei der Jagd mit Auslauf wurde P. Gehrmann Zweiter. Nach dem Urteil der hohen Preisrichterkommission in Marienburg berechtigte der jugendliche Reiter H. S. Heise, 14 Jahre, im Dressurreiten zu den größten Hoffnungen. Auch mit H. E. Dyck, 13 Jahre, und K. E. Heise, 11 Jahre, verfügte der Verein über einen hoffnungsvollen Nachwuchs.

Insgesamt hatte der Reiterverein Lichtfelde während seines Bestehens bis zu seiner Umwandlung in einen SS-Reitersturm viele und beachtliche Erfolge aufzuweisen.

## Ferdinand Schulz – Ein Pionier des Segelfluges

von Siegfried Erasmus

An der Ostseite des Stuhmer Marktplatzes, etwa dort, wo die Grundstücke der Buchdruckerei Albrecht und der Fleischerei Schmidt aneinandergrenzen, stand ein schlichter Granitblock, auf dem folgender Text eingemeißelt war:

> Dem Pionier des Segelfluges Ferdinand Schulz. Früher Lehrer in Neumark im Kreise Stuhm. Am 16. Juni 1929 bei Enthüllung des Ehrenmales für die im Weltkriege Gefallenen flog er mit seinem Kameraden Bruno Kaiser die Ehrenrunde. Hierbei stürzten beide tödlich an dieser Stelle ab.

Das Denkmal wurde von einem Kreuz gekrönt, dessen senkrechter Balken von einem Flugzeugpropeller, der Querbalken von einem Adlerschwingenpaar symbolisiert war. Den Granitblock umgab eine schmiedeeiserne Einfriedigung. Sie verlieh der ganzen Anlage einen würdigen Rahmen und schirmte sie gegen den Verkehr des Marktplatzes ab.

Was war an diesem 16. Juni geschehen? Die Telegraphenagenturen und der Rundfunk verbreiteten in den Abendstunden die Schreckensnachricht mit folgenden Sätzen:

„Ein furchtbares Fliegerunglück ereignete sich am Sonntag zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags in Stuhm. Dort umkreisten nach beendeter Einweihung eines Kriegerdenkmals auf dem Sportflugzeug ‚Marienburg' Segelflieger Schulz und dessen Begleiter Kaiser das Denkmal. In beträchtlicher Höhe lösten sich vor der nach Tausenden zählenden Zuschauermenge plötzlich die Tragflächen des Flugzeugs. Mit ungeheurer Schnelligkeit stürzte der Rumpf des Flugzeugs zur Erde und begrub die Insassen unter sich. Während eine der Tragflächen in den See stürzte, konnte die andere, die über den Häusern herabfiel, noch nicht gefunden werden. Die Insassen des Flugzeuges wurden als Leichen geborgen und unter Trauerklängen der vor dem Denkmal konzertierenden Reichswehrkapelle in die Leichenhalle übergeführt."

Ferdinand Schulz ist kein Stuhmer gewesen. Doch die Tatsache, daß er eine Zeitlang im Kreise Stuhm als Lehrer gewirkt hat und in Stuhm den Fliegertod gefunden hat, sollte Veranlassung sein, ihm dieses Kapitel des Gedenkens zu widmen.

Am 18. Dezember 1892 wurde Ferdinand Schulz in Pissau (seit 1910 Waldensee) im Ermland geboren. In diesem Dorf, in dem sein Vater als Lehrer wirkte, verlebte er mit seinen fünf Geschwistern die Kindheit, bis er auf das Gymnasium in Braunsberg kam. Später besuchte er das Lehrerseminar in Thorn, wo er 1914 die Lehrerprüfung ablegte. Bei Beginn des Ersten Weltkrieges zog er mit dem Danziger 128. Infanterie-Regiment ins Feld. Nach zweimaliger Verwundung meldete er sich zur Fliegertruppe und wurde Ende 1917 als Flugzeugführer eingesetzt. Damit war sein größter Wunsch Wirklichkeit geworden, denn schon in seinen Jugendträumen hatte ihn die Fliegerei, die damals in den ersten Anfängen steckte, fasziniert. Als Flugzeugführer in einer Aufklärungsstaffel flog er fast hundert Fronteinsätze. Einmal wurde seine Maschine so heftig beschossen, daß er mit durchlöcherten Tragflächen und beschädigtem Rumpf hinter die eigenen Linien zurückkehren mußte, wo das Flugzeug beim Landen zerschellte. Während er unverletzt blieb, wurde sein Beobachter dabei getötet. Nachdem Schulz schon im Besitz des EK II war, erhielt er nun auch das EK I und wurde zum Leutnant der Reserve befördert.

Nach Beendigung des Krieges kehrte er wieder in den Schuldienst zurück. Am 1. Juni 1923 wurde ihm die zweite Lehrerstelle an der katholischen Volksschule in Neumark in unserem Kreis übertragen, nachdem er vorher in seinem Geburtsort Waldensee und in Jehlenz, Kreis Heilsberg, unterrichtet hatte.

Durch den Vertrag von Versailles war der Motorflug in Deutschland verboten worden. Schulz erging es wie vielen jungen Leuten seiner Generation: die Fliegerleidenschaft ließ ihm keine Ruhe. Warum sollte es nicht möglich sein, den Vögeln gleich, ohne Motor zu fliegen? Er beobachtete in seiner Freizeit Habichte, Möven, Bussarde und Störche, wie sie scheinbar schwerelos in den Lüften dahinschwebten. Es ihnen gleich zu tun war nun sein Ziel, und er begann mit Überlegungen, Berechnungen und Untersuchungen, um sich selbst einen Flugapparat zu bauen. Seine handwerklichen Fähigkeiten, seine Begabung für Improvisation und sein eiserner Wille erlaubten es ihm, mit primitiven Mitteln unter Verwendung von Besenstielen, Latten, Leinwand, Draht und dergleichen sein erstes Flugzeug zu erstellen, die FS. I. Nach vielen Flugversuchen, bei denen er über einige Sprünge und Hopser nicht hinauskam, baute

er mit den inzwischen gewonnenen Erfahrungen einen weiteren Apparat, die FS. II. Doch auch dieses „Flugzeug" konnte seinen Traum vom Fliegen noch nicht verwirklichen, und nach vielen Rückschlägen und Enttäuschungen, von denen er sich nicht entmutigen ließ, wurde die FS. III fertiggestellt.

Auch im übrigen Deutschland bauten junge Leute Segelflugzeuge und machten damit Flugversuche. Als auf der Wasserkuppe in der Rhön ein Flugwettbewerb ausgeschrieben wurde, meldete sich Schulz mit seiner FS. III zur Teilnahme an. Doch als er seine Maschine an den Start bringen wollte, kam die große Enttäuschung. Die „technische Kommission" versagte ihm die Starterlaubnis mit der Begründung, daß sein Flugapparat eine Fehlkonstruktion sei, die den Wettbewerbsbedingungen nicht entspreche. Doch auch hohe Kommissionen können sich irren. Nachdem er seine „Besenstielkiste" zurücktransportiert hatte, gelang ihm damit im Aufwind über den Dünen der Kurischen Nehrung bei Rossitten ein Flug über fünf Kilometer Länge. Damit schien der Bann gebrochen. Nach weiteren Übungsflügen glückte ihm am 11. Mai 1924 in Rossitten ein Flug von 8 Stunden und 42 Minuten Dauer. Das war ein Rekord, der den Namen Ferdinand Schulz mit einem Schlage in ganz Deutschland bekannt machte. Reichspräsident Ebert telegraphierte: „Herzlich erfreut über Ihren großen Erfolg und den neuen Fortschritt des Segelfluges spreche ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche aus."

Durch diesen Rekordflug wurde das Interesse am Segelflug in breiten Schichten der deutschen Jugend geweckt. Überall bildeten sich Flugsportvereine, neue Segelflugplätze wurden entdeckt und in Betrieb genommen. So stellte sich auch bald heraus, daß an den Steilhängen des Nogatufers bei Willenberg südlich von Marienburg, unmittelbar an der Grenze zum Kreis Stuhm, günstige Bedingungen für den Segelflug gegeben waren. Mit großem Eifer, Hingabe und vielen persönlichen Opfern wurde hier unter der Leitung von Ferdinand Schulz ein Segelflugplatz geschaffen, der das Training nicht nur in den Ferien, sondern auch an den Wochenenden ermöglichte. Eine Flugzeughalle und eine Werkstatt wurden in Gemeinschaftsarbeit erbaut und die Pläne für ein neues Flugzeug, die „Westpreußen", entworfen. Hier war es Bruno Kaiser, der als einer der eifrigsten und unermüdlichsten später der unzertrennliche Freund und ständige Begleiter von Schulz werden sollte - bis zu dem tragischen Ende der beiden.

Im Herbst 1925 nahm Ferdinand Schulz mit einer Gruppe deutscher Segelflieger an den russischen Segelflugwettbewerben auf der Krim teil. Hier gelang ihm ein neuer Dauerflug-Weltrekord von 12 Stunden 6 Minuten. Ein Jahr später flog er mit einem Fluggast einen neuen Rekord für Doppelsitzer-Segelflugzeuge in Rossitten, mit 9 Stunden 21 Minuten.

Im Jahre 1927 wurde Schulz als Lehrer nach Marienburg versetzt. Von nun an verbrachte er jede freie Stunde mit seinen Fliegerkameraden draußen in Willenberg, wohin er von seiner Wohnung in der Nähe des Wasserturmes mit dem Motorrad schnell gelangen konnte. In seiner Lederjacke und Pilotenkappe, auf dem knatternden Motorrad, war er in Marienburg bald eine stadtbekannte Erscheinung.

Anfang Mai 1927 fand in Rossitten der deutsche Küstensegelflug-Wettbewerb statt. Auch Ferdinand Schulz war mit seinem neuen Segelflugzeug, der „Westpreußen", am Start. Die ersten Probeflüge fielen nicht zu seiner Zufriedenheit aus, und es fehlte ihm das rechte Vertrauen zu der neuen Maschine. Seine Vereinskameraden jedoch bestürmten ihren „Onkel Ferdinand", die Flinte nicht ins Korn zu werfen und unbedingt zu fliegen. Am 3. Mai starteten in den frühen Morgenstunden fünf Segelflugzeuge zum Wettbewerb im Dauerflug. Die Maschinen zogen lautlos über den weißen Sand der Dünen, Stunde um Stunde kreisten sie zwischen Haff und Ostsee, zwischen dem Predin und Pillkoppen. Um die Mittagszeit waren die anderen Piloten bereits gelandet, doch Schulz flog immer noch bei Wind und Kälte in seinem offenen Gleiter, bis die Dämmerung hereinbrach.

Nach 14 Stunden und 7 Minuten hatte er eine Pendelstrecke von 455 Kilometern zurückgelegt und entschloß sich zur Landung. Bruno Kaiser war mit einem Imbiß und einem heißen Grog in der Thermosflasche zur Stelle, und schnell hatte Schulz die Strapazen des Fluges überwunden. Von seinen begeisterten Kameraden wurde er auf den Schultern ins Lager getragen, wo man den neuen Weltrekord gebührend feierte.

Kurze Zeit später, am 14. Mai, startete er bei stürmischem Wetter zu einem Streckenflug. Stundenlang sah und hörte man nichts von ihm. Die Kameraden im Fliegerlager wurden unruhig, telefonische Nachfragen auf der vermutlichen Strecke ergaben kein Resultat, niemand hatte das rote Flugzeug mit dem Ordenskreuz am Bug gesehen. Dann aber kam ein Anruf aus Memel: Schulz war dort wohlbehalten gelandet, nachdem er eine Entfernung von über 60 Kilometer zurückgelegt hatte. Das bedeutete einen neuen Streckenflugrekord für Segelflugzeuge, und der Jubel im Lager Rossitten war nach den bangen Stunden des Wartens unbeschreiblich.

Ostern 1928 gelang es ihm in Grunau/Riesengebirge, bei guten Aufwinden eine Höhe von 620 Metern zu erreichen. Damit wurde er zum Weltmeister in allen Disziplinen des Segelfluges, im Dauer-, Höhen- und Streckenflug, was nach ihm in dieser Vielseitigkeit von keinem Segelflieger mehr erreicht werden konnte. Er stand nun auf dem Höhepunkt seiner fliegerischen Laufbahn, doch blieb er bei allen Erfolgen bescheiden und zurückhaltend, ein aufrichtiger und stets hilfsbereiter Kamerad.

Er wurde nun von der Regierung aus dem Schuldienst beurlaubt, um in Rossitten als Fluglehrer tätig sein zu können. Hier war es ihm möglich, sich voll und ganz der geliebten Fliegerei zu widmen und seine Kenntnisse und Erfahrungen an seine Flugschüler weiterzugeben. Doch ist er auch selber noch oft und gerne in Willenberg geflogen. So waren die Marienburger nicht wenig erstaunt, als eines Tages ein Segelflugzeug lautlos über der Stadt und dem alten Ordensschloß seine Kreise zog. Es war nicht schwer zu erraten, wer der Pilot war, denn einen Segelflug über einer größeren Stadt hatte bis dahin in der Geschichte der Segelfliegerei noch keiner gewagt.

Nachdem die Alliierten das Flugverbot gelockert hatten, durften auch kleinere Motorflugzeuge zu Sportzwecken wieder geflogen werden. Doch dem berühmten Segelflieger Schulz hat der Motorflug kein Glück gebracht. Einen Absturz auf dem Flugplatz Danzig-Langfuhr überstand er mit geringfügigen Verletzungen.

Am 16. Juni 1929 startete er in Willenberg auf dem Motorflugzeug „Marienburg" mit Bruno Kaiser zum Ikaridenflug nach Stuhm, um dort zur Einweihungsfeier des Gefallenen-Ehrenmals einen Kranz abzuwerfen, den die Marienburger Flieger zu diesem Zweck gestiftet hatten. Das Schicksal wollte es, daß es sein letzter Flug werden sollte. Nach ergreifenden Trauerfeiern in Stuhm und Marienburg wurde er in Heilsberg in seiner heimatlichen ermländischen Erde zur letzten Ruhe gebettet.

Doch sein Vermächtnis lebt weiter. Auf der ganzen Welt wird der Segelflug, den Ferdinand Schulz die Jugend lehrte, auch heute, im Zeitalter der Düsenflugzeuge, als Sport und im Wettkampf betrieben.

## Pfarrer Andreas E. Zottmaier - Ein Beispiel für soziales und kulturelles Wirken in der Stadt Stuhm

von Gisela Szèkely

Als das neue Zentralgefängnis in Stuhm seiner Bestimmung übergeben wurde, gelang es dem ersten Direktor, O. Rautenberger, für den Posten des Anstaltsgeistlichen den Berliner Theologen A. E. Zottmaier zu verpflichten und damit einen Mitarbeiter zu gewinnen, mit dem ihn neben der überaus korrekten Art des preußischen Beamten die gleiche Einstellung zu den Aufgaben dieser Wirkungsstätte verband. Beide Männer vertraten damals schon eine Auffassung, die später im Strafvollzug immer mehr Eingang fand: Resozialisierung oder Sozialisation statt Abschreckung und ausschließlicher Bestrafung.

So konnte Pfarrer Zottmaier ungehindert durch gegensätzliche Anschauungen in Stuhm eine Tätigkeit entfalten, wie sie zu jener Zeit nicht alltäglich war. Aus Glaubensverantwortung und christlicher Barmherzigkeit war er niemals bereit, einen Häftling seiner Straftaten wegen aus der menschlichen Gesellschaft auszuschließen oder abzuschreiben. Er bemühte sich vielmehr in persönlichem Kontakt mit ihnen, den Ursachen ihrer Straffälligkeit nachzugehen, ihnen zur Einsicht ihres Verhaltens zu verhelfen und daraus die Fähigkeit zu entwickeln, nach ihrer Entlassung ein geordnetes Leben ohne Rückfälligkeiten zu führen. Es ging ihm darum, die Verurteilten, die seiner Sorge anvertraut waren, in ihrer schuldhaften Verstrickung nicht allein zu lassen, sondern ihnen mit menschlichem Verständnis den Weg zu sozialem Verhalten aus eigener Verwantwortung zu weisen.

Zu den praktischen Konsequenzen dieser Einstellung gehörte nicht nur eine sinnvolle Beschäftigung, sondern auch berufliche Ausbildung und eine ständige kulturelle Betreuung der Häftlinge. Mancherlei Handwerk wurde in der Strafanstalt betrieben, so daß z. B. bei allen erforderlichen Arbeiten in den Beamtenhäusern die Gefangenen sich ohne Aufsicht als Maler, Tischler, Dachdecker oder Gärtner betätigen konnten. Pfarrer Zottmaier scheute sich nicht, in den Reihen seiner Schützlinge selbst mitanzufassen, wobei ihm seine handwerklichen und künstlerischen Fähigkeiten zugute kamen. Die große Simultankirche mit ihren zwei Kanzeln wurde in Zusammenarbeit mit Gefangenen von Pfarrer Zottmaier künstlerisch ausgestaltet und – zum Teil eigenhändig – ausgemalt. Die Sakristeiräume mit ihren beiden Aufgängen zu den Kanzeln schmückte er mit der Darstellung der vier Evangelisten und anderer kirchlicher Symbole.

Zu Pfarrer Zottmaiers sozialerzieherischen Maßnahmen im Gefängnis gehörten nicht nur regelmäßige Vortrags- und später auch Filmveranstaltungen, sondern auch Konzerte, die oft einen beachtlichen künstlerischen Rang hatten. Eine aus jener Zeit erhaltene Fotografie zeigt die Mitglieder des Philharmonischen Orchesters Berlin auf dem Stuhmer Bahnhof, nachdem sie vorher für die Häftlinge in der Gefängniskirche musiziert hatten.

Wenn die Gefängnistore sich einem Häftling öffneten, bedeutete das nicht, daß er damit auch aus der Fürsorge Zottmaiers entlassen wurde. Die Hilfe des erfahrenen Geistlichen begleitete ihn bei den ersten mühevollen Schritten in die Freiheit und die mit ihr verbundenen neuen Anforderungen und Gefahren und erleichterten ihm die Rückkehr in ein geordnetes Leben.

Pfarrer Zottmaier erkannte jedoch auch die Notwendigkeit, der Straftat selber durch entsprechende Maßnahmen vorzubeugen, das Übel sozusagen an der Wurzel zu fassen, und das war der Zweck einer Aktion, mit der er in Stuhm ein soziales Absinken wirtschaftlich Benachteiligter bis hin zum Delikt zu verhindern trachtete: Kinderreiche Familien wurden zu

jener Zeit noch nicht ausreichend vom Staat durch Kindergeld, Steuervergünstigungen usw. unterstützt.

Deshalb gründete Pfarrer Zottmaier in Stuhm den „Bund der Kinderreichen" und besorgte als Vorsitzender dieses Bundes die nötigen Geldmittel vor allem von den Kirchen, von der Loge, von größeren Firmen usw. zur Unterstützung minderbemittelter, kinderreicher Familien, aber auch als Ausbildungsbeihilfen. Er arbeitete mit den Wohlfahrtsämtern zusammen, um die geldlichen Zuwendungen so einzusetzen, daß sie ihren Zweck am besten erfüllten. Zum Muttertag wurde dann ein Frühlingsfest mit Kindern, Eltern und Gästen gefeiert, dessen Erträge auch wieder Hilfsbedürftigen zugute kamen. Zum Weihnachtsfest gab es die große Bescherung der Kinder mit einer Feier, an deren Programm die Kinder mitwirkten. Die Plätze im Schützenhaus reichten für diese Veranstaltung selten aus.

Die ständige Sorge für die vom Schicksal Benachteiligten ließ Pfarrer Zottmaier einen andern Einfall verwirklichen: Er rief eine „Winterhilfe" ins Leben, durch die Notleidende während der Wintermonate mit Kartoffeln, Brennholz, Kohlen und warmer Kleidung versorgt wurden. Bei dem Vorstand dieser Winterhilfe, der sogenannten „Armenkommission", ging es damals, in den zwanziger Jahren, schon recht fortschrittlich zu. Die Entscheidungen über den Einsatz von Winterhilfsmaßnahmen mußte der Vorstand mit Stimmenmehrheit treffen. Dem Vorstand gehörte u. a. auch eine Mutter aus hilfsbedürftiger Familie an, die Mitglied der KPD war, was deutlich macht, daß politische Aspekte bei Hilfsmaßnahmen keine Rolle spielen durften. Dieser Vorstand, dem auch Kaufleute, Wohlfahrtsbeamte usw. angehörten, mußte auch bei der Eingliederung von entlassenen Sträflingen in den Arbeitsprozeß und in die Gesellschaft mitwirken. Die Entscheidung darüber, bei welchen Firmen die Entlassenen Arbeit erhalten sollten, wurde durch Abstimmung getroffen.

Die Gründung eines Schrebergartenvereins war gleichfalls das Werk des rührigen Anstaltsgeistlichen. Er erwirkte bei den Behörden die Bereitstellung des erforderlichen Landes, um allen, die sich keinen eigenen Garten leisten konnten, auf diese Weise die wirtschaftlichen Vorteile, aber auch die Freuden zu erschließen, die ein Stückchen selbstbebauter Boden bereitet. Diese Schrebergärten wurden dann allerdings oft auch von Geschäftsleuten und Beamten in Anspruch genommen, die berufsbedingt im Zentrum der Stadt wohnten. Sie lagen hinter den Baracken an der Marienburger Chaussee, wo auf Initiative von Pfarrer Zottmaier die ersten Siedlungshäuschen entstanden, so daß die „Baracker", wie sie abfällig im Volksmund genannt wurden, zu Hausbesitzern wurden.

Einer anderen Initiative Zottmaiers war es zu danken, daß das kulturelle Leben der Stadt neue Anstöße erhielt. Zusammen mit Direktor Rautenberger, Schulrat Rudolph, Kreistierarzt Dr. Schmidt u. a. gründete er die sogenannte „Montagsinsel", einen Zusammenschluß geistig und künstlerisch interessierter Menschen, die wöchentlich – und um Kosten zu sparen – in ihren Privatwohnungen zusammenkamen, um Vorträge über Themen der verschiedensten Wissensgebiete zu hören und anschließend darüber zu diskutieren. Das Programm wurde im wesentlichen von Pfarrer Zottmaier, dem Verleger Albrecht, Schulrat Rudolph und Kreisarzt Dr. Hahn gestaltet. Durch seine Freundschaft mit Albrecht, der jahrelang die „Stuhmer Zeitung" herausgab und druckte, konnte Zottmaier jederzeit über dieses Publikationsorgan wirken. Er schrieb u. a. auch die Theaterkritiken, und sein Einfluß auf die Wahl der aufzuführenden Stücke verhinderte Unzulängliches und Destruktives und förderte die Pflege vor allem moderner Kunst.

Bei den verschiedensten Vereinen und Verbänden kam Pfarrer Zottmaier immer wieder als Redner zu Wort. Man wählte ihn gern in den Vorstand, weil er seine guten Kontakte zu allen Behörden, Organisationen, vor allem zur Spitze des Kreises den Interessen dieser Vereine – sei es der „Vaterländische Frauenverein", die „Evangelische Frauenhilfe", der „Beamtenbund", die „Loge", der „Männergesangverein", die „Landeskirchliche Gemeinschaft" usw. – dienlich machte.

Wer sich heute noch an Pfarrer Zottmaier erinnert, den kleinen Mann mit dem dunklen Vollbart, dem der schwarze Anzug meist zu prall saß, weil in den Brusttaschen der Jacke Bibel, Losungsbuch und eine Brieftasche mit vielen stets paraten Notizen Platz haben mußten, wird vielleicht auch zu denen gehören, die in der Schule in den oberen Klassen nur den Anschluß schafften, weil Pfarrer Zottmaier durch Nachhilfestunden mitwirkte. Als nach dem Zugunglück 1920 mehrere Schüler wegen der erlittenen Verletzungen längere Zeit die Bahnfahrt zur Schule noch nicht unternehmen konnten, unterrichtete sie Pfarrer Zottmaier in seiner Wohnung, und zwar in allen Fächern. Jahrelang versah er — zuletzt als Leiter — den fortbildenden Unterricht an der Beamtenberufsschule der Schutzpolizei Stuhm. Geometrie, Französisch und Englisch unterrichtete er zeitweise an der Kapitulantenschule der Garnison, Latein, Geometrie, Mathematik und Deutsch von 1917 bis 1919 an der Höheren Mädchenschule. Lange Zeit konnte man ihn auch an jedem Mittwoch kurz vor fünf Uhr mit fliegenden Rockschößen zum Bahnhof laufen sehen, von wo er nach Marienburg fuhr, um an den Veranstaltungen der dortigen „Loge zu den drei gekrönten Türmen" teilzunehmen.

Mancher hat den Kopf geschüttelt über diesen „Hansdampf in allen Gassen", wie man ihn hinter seinem Rücken auch nannte. Vollends unverständlich

war es einigen, daß er zudem noch die „Landeskirchliche Gemeinschaft", den Klub der frommen Pietisten, in Stuhm leitete, dort predigte, den Chor dirigierte und es ein Jahr vor seinem Weggang von Stuhm noch erreichte, daß diese Gemeinschaft sich einen eigenen Versammlungsraum in der Schützenstraße bauen konnte. Der Pfarrer der Stadtkirche wußte aber auch, daß es dem Einfluß seines Amtsbruders vom Gefängnis zuzuschreiben war, daß diese Gemeinschaftsmitglieder gleichzeitig besonders treue Kirchgänger waren. Die ihn wirklich kannten, wußten, daß der Grundton seines vielfältigen sozialen, kirchlichen und kulturellen Wirkens seine schlichte Glaubenshaltung war. Von dieser Einstellung her konnte er es nie ablehnen, wenn seine Hilfe erbeten wurde. Als z. B. im Jahr 1920 das Pfarramt Stuhm nicht besetzt war und die Vorbereitungen für die Abstimmung daher von dort aus nicht in Angriff genommen werden konnten, übernahm er mit der Vertretung der Pfarrstelle auch eine eigene Initiative. Er eröffnete – mit Erlaubnis des Direktors Rautenberger – in seinem Dienstpfarrhaus am Zentralgefängnis ein Büro, wo eine Sekretärin unter seiner Anleitung monatelang die mühevolle Arbeit verrichtete, aus den Kirchenbüchern die Personen herauszuschreiben, die in Stuhm geboren waren. Unter großer Mühe wurde der damalige Wohnsitz der abgewanderten Stuhmer ausfindig gemacht, um sie zur Abstimmung nach Stuhm einzuladen.

Als Pfarrer Zottmaier im Jahre 1932 einen neuen Wirkungskreis in Hannover übernahm, bedeutete sein Abschied für Stuhm den Verlust eines rührigen und verdienstvollen Bürgers, der auf das Geschehen in der Stadt während der zwanziger Jahre einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hatte. So wie er seiner westpreußischen Wirkungsstätte jedoch auch weiterhin verbunden blieb, blieb er auch in der dankbaren Erinnerung seiner Stuhmer Zeitgenossen.

# Volkskunde und Brauchtum

## Jahresbräuche

von Alfons Targan und Dr. Heinz Biber, Gorrey

Wie alle anderen Teile unserer westpreußischen Heimat, war auch der Kreis Stuhm reich an Brauchtum, an Überlieferungen, die unsere Vorfahren aus Mittel-, West- und Süddeutschland sowie aus den benachbarten Ländern in ihre neue Heimat mitgebracht haben. Diese Sitten und Gebräuche, die in deutlichem Zusammenhang mit dem ehemaligen Stammlande unserer Bevölkerung stehen, bewahren altes Erbe, das im Wandel des Lebens unter den Verhältnissen der neuen gemeinsamen Heimat seine besondere Prägung erhalten hat. Dieses Brauchtum ist eng mit den Jahreszeiten und der Natur verbunden, in deren schöpferischer Lebenskraft der Anreiz zu den Phantasiegebilden des Volksglaubens – wie Roggenmuhme oder Schimmelreiter – lag, aber auch Antrieb zu den Gefühlen des Dankes, der Ehrfurcht, der Freude, Angst und Sehnsucht. So waren die meisten alten Bräuche, die bei uns in Stadt und Land noch gepflegt wurden, an den Kreislauf des Jahres gebunden.

Der am Silvesterabend geplünderte Weihnachtsbaum wurde am Neujahrstag in den Garten vor die Haustür gestellt, nachdem man mancherlei Leckerbissen für die Vögel darangehängt hatte, wie mit ungesalzenem Fett gefüllte Nußschalen und Talgringe mit Leinsamen und Sonnenblumenkernen.

In den ersten Tagen zu Jahresanfang, wenn das Licht wieder stieg, gab es dann allerhand Spuk, anklingend an Bräuche und Sitten aus grauer Vorzeit. Abends entstand plötzlich Lärm und großes Gejuchze unter den Marjellen in der Küche. Merkwürdige vermummte Gestalten waren dort erschienen: Der Schimmelreiter (Wodan?), ein Mann ganz in weiße Tücher gehüllt, auf einer Futterschwinge reitend, an der vorne ein hölzerner weißer Pferdekopf befestigt war; der „Bär", ein ganz in Erbsenstroh gewickelter Mann, der den Winter verkörperte, und eine Menge anderer Masken, Frühlingsdämonen. Sie führten einen „Brummtopf" mit sich. Das war ein deckelloses Tönnchen oder eine größere Blechdose, an der einen Seite trommelfellartig mit einer getrockneten Schweinsblase bespannt. Durch diese ragte ein dünnes Büschel langer Pferdehaare. Wenn diese angefeuchtet wurden und man taktmäßig reibend daran zog, entstanden ganz tiefe und laute brummende Töne. Zu diesem taktmäßigen Gebrumm wurde ein Lied mit sehr vielen Strophen gesungen, von denen einige hier wiedergegeben seien:

„Wir kommen her von ungefähr, einen schönen guten Abend wünschen wir. Wir wünschen dem Herrn einen gedeckten Tisch, an allen vier Ecken einen gebratenen Fisch. Wir wünschen der Frau eine goldene Kron und übers Jahr einen hübschen Sohn. Wir wünschen dem jungen Herrn ein gesatteltes Pferd, zwei geladene Pistolen und ein blankes Schwert! Wir wünschen der Köchin eine kupferne Kann und übers Jahr einen buckeligen Mann!"Am Schluß bekamen die Sänger Äpfel, Weihnachtsgebäck und einen Schnaps.

Um die Zeit Mariä Lichtmeß war es in den katholischen Familien unseres Kreises üblich, sich an der sogenannten Kalende zu beteiligen. Zu diesem Zweck wurden die Dielen der besten Stube besonders blank gescheuert und anschließend mit weißem Sand bestreut. Denn der Herr Pfarrer wurde erwartet, der das Haus, die Stallungen, Mensch und Tier segnen sollte, um Katastrophen, Krankheit und alles Böse fernzuhalten. Für die den geistlichen Herrn begleitenden und im Hause singenden Ministranten fielen dabei immer einige Groschen ab.

Auch Fasching wurde bei uns gefeiert, zwar nicht so ausgiebig wie hier im deutschen Westen, aber nicht weniger ausgelassen. Man suchte in Scherz und närrischem Trubel kurze Erholung von der drückenden Bürde des Alltags. Es gab Kappenfeste und Maskenbälle. Am Sonntag vor Aschermittwoch zog der Fastnachtszug durch das Dorf, während die Dorfkapelle dazu ihr Bestes hergab. Am Fastnachtsabend wurden überall die bekannten Purzel oder Pummelchen in siedendem Fett gebacken, eine Art Pfannkuchen, denen recht viele Rosinen beigegeben waren.

Nach Aschermittwoch kam dann die stille Zeit. Vor Ostern jedoch hatten die Kinder wieder viel zu tun. Es mußten Birkenreiser für die Osterrute geschnitten werden, die man zunächst ins Wasser stellte, um sie vorschriftsmäßig zu „präparieren". Am Ostermorgen ging die Jugend dann mit diesen ergrünten, mit bunten Schleifen geschmückten Ruten „schmackostern" oder, wie es auch vielfach hieß, „stiepern". Das Zeitwort „schmackostern" will die Forschung von dem altpreußischen Infinitiv smagoti ableiten, was schlagen oder peitschen bedeutet. Es entsprach dem Fruchtbarkeitsglauben zum Frühlingsbeginn, daß früher nur Frauen und Mädchen schmackostert wurden. Den ausgegrünten Birkenreisern sollte fruchtbarkeits- und gesundheitsbringende Kraft innewohnen. Die Streiche sollten möglichst auf die bloße Haut verabfolgt werden, um so vor Unglück, Verleumdung und – vor Flöhen zu schützen. In der letzten Zeit wurden schon unterschiedslos beide Geschlechter schmackostert, vor allem aber Langschläfer. Mehr und mehr wurde das Schmackostern zum Bittbesuch der Kinder in der Nachbarschaft, um Eier, Kuchen oder „Dittchen" für einen Spruch und die symbolischen Rutenstreiche zu erhalten.

Das Eiersuchen am Ostermorgen gehörte mit zu den feiertäglichen Freuden. Das Osterei galt als Sinnbild

neuerwachenden Lebens. Man färbte die Eier zu Hause noch mit Naturfarben, wie mit jungem Roggengrün, frischem Spinat, Zwiebelschalen oder Kaffeegrund aus Zichorie.

Auch das Osterwasserschöpfen war in einigen Gegenden unseres Kreises Sitte. Es mußten dabei besondere Regeln beachtet werden. Nur dann, wenn die Mädchen des Dorfes schweigend das Wasser vor Sonnenaufgang an einem Bach gegen die Strömung schöpften und es ebenso schweigend nach Hause trugen, verhieß es, reinigend und heilend zu wirken. Die Dorfburschen versuchten natürlich auf jede mögliche Weise, die Mädchen dabei zu überraschen und zu stören. Im Bereich der katholischen Kirche war die Weihe des Osterwassers üblich, das im Hause aufbewahrt und notfalls gegen Krankheit und Gefahr in Anwendung kam.

Recht zahlreich waren bis zuletzt die Störche noch bei uns vertreten. Kehrten sie jedes Jahr wieder, so wurden sie als die Vorboten des Frühlings begrüßt. Kinder wie Erwachsene wandten ihnen ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Denn nach altem Brauch zog man aus ihrem Aussehen Rückschlüsse auf die eigene Arbeit, auf das Wetter und somit auf den bevorstehenden wirtschaftlichen Erfolg. Traf man den ersten Storch gerade schlafend an, so bezog man das auf die eigene Arbeitslust bzw. Unlust. Wenn man ihn aber fliegen sah, war an dem eigenen Fleiß im ganzen kommenden Jahr nicht mehr zu zweifeln. Ein Storch mit blankem, weißem Gefieder verhieß schönes, trockenes Wetter. War jedoch der erste Storch, der sich blicken ließ, schmutzig, stand ein regenreicher Sommer bevor. Als Kinderbringer war er uns im übrigen nur zu gut bekannt.

An den Pfingstfeiertagen wurde die Küche mit kleingeschnittenem wohlriechenden Kalmus ausgestreut, und die Zimmer wurden mit grünen Zweigen geschmückt.

Uraltes Brauchtum äußerte sich auch bei der Feier der Sonnenwende. Auf den Höhen wurden die Johannisfeuer abgebrannt. Insbesondere dort, wo unsere Kreisgrenze gleichzeitig die Staatsgrenze bildete, brannten die Feuer von den Weißenberger bis Willenberger Höhen als Bekenntnis zum Deutschtum, zur Gemeinschaft und zum Zeichen des Ausharrens im politischen Grenzlandkampf. Die lodernden Flammen grüßten unsere Brüder und Schwestern jenseits der Grenze.

In den Sommermonaten wurden auch in unseren Städten und größeren Dörfern die altüberlieferten Schützenfeste gefeiert. Westpreußische Schützengilden wurden bereits von dem Ordenshochmeister Winrich von Kniprode gegründet. Die Bürgerschaft sollte dadurch im freiwilligen Waffendienst geübt werden. Der wehrhafte Geist dieser westpreußischen Schützengilden bewährte sich in zahlreichen Belagerungen der Städte und in manchen Abwehrkämpfen, die die Bewohner des Ordenslandes zum Schutz von Heim und Familie führen mußten. Aus diesem Ursprung haben sich die Schützenfeste bis in die letzten Jahre erhalten.

Auf dem Lande waren noch viele alte Erntebräuche verankert und wurden bis zu unserem Auszug überall gepflegt. Andachtsvoll wurde bei vielen Bauern der erste Schnitt gemäht. Schnitter und Binder verharrten einen Augenblick in stillem Gebet. Erschien der Brotherr auf dem Felde, so wurde er nach heimatlichem Brauch von den Marjellen gebunden, d. h., es wurde ihm ein aus Roggenhalmen gedrehtes Band um den Arm gebunden. Er mußte sich dann „freikaufen", indem er als Lösegeld einen Erntetaler zu entrichten hatte. Mit diesem Geld bezahlte man den üblichen Umtrunk. Kam das letzte Fuder vom Feld, steckte man einen Knüppel so zwischen die Radspeichen, daß es ein großes Geklapper gab. Diese Fuhre wurde am Hoftor schon erwartet. Dort standen alle Leute, die abkommen konnten, mit gefüllten Wassereimern und gossen den Gespannführer und die Laderinnen auf dem Fuder naß. Dann banden die Frauen und Marjellen die große Erntekrone aus Getreidehalmen und bunten Seidenbändern. Am Erntefest wurde sie auf den großen Höfen der Herrschaft überreicht. Meistens wurde sie im Vorraum des Gutshauses zu den Erntekronen gehängt, die noch von den Vorjahren her dort hingen.

Zur großen Erntefeier wurden auf den Gütern Speicher oder Wagenremise ausgeräumt und festlich geschmückt. Waschkörbe voller Kuchen wurden gebakken, ein Hammel oder Kalb geschlachtet und einige Fässer Bier angezapft. Für die Männer gab es Korn und für die Frauen einen süßen Schnaps. Jeder Hof feierte auf diese Weise mit seinen eigenen Leuten.

Im Oktober jedoch beging man in der Dorfgemeinschaft das Erntefest. Ein Umzug mit geschmückten Erntewagen durch die Gemeinde stellte dabei den Höhepunkt dar. Abends fand sich dann alt und jung zum fröhlichen Erntetanz.

Nicht unerwähnt bleiben soll die alte „Roggenmuhme". Sie galt als Kornhüterin in Gestalt einer alten Frau, die den Kindern ängstliche Scheu und Respekt einflößte.

Der 11. November, der Martinstag, war in Westpreußen der Zeitpunkt, an dem die Landarbeiter ihre Arbeitsstelle wechselten, wenn sie gekündigt oder den Ziehschein bekommen hatten. Daher der Ausdruck „Martini machen". Es gab jedoch auf den Gütern überall einen Stamm alter, bewährter Kräfte, der Jahrzehnte hindurch, oft lebenslang, einer Herrschaft treu blieb und in enger Verbundenheit an den Geschicken des Hauses teilnahm. Zum Martinstag gehörte auch die fette Martinsgans. An diesem Tag kam sie als festlicher Braten auf den Tisch, nachdem die

Mastzeit beendet war. Auch das Schweineschlachten fand oft an diesem Tage statt.

Wie in allen deutschen Landen, freuten sich auch bei uns die Kinder auf den 6. Dezember. Denn am Vorabend dieses Tages wurden die Schuhe fein säuberlich geputzt vor die Schlafzimmertür gestellt. Die braven, fleißigen Kinder fanden sie am nächsten Morgen mit Süßigkeiten gefüllt. Bei den weniger Braven steckte auch oft eine Rute drin.

Zur Vorweihnachtszeit gingen dann in unsern Dörfern wieder die Brummtopfsänger um. Sie schritten abends von Tür zu Tür und erhielten für ihre weihnachtlichen Lieder, die sie mit mehr oder weniger Lautstärke vortrugen, Gaben, die sie nachher untereinander aufteilten. Am Heiligen Abend erschien dann allerwärts der Weihnachtsmann, der stets die Bescherung in den Familien einleitete. Sie fand auf den größeren Höfen und Gütern im Beisein des Hausgesindes und der Kinder der Leute statt.

Auch einige Silvesterbräuche hatten sich bis in die letzte Zeit in unserm Kreis erhalten. Das Bleigießen, das auch hierzulande bekannt ist, war an diesem Abend ein beliebter Brauch in Stadt und Land. Auf den Gutshöfen kamen um Mitternacht die Gespannknechte vor der Tür des Gutshauses zusammen, um das alte Jahr mit ihren langen Vierspännerpeitschen auszuknallen, auf denen neue Knallbänder aus getrockneter Aalhaut befestigt waren. Auf ein gegebenes Zeichen fingen alle gleichzeitig zu knallen an, so daß es sich anhörte wie ununterbrochen donnernde Gewehrsalven. Es war ein ganz charakteristisches einmaliges Getöse, das dem, der es einmal hörte, immer in Erinnerung geblieben ist.

Ein anderer Silvesterbrauch war besonders bei den Dorfburschen beliebt, die von ihm ausgiebig Gebrauch machten. Von Haus zu Haus ziehend vergnügten sie sich mit den sogenannten „Silvesterscherzen", indem sie hier ein Hoftor aushakten, dort einen Wagen zerlegten und die Räder auf die gefrorenen Teiche oder Abhänge rollten oder aber Hauseingänge versperrten. Nicht selten grenzten diese Scherze an groben Unfug und wurden dementsprechend auch gefürchtet.

In ihrer neuen Umgebung haben unsere Heimatvertriebenen wohl kaum noch Gelegenheit, diese Bräuche weiterzupflegen, zumal die meisten im bäuerlichen Leben verankert sind. Doch ist es uns aufgetragen, die Erinnerung daran zu bewahren und an die Nachwachsenden weiterzugeben.

## Die plattdeutsche Mundart im Kreise

von Arthur Semrau

Die Sprache der Stuhmer Bevölkerung war im allgemeinen das Hochdeutsche, doch gab es Ortschaften, vor allem zur Nogat und Weichsel hin, in denen noch das niederdeutsche Platt (oder das Niederpreußische) gesprochen wurde, während hinter dem Walde auf der Linie Rehhof, Stuhmsdorf, Stuhm und Braunswalde eine mundartlich gefärbte hochdeutsche Umgangssprache (das Hochpreußische) üblich war, wobei aber auch eine Reihe von Mischformen auftauchte. Diese sprachlichen Verschiedenheiten sind auf die unterschiedlichen Herkunftsgebiete der Siedler zurückzuführen, die sich in diesem Gebiet niederließen. Wo sich Holländer und Niedersachsen ansässig machten, breitete sich ihr Dialekt aus, doch entstanden durch Umschichtungen der Bevölkerung neue Sprachgewohnheiten, so daß die nordwestdeutschen Dialektformen eine neue nordostdeutsche Ausprägung erhielten.

Da diese Mundart schon durch die Industrialisierung und Verstädterung der betreffenden Gebiete immer mehr verdrängt wurde, begann man schon vor dem Ersten Weltkrieg, Maßnahmen zu ihrer Aufzeichnung und Erhaltung zu ergreifen. Vor allem waren es Wissenschaftler in Königsberg, die sich darum bemühten, den gefährdeten Sprachschatz der Nachwelt zu sichern. So arbeitete Prof. Dr. Walther Ziesemer mit seinem Mitarbeiterstab an einem „Preußischen Wörterbuch", um „alle Dialekteigentümlichkeiten ... in Laut und Wortform, in Wortschatz, Redensarten, Sprichwörtern, Bildern und Vergleichen zu sammeln." [1])

Im Kriegsgeschehen 1945 wurden die zusammengetragenen Unterlagen in Königsberg vernichtet, so daß heute in der Bundesrepublik unter weitaus schwierigeren Bedingungen das erforderliche Material von neuem erarbeitet werden muß. In Kiel bemüht sich Prof. Riemann um das „Preußische Wörterbuch", das unsere westpreußische Sprache, die heute noch von wenigen, bald aber von niemandem mehr gesprochen werden wird, nachkommenden Generationen zugänglich machen soll.

Anschließend einige Proben des Niederpreußischen, die von A. Semrau als Unterlage für sprachliche Forschungen aufgezeichnet und veröffentlicht wurden [2]), uns jedoch gleichzeitig auf volkskundlichem Gebiet einigen Aufschluß geben über Lebensweise aus häuslichen Einrichtungen unserer niederdeutschen Bauern aus dem Stuhmer Kreis.

*A. Einzelne Ausdrücke*

I. Ausdrücke, die sich auf Haus und Hof beziehen

Gehöft in Zwanzigerweide (= Tragheimerweide 7) (Eigentümer Johann Quiring).

Inschrift über der Haustür: ANNO 1783 D. M. H. M. P. P. Die Haustür besteht aus 2 Teilen, der Ungerder und der Bowerder.

1. Nach vorne liegen: Verhus (= Vorderflur) und Grote Stow (mit 3 Fenstern). In der Mitte des Flurs die Kek (Küche).

2. Nach hinten: Hingerhus (= hinterer Flur). Aus dem hintern Flur betritt man der Reihe nach folgende Räume: das Stewke (hier schlafen die Mädchen), 2 Fenster, ein einflügliges Fenster mit Schiebelade von innen. Gegen dieses Fenster stand an der Wand ein ausziehbares Bett für 2-3 Mädchen. Ein 2flügliges Fenster mit Lade von außen. In dem Stewke ist eine Vorrichtung für die Botterwing: An einem Balken ist ein Brett mit 3 Löchern befestigt. Das mittlere ist kreisrund und nach der Decke zu geschlossen, die beiden anderen sind rechteckig und gehen durch. Der Betrieb der Botterwing ist den Leuten nicht mehr bekannt. Die Meddelkamer, in der die Mädchen webten und die Leute aßen. Die Spiskamer oder Schlettkamer (= verschlossene Kammer) ist von der großen Stube aus zugänglich. Fenster mit Schiebeladen. Aus der Spiskamer ging es oppe bene (= auf den Boden).

Zwischen dem Stalle, der weiter gerückt wurde, und dem Hause wurden von Johann Janzen, dem Vater der Frau Elisabeth Quiring, nach vorne die Sommerstow und nach hinten die Husekamer eingebaut. Oben der Huseben (= Hausboden) und auf beiden Langseiten je ein Kickut (= Guckaus).

Getrennt stand ein Backhus, das etwa 1916 abgebrochen wurde, mit Backofen. In diesem war ein großer eingemauerter Ketel (= Kessel) zum Kochen der Brühe (Wasser zum Abbrühen des geschlachteten Schweines) und der Wäsche. Im Backhaus war auch ein abgeteilter Raum für Rolle und Hobelbank.

Vorne auf dem Hof stand ein Holtschur (= Holzschauer) für Holz und Torf. (Nach Mitteilung der Frau Elisabeth Quiring, † 1928.)

Gehöft in Zwanzigerweide (= Tragheimerweide 1) (Eigentümer Olschewski). An diesem Haus ist eine Ängekamer (= Endekammer) erhalten, die von einer seitlich angelegten Freitreppe zugänglich ist. Über der Tür ist draußen folgende Inschrift: PE BH HK BM 1828. Frau Welms, 82 Jahre alt, die in dieser Ängekamer wohnt, berichtet auch über ein abgebrochenes Backhaus, in dem ein großer Backofen und ein eingemauerter Kessel zum Brühekochen waren.

Gehöft Montauerweide 1 (Besitzer Wormek). Auf dem Türsturz über der Haustür steht folgende Inschrift: ANNO 1779 AV BH IHR BM. Auch an diesem Hause ist eine Ängekamer (= Endekammer) erhalten, die seitlich an das Wohnhaus angebaut ist. Zu ihr führt von der Seite eine bemalte Haustür.

1. Bilder auf der Außenseite: im oberen Teil 2 Bilder übereinander:

a) 1 Jäger mit Hund auf der Hirschjagd.

b) 2 Jäger mit Hunden auf der Entenjagd.

Im unteren Teil gleichfalls 2 Bilder:

a) 2 Jäger mit Hunden auf der Hasenjagd.

b) Ein Löwe, in die Höhe nach einem Baum spähend, auf den ein Rind geflüchtet ist, während ein unbestimmbares Tier nach der anderen Seite davonspringt.

Die Jäger tragen eine polnische mit Pelz verbrämte Mütze.

2. Bilder auf der Innenseite. Oben und unten je ein Strauß (Rosen, Tulpen, Nelken und andere Blumen). In der der Haustür gegenüberliegenden Wand 2 Türen. Auf der einen oben und unten je ein Strauß (Tulpen, Rosen und andere Blumen). Im Innern der Endekammer 2 bemalte Fensterläden, die nach oben aufzuklappen und mit Riegeln an der Decke zu befestigen sind. Die Klappen sind auf der Außenseite mit Sträuchern und Blumen bemalt. Außerdem ein Fenster mit Schiebelade. Endekammer, Wohnhaus und Stall (platt Stall) stehen in einer Richtung; die Scheune (platt Schin) setzt im rechten Winkel an den Stall an. Auf einem Balken des Stalles steht folgende Inschrift: ANNO 1790 HE BH PIR BM.

Noch andere Ausdrücke, die sich auf Haus und Hof beziehen[3]):

Husender (Haustür), romkek (Rauchküche), prellkamer (Kammer für altes Gerümpel), bettsted (Bettgestell), schlobank (Schlafbank), krebb (Krippe, ältere Form der Wiege, mit 2 geschweiften Brettern als Gängeln), wej (Wiege), desch (Tisch), lepel (Löffel), klokk (Uhr), op stecke spenne (auf Stücke spinnen); die Spinnerinnen erhielten Stücke Leinwand als Lohn. Frusteck (Frauenstück), die in Stellung befindlichen Mädchen erhielten von der jungverheirateten Frau ein frusteck zu bedruckten oder unbedruckten Kleidern. Erst nach erhaltenem Frusteck gebrauchten die Dienstmädchen die Anrede fru. Tun (Zaun), stall (Stall), meltjstol (Melkstuhl), meltjhotz (zweirädrige Milchkarre), perd (Pferd), hingst (Hengst), falem (Fohlen), falemtje (junges Fohlen), schischallemtje (kleines Fohlen), ko, Mehrz. tjej (Kühe), fette skurre (fettes Schwein), kujel (Eber), borj (verschnittener Eber), sej (Sau), hener (Hühner), katt (Katze), Schin (Scheune), tjitjelhelter (Luftloch in der Scheune unter der First). Aust (Ernte), heiaust (Heuernte), Russebod (Baracke für Sommerarbeiter).

## II. Der Mensch

### a) Der Körper

Kopp (Kopf), har (Haar), og (Auge), schleppje (Augen), nes (Nase), tjenn (Kinn), brost (Brust), arm (Arm), prech (Bauch), ben (Bein), fot (Fuß), tette

(weibliche Brüste), z. B. ekj gew dat brech e bet tett, utligje (ausliegen, von Wöchnerinnen gesagt).

b) Alters- und Verwandtschaftsbezeichnungen, Kosenamen

Brech (Kind bis zu einem Jahr), tjind (Kind), mäkes oder mätjes (Mädchen), vader, mutter, broder, sester (jüngere Form schwester), unkel, tante, herzvader und herzmutter wurde die Herrschaft von den Angestellten genannt, bevor die Ausdrücke herrtje und frutje aufkamen. Marik (Marie), Marikske (Kosename), Ank (Ännchen), Lisk, Santk (Susanna).

c) Kleidung

Lauent (Leinwand), tjeddel (Kittel, Rock), ungertjeddel, bowertjeddel (Unterrock, Oberrock), maue oder maues (die Ärmel), popemaue, popeärmel (Pfaffenärmel, das sind die weiten Ärmel der Frauen), lintemaue (Ärmelpässe), talj (Taille), taljedok (langes, schwarzes Wolltuch mit Fransen), bauzerikschall (Mütze und Tuch, zusammen im Winter getragen), tjnepkemetz (Mütze mit Knöpfen, getragen von Frau Stefanowski in Schweingrube, der Großmutter der Frau Zakrzewski in Schweingrube) [4]).

d) Speise und Trank

Roll, auch gerell (war ein Gericht aus Grütze, Pflaumen und Fleck), grett (Grütze), moschkebod (Zucker), schemper (Getränk aus Brot während der Ernte).

III. Pflanzen- und Tierwelt

Rogge (Roggen), weite (Weizen), z. B. de weite blejt (blüht), jarscht (Gerste), hawer (Hafer), arwte (Erbsen), korrmorr oder korrmerr (Gemenge), bulwe (Kartoffeln), z. B. bulwe klaue (Kartoffeln graben), tscharkle oder tscharke, auch tschartje (Dornart mit blauen Beeren), filzlis (werden die Hagebutten genannt, weil die darin enthaltenen Körner ein Jucken der Haut verursachen), – pessmere, später pessemske (Ameise).

IV. Bodenbeschaffenheit

Presempel (Sumpfloch).

*B. Gereimtes und Ungereimtes* [5])

Eine kleine Auswahl aus der Sammlung in „Die Orts- und Flurnamen im ehemaligen Gebiet Stuhm und Waldamt Bönhof".

I. Kinderreime

Ruze [6]) patruze,
wat ruschelt em stroh?
par jänskes sent barfoot
on habe kene schoh.
De schuster hawt ledder,
ken lestke darto,
sonst makt he min senke
e par nije schoh. E. St.

Horre schmantke jele,
wi fare na de mele,
ut de mele na de stad.
Bring doch onsem jungske wat!
Wat sel wi em bringe?
Strezzel on e kringel,
schokes met schnallkes,
strempkes met korallkes.
Ward ons de bur nich beter spise,
wor wi em de hacke wise. E. St.

Mille, mille, male,
mäkes koste daler,
junges koste duwedreck,
nemm de scheffel [7]),
schuw se weg,
schuw se enne rogge,
dat se quarre wie de pogge. J. Sch.

II. Gedichte und Erzählungen

En Rehhof opp dem Schwinemarkt,
da stait ne karossell.
Dä Krajewalder mäkes,
dä fare alle schnell,
dat jesicht jeschminkt,
en jedem stremp e loch,
aber fare done sä doch. H. J.

Mine mutter kokt alles,
bloß grett nich.
Alle mäkes krije männer,
bloß ek nich.
Da full ek ent krut,
wurd ek e brut.
Mine mutterke kam,
on dat si mi nam
on dat ek noch emal na Rehhoffke kam. E. W.

Ein Schwank

Ein Ehepaar mästete ein Schwein. Die Frau zeigte Verlangen nach frischer Wurst, doch der Mann erklärte, daß er das Schwein nicht eher schlachten wolle, als bis es Speck mache. Das Schwein wurde also mit Schrot und Kartoffeln weiter gefüttert, doch es machte noch immer keinen Speck. Da riet jemand der Frau, das Schwein mit Speckwürfeln zu füttern. Als sie das drei Tage durchgeführt hatte, kamen die unverdauten Speckwürfel mit dem Kot heraus. Da sagte die Frau zum Manne: Vaderke, nu well wi schlachte, ons schwin schitt worscht, nu bruk wi bloß affbinge. E. W.

Ringel, ringel, rose,
botter enne dose,
schmalt ennem kaste,
morje well wi faste,
morje ok e lammke schlachte,
dat sull segge bäh. J. Sch. d. Jüng

Ein Mädchen sagt: „Einst stand ich auf hohen Bergen." Ein junger Mann erwidert darauf: „Du dwatscher ap, wat krippst so hoch!"

E. W.

[1]) Aus: Walther Ziesemer: Das Preußische Wörterbuch. Königsberg 1914.
[2]) A. Semrau: Die Orts- und Flurnamen im ehemaligen Gebiet Stuhm und Waldamt Bönhof. 1928.
[3]) Die nachstehenden Ausdrücke bis zum Schlusse des I. Abschnittes sind meist nach der Aussprache der Frau Emilie Staebe wiedergegeben.
[4]) Nach dem Bericht der Frau Zakrzewski wurden auch Mützen getragen, um die seidne Tücher mit Schleife vorn gebunden waren.
[5]) Die Person, die uns die einzelnen Stücke übermittelt hat, ist durch die darunter stehenden Anfangsbuchstaben der Namen bezeichnet. Es bedeutet H. J. Heinrich Janzen in Montauerweide, J. Sch. Johanna Schopkowski, J. Sch. d. Jüng. Johanna Schopkowski, die Tochter der Vorgenannten, E. St. Emilie Staebe und E. W. Elisabeth Waschlewski, sämtliche in Rehhof.
[6]) ż wie franz. j gesprochen.
[7]) scheffel = Schaufel.

## Von Märchen und Märchenerzählern

von Alfred Cammann

Kein Kreis in deutschen Landen ist in neuerer Zeit derart fündig geworden an Märchen und Geschichten wie der Kreis Stuhm. Wie hat sich hier in Westpreußen, in den Dörfern am Rande des Rehhofer Forstes, das Märchen erhalten können, das doch in Westdeutschland lange vergessen und nur noch in der Buchüberlieferung am Leben war?

Wenn wir die Erzählersituation kennenlernen wollen, dann gehört auch die soziale Welt mit ihren Spannungen dazu. Immerhin schreibt ein schwedischer Gelehrter aus Uppsala über die „Westpreußischen Märchen", die Sammlung aus dem Kreise Stuhm: „Es ist eine der wichtigsten Märchensammlungen, die je erschienen sind, ein Buch, das jeder studieren sollte, der mit Feldarbeit auf diesem Gebiet der Volksdichtung beschäftigt ist." Es ist bezeichnend für die Widersprüchlichkeit menschlicher Werteinschätzungen, daß die Ärmsten die kostbarsten Überlieferungen europäischer Volkskultur bewahrt haben und das in den entlegensten Gebieten diese seltenen Schätze sich am sichersten erhielten. Zentren einer solchen Gegend waren die Dörfer Parpahren und Stuhmerfelde.

*Die Märchenerzähler aus Parpahren*

Die große Zeit des Erzählens in Parpahren, von der berichtet wird, lag vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Dieses vergessene Dorf hinter dem Walde war nicht unbedingt das rechte Refugium für die alten Überlieferungen; denn vor allem die Männer des Dorfes waren weit im Lande herumgekommen als Soldaten, als Wasserbauarbeiter, als Landarbeiter und in den großen Mäher- und Drescherkolonnen, bei der Dränage und dem Straßenbau. Die Frauen waren allerdings dorfgebundener, wenn sie nicht „in Stellung" gegangen waren. Aber sie waren unterwegs in der nahen Umgebung und verkauften z. B. in Marienburg Kränze und Girlanden, Waldbeeren und Reisigbesen sowie Leseholz, das sie früher vom Dorf in die Stadt fuhren. Es gab in Parpahren ein Erzählgut, das ich als intern bezeichnen möchte, das seine Vorlagen und Motive aus dem Dorfgeschehen holte, das von Hexen, vom Geldbrennen, vom Spuk im Walde und an den Torfbrüchen, vom Alf und der Smora, der Mahr, berichtete, wie es einzelnen erschienen und begegnet war, das aber auch noch in vielen Verbindungen zur Außenwelt stand, wo ja das ganze Land von ähnlichen Begebenheiten zu erzählen wußte. Hier war aber alles auf Orte und Personen im Dorfzusammenhang bezogen. Dagegen war das Märchen beweglicher, es kam von weither und wurde auch weithin wieder übertragen und weitererzählt, es war extern, neutraler im Ortsbezug, es war nicht personen- und ortsgebunden, obwohl es in vielen Vergleichen und Assoziationen die eigene Lebenswelt des Erzählers spiegelte, also auch zum Oikotyp, wie es die Forschung nennt, zur haus- und ortsgebundenen Variante werden konnte. Hier hat das Parpahrener Erzählen unmittelbaren Zusammenhang mit der großen europäischen Märchentradition.

Mir begegnete das Märchen zuerst in Stuhmerfelde. Es war da ein Korbflechter in einer armseligen, aber saubergehaltenen, frischgeweißten Strohdachkate, die an einem sandigen Feldweg unterhalb eines Steilhanges stand. Dem Eingang gegenüber und hinter dem Weg zog sich ein Wiesengelände bis zum nahen Waldrand hin. Wenn ich abends dort einkehrte und der Nebel über den Wiesen stand, schien die Welt wie verzaubert, märchenhaft und unwirklich zwischen Tag und Traum. Ich wollte erfahren, ob der Nachbar, der hier zur Untermiete wohnte, der Rentner Karl Restin, zu Hause sei oder wann ich ihn antreffen könne.

Von seinem Großvater Karl Restin hatte mir zuerst Max Spurgarth in Parpahren erzählt, als wir beim Bier in der Gastwirtschaft von Tresp beieinander saßen. Ich wollte mehr vom Schloßberg bei Wengern erfahren, und so verwies er mich auf die Geschichten, die vom Großvater stammten. An einem Sonntagmorgen suchte ich ihn auf dem Hof Bohnau in Stuhmerfelde auf.

Restin war ein erfahrener Mann nicht nur in den Dingen der Arbeit und des Alltags, er verstand auch etwas von der Magie, und ihn quälte das Zweite Gesicht, das Todvoraussehen in seiner Umgebung. Er wußte, wie man sich gegen Hexen zu wehren hatte, aber er konnte auch selbst wunderbare Begegnungen, unheimliches Geschehen, lebendig erzählen, wie er es erlebt hatte. Er kannte Dutzende Geschichten und Märchen. Aber mehr noch als die Erzählstoffe wurde

mir sein Erzählstil interessant, wie er eine Geschichte in Spannung, Steigerung, im Verhalten des Tempos, in den Höhepunkten gestaltete und wie er sie mit Bildern und Gleichnissen und seiner großen Lebenserfahrung erfüllte. Er ist einer der großen Erzähler, die ihre Geschichten in echter epischer Überlieferung in aller Breite ausspinnen, ohne daß sie an Spannung einbüßen. Er hat den größten Teil seines Lebens in Parpahren zugebracht.

*Das Dorf und die Nachbarschaft*

In Parpahren hatte sich das Märchenerzählen zu einer regelrechten Gesellschaftskultur entwickelt. Es gab mehrere Erzählerkreise und Gemeinschaften. Es gab aber auch gemeinsame Veranstaltungen des Dorfes wie die Marzipanverwürfelung, Jahres- und Familienfeste mit gemeinsamem Brauchtum, Vereinsfeste, bei denen wieder einzelne Könner ihre Fähigkeiten in der allgemeinen Unterhaltung entwickelten. In seinem Kreis war Restin zusammen mit dem Schuhmacher Sauff der Erzähler, diese beiden bestritten die winterlichen Abendprogramme im Hause Restin, wo sich sechs bis acht Männer, Frauen und Kinder versammelten, die Männer um den Tisch, die Frauen strickend an den Wänden und auf der Ofenbank sitzend, die Kinder auf den Hockerchen, die Bratäpfel duftend in der Ofenröhre. Oft waren die Katen tief eingeschneit, und man mußte Gänge graben von Haus zu Haus. Die Kinder holten Opa Sauff mit dem Schlitten ab. An den Kopfenden des Tisches saßen dann die beiden Erzähler und stritten sich höflich, wer den Abend zu erzählen hatte. Ebenso höflich bedankte man sich nach Schluß des Erzählabends bei Erzähler und Gastgeber. War einer der von der Waldarbeit müden Männer in der Erzählung eingenickt, wurde er unsanft geweckt; konnte er dann das letzte Wort sagen, war er entlastet, wenn nicht, mußte er von der nahen Kneipe ein Quartierchen Schnaps zur Strafe holen. Es hatte alles nach Restins Wort „sein Schick und Stil". Merkwürdiger-, aber auch glücklicherweise hat Anna Spurgarth die Geschichten des Flickschusters Sauff besser behalten als die ihres Vaters, so daß wir auch Einblick haben in das Repertoire des Partners in der Erzählgemeinschaft.

Wenn die großen *Drescherkolonnen* über die reichen Werderhöfe zogen und die Männer in den Stallbuchten unter Planen, abgekämpft von der Arbeit, sich zur Ruhe begeben hatten, dann war auch die große Gelegenheit da, Märchen zu erzählen, dem Märchen zu lauschen. Bei solcher Gelegenheit hat Restin (s. „Westpreußische Märchen" S. 11 ff.) berichtet:

„Am zweiten Abend fing ich an zu erzählen. Großer Besitzer war es: Kam der Herr und die Madam in den Stall, haben sich Stuhl bringen lassen von den Mädels und haben sich bei uns am Raum hingesetzt und mir zugehört das Verzählen! Ich kann ja nicht sagen, es war ja noch düstere Nacht, wie lang ich erzählt habe; aber ich rechne, es war an die zwei. Hat mich auch schon der Schlaf gequält, aber ich wollte die Geschichte auch durchverzählen. Da riefen welche vom Gang aus, ich sollte wenigstens beendigen die Geschichte, habe ich auch beendigt die Geschichte ... War die Geschichte von ‚Karl und Berta', von Jankowski schon im Sommer gehört, war schon nach Neujahr, war schon das andere Jahr. Habe ich zu Ende verzählt, da klatschten sie in die Hände, haben ‚bravo' geschrien! Am nächsten Abend habe ich wieder erzählt. Kamen die Herrschaften gleich nach dem Abendbrot. Da bin ich wieder von dem Maschinist ermuntert. Ich wüßt aber nicht, daß die Herrschaft drin war, das wüßte ich nicht. Der Maschinist, der kannte mich gut, der kannte mich wie seinen Finger. Der ermunterte mich wieder, ich soll noch eine gute Geschichte erzählen. Da habe ich wieder verzählt, so lange, wie ich irgend konnte! Die Uhr war nach zweie, ziemlich halb dreie. Denn habe ich gedankt, und die klatschten wieder in die Hände und sagten: Das war bravo verzählt! und brachten mich noch zur Ermunterung einen Schnaps. Hat man Ehrgefühl, tut man das Alter ehren auch. So habe ich Abend für Abend müßt verzählen, so hat es gedauert sieben Wochen lang, nur am Sonnabend fuhren wir nach Hause."

Und manchmal haben diese Drescher auch auf dem Stallgang getanzt, die Männer unter sich, „daß wir mit kaputten Socken kamen. Haben wir gescherbelt auf dem Steinpflaster! Der alte Peter Wrobel hat gemeinighin Ziehharmonika gespielt – wer mot uns doch fröhlich hole!" Auch hier herrschte Ordnung und doch Fröhlichkeit, ein Feierabend, der die harte und lange Arbeitszeit erträglich machte.

Wenn hier und auch in den Erzähltexten die wortwörtliche Wiedergabe ohne Politur geübt wird, so entspricht das den wissenschaftlichen Anforderungen an eine heutige quellenechte Darstellung. Verbrämte und polierte Texte geben uns kein echtes Bild der Umgangssprache, die uns heute interessiert, die Sprache dieser Arbeiter an der Nogat.

Die geschilderte Geselligkeit steigerte sich in den Nachbarschaften und Erzählgemeinschaften sogar zu regelrechtem Laienspiel, zu Schwank- und Märchenspiel.

Aus der Fülle der gesammelten Geschichten mögen nun einige als Beispiel folgen:

*Sagen vom Schwarzen See im Rehhofer Forst*

Die Sagen haben nicht immer gleich die vollendete Form, sie bilden sich aus dem Erlebnis, sie sind zunächst Bericht, Memorat, Fabulat und gewinnen im Volksmund und durch das Weitererzählen erst allmählich Gestalt, wie wir hier beobachten können. In einem Brief vom 20. Februar 1944 schrieb mir Anna Spurgarth:

„Der Schuhmacher Sauff hat uns erzählt: Vor Jahren ist dort eine Kirche verwünscht. Und am Osterfeiertag, da halten die Kirche ab; denn dieselbe war voll Leute, die Laster trieben. Und so ist die verwünscht. Aber um 12 Uhr mittags, da kommen welche im Nebel raus und dek-

ken den Tisch. Die sind schwarz wie das Wasser! Und der See ist noch heute im Walde, und wenn ich im Sommer mit meinen Kindern zum Beerenpflücken geh', so erzähl ich ihnen auch dasselbe, aber ich tue sie aufklären."

So klingt immer ein Zweifel, eine Rechtfertigung durch, nachdem wir oben noch die Glaubensbereitschaft erfahren haben.

Die *Schulchronik* von Stuhmerfelde, die ich am 20. Februar 1944 beim Lehrer Hinz in Stuhmerfelde während eines Lazaretturlaubs einsehen und ausschreiben konnte, bringt schon eine durchgeformte Sage, obwohl der Text hier wieder künstlich und bewußt und nicht im echten Erzählton unserer Gewährsleute mit Ausdrücken wie „lichtumflossen", „Frau von seltener Schönheit", „tieferschüttert", auch „dieweil" aufpoliert wurde. Das ist nicht die Umgangssprache unserer Erzähler.

„Vor vielen, vielen Jahren begaben sich bei Nacht drei Männer an den Schwarzen See, um zu fischen. Der eine von ihnen machte einen sehr reichen Fang, dieweil die beiden andern leer ausgingen. Neidisch und erzürnt verabredeten sie nun, ihren vom Glück bedachten Genossen bei dem nächsten nächtlichen Fang zu verlassen in der Annahme, daß er aus Furcht das Fischen einstellen werde. Gesagt, getan! Und in der Tat, der so Zurückgelassene bekam es mit der Furcht zu tun und wollte den beiden folgen. Plötzlich steht eine schwarzgekleidete Frau von seltener Schönheit und Anmut lichtumflossen vor ihm. Händeringend bittet sie den Mann, drei Nächte lang zum Fischfang zu kommen, er würde reichlich belohnt werden. Wenn er angesprochen werden sollte, dürfe er jedoch nicht antworten. ‚An der Erfüllung dieses Wunsches liegt meine Erlösung', seufzte sie. ‚Niemals wieder', klagt sie mahnend, ‚darf ich mich einem menschlichen Wesen nähern, wenn mir dieser Wunsch versagt bleibt!' Tieferschüttert steht der Mann da, doch da packt ihn die Angst, und fluchtartig folgt er seinen Kameraden. So hat der Schwarze See sein Geheimnis behalten."

*Der Fischer von Braunswalde*

Leicht übertragen sich Sagenmotive wie das von der versunkenen Kirche und dem Läuten von einem Platz auf den andern. Für die Forschung ist es interessant, wie sich die Sagen bilden. In dem Text der Geschichte, wie sie Karl Restin erzählte, in dem Zwiegespräch und der doppelten Erzählung von Mann und Frau spüren wir, wie sich da etwas formt, aber auch wie Wort und Stil die große Form annehmen, die Restin beherrscht.

„Ich werde das besser verzählen! Da haben sie gefischt, und da hat es geläutet. Und die fischten weiter. War das vor zwölf oder nach zwölf? Habe das von dem Manne auch gehört, war auch auf Ziegelei arbeiten: Josef Findling war es, Josef und Ignaz. Ignaz verzählte mich das, Josef war auch mit dabei: ‚Wenn ich mich das besinne, da graut mich noch, habe noch Angst!' (Hier zitiert Restin, um die Glaubwürdigkeit zu erhöhen, seine beiden Gewährsmänner mit ihrer wörtlichen Aussage, auch in direkter Rede – ein Kunstgriff des großen Erzählers!) Er verzählt denn: Haben sie bis zwölf gefischt, fing es an zu läuten. Da hörten sie auch nach dem Läuten einen Choral singen, als wenn es in der Kirche war, haben ein Lied gesungen, haben sie vollständig gehört, und denn – sie hörten doch nicht danach, haben weitergefischt, Netz gezogen haben sie, da fing das Boot an zu kanten, fing an zu schmeißen, war kein Wind nicht, war stilles Wasser, Wasser war ganz ruhig – Wellen gingen, gleich als wenn alles untergehen soll! Bekamen die beiden Brüder Angst, fuhren zu Land, nahmen ihre Fische in die Wanne rein, in eine Waschwanne und gehen nach Hause. Wollten bei Tag verkaufen die Fische. Und kommen gegen den Friedhof! Müßten vorbeigehen. Sitzt was auf Friedhof! Aber ganz weiß, von Kopf bis Fuß weiß! Wenn man sich ängstigen tut, sieht man ja noch viel mehr, mir ist es auch mal so gegangen, weiß das ganz genau! Gucken auf den Friedhof: Das Weiße sitzt und nickkopft immer so! War (einer Frau) der Mann gestorben, und sie ging für den alten Mann immer beten. Bei dem Beten war sie eingeschlafen und nickkopft immer so, hat ihr weißes Fußlaken übergenommen. Und die gucken, bewegt sich immerwährend! Die schmeißen die Wanne hin, und denn ziehen sie Leine! So verzählt es der Mann. Ob es in der Wahrheit beruht, kann ich nicht sagen. Die kamen nach Haus gelaufen, alle beide. Der eine war verheiratet, und der eine war noch allein. Waren aber so verjagt, daß sie nicht mal konnten sprechen. Die Frau frug den Verheirateten: ‚Was ist, und was ist nicht?' Konnten keine Antwort geben! Da hat er sich verholt und verzählte sein Mißgeschick, wiederholte es, wie es ihm gegangen ist. Da ging die Frau mit zwei, drei Frauens, wie es da war, bißchen dreister, und denn haben sie die Fische geholt und haben gesehen, was auf dem Kirchhof war. Da haben sie die ausgelacht, daß sie Kerls waren, und sind ausgerückt vor altes Weib! Mir ging es nicht besser, ich war aber dreister! Und haben so die Fische nach Hause geholt!"

*Schatzgräber in Pestlin*

Noch ist hierzulande die Sage ganz eng und lebendig mit den Gesichten und Erlebnissen verbunden, und das macht diese Begegnung mit der magischen Erfahrungswelt für die Forschung so bedeutsam. Karl Restin erzählt da eine bisher ungedruckte Sage:

„Ob es nun in der Wahrheit ruht, kann ich nicht sagen. Wenn er gelogen hat, lüge ich auch. War nicht allein, waren mehrere Menschen dabei, wie er es erzählte. (Auch hier die bemerkenswerte Absicherung des erfahrenen Erzählers gegenüber dem Wahrheitsgehalt und evtl. Zweiflern!)

Er hat es gesehen brennen, er mit seinem Kollegen. Kamen von der Arbeit und wollten nach dem Dorf. Und das war auf dem Felde wohl. Er hatte ein Holzbein. Und sagte: ‚Das hat mich mein Leben beinah gekostet!' Er hatte es brennen gesehen, und sie sind ein paar Tage drauf gegangen, sind den nächsten Tag gegangen und haben nachgegraben. Haben es denn auch wirklich gefunden! Haben es ausgegraben, haben es ausgehoben auf den Rand, auf die Oberfläche, haben es aufgemacht und besehen. Da war gelbes und weißes Geld drin! Was es für Geld war, konnt er nicht behaupten. Sein Kollege rührte noch drin, und er winkt ihm ab, er sollt nicht. Wie die gegraben haben, da waren noch Hunde und Menschen,

und allerhand Tiere waren da, und Reiters kamen da, wie sie gegraben haben – es war ganz still! Dann sagte der Kollege: ‚Das schadt ja nichts!' Dabei soll man beim Geldgraben keine Sprache führen, ganz still sein, bis man zu Hause ist. Und der sagte: ‚Schadt ja nichts', da kriegt er das los, hat es geklingert und geklötert und fuhr wieder zurück in die Grube rein, von wo sie es genommen hatten. Und haben es nicht mehr gesehen. Haben nachträglich gesucht und getan, aber nichts mehr gefunden."

Oft bemerken wir bei dem großen Erzähler – wie hier bei „geklingert und geklötert" – die Verwendung der Alliteration.

*Die Belagerung von Stuhm*

Nicht nur magische Erlebnisse, auch geschichtliche Ereignisse werden viel erzählt wie hier vom Schloßberg bei Wengern in Parpahren bis hin zu den Kriegserlebnissen der letzten Generationen. Woher diese Geschichte letztlich stammt, wäre noch zu erforschen, es ist kaum anzunehmen, daß sie noch aus der Zeit der Schwedenkriege in dieser präzisen Aussage mündlich überliefert wäre. Die Belagerung von Stuhm durch die Schweden ist historisch belegt, die kleine Geschichte will aber Restin von seinem Stiefvater gehört haben.

„Die Stuhmer wurden belagert. Geschossen vom Hintersee aus mit Steinkugeln. Die Stuhmer hatten nichts mehr, nur einen Schinken noch! Den schickten sie dem Feind. Da zog er ab. Die Schweden schossen über den See mit Steinkugeln."

*Unterirdische Gänge vom Schloßberg bei Wengern*

Als Beweis, wie lebendig das Bewußtsein alter Befunde vom Schloßberg bei Wengern ist, sollen noch drei Beispiele aus dem Erzählschatz Restins gegeben werden:

*Montau* im Großen Werder. „Das ist eine wirkliche Geschichte, ist Wahrheit. Da geht auch noch so ein Keller nach dem Schloßberg. Da ist ein großer Hof, da wohnt ein gewisser Schulz oben. Der hat da in der Scheune einen Keller. Aber wo der Keller hinführt, das weiß keiner. Er hat ihn ja auch zumachen lassen, mit eisernen Türen vergittert, daß keiner rein soll."

*Die schwarze Statur:* „Da verzählten die alten Leute, kenne den alten Menschen: Mittags kam immer eine schwarze Statur, eine Frau, ein Mädchen mit einem Henkeltopf, mit einem Paartopf einem jungen Menschen. Aber er nahm nicht Essen, er hat Angst. Aber sie hat ihm gewinkt, aber er ging niemals hin. – Und da ging er beim katholischen Pfarrer hin und stellt es ihm vor. Und der Pfarrer wollt auch was vorzeigen, aber er ging nicht weit. Da gingen gemauerte Stufen runter. Weil es duster wurde, 'r Stufe zehn, zwanzig, kam er rauf: ‚Das geht nicht, ist zu stickende Luft!' Und der Gang soll durchgehen nach Marienburg ins Schloß, und auch nach dem Wengerschen Schloß soll er gehn. Soll zwei Gänge haben, unter der Nogat geht er durch. Das kommt von Montau, der Gang, und ging nach dem Schloßberg.

*Der kleine Wicht*

Diese Geschichte hat die Tochter Anna Spurgarth in einem Brief geschrieben, sie hat sie mir aber auch noch zweimal in Langenfeld auf Band erzählt, einmal in Mundart. Überraschend ist auch hier wieder die unmittelbare Begegnung mit der anderen Welt, wie es auch im Märchen möglich ist.

„Am Waldrande steht eine Lehmkate, rings darum ist Schonung – das sind Bäume, die gepflanzt sind und schon ein paar Jahre stehen. Da wohnten zwei Familien, Wrobel und Lange. Und nun möchte ich erzählen, wie es mir mein Schwager Johann Lange verzählt hat. Er selber ist in Rußland vermißt – als Mann.

Als er noch ein Knabe von fünf Jahren alt war, mußt er seinen kleinen Bruder Gustav verwarten; denn seine Mutter und die Frau Wrobel waren in den Wald gefahren nach Holz mit einer Karre. Als er nun auch mal so allein war mit seinem kleinen Bruder Gustav, und der schlief, so hat er Kartoffel gepellt zum Abendbrot. Mit einem Mal stand ein kleines schrumpliches Männchen vor ihm, hatte eine rote Zipfelmütze auf dem Kopf und sagte zu ihm: ‚Wat mokst du dor? Jew mi ok wat her! Schmackt dot? Ek will ober von de Witte habe, mit Schaln mak ek nich!' Un so nohm he emmer mehr rut und he haft nich to schole gerode. ‚Go los, sonst schlog ek di met dem Messer!' Da nahm Johann em de Mätz wach und stoppt sich in de Hose ren. Da fing er an to prachere on to bede, aber he gof se nich.

Als sin Modder kom, so vertallt Johann von dem kleene Kerl und zeigte de Mütz vor. De bekam ober en Schrack uns sagt: ‚Lewe Jung, dat es jo wie em Trom; aber do es jo als Bewees de Mätz! Ja, wat mok wi nu, wann he wadderkemmt?' — ‚Je, Modder, hob keen Angst ek flomm an orndlich dorch!' – Nächste Dag, als Motter wadder nich to Hus weer, kom dat Mannke wadder und sagt: ‚Schenk mi doch de Mätz!' – ‚Ne, ek gew se di nich!' Und en Schwupp, so holde he se sich von de Kommod', und wach weer he mit Lache! Ober en Doler (Taler) haft he em jelote! Sie haben überall gesucht, die Schränke abgerückt, die Wände abgeklopft, aber nirgends eine Spur mehr von dem kleinen Wicht."

*Zwei Zaubermärchen aus Stuhmsdorf*

Auf die großen Märchen Karl Restins muß hier wegen Raummangels verzichtet werden. Es mögen jedoch zwei Geschichten aus Stuhmsdorf folgen, die mir durch Herrn Professor Gottfried Henßen aus dem Zentralarchiv der Volkserzählung in Marburg etwa um das Jahr 1950 als Vergleichsmaterial übergeben, aber noch nicht gedruckt wurden. Sie hat im Sommer 1932 der stud. päd. Kurt Haubitz aus Elbing in Stuhmsdorf bei dem Besitzer Jankowski aufgenommen. Wie schon erwähnt, hat Restin seine schönsten Geschichten als Buhnenbauarbeiter in einem Schlafprahm auf Weichsel und Nogat gehört, und zwar auch von einem Mann namens Jankowski. Ob die beiden identisch sind?

*Die Schwanenjungfrau*)*

Es war ein Fleischer, der hatte nur einen einzigen Sohn. Und der Alte wollte, daß der Junge eine Frau nähme. Nun sollte der Sohn das übernehmen. Nun gefiel dem Sohn keine. Er wollte etwas haben, wo keiner hat. Nun geht er mal in einen großen Garten. Da war auch ein Teich zum Baden, und da sind drei Mädchen und baden auch. Na, nu schleicht er sich ran und nahm einer das Hemd weg. Als sie sich hatten ausgebadet – die zwei, die hatten ihre Hemden und schmissen sie in die Luft und gingen gleich in die Luft wie Vögel, die dritte konnte nicht ausrükken. Er nahm sie mit in die Stube, zog seine Jacke aus, die mußte sie umnehmen, und er sagte der Mutter: „Das soll meine Frau sein"

Sie heirateten, und sie blieb auch. Einmal war er ausgefahren und ließ seinen hellen Anzug zu Haus. Und da hat er den Schlüssel drin, wo das Hemd verschlossen war. Nun revidiert sie die Taschen — wollte den Anzug waschen – und findet den Schlüssel. Nun sucht sie das Schloß von dem Schlüssel und findet das Hemd. „Nun adje", sagt sie, „Vater und Mutter!" Sie ging nach draußen und schmiß sich das Hemd über. Weg war sie. Und er kommt nach Hause. Wo ist seine Frau? Und da haben sie das gebeichtet. „Na, da muß ich mal gehen, sie suchen!" Und er ging suchen.

Nun kam er in den Wald auf einen hohen Berg. Da kam ein Kreiselwind, raffte ihn in den Wind und warf ihn in die Tscharken (Dornen). Und nun krabbelte er sich raus und kommt vor eine alte Burg. Da kommt ein altes Weib heraus. „Aha", sagt sie, „jetzt habe ich dich! Du bist der, der meine Tochter geklaut hat! Na", sagt sie, „deswegen kannst du sie soweit noch kriegen; du mußt drei Stücke machen: Erstens zwei Morgen Wald ausroden und umpflügen und Flachs aussäen und zuletzt den fertigen Flachs ausgebrochen nach Hause bringen, und das mit der hölzernen Axt, mit der hölzernen Säge, Pflug und Spaten!" Und das Gespann war ein paar Ziegen! Nun brachte ihn die Alte da hin, und dann verschwand die Alte.

Er weinte, und dann die Stubben rauskriegen und alles! Na, nun kommt sie, seine Frau. „Na, was weinst du?" sagt sie. Er erzählt ihr alles. „Na", sagt sie, „da lege dich mal hin, ich werde das machen!" Sie fing an zu arbeiten und rodete den Wald aus und hat umgepflügt, Holz ausgerupft und den Flachs gesät, und nachher hat sie eingeeggt. Auf diesem Ende hört sie auf, auf dem andren will es schon reifen. Sie konnte es ziehen und brechen, und die Ziegenböcke hat sie so eingefahren, daß sie von selbst liefen.

Zweite Aufgabe, zweitens: Er sollte ein Pferd auf einen gläsernen Berg raufreiten. Drittens: Er sollte die Braut erkennen, seine Frau. Alle drei sind gleich groß, gleiches Haar, gleiche Kleider. Bloß auf eine Rose von ihr wird sich eine Biene setzen. Da soll er aufpassen. Zu zwei: Das Pferd wollte sie ausreiten statt seiner. Sie verschwand. Er sollte das Pferd reiten, sie ritt das Pferd, ohne daß die Alte das wußte. Zu drei: Nachher kamen die drei Mädchen. Und er steht. Nun sagt die Alte: „Nun paß gut auf, kennst du sie nicht, dann ist dein Leben Gras!" Na, nun paßte er auf. Mit einem Male kommt die Biene, setzt sich auf die Rose. „Na", sagt er, „das ist sie!" – „Dein Glück, daß du sie gekannt hast!" Nun nimmt sie ihn und gibt ihm hundert Taler, auch einen Esel, und sie konnten losreiten nach Haus. Der Alten tut es leid, daß sie die Tochter so gegeben hat. Sie schickt eine Schwadron Ulanen hinterher. Die sollten sie zurückholen. Sie sagt: „Da kommen Ulanen hinter uns!" Sie steigt runter vom Sattel und macht den Esel als Hund, und das Gold, das waren Schafe! Die liefen auf dem Rasen herum. Ihn nahm sie als Krückstock, und dann hütet sie sie als Schäfer. Nun kommen sie angesprengt: Ob der Schäfer nicht gesehen hat solche und solche auf dem Esel reiten. „Ja, das ist aber schon ein halbes Jahr her!" – „Na, dann nützt es nichts!" Sie reiten zurück. Sie macht wieder alles zurück, Esel und Geld – und vorwärts! Nun schickt die Alte eine ganze Schwadron Kürassiere, schwere Kavallerie. Sie sagt: „Horch, Kürassiere kommen!" Sie macht vom Esel eine Kirche, vom Geld Leute, und sie war der Pfarrer am Altar. Der Mann, der Fleischer, war Kirchendiener. Sie fragen, ob der Kirchendiener nicht solche und solche gesehen. „Ja", sagt er, „das ist aber über ein Jahr her!". Nun reiten sie zurück. Sie macht alles wieder zurück. Sie reiten los. Mit einem Mal kommen sie nach Haus. „Na, habt ihr sie nicht getroffen?" – „Nein, bloß 'ne Kirche und Leute!" – „Das sind sie ja!" Sie huckt auf, die Alte. Sie sagt: „Horch, die Alte kommt!" Sie macht den Esel als Teich und das Geld als Fischer. Und er und sie waren Enten. Die Alte kam, sprang runter vom Pferd und rief: „piele, piele!" Aber die Pielepiele hörten nicht. Sie wollte das Wasser aussaufen, aber sie platzte auf! Sie ritten nach Haus, und wenn keiner gestorben ist, schlachten sie heute noch.

*Der Angstsucher*

Ein Junge sagt zu seiner Mutter: „Weswegen gehst du mit dem Vater abends mit nach draußen?" — „Na", sagt sie, „o mein Sohn, der Vater hat Angst!" – „Na", sagt er, „wenn ich groß sein werde, dann werde ich Angst suchen gehen!"

Nun, weil er groß geworden war, ging er die Angst suchen. Er ging und hat allen in den Gasthäusern, wo er zur Nacht lag, sein Leid geklagt, was er sich vorgenommen hat. Er kam einmal in ein Gasthaus und erzählte, daß er Angst suche. „Oh", sagte der Gastwirt, „bei mir können Sie Angst finden!" – „Oh, da muß ich mich freuen, wenn ich Angst kriegen würde!"

*) Vgl. Restins Märchen „Die verwünschten Schwäne" in „Westpreußische Märchen" a. a. O. S. 39 ff.

Nun bringt der Gastwirt ihn in eine große Stube, wo er schlafen soll, machte ihm da Streu — früher waren das so Betten, Bund Stroh, dort wurde geschlafen. Nun kommen noch zwei, wollen auch zur Nacht bleiben. „Na", sagt er, „da habe ich Gesellschaft!" Sie legen sich hin. Der Mond scheint so schön, und der, der Angst sucht, legt sich ganz vorne hin und die beiden an die Wand. Nun, so um zwölf öffnet sich die Tür: Kommt ein Frisör und legt sein Frisierzeug auf den Tisch und sucht seine Seife vor und streicht. Als er das Messer scharf hat, winkt er, und einer sagt zum anderen: „An wem ist die Reihe?" Und der, der Angst sucht, sagt: „Immer von der Wand!" Immer an der Wand lang. Nun steht der auf, geht, setzt sich hin, und dann nimmt der Frisör und seift ihn ordentlich ein, und dann geht das Rasieren los! Hat ihm die Backen geputzt, bis er unter das Kinn kam – und schnitt durch und schmiß ihn in die Stube! Jetzt wetzt er wieder das Messer und winkt: „Wer ist an der Reihe?" – „Der an der Wand!" Genau dasselbe! Nun macht der Frisör das Messer scharf und will anfangen zu rufen. Doch der Bursche sagt: „Mir brauchst du nicht zu winken!" Stand auf und setzt sich hin. Als er sich hingesetzt hat, will der Frisör ihm beim Rasieren unter das Kinn greifen „Oho", sagt der, „ich bin kitzlig, das laß sein, sonst haue ich dir eine runter!" Aber der Frisör kümmert sich nicht und will ihm durchaus an den Schlung. Aber der bürscht't ihm eins! „Na", sagt der Rasierer, „nun geh ich hier sieben Jahre rasieren (solange hatte er nicht gesprochen), aber ich habe noch keinen getroffen, wie du bist! Nun findest du zum Lohne in dem Kamine einen großen Kessel mit Geld! Da wirst du morgen einen Maurer holen und das Geld herausnehmen. Die Hälfte verteilst du unter die Armen, ein Viertel für dich, ein Viertel für die Kirche."

Die Gastwirtsfrau hat solch 'ne schöne Tochter. Nun wollt sie, der Bursche sollte Schwiegersohn bei ihr werden, weil er so reich war. Er wollte aber gehen Angst suchen. Er hat dem Alten versprochen, er kommt nicht eher nach Hause, bis er Angst gefunden hat. Er nahm sich die Tasche voll und ging und ließ das Geld beim Gastwirt bewahren.

Er ging wieder in ein Gasthaus. Da sitzen die Besitzer und saufen, und einer sitzt an einem Tisch allein. „Na", sagt er zu dem, „Sie sitzen immer so allein?" – „Mir geht es nicht so gut wie den andern, also kann ich auch nicht so trinken wie die!" – „Oh, deswegen können wir noch ein Glas Bier trinken und uns was erzählen!" Der Bursche erzählt, daß er Angst sucht. „Oh", sagt der, „dafür kann ich Ihnen helfen, daß Sie Angst kriegen werden!" – „Nun, da werde ich mich freuen, wenn ich Angst haben werde!" Na, nun sagt er: „Nehmen Sie mal etwas zum Kochen mit, und dann werden wir gehen!" Da nahm er sich etwas zum Kochen mit, und da gingen sie. Plötzlich sagt der Besitzer: „Wir sind da!" Da kommen sie an einen Kreuzweg, da war ein Haus. In dem Haus hat es so sehr gespukert, da konnte kein Mensch wohnen in dem Haus. Sie setzten sich an den Ofen, und als sie beim Abendbrotkochen sind, sagt einer im Schornstein: „Ich komme!" – „Wart' mal, ich werde den Tiegel runternehmen, da kannst du kommen!" Er schmiß ein Bein runter. Der nimmt das Bein, schmiß es in die Stube und kochte weiter. Wieder schreit es: „Ich komme!" Genau dasselbe. Diesmal ein Arm! Weiterkochen. Der zweite Arm kommt runter. Weiterkochen. „Ich komme!" Da kommt der Rumpf runter! Er schmiß alles auf einen Haufen und lachte. Mit einem Male kamen die Schmiede an mit Amboß und Hammer und kriegen den zu fassen und schmieden ihn zusammen, den Zerrissenen, und rückten aus. Als sie ausrückten, sagte der Bursche zum Bauern: „Na, komm essen!" Der war aber tot, vor Angst gestorben. Da sagte er zu dem Zusammengeschmiedeten, dem sie einen Trog hingestellt hatten: „Willst du essen?" Da komm!" Da kam der essen. Und der Bursche kriegte keine Angst. Er ging zurück ins Gasthaus und sagte: „Mein Kollege ist vor Angst gestorben." Trank noch eins und ging zurück, wo er sein Geld gelassen hatte. Die Gastwirtsfrau war freudig. Sie glaubte, daß er Angst gefunden habe und Schwiegersohn werden wird! „Oh", sagte er, „ich habe keine Angst gefunden!"

Nun war sie traurig. Sie war gerade beim Schweineschlachten. Da sagte eine Frau: „Was fehlt Ihnen?" Sie erzählt den Grund. „Oh", sagt die Frau, „dem bring ich Angst bei! Aber er muß zum Schlafengehen kein Licht machen!" Sie will ihm Angst beibringen. Als es Zeit zum Schlafengehen war, zeigten sie ihm die Kammer. Sie nahm eine dicke Fleck (Darm) von dem Schwein und füllte sie mit Wasser und legte sie über das Bett. Wenn er sich hinschmiß, schlug ihm der Darm um den Leib! Jetzt kriegte er Angst und rannte beinahe die Tür ein! Jetzt wußte er, was Angst ist, und heiratete.

*

Diese beiden Stuhmsdorfer Märchen, die uns ein Zufall erhalten hat, bezeugen, daß über den Erzählschatz der Usnitz-Parpahrener hinaus auch an anderen Stellen des Kreises Erzähler zu finden waren. Jedenfalls hat der Kreis Stuhm uns ein lebendiges Bild dieser Wunderwelt des Märchens beschert, auch als ein bedeutsames Spiegelbild der eigenen Heimat. Denn jede Geschichte trägt hier die Züge ihrer Umwelt. Allgemein bekannte Erzählungen haben charakteristische Züge der heimatlichen Landschaft und Bevölkerung angenommen. Jetzt ist es Sache der Stuhmer, sich dieses Stück Heimat, wie es uns glücklicherweise überliefert und erhalten geblieben ist, zu bewahren. Als geistiger Besitz sollte es für uns unverlierbar sein.

## Else Lubenow - eine heimliche Schriftstellerin des Kreises

von Alfred Cammann

Wenn alles gedruckt wäre, was Else Lubenow handschriftlich oder mit der Maschine geschrieben hat, es müßte manchen Band füllen. Sie ist am 29. Oktober 1885 in Königsberg geboren als Älteste von acht Geschwistern und am 10. Mai 1965 mit 79 Jahren an einem schweren Leiden in Gelsenkirchen im Krankenhaus gestorben. Zwischen Weißenberg und Parpahren war sie als Tochter des Amtsvorstehers Uthke in Usnitz-Rosenkranz bekannt. Der Vater war Lehrer, bevor er dann nach vorzeitiger Pensionierung seinen Hof in Usnitz und das Amt in Rosenkranz übernahm; er war Sohn eines Pfarrers aus Reichau, die Mutter Bauerntochter aus Kopiehnen, Kreis Pr. Holland.

Else Lubenow hat schon von Kindheit an viel gelesen. All das schlägt sich in ihren Romanen, Novellen und Märchen nieder. Aber sie hat auch Märchen von der Mutter gehört, die sie wie auch andere, erfundene Märchen für Kinder ausarbeitet und mit phantastischen Geschehnissen erfüllt. Dadurch bekommt vieles einen romantischen, sentimentalen Zug, manches gerät aber auch, durch ihre ernste Natur bestimmt, ins Tragische, als ob sie ihr schweres Altersschicksal vorausgeahnt hätte.

Ihr von der Mutter übernommenes Märchen „Mannche wie'n Spannlang, Bartche zwei Ellen lang", das sie auf 38 sauber beschriebenen Seiten ausgeführt hat, ist eine interessante Entdeckung für die Erzählforschung, weil damit zwei Varianten aus einem Ort kommen; denn Karl Restin hat diese Geschichte auch in Großform, wenn auch in anderem Verlauf und Zusammenhang erzählt.*) Ihr Märchen „Holl, holl, eck seh di woll" ist in dem internationalen Typenverzeichnis nicht vertreten, es könnte aus literarischer Überlieferung stammen, doch hat sie es von der Mutter gehört. Das Märchen vom „Fischer und seiner Frau" hat bei ihr noch eine sehr lebendige Fortsetzung erfahren, die Frage ist, ob diese aus ihrer Feder stammt. Der Schwank von der dummen Frau mit dem Titel „Von der klugen Ilske" wird von ihr romanhaft zu gutem Ende gebracht.

Unter dem Pseudonym Marga Fellhammer hat Else Lubenow aber auch „Probleme unserer Zeit" angesprochen und eine Geschichte über einen „Atom-Meiler" geschrieben. Für Heimatkalender, Jahrbücher und entsprechende Zeitschriften liegt ein reicher Fundus vor. Sie hatte ihre Freude am Schreiben, aber auch ein beachtliches Talent, das sich in ihrem nachgelassenen ungedruckten Schrifttum erweist.

Nachfolgend eine ihrer Geschichten, über die sie mir schrieb: „Die hat mir ein Großknecht bei der Nachtwache im Stall beim Kalben oder Fohlen erzählt." Sie wird hier leicht gekürzt wiedergegeben.

*) Vgl. „Westpreußische Märchen" S. 177 ff.

*Judenberg*

Judenberg ist ein Höhenrücken, der Kl. Usnitz von Rosenkranz trennt, er zieht sich vom bergigen Waldrand bis zum Nogatdamm hin. Auf ihm stehen vielleicht drei bis vier Bauernhöfe mit schönen Obstgärten und Blumen- und Gemüsebeeten. Die beiden Hänge sind nach Gehöften eingezäunt, darin gehen Pferde, aber auch die Kühe, wenn sie zum Melken eingetrieben werden, und die Schweine haben hier einen Auslauf und wühlen nach Herzenslust. Warum dieser Erdrücken Judenberg hieß, weiß ich nicht, vielleicht hat er einmal einem Juden gehört.

Es war schon lange vor der Jahrhundertwende, da lag hier ein Bauer sehr schwer krank. Er wollte aber nicht, daß nach dem Arzt geschickt wurde. „Dat geiht allens voreewer; is allein jekoome, jeit et ok wedder von selber weg!" So verkniff er die Schmerzen. Aber je weiter der Abend, desto größer die Schmerzen. Freilich mit dem Holen eines Arztes war das so eine Sache. In dem Kreisstädtchen Stuhm lebten, soviel ich mich besinnen kann, zwei Ärzte – das Krankenhaus war wohl noch gar nicht gebaut – der Dr. Schimanski und Dr. Murawski. Wurden sie von einer Krankenvisite außerhalb zurückgebracht, wartete schon ein anderer auf sie. Es dauerte Stunden, bis dem Kranken die dringende Hilfe kam. Telefon gab es noch nicht, da mußte eben ausgehalten werden.

Mit dem unglücklichen Bauern wurde es aber immer schlimmer. Da handelte die Bäuerin selbständig. Auf den Rat der Nachbarinnen ließ sie auf den Bretterwagen eine dicke Schicht Stroh packen, darauf kamen Decken und Laken. Dann trug man den vor Schmerzen Stöhnenden auf den Wagen, legte ihn lang hin und deckte ihn gut zu.

Es schummerte schon, die Laternen waren schon angesteckt und baumelten an jeder Seite des Wagens an den Rungen. Die ruhigsten, ältesten Pferde waren schon vorgespannt. Der Knecht und der Nachbarssohn kletterten vorn auf das Sitzbrett. Unter vielen guten Wünschen und Ermahnungen fuhr der Wagen ab. Schritt vor Schritt stapsten die Pferdchen den steilen, mit vielen kleinen, aber auch größeren Steinen besäten Weg aufwärts. Auf dem Hauptweg oben ging es aber auch nur langsam voran. Die jungen Männer unterhielten sich munter. Es war recht dunkel geworden. Allem Anschein nach kam auch noch ein Gewitter auf. Der Wind fuhr durch die Baumwipfel, die aufgescheuchten Vögel flogen schreiend um die Köpfe der Pferde, doch die störte das nicht. Ruhig gingen sie ihren Weg. Der Sturm hatte jetzt zugelegt. Es war so dunkel, daß der Kutscher den Weg nicht mehr erkennen konnte. „Ich muß mich auf die Pferde verlassen", erwiderte er, als sein Beifahrer bemerkte, daß sie doch bald an der Knüppel-

brücke sein müßten. „Die Pferdchen halten die Spur, die haben die Witterung, ist ja nicht das erste Mal, daß sie den Weg bei Nacht machen!" – „Ich weiß nicht, ob dem was passiert ist. Mir ist so komisch zumute!" sagte der Bauernsohn. Ein langer Blitz hinten im Wald und ein gewaltiges Donnern. „Ich will mal nachsehen, wer weiß, ob er noch die Kraft hat, die Decken wegzuschieben, wenn sie bei dem Gestukker auf ihn gerutscht sind!" — „Na, denn schnell !" Der Wagen hielt, der Bauernsohn kletterte herunter.

Die Knüppelbrücke mußte bald kommen. Man erzählte, daß da einmal ein Betrunkener vom Blitz getroffen wurde, in das Wasser des Grabens gefallen und ertrunken sei. Und weil er betrunken war, als ihm das geschah, mußte er dort umgehen, erzählten die Leute, und wenn er einen zur Nacht und bei Gewitter erwischt, dreht er ihm den Kopf um.

Der Junge hatte sich in der Dunkelheit an dem Wagen entlanggetastet und war zum hinteren Schützel gekommen. Er hob die Decken, nichts war zu sehen! Er fühlte mit der Hand nach dem Gesicht. „Mensch, Franz, der ist tot, eiskalt!" – „Komm, wir fahren weiter, daß wir erst über die Brücke kommen!" und dann dieser Sturm – und einen Toten auf dem Wagen, und die Eulen schrien im Sturm „komm mit".

Da blieben die Pferde stehen, und hinten im Wagen raschelte und stöhnte es. Das Gespenst? Der Wind hatte für einen Augenblick die Wolken aufgerissen, der Mond grinste auf diese armseligen Menschlein herunter, die sich nicht umzudrehen wagten. Aber die Pferde standen! Da, da sahen sie: Hinter ihnen im Wagen hatte sich der Tote aufgesetzt ... Die beiden sprangen vom Wagen, jeder an seiner Seite, und verschwanden im Gebüsch. In weiter Ferne zuckte noch ein Blitz, dem ein ohrenbetäubendes Krachen und Splittern folgte, dann unheimliche Stille. Vorsichtig schoben sich die Pferde zurück, das beobachteten jetzt die beiden Männer vom Wegrand her, als der Mond wieder aus einem Wolkenriß hervorlugte.

Noch einmal schien der Tote mit dem Kopf zu nikken, dann legte er sich zurück. Nun aber erkannten sie, daß sich da ein Laken, aufgeweht durch den Sturm, in den Speichen verfangen hatte. Wenn die Pferde anzogen, spannte sich das Laken über den Seitenbrettern und hob den Toten auf; als aber die Pferde ihre Sielenstränge lockerten, lösten sich auch die Tücher, und der Tote fiel zurück.

So faßten sich die Burschen ein Herz und wendeten, um den Bauern zurückzubringen, damit er auf seinem Friedhof begraben wurde.

*Schrifttum* von Else Lubenow
– mit Hand oder Maschine geschrieben –

*Märchen:* Mannche von Spannlang
Holl, holl, eck seh di woll
Der Fischer und seine Frau
Kikeriki

*Schwank:* Die kluge Ilske

*Märchendichtung für Kinder:*
Das Abenteuer der Prinzessin Tausendschön
Mausi und die Schmuggler
Die Misemaus
Familie Osterhas
Prinz Liebhold
Die Tarnkappe

*Romane:* Der Tannenhof (nicht hier im Archiv)
Brüderchen und Schwesterchen
Peter und Paul, die Robinsonfahrt

*Novellen und „Erzählchen"* (wie sie es nennt):
Das Grab im Walde
Große Schneeflocken
In Hamburg
Großvaters Geburtstag
Vergeben und vergessen
Ihr Traum von Italien
Ostpreußische Schlittenfahrt
Der schwarze Hengst
Ritt unterm Regendach
Hopp in den Graben
Die Drehorgel
Der verregnete Ausflug
Der Hampelmann
Im Krankenhaus
Der Osterhase
Ich hab es getragen sieben Jahr
Das grüne Gespenst
Rosi im Maulwurfsloch
Ich will
Heide
Das verlorene und wiedergefundene Herz
Der silberne Kessel
Puppenmütterchen
Matz und die Schutzengel
Der Schweriner See

*Abhandlungen:* Probleme unserer Zeit
Atommeiler
Tagebuch
Fluchtbericht

## Sagen aus Honigfelde

*Das Gespenst am Weißensee*

Ein betrunkener Mann fuhr am Weißsee vorüber und fluchte laut und gotteslästerlich, da gingen plötzlich seine Pferde durch und rannten unaufhaltsam in den See, in dem sie und der Mann versanken. Seit jenem Tag können manche Menschen in der Geisterstunde das Rollen eines Wagens hören und oftmals über den See zwei schwarze Pferde rennen sehen, die aus den Nüstern feurroten Atem blasen. Heute noch scheuen viele Pferde, wenn sie an den Weißsee kommen.

Einmal ging ein Mann in der Nacht an den Weißsee, um zu fischen; da begann es plötzlich zu donnern und zu blitzen, das Wasser rauschte und schäumte, und ganz deutlich hörte er das Wiehern von Rossen, aber er konnte sich nicht erklären, woher das alles kam, denn kein Pferd war zu sehen, und kein Wind wehte in der wolkenlosen Nacht. Da sah er eine Gestalt vom Kirchhof heranschweben, die immer näher an den See kam, jetzt erkannte er den Teufel, der immer wieder vorwärts schwebte und dann langsam entschwand; aber jedesmal kam er dem einsamen Fischer näher, bis er ihn schließlich ganz erreicht hatte. In seiner Angst griff der Mann in das Wasser und schlug mit der nassen Hand ein Kreuzzeichen. Da verschwand der Böse, und es wurde in dieser Nacht wieder ganz ruhig und still auf dem See.

*Das Irrlicht auf dem Choino-See*

Als der Choino-See noch eine große, sumpfige und moorige Fläche war, sah man allnächtlich in seiner Mitte ein Licht flackern. Zu diesem Licht ging nun in jeder Nacht ein Knecht, und niemand hat je erfahren, was er dort tat. Einmal aber folgte dem sonderbaren, schweigsamen Knecht der Bauer, bei dem er diente, um zu sehen, was jener mit dem seltsamen Licht zu tun habe. Seit jener Nacht sind Bauer und Knecht für immer verschwunden. Der Bauer ist im Sumpf ertrunken. Ob er den Weg durch das Moor nicht kannte oder ob der Knecht oder das Licht ihn irre geführt hat, kann niemand sagen. Von dem Knecht weiß man aber, daß er sich nie im Sumpf verirrte, und man weiß auch, daß er lahm war und einen Holzfuß gehabt haben soll. Manche sagen, es könne auch ein Pferdefuß gewesen sein.

Lange, lange Zeit sah man noch über der Stelle, an der der Bauer versunken ist, in nächtlicher Stunde das unruhige Licht flackern.

*Die Wette mit dem Teufel*

In Honigfelde lebte ein geiziger Bauer, der einen großen Schatz von Gold heimlich am Kreuzweg vergraben hatte. Nach dem Tode des Besitzers sah man an jener Stelle in der Nacht einen Feuerschein leuchten, und man erzählte im Dorfe, der Teufel halte dort Wacht.

Nun wohnte in Honigfelde ein Mann mit Namen Kotlewski, der besaß das 7. Buch Moses und hatte viel darin gelesen. In einer Vollmondnacht ging Kotlewski mit seinem Freunde an den Kreuzweg, und beide lasen lange in der geheimen Schrift. Da erhob sich ein Brausen in der Luft, und als sich die Männer umsahen, stand hinter ihnen der Teufel. Von Furcht ergriffen liefen beide davon, und deutlich hörten sie den bösen Geist lachen. Da faßte sich Kotlewski ein Herz, preßte das geheime Buch an sich und ging zusammen mit seinem Freunde zurück zum Kreuzweg. Der Teufel kam ihnen entgegen und bot beiden Männern eine Wette an: Sie sollten mit ihm einen Wettlauf machen, und wer zuerst am Kirchhof ankomme, dem solle der vergrabene Schatz gehören. Die beiden Freunde könnten sogar ein Pferd holen und statt zu laufen reiten. Wenn nun der erste Hahn im Dorf kräht, dann müßten sie vom Kreuzweg losreiten, während der Teufel dann erst den Schatz ausgraben wollte, um dann noch mit ihnen den Wettlauf aufzunehmen. So wurde es angenommen und getan.

Beinahe hätten die Freunde die Wette gewonnen, kurz vor dem Friedhof aber stürzte ihr Pferd.

Am nächsten Morgen fand sie ein Bauer, wie sie fast leblos, blutig und ganz zerschlagen vor dem Friedhof lagen, und als sie schon lange wieder gesund waren, hatten sie noch immer viele Narben und große Beulen an ihren Köpfen, und sie trugen diese schmerzhaften Zeichen ihr ganzes Leben lang zur Strafe für ihre Goldgier und als abschreckendes Gedenken für ihre Wette mit dem Teufel, dem doch der ganze Schatz verfallen war.

An jener Stelle, wo einst der Teufel nächtliche Wacht gehalten, steht heute ein Kreuz, das den bösen Geist von jenem Ort verbannt.

*Der Geisterzug*

Auf dem Wege von Honigfelde nach Portschweiten kommt man an einem Kreuzweg vorüber. Dort haben alte Leute in der Geisterstunde Männer wandeln sehen, die keine Köpfe hatten. In der Adventszeit aber ist es an dieser Stelle besonders schaurig. Da kann man um Mitternacht einem unheimlichen Geisterzug begegnen, der mit Heulen und Brausen an dem einsamen Wanderer vorüberjagt. Hunde, Reiter und ein großer Wagentroß eilen mit Stöhnen und Klagen dahin, alle Tiere und Menschen aber in diesem wilden Zug haben keine Köpfe.

Ob es wohl Erschlagene sind? – Gefallene aus der großen Schlacht von Honigfelde? – Oder ob die alten Heiden hier zu nächtlicher Jagd reiten und ihre alten Heimatwälder suchen, aus denen sie nach heißen Kämpfen vertrieben wurden?

Niemand kann es sagen, aber viele haben jenen grausigen Geisterzug am Kreuzweg gesehen.

## Gespensterspuk im Ordensschloß zu Christburg*

von Dr. Franz Wolho - F. Schmitt

An den ersten Aufenthalt des Königs Jagiello in Christburg knüpft sich eine Sage, die ihre Entstehung angeblich dem Predigermönch Simon Grunau verdankt. Er erzählt folgendes:

„Vor dem unglücklichen Kriege, der durch die Schlacht bei Tannenberg (1410) bezeichnet ist, war ein Komtur zu Christburg, Albrecht von Schwarzburg. Dieser hatte dem Krieg gegen Polen widerraten und war sehr ingrimmig, als er dennoch unternommen wurde. Als er nun selber pflichtgemäß in den Krieg zog, wollte er in seinem Ärger das Schloß ohne Abschied verlassen. Ein Chorherr aber ging hinter ihm und fragte ihn, wem er denn in seiner Abwesenheit das Schloß befehle. Da antwortete der Komtur mit düsterer Miene und furchtbarer Stimme: ‚Dir und den bösen Geistern!' Worauf er, seinem Rosse die Sporen gebend, davonritt.

Er sollte nicht wiederkehren, denn er wurde bei Tannenberg erschlagen. Im Schlosse aber erhob sich seitdem ein solcher Spuk, daß es niemand darin aushalten mochte. Wenn die Knechte wollten in den Stall gehen, kamen sie in den Keller und soffen sich voll, daß sie nicht wußten, was sie taten. Wenn der Koch und sein Gesinde in die Küche gingen, fanden sie darin die Pferde stehen, und es war ein Stall daraus geworden. Wollte der Kellermeister etwas in dem Keller verrichten, so fand er Wassertröge und dergleichen mehr darin. Wenn die Ordensbrüder im Schlosse essen wollten, so waren die Schüsseln voller Blut.

Es kam ein neuer Komtur aus Frauenburg, dem ging es am allerschlechtesten; denn einmal wurde er im Schloßbrunnen an seinem eigenen Barte aufgehängt gefunden, daß er mit Mühe wieder ins Leben kam; ein andermal fand man ihn auf dem obersten Dache des Schlosses. Darauf fing sein Bart von selbst an zu brennen, und es half kein Wasser, bis er aus dem Schlosse lief. Kurz: Es hausten Kobolde darin, noch schlimmer wie in dem Schlosse von Woodstock.

1412 kam ein Schmied, der in Rom gewesen war, nach Christburg zurück, ging aus Neugierde aufs Schloß und traf hier den Hauskomtur, der 1410 bei Tannenberg erschlagen worden war. Dieser zeigte ihm den Spuk, weissagte daraus Unheil für den Orden, befahl dem Schmied, dieses dem Hochmeister anzusagen, und verschwand dann mit einem Donnerschlag. Der Schmied richtete den Befehl des Gespenstes aus, ward aber zum Dank dafür in die Nogat geworfen."

---

*) Aus: „Geschichte des Stuhmer Kreises"

## Die Prinzessin und der Jäger

Aus: Heimatkalender des Kreises Stuhm, 1933

Vielen Bewohnern des Kreises ist die zwischen Kalwe und Georgensdorf gelegene Heidenschanze bekannt; aber wenige kennen Kikuts Berg, der auf seinem Gipfel ein kleines Bruch trägt, von dem aus eine Wasserleitung das Vieh der Hofbesitzerin Kikut mit Wasser versorgt. Getrennt sind diese bemerkenswerten Punkte durch ein tiefeingeschnittenes Wiesental mit steilen Rändern, das von einem munteren Bächlein durchflossen wird, und dieses Bächlein friert auch im kältesten Winter nicht zu.

Die Sage berichtet: In grauer Vorzeit stand auf diesem Berge ein Schloß, in dem eine liebliche Prinzessin im Kreise anmutiger Mädchen fröhliche Tage verlebte. Auf der anderen Seite des Wiesentales lebte ein Jäger, jung, von schöner Gestalt, mit leuchtenden blauen Augen. Gar oft hatte der Jäger die Prinzessin erblickt, und Liebe hat sich in sein Herz eingeschlichen. Lange wagte er nicht, sich ihr zu nahen; endlich aber faßte er sich ein Herz, ging zu ihr und fragte, ob sie seine Frau werden möchte. Das Herz der Prinzessin aber war stolz, und sie sagte ihm, wenn er jenseits des Flüßchens einen Berg auftürme, dem ihren gleich, wolle sie sein Weib werden, und er solle als Gebieter auf dem Schloß wohnen.

Mit artigem Gruße verließ der Jäger die Prinzessin, rief seine Knechte und begann das Werk. Mit eitler Freude sah die Prinzessin, wie jenseits des Flüßchens ein Berg emporwuchs. Weil aber der Jäger sich keine Ruhe gönnte und Wind und Wetter für nichts achtete, wurde er mitten im Werke krank und starb. Seine Leute begruben ihn auf dem Gipfel des aufgetürmten Hügels.

Die Prinzessin aber wunderte sich über den Stillstand der Arbeiten, schickte eine ihrer Gespielinnen hin und erfuhr das Unglück. Dann schloß sie sich drei Tage lang ein, nahm nicht Speise und Trank zu sich und flehte zu den Göttern, sie und ihr Schloß zu vernichten. Am Abend des dritten Tages zogen Wetterwolken auf. Schwarz ward der Himmel. Die Mägdlein bebten. Da zuckte ein Blitz, und des Donners Stimme brüllte. Das Schloß flammte auf und sank in die Tiefe. Am nächsten Morgen war ein kleiner Teich an dieser Stelle. Ein kleines Vöglein aber, die Seele der Prinzessin, fliegt noch heute zwischen Teich und Schanze hin und her.

# Kulturdenkmäler im Kreise

## Die Burg Zantir - Der Stand der Forschung

von Alfred Cammann

Zur Besetzung Pomesaniens baute der Orden Stützpunkte am Ostufer von Weichsel und Nogat. Waldemar Heym hat die Burg Quidin im Vorfeld von Marienwerder entdeckt; der Platz von Zantir ist viel gesucht, aber bis heute nicht gefunden worden. Von mir wurde die Forschung auf den Schloßberg bei Wengern verwiesen, Heym hat diese These bestätigt. Da uns die Grabungsmöglichkeiten genommen sind, erwarten wir die Lösung des Rätsels durch polnische Archäologen, mit denen uns ein gemeinsames Interesse an diesem bedeutsamen historischen Objekt verbindet.

Zantir, vielleicht wie Stuhm, Pestlin u. a. ursprünglich eine prussische Wehranlage, wurde von Bischof Christian, dem deutschen Zisterzienserbischof aus dem Kloster Lekno, als Missionsstützpunkt jenseits der Nogat gewählt für ein castrum, eine Burg, und als civitas, als Ort mit einer Kirche. Bischof Christian wurde von den Prußen gefangen und fünf Jahre in Samland festgehalten. Diese Gelegenheit benutzte der Orden, um sich im Gegensatz zu Riga hier die Herrschaft über die zu gründenden Bistümer in Preußen zu sichern, er besetzte auch Zantir. Dies allerdings im Widerstreit mit dem Herzog Swantopolk von Pommerellen, der seinerseits Zantir besetzte und die Nogat für den Nachschub des Ordens nach Elbing, das 1237 etwa gleichzeitig mit Christburg gegründet wurde, durch eine Schiffssperre unterbrach. Ein Angriff Swantopolks auf Christburg wurde vom Orden zurückgeschlagen und Swantopolk aus Zantir und hinter die Weichsel vertrieben. Im Frieden von Christburg 1249 hat der Orden seinen Besitzstand in Pomesanien gesichert und dem Bruder des Herzogs, der auf seiten des Ordens stand, das Werder überlassen, das im Erbfall dann an den Orden fiel und als insula Santirii der Verwaltung der Komturei Zantir unterstellt wurde. 1280 entschloß sich der Orden zur Aufgabe von Zantir und Übertragung seiner Funktionen auf einen neuen Platz mit einer neu und größer zu bauenden Burg, der Marienburg. Der Komtur von Zantir übernahm die Bauplanung. 1309, als Pommerellen durch Kauf an den Orden gefallen war und damit eine Brücke zum deutschen Hinterland bildete, aber auch nachdem die Positionen des Ordens im Mittelmeer und schon früher in Siebenbürgen aufgegeben werden mußten, verlegte der Hochmeister seine Residenz an diesen neuen Platz; Marienburg löste Zantir ab. Zantir war somit auch die Mutterburg des Hochmeistersitzes und verdient darum schon unsere besondere Beachtung. Warum der Orden diese Verlegung vornahm, ist schwer zu ergründen. Ob es der freiere Raum, der festere Boden, der günstigere Verkehrsweg von West nach Ost war? Jedenfalls hat Zantir seine Funktion in der Anfangszeit als Sicherung des Weges von der curia Montau, einem Ordenshof auf dem Werder über Kittelsfähre, von der Marsch auf die Geesthöhe bei Usnitz Richtung Wengern - Braunswalde - Willenberg und gleichzeitig die Kontrolle über die Nogat erfüllt. Die Verlegung der Burg ist von dem Chronisten Peter von Dusburg so vermerkt worden: „Anno MCCLXXX castrum Santirii mutato nomine et loco translatum ad eum locum, ubi nunc situm est, et vocatum nomen ejus Mergenburgk, i. e. castrum sancte Marie ...“ (Zu Deutsch: Im Jahre 1280 wurde die Burg Santir, nachdem sie wechselnde Namen und Orte gehabt hatte, an den Platz verlegt, wo sie jetzt liegt; und ihr Name ist Mergenburgk, das heißt Burg der heiligen Maria.)

Von 1280 bis 1309 hat diese Aktion gedauert. Ab und an taucht Zantir noch in Ordensakten auf, zuletzt noch in einer polnischen Belehnungsurkunde als Dorf. Nur einmal noch gewinnt der Platz von Zantir in seiner ursprünglichen Verteidigungslage die alte Bedeutung wieder; das war in dem Stände- und Städtekrieg gegen den Orden von 1454-66. Eine Ordensbesatzung hat sich wahrscheinlich im Gelände des Ordensvorwerks Wengern und in der dortigen damals noch erhaltenen Kirche „eingegraben“. Das polnische Heer suchte die Anlage zu stürmen, die Elbinger griffen vom Wasser aus an. Aber in der Nacht brachen 300 Ordenssöldner aus Marienburg den Ring der Belagerer auf, holten die Besatzung heraus und machten die Wehranlagen dem Erdboden gleich. Kein Wunder, daß in den Sagen der Gewährsleute aus Parpahren die Ordensleute als die Zerstörer des Schlosses auf dem Schloßberge gelten. Die Vorstellung von einem Schloß hat sich hier im Volksmund erhalten, ebenso erhielten sich Namen wie Schloßteich, Schloßgraben und Schloßparowe, aber die Bezeichnung Schloß bezog sich jetzt auf das Gutshaus der Domäne Wengern.

Der Namenswechsel von Zantir auf Wengern ist ebenso rätselhaft wie das spurlose Verschwinden der Burg, wenn nicht die Leute aus Parpahren von unterirdischen Gängen, Mauerwerk, Ziegeln in Ordensformat zu berichten wüßten. Der Name Zantir läßt selbst viele Deutungen zu. Vielleicht führt uns eine Spur vom Namen Wengern ein Stück bis zu dieser Forschungslücke zurück. Ich hatte zufällig ein Wengern an der Ruhr bei Dortmund entdeckt; die Herren von Wengern sind im Ostgebiet des Ordens aufgetreten, Memel hieß zuerst Neu-Dortmund. Jetzt berichtet ein Aufsatz von Kleinfeld in der „Kleinen Weichsel-Zeitung“ aus dem Verlag Wendt Groll-Beuermann, Herford, vom 9. November 1972, wie im Jahre 1730 Friedrich Wilhelm I. ein Gut bei Marienwerder an den Generalmajor von Dönhoff verschenkte, mit der Randbemerkung, daß die Familie Dönhoff dem west-

fälischen Uradel angehöre, 1637 in den Reichsfürstenstand erhoben worden sei und daß die Familie ihren Stammsitz bei Wengern an der Ruhr habe! Damit schließt sich dieser Ring der Nachforschungen bis auf das kleine Glied der eigentlichen Namensübertragung von Zantir auf Wengern, und es bleibt festzustellen, wann die Dönhoffs unser Wengern besessen haben.

Es ist noch eine Urkunde aufgetaucht, die der polnische Pfarrer P. Czaplewski in den Zapiski Tow. Nauk. w. Torunie Bd. 12 (Thorn 1939) veröffentlichte. Darin heißt es, daß Zantir in Weißenberg zu suchen sei „auf Grund eines Regestes, einer Urkunde Sigismunds I. für den Danziger Castellan Johannes Balinski über das Dorf Poln. Braunswalde und die Faule Lache, die innerhalb der Grenzen des Dorfes Czanters und zwischen den königlichen Wäldern von Metrica und Rosenkranz gelegen war". Sein wichtiger und bis jetzt letzter urkundlicher Hinweis auf Zantir dürfte gerade in bezug auf die These, daß Zantir bei Wengern gelegen war, nicht ausschlaggebend sein.

Dieses Dorf Zantir ist also fixiert auf die drei Punkte Metrica, das nach Archivdirektor Dr. Koeppen mit Metritzkampe identisch zu sein scheint, jedenfalls in dessen Nähe gelegen ist und als solches 1868 mit Pieckel, Kr. Marienburg (!), vereinigt wurde, Rosenkranz und eben Braunswalde. Es gibt keinen Bezug auf Weißenberg, sondern Braunswalde scheint m. E. hier den Schwerpunkt zu bilden. Eine „fuule Laak" will mein Freund Max Spurgarth aus Parpahren noch am Fuß des Schloßberges gekannt haben, obwohl hier in früheren Zeiten das eigentliche Strombett ging und die Lachen erst hinterließ, als es sich wieder mehr zum Gegenufer verlagert hat. Jedenfalls spricht dieser Text nicht für Weißenberg, eher aber für Wengern. Vielleicht ist es nicht die letzte polnische Urkunde zu Zantir aus polnischen Archiven. Wie sehr die Polen heute daran interessiert sind, zeigt, daß sie ein Café in Stuhm Café Zantir benannt haben, wie ein Besucher Stuhms berichtete.

Ich habe in den Westpreußischen Beiträgen ein Wort von Schliemann meinem Aufsatz vorangestellt: „Die Kunde von der früheren Baustelle einer Stadt kann durch nichts besser bewahrt werden als durch die Tradition, welche unter den Einwohnern fortlebt." In dem inzwischen weithin bekanntgewordenen Erzählerdorf Usnitz-Parpahren ist die Kunde vom „Schloß" und civitas Zantirii nie erloschen. Das hatte mich bei meinen Besuchen in Parpahren stutzig gemacht und auf die Spur geführt, der ich dann auch in der Historie nachging. Toeppen nennt in den „Altpreuß. Monatsschriften" von 1873 Zantir „einen vielgenannten und doch rätselhaften Ort". Alte Karten pendeln mit der Einzeichnung des Ortes zwischen Weißenberg und Rosenkranz. Wenn man im Preußenland einen Burgplatz sucht, und das wäre zu beachten gewesen, muß man zunächst einmal die Karten und besonders die Flurnamen sorgfältig überprüfen, wenn man sich nicht eben an die Befragung der Bevölkerung nach Namen wie „Burgberg", „Schloßberg", „Schwedenschanze" u. a. selbst heranwagen will. So ist es mir unverständlich, daß der Forschung vorher auf der Karte 1 : 25 000 an der Höhe 45 auf dem Geestrand der Nogat der *Schloßberg* bei Wengern nicht aufgefallen ist. Nirgendwo hier in dem fraglichen Gelände gibt es einen so deutlichen Hinweis.

In dieser Situation konnte Waldemar Heym helfen mit seinem Aufsatz in den Westpreußischen Beiträgen, der meinem Zantir-Aufsatz vorangestellt ist. Die Untersuchungen von Heym bestätigen meine Annahme, daß Zantir im Schloßberg bei Wengern ruht. Schon Bernhard Schmid hatte in den „Bau- und Kunstdenkmälern des Kreises Stuhm" von 1909 daran gezweifelt, daß eine Burg Zantir auf dem Weißen Berge, Höhe 54, auf der seinerzeit das Westpreußenkreuz stand, für die Burginsassen einen weiten Weg über die Weißenberger Terrasse zu einem Anleger am Fluß bedeutet hätte. Auch erkannte er schon, daß hier Kirche und Fähre fehlten. Zuletzt hat Erich Keyser 1938 über Zantir in den „Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins" geschrieben. Heym unterstreicht, daß erst durch meinen Aufsatz in „Altpreußen" und in den „Westpreußischen Märchen" neue Anstöße in der Zantirforschung gegeben wurden, und zitiert die Geschichten meiner Gewährsleute aus Parpahren, wie sie vor allem Karl Restin und Anna Spurgath vom Schloßberg bei Wengern überlieferten.

Vom „Weißen Berge" sind keine Sagen bekannt. Von Weißenberg liegt unser Schloßberg 9 km entfernt, 1 km nordwestlich vom Vorwerk Wengern, das zum Schloß Marienburg gehörte, auf der Höhe 45, 35 Meter über der Nogat auf dem Steilhang des Ufers im Winkel zu der sog. Schloßparowe, die auf der Karte 1:25 000 als Naturschutzgebiet ausgegeben ist. Nach Heym sind in der Ziegelei des Vorwerks Ziegel im alten Ordensformat gebrannt worden, und wenn Karl Restin diese Mauersteine am Schloßberg fand, dann wußte er als alter Ziegeleiarbeiter der späteren Wengerschen Ziegelei über das Format Bescheid. Die Domäne Wengern und der Schloßberg liegen nach Heym in der gleichen Höhenlage. Der Schloßberg ist nur 2 km entfernt von der Stelle, an der die Nogat das Sumpfgebiet unterhalb von Weißenberg überwunden hatte und nun gegen die Steilwand des hohen Ufers prallte, wie es Heym gesehen hat. Dort liegt Keytels-Kittelsfähre. Fähre und Schloßberg haben mit Heym „militärisch und verkehrstechnisch eine hohe Bedeutung". Heym erklärt noch einmal, wie der Orden die Prußenburg von Marienwerder durch die Anlage der Feldbefestigung von Quidin in den Griff bekam und wie er mit einem starken Kreuzfahrerheer 1236 die Prußenburgen in „Resinburg, Resinkirch, Postelin, Stum und Wildenberg", deren alte Namen wir erkennen, überrannte und dann 1237 Elbing und

Christburg baute. 1244 errichtete Swantopolk, wie Heym meint, in Bischof Christians Anlage eine neue Burg, nach der Chronik „edificavit circa confluentiam Wysell et Nogati castrum Santirium (= hat in der Nähe der Mündung der Weichsel und Nogat die Burg Santir erbaut), von wo er dann die Nogat mit einer Schiffsbrücke sperrte, die Ordensbruder Konrad Bremer 1244 durchbrach. Dieses „circa" ist insofern interessant, als es nur „in der Nähe" meinte, also nicht „ad" = „bei". Auch ist wohl der „alte Fluß" der Weichsel auf der Karte von Suchodoletz erst bei Wernersdorf in die Nogat gegangen, so daß auch die geographische Lage für den Schloßberg spricht. Nach der Übersiedlung zur Marienburg hat eine Kirche im Dorf Czanter weiterbestanden. Nach Heym war es möglicherweise eine Gesindekirche nicht auf dem Burggelände, sondern auf dem des Vorwerks, und nach vielen Vergleichen möchte ich fast vermuten, daß es eine Barbara-Kapelle war wie die in der Marienburg. Wenn man mit dem Gedanken weiterspielt, könnte der Ortsname Parpahren von Barbara abgeleitet sein wie der Ort Barbarken bei Culmsee mit der Barbara-Wallfahrtskirche*).

Die wichtigsten Beweismittel für Zantir bei Wengern sind in Heyms Untersuchung Scherben vom Wengerschen Schloßberg, die Heym im Marienburger Museum gesehen hat und die ihm überraschend ähnlich erschienen den Scherbenfunden von seiner Burggrabung Friedeck I und Archidiakonka bei Culmsee, einer Burg des Culmer Bischofs. Und dieses sind Gefäße eines polnischen Töpfers gewesen, einander so ähnlich, daß Heym sie von einer Hand gefertigt ansehen möchte. Auf Quidin war diese slawische Gruppe von Gefäßen nicht vertreten. Heym glaubt nun mit Sicherheit feststellen zu können, daß diese slawische Keramik auf dem Schloßberg bei Wengern als das zuverlässigste Indiz für die Anwesenheit Bischof Christians an diesem Platz zu werten ist. Christian stammt aus dem Kloster Lekno, die Leute des Klosters waren Polen wie auch der Töpfer dort. Die kirchliche Mission ging von Polen aus, und auch der deutsche Bischof brachte seine polnischen Leute mit nach Zantir. Heym schreibt: „Damit ist ein Zweifel gar nicht mehr möglich: Wir haben die Spur des Bischofs Christian und seines Gefolges, in dem eine Reihe von Handwerkern, darunter auch Töpfer, sich befand, dort wiedergefunden. Damit ist aber auch die Burgstätte bei Wengern als Gründung Bischof Christians, als Zantir gesichert." Und „dieselben Quellen (von Toeppen bis Keyser in bezug auf Weißenberg), auf den Schloßberg bei Wengern bezogen, verursachen keine Widersprüche".

Damit ist die von mir wiederholt behauptete These, daß die Burg Zantir auf dem Schloßberg bei Wengern gelegen war, ausreichend gesichert. Es fehlt nur noch der Abschluß mit einer Grabung. Bei der historischen Bedeutung des Ortes wäre es wünschenswert, daß die besten polnischen Archäologen diese Aufgabe in Angriff nehmen. Es soll schon eine Grabung von Marienburg aus, aber nicht am rechten Platz begonnen sein, während Suchgräben und Planierungen an oder auf der Höhe 45, dem eigentlichen Schloßberg, und Untersuchungen im Untergrund und an den Fundamenten der Wirtschaftsgebäude der heutigen Kolchose und des Gutshauses sowie am „Schloßteich", dem „Schloßgraben" und der „Schloßparowe" Erfolg versprechen. Wir können nichts mehr unternehmen, wir wünschen aber um unseres gemeinsamen geschichtlichen Erbes willen unseren Nachfolgern eine glückliche Hand.

*) Vgl. weitere Bezüge in meinem Aufsatz in den „Beiträgen" S. 44 f.

*Aus der Literatur zu Zantir*


M. Toeppen: Die Niederung bei Marienwerder / Altpreuß. Monatsschrift Bd. 10 1869 (Neudruck Darmstadt 1963 S. 166).

J. Bender: Über Zantir / Zs. f. Gesch. Ermlands Bd. 2 (1863) S. 192-226 und Bd. 5 (1874) S. 563.

A. Kolberg: Die Zantirburg, die Zantirkathedrale und das Zantirwerder bei Marienburg im 13. Jh. / Zs. f. d. Gesch. d. Ermlands Bd. 16 (1906) S. 1-72.

Bernhard Schmid: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Stuhm / Danzig 1909 S. 372.

E. Keyser: Die Burg Zantir / Weichselland, Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver. 37. Jg. H. 2 April 1938.

B. von Winkler: Die Vesten der Vorzeit im Ermlande / Zs. f. d. Gesch. Ermlands Bd. 5 (1863) S. 387 ff. und 646 ff.

Alfred Cammann: Die Ordensburg Zantir / Altpreußen, Vierteljahresschrift f. Vorgeschichte und Volkskunde 4. Jg. H. 1 (April 1939), H. 15 ff.

Alfred Cammann: Westpreußische Märchen / Suppl. Serie zu Fabula, Vlg. de Gruyter Berlin 1961 357 Seiten, hier S. 7 ff. und S. 28.

Alfred Cammann: Die Ordensburg Zantir auf dem Schloßberg von Wengern / Beiträge zur Geschichte Westpreußens, Münster 1967 S. 31-45.

Waldemar Heym: Die Burg Zantir in Pomesanien (ebendort) S. 18-30.

Waldemar Heym: Castrum parvum Quidin / Zs. d. Westpr. Gesch. Vereins H. 70 (1930) S. 5 ff.

E. Tidick: Beiträge zur Geschichte der Kirchenpatrozinien im Deutschordenslande Preußen bis 1525 / Zs. f. Gesch. Ermlands Bd. 22 S. 441 und 412-415.

A. Semrau: Die Orte und Fluren im ehemaligen Gebiet von Stuhm und Waldamt Bönhof / Mitt. d. Copp. Ver. Heft 36 (Elbing 1928) S. 197 f.

W. Ziesemer: Flurnamensforschung und Vorgeschichte / Zs. Altpreußen Bd. 3 (1938) S. 13 ff.

H. Bertram: Das Weichsel-Nogat-Delta / Danzig 1924 S. 24 ff.

## Die neue Christburg

von Otto Piepkorn

Aus: „Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß" von Otto Piepkorn.

Etwa 1248 erbaute der Landmeister Heinrich von Weida dort, wo noch heute die Stadt Christburg liegt, auf steiler Bergeshöhe über dem dort breiter werdenden Sirgunetal am Knotenpunkt alter Straßen und Talübergänge die neue Christburg, die auf dem Wasserweg leicht zu versorgen war. Schon lange vorher dürfte der Orden diesen hervorstechenden Punkt im Gelände ins Auge gefaßt haben, aber keine Quelle sagt, daß gerade dieser Hügel schon vorher eine Befestigung getragen hat.

Anfänglich Holzburg, etwa um 1260 in Stein gemauert, wird sie der Mittelpunkt der deutschen Kulturarbeit, der Halt des Christentums in Pomesanien, wirtschaftlicher Mittelpunkt des Christburger Landes und zu Beginn des 14. Jahrhunderts eine hervorragende kulturelle Geistesstätte. Gleichsam ein Sinnbild des Ordens, hat Schmitt sie einst den „Kyffhäuser Pomesaniens" genannt.

Die neue Christburg stellte eine Ordensburg mit zwar noch rückständigem Abschnittscharakter dar, aber es wurde hier schon die Tendenz erkennbar, Gelände künstlich regelmäßig zurechtzustuzen. Die gesamte Befestigungsanlage erstreckte sich mit ungefähr 320 Meter Länge über den Rücken des langsam ansteigenden Schloßberges.

Auf der höchsten Kuppe des Berges erhob sich in beherrschender Weitsicht das heute restlos abgetragene Hochschloß. Das Haupthaus weist wegen seiner zeitlich sehr frühen Erbauung in den Jahren 1250-1260 einen noch unregelmäßigen Grundriß auf. Seine vier Flügel bildeten ein schmales Rechteck. Der Südflügel ist unterkellert gewesen. Beim Bau des Wasserturmes stieß man 1931 auf äußerst starke Fundamentzüge. Nach der Schloßvorstadt zu war noch das Rundfundament des Bergfrieds, der letzten Zuflucht, zu erkennen. Der Chronist Bruno Diegner, Christburg, besaß 1945 ein sehr altes Foto aus Marienwerderer Akten, das an dieser Stelle einen starken, runden Turm sehen ließ. Das Terrain des Hochschlosses setzt sich deutlich vom Vorburggelände ab. Den heutigen Verhältnissen nach trennte die Hoch- von der Vorburg kein Parcham (Wehrgraben). Das Kellergeschoß enthielt die Küchen, Keller, Wirtschafts- und Vorratsräume und wie in jeder Burg die Brauerei und die Kesselanlage für die Warmluftheizung. Im Obergeschoß, also im Hauptgeschoß zu ebener Erde, lag der Wärme wegen meistens über der Brauerei das Dormitorium, der gemeinschaftliche Schlafsaal der Ritter, in dem immer Licht brannte und das viermal wiederkehrende Gebet die Nachtruhe der Brüder unterbrach. In gleicher Ebene mag sich auch der Kapitelsaal befunden haben. Im westlichen Flügel, also nach der Schloßvorstadt zu, befand sich die der Jungfrau Maria geweihte Schloßkirche, die wie so oft mit schmalen Fenstern über hohen Brüstungen und eingebauten Bußzellen in ganz neuartiger Gotik gebaut war.

Ein Karfreitagsereignis aus der Ritterkirche ist überliefert worden. Als der fromme Bruder von Glißberg vor dem Kreuze Christi lag und die Wundmale des Gekreuzigten an Händen und Füßen küßte, habe das hölzerne Bild seinen Arm vom Kreuze genommen und den Bruder zu umfangen versucht. „O Herr", sei seine demütige Antwort gewesen, „fern sei es von mir, daß du mich unwürdigen Sünder umfangest!"

Unter der Schloßkapelle lag eine Krypta (Unterkirche).

Im Hauptgeschoß lagen dann noch die Sonderschlafgemächer für Brüder mit Ämtern, wohl auch die Komturstube und der Komtursremter, die Ordenskanzlei und die Schäfferei (Rechnungsamt). Auch war hier der Speisesaal zu suchen, in dem die Brüder immer zu zweit beieinander saßen und alle das gleiche Essen still einnahmen.

Man berichtet, hier habe es sich 1324 zugetragen, daß Andreas Zimmermann (Carpentarius) bei seinem Abendessen Blut vom Brot tropfen sah, das er in sein Bier tunkte. Als er den Bissen hob, sei noch mehr Blut in seiner Speise gewesen.

Wahrscheinlich hat auch ein Kreuzgang mit durchgebildetem Maßwerk dem Burghof die stimmungsvolle, weltabgeschiedene und friedliche Note geschenkt, denn das Schloß war Burg und Kloster zugleich. Das zweite Hauptgeschoß barg als Wehrgeschoß die Wehrgänge mit Postenständen und Ecktürmen, Wurfscharten und Wurfluken; dahinter dehnten sich Flächen zur Getreidelagerung. In nicht allzuweiter Ferne erblickte man im Nordwesten am Höhenrand das Haupthaus Marienburg mit gleißenden Dächern und am nördlichen Horizont die Ordensburg am Isthmus von Elbing.

Als einziger Überrest der Hauptburg blieb im Ostteil der Turmsockel eines Wehrturmes mit einem Tonnengewölbe erhalten; daran schloß sich - kurz unterbrochen nach Süden zu - ein Stück Außenmauer an, deren Fortsetzung nach außen abgewinkelt war. Stattliche Torpfosten aus Granit lagen noch 1945 vor dem Rathaus. Möglicherweise hat zuerst der Annaberg die Hauptburg getragen, denn er erinnert an ein lang gestrecktes Rechteck, das künstlich zurechtgestutzt ist.

Verschiebungen zwischen Haupt- und Vorburg kamen beim Ordenswehrbau oft vor, und eine solche könnte beim Übergang vom Holz- zum Steinbau vorgekommen sein.

Der im Norden gelegene breitere Teil der Anhöhe trug die Vorburg. Deren Außenmauer verlief an der Nordfront vom Lochschen Grundstück etwa 240 Meter südwestwärts in Richtung auf das Gildasche Haus.

Beide Enden waren durch Ecktürme bewehrt. Inmitten des Mauerzuges befand sich die Tor- und Zwingeranlage etwa auf der Höhe des Huhnschen Hauses. Von da an nach Westen zu ist noch heute der Parcham deutlich eingetieft sichtbar. Die ganze Vorburgfront ist auf dem Komturswappen mit den beiden Ecktürmen und dem Tor zu erkennen. Von der Vorburgmauer bis zur südlichen Spitze lief eine Wehrmauer. Sie war am Steilhang über dem Hause Lehmann als Ruine etwa 4 Meter hoch und 1,5 Meter stark. Nach Aussagen des Malermeisters E. Schröter bestand sie noch als Jugendtummelplatz, als nach dem Kriege 1870/71 am Tage von Sedan dort Feuer abgebrannt wurden. In der Vorburg gab es die Wohnungen für das Gesinde, die Ställe für Komturs-, Ritter-, Knechte-, Gäste- und Postpferde, Speicher (Söller), Stellmacherei, Schmiede, Unterkünfte für Kreuzfahrer, Söldner und im Notfall für die Landbevölkerung. Dazu gehörten auch die Schloßmühle am abgeleiteten Mühlengraben, das Krankenhaus (Firmarie) für Kranke, Sieche und Pilger, das Schuhhaus und die Bäckerei, aus der jedes zehnte Brot zu den Armen ging. Im Vorburggelände befanden sich außerdem noch die Waffenmeisterei, das Schnitzhaus, die Postabfertigung und vielleicht auch die Geschützgießerei. Dann lagen dort noch in der Trapperie Gewandbestände, Tuchballen und Lederzeug.

Laut Bestandsvermerk im Großen Ämterbuch des Ordens werden bis 1410 nur erwähnt: Schnitzhaus, Küche, Komtursstallung, Schäfferei, Söller, Keller, Eisenkammer, Schmiede, Trapperie, Bäckerei. Nach dem Schadensfall von 1410 werden dagegen mehr Räume aufgezählt: Söller, Schnitzhaus, Kirche, Komturskeller, Konventskeller, Trapperie, Schuhhaus, Sattelhaus, Schmiede, Küche, Komturskammer, Harnischkammer, Komtursküche, Komtursstall, Brauerei, Backhaus, Konventsküche, Kornhaus, Mühle, Pulverkammer, Malzhaus, Turm.

Fest steht, daß das Haupthaus mit Vorburg auf dem Schloßberg stand, nicht auf dem Annaberg. Seine frühe Ausführung in Stein trug dazu bei, daß das Ansehen des Deutschen Ritterordens im Lande schnell gefestigt wurde.

## Das Ordenshaus Stuhm

nach Dr. Bernhard Schmid, Marienburg

Stuhm ist eine uralte Siedlungsstelle. Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts bestand hier eine Burg der Prußen, die 1236 vom Orden erobert wurde. Wir hören dann eine Zeitlang nichts von Stuhm, bis die Erbauung der Marienburg hier neue Verhältnisse schuf. Im Jahre 1280 wurde die Komtureiverwaltung von Zantir nach Marienburg verlegt, und jetzt gewann die Landstraße von Marienburg nach Marienwerder, dem alten Bischofssitz, an Bedeutung. Wie auch sonst so oft wählte der Orden den Engpaß zwischen zwei Seen zum Hauptplatz eines Hauses, denn dadurch konnte er die Straße sperren und den Zugang nach Marienburg beherrschen.

Zum ersten Male wird der Hof Stuhm im Jahre 1295 erwähnt, doch mag er wohl einige Jahre älter sein. Die Bezeichnung Hof oder lateinisch Curia weist auf einen Wirtschaftshof, allenfalls auch einen kleinen Wachtposten hin.

Nachdem die Marienburg 1309 Ordenshaupthaus geworden war, wurde die Gebietsverwaltung in kleinere Bezirke zerlegt und Stuhm zu einem wichtigen Verwaltungssitz. Man baute hier eine Burganlage als Sitz eines Vogtes. 1331 wird ein solcher Beamter zum erstenmal genannt. Die Planung dieser neuen Burg mag noch in die Amtszeit des Hochmeisters Werner von Orseln, 1324-1330, gefallen sein. Bemerkenswert ist es aber, daß man die Umrißlinien der Ringmauern als unregelmäßiges Vieleck gestaltete und damit zweifellos die Grundform des alten Hofes beibehielt. An der Südseite wurde das 50 Meter lange Haus gebaut, das zu unserer Zeit als Waisenanstalt diente. An der Ostseite lagen die heute nicht mehr vorhandene Kirche, die Küche, die Brauerei, das Malzhaus und das Backhaus (zu unserer Zeit Geschäftsgebäude des Amtsgerichts). An der Nordseite befanden sich die Stallungen und darüber Speicher, an der Westseite verschiedene Wirtschaftsgebäude und darüber vermutlich die Wohnungen des Ordensgesindes, später (1565) die Wohnung des Hauptmanns, also des bekannten Achatius von Zehmen.

Alle diese Bauten sind mit Ausnahme des Küchentraktes verschwunden. Unsere Aufmerksamkeit wendet sich daher dem Haus im Südflügel zu. Freilich fehlen auch hier wichtige Teile: Der Laubengang an der Hofseite und das Wehrgangsgeschoß. Statt des steilen Ziegeldaches liegt hier ein ziemlich flaches, der Verlust an Höhenentwicklung beträgt etwa 7 Meter.

Das Hauptgeschoß enthielt einen 11,4 Meter langen Remter und fünf Stuben oder Gemächer. Hier wohnte der Vogt. Aber auch die für den Hochmeister bestimmten Räume, die er als Absteigequartier auf der Durchreise und auch zu längerem Erholungsaufenthalt oft benutzte, lagen im Hauptgeschoß. Wie in späterer Zeit große Residenzen oft ihren Sommersitz

hatten, z. B. Berlin sein Potsdam oder München sein Nymphenburg, so hatten sich die Hochmeister Stuhm zum zweiten Aufenthaltsort gewählt. Damals bestand die erst 1410 (siehe hierzu: Geschichte der Stadt Stuhm in diesem Buch) gegründete Stadt noch nicht, ringsum breiteten sich Seen und Wälder aus. In einiger Entfernung lag der Ordenshof Barlewitz und südlich vom See das kleine prussische Bauerndorf Schlosendorf (heute Hintersee). Bei Stuhm unterhielt der Hochmeister einen Tiergarten, in dem allerhand Wild und seltene Tiere gehegt wurden. Auch ein Weingarten wird im Jahre 1401 erwähnt.

Wenn der Hochmeister das Ordenshaus Stuhm aufsuchte, kam er meist in Begleitung des Kaplans und des Schreibers, die hier eigene Kammern hatten. Auch für den Großkomtur und den Treßler standen Gemächer bereit. Alle diese Räume lagen wahrscheinlich im Westflügel und hatten früher sicherlich eine künstlerische Ausstattung aufzuweisen. Heute verraten die weißgetünchten Wohnstuben nichts mehr von der alten Pracht.

Baulich unverändert seit der Ordenszeit sind die Kellerräume erhalten geblieben, mit ihren Kreuzgewölben aus schweren Rippen, wie sie auch in den Kellern der Marienburg zu sehen sind. Hier lagerten einst große Vorräte an Bier und Met.

Es waren glanzvolle Tage, wenn die Hochmeister auf Stuhm einkehrten. Zu solch einem Anlaß pflegten die Schüler von Pestlin vor ihnen zu singen und erhielten dafür ein Geldgeschenk.

Der Zugang lag von jeher auf der Westseite, wo noch der Zwinger und der innere Torbogen stehengeblieben sind. Dem äußeren Tor fehlt der Bogen, doch sind die Spuren der Klappbrücke noch erkennbar. Statt der langen Brücke führt jetzt ein Damm zur Burg. Dieses Tor wurde ursprünglich gegen Süden durch einen stattlichen, sieben Geschosse hohen Turm gedeckt, von denen nur noch zwei Geschosse, zusammen 6,5 Meter hoch, erhalten sind, so daß man sich beiläufig vorstellen kann, wieviel der Turm von seiner Höhe eingebüßt hat. Die Anlage dieser Torburg ähnelt in mehreren Stücken dem Schnitztor der Marienburg und bekundet auch darin den engen Zusammenhang beider Burgen. Heute kann sich nur die Phantasie ein Bild der alten Wehranlagen machen.

Das gilt auch von dem sechseckigen Nordwestturm, der wenigstens in drei Geschossen erhalten geblieben ist. Wir kennen ihn dachlos und ungepflegt. Zwei Türme an der Burg, dazu vier an der Vorburg - der heutigen Stadt - und zwei Außentore, im ganzen also acht Wehrtürme, das war ein eindrucksvolles Architekturbild in alter Zeit. Wassergräben, die später ausgetrocknet sind, sicherten die Burg unmittelbar im Westen und Norden, auf den andern beiden Seiten trat der See dichter als heute an die Mauer heran, ähnlich wie in Preußisch Mark.

Schwere Kämpfe wurden um Stuhm ausgefochten. 1410 nach der Schlacht von Tannenberg, dann 1454 bis 1466 im Städtekrieg und zuletzt im 17. Jahrhundert in den Schwedenkriegen. Als Straßensperre und als ein Vorposten der Marienburg war Stuhm eine begehrte und wichtige Anlage. Danach aber verlor die Burg ihre militärische Bedeutung. Die Türme wurden ganz oder teilweise abgebrochen und im 19. Jahrhundert eingreifende bauliche Veränderungen vorgenommen, die aber wenig Verständnis für den Wert dieses historischen Denkmals erkennen lassen, da sie ohne Sorgfalt und Rücksicht auf baugeschichtliche und künstlerische Anforderungen ausgeführt wurden.

## Das Kreisaltersheim in Christburg

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurde vom Orden in Christburg neben einer kleinen Kapelle „Zum Heiligen Geist" ein Hospital errichtet, das 1414 zerstört, jedoch später wieder instand gesetzt wurde. Nachdem es dem 30jährigen Krieg zum Opfer gefallen war - nur das Kirchlein blieb erhalten –, erbauten um das Jahr 1720 die vom Wojewoden von Marienburg und Starost von Christburg, Ignatz Bankowski, in die Stadt berufenen Franziskanermönche auf den Ruinen des alten Hospitals mit Einbeziehung der Kapelle ein im Viereck angelegtes Kloster.

Dieser Bau wurde, nachdem im Jahre 1832 die letzten Mönche gestorben waren, mit den dazugehörigen Ländereien von der Stadt übernommen und für Schulzwecke verwendet. Als im Jahre 1927 die evangelischen und katholischen Volksschüler in ein neues Schulhaus übersiedeln konnten, erhob sich die Frage, welchem Zweck man das vor dem drohenden Verfall stehende Gebäude zuführen könne, ohne den Stadtsäckel allzusehr zu belasten.

Eine günstige Lösung ergab sich, als der Kreis Stuhm die Einrichtung eines Altersheimes in Angriff nahm, zu dem Zweck das alte Klostergebäude erwarb und mit einem Aufwand von 130 000 Mark instand setzen ließ. Mit den Arbeiten wurde sofort, also schon 1927, nach den Weisungen des Provinzialkonservators, Oberbaurat Dr. Schmid, Marienburg, begonnen. Unter der Leitung des Kreisbaumeisters Hoerschen und der sachkundigen Mitarbeit des Maurerpoliers Krüger entstand ein modernes Heim für 120 Insassen. Dabei mußten bis zu zwei Meter dicke Mauern, die zum Teil aus Steinquadern bestanden, durchbrochen und der ganze Dachstuhl erneuert werden. Die Giebelseiten erhielten mehrere Erker. Aus den Klosterzellen

entstanden Wohnräume für zwei bis fünf Personen, ferner wurde ein Betsaal und ein Gemeinschaftsraum angelegt, Wohnungen für das Pflegepersonal und die nötigen Wirtschaftsräume, darunter eine elektrische Küche mit Speisefahrstuhl geschaffen. Die Wohnung des Hausmeisters lag in einem neuerrichteten Gebäude, in dem sich auch eine moderne Waschküche sowie eine Anzahl weiterer Wirtschaftsräume befanden.

Verwaltet wurde das Heim von einem Kuratorium, dem der Bürgermeister als Geschäftsführer sowie die evangelischen und katholischen Geistlichen der Stadt angehörten. Die Stadt hatte das Recht, die Hälfte der Stellen zu besetzen, die andern standen dem Kreis zur Verfügung. Die meisten Insassen waren Sozialrentner, doch gab es auch immer Selbstzahler unter ihnen.

Die feierliche Eröffnung des Kreisaltersheimes, in dem später viele unserer Landsleute ihren Lebensabend unter den besten Bedingungen verbringen durften, war am 26. Januar 1929.

Schreckliche Szenen aber sollen sich 1945 nach der Besetzung der Stadt durch die plündernden und mordenden Feinde in den Mauern dieses Hauses abgespielt haben. Es wurde berichtet, daß viele Bürger vor der zügellosen feindlichen Soldateska in das Heim flüchteten und sich dort unter den Betten und in den Schränken zu verbergen versuchten. Vor den eindringenden Horden blieben die jüngsten Kinder aber ebensowenig verschont wie eine 92jährige Insassin des Altersheims oder jene katholische Schwester, die sich schützend vor eine andere gestellt hatte und dabei erschossen wurde.

Heute soll der Magistrat im ehemaligen Klostergebäude seinen Sitz haben.

Quellenhinweis:

Heimatkalender des Kreises Stuhm, 1932, Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß. Von Otto Piepkorn, Detmold 1962.

## Das Henkerhaus in Christburg

von * * *

Nach „Heimatkalender des Kreises Stuhm", 1933

Mehrere Jahrhunderte ist es alt, dieses schöne Vorlaubenhaus, das seinen Stand in Christburg am Galgenberg hat, der Stätte, wo einst die schweren Verbrechen gesühnt wurden. Mehrere Menschengeschlechter der verschiedensten Berufe hat es beherbergt, darunter zwei Elbinger Scharfrichter.

Am 20. Februar 1795 wurde dieses Haus dem Scharfrichter Ernst Mueller aus Elbing überschrieben, der es, da der Besitzer Johann Seidel als verschollen galt, bei einer Zwangsversteigerung für den Preis von 155 Thlr. 60 Gr. erwirbt. Dem Johann Seidel wurde übrigens „diese Kathe von seiner Mutter Barbara Seidel zugestellt", wie der Magistrat zu Christburg am 18. Februar 1768 bescheinigt und zugleich die am 6. März 1724 erteilte erbliche Verschreibung für den Christian Off und Jacob Seidel bestätigt.

Nach dem Ableben der Witwe Muellers geht das Henkerhaus mit Datum vom 22. Februar 1804 für 1666 Thlr. in den Besitz des Scharfrichters Martin Sigismund Schessmer aus Elbing über. In den darauf folgenden Jahren sehen wir den Besitzer noch mehrmals wechseln; es sind meistens biedere Handwerker Christburgs, die es bewohnen. Am 1. November 1917 erwarb der Kreissparkassenrendant von Wantoch-Rekowski das alte Baudenkmal und richtete es als Mietshaus ein. Es ist erstaunlich, wie groß die Räumlichkeiten dieses Hauses waren, in dem zeitweise sieben Familien mit insgesamt 36 Personen ausreichenden Wohnraum fanden.

## Der Bismarckturm und die Hartwichsbuche in Lichtfelde

von Johannes Klosinski

In: „Heimatkalender des Kreises Stuhm", 1932

Fuhr man mit der Eisenbahn von Marienburg nach Elbing, so sah man südöstlich von Altfelde zwei Kuppen aus den Höhenzügen südlich von Lichtfelde hervorragen, den Steinberg und den Waldberg. Auf dem 68 Meter hohen Waldberg erhob sich ein weit über die Stuhmer Kreisgrenze hinaus sichtbares Bauwerk: der Bismarckturm.

Seine Errichtung war einem Verein zu verdanken, der auf Initiative des Gutsbesitzers Tornier, Reichfelde, am 8. Februar 1904 mit dem Zweck gegründet wurde, die dankbare Erinnerung an den unvergeßlichen Altreichskanzler Otto von Bismarck in würdiger Weise zum Ausdruck zu bringen. Damals wurde der Entschluß gefaßt, einen monumentalen Turm an der Hartwichsbuche in der Gemarkung Lichtfelde zu erbauen.

Durch rege Werbetätigkeit, an der sich vor allem Deichhauptmann Funk, Elbing, Rittergutsbesitzer von Flottwell, Lautensee, und die Landräte Dr. v. Auwers, Stuhm, und Hagemann, Marienburg, beteiligten, verfügte der Verein Anfang 1913 bereits über die ansehnliche Summe von 20 000 Mark. Da dieser Betrag bei 30 000 Markt Gesamtkosten nicht ausreichte, erachteten die Kreiskörperschaften von Marienburg und Stuhm es als ihre Ehrenpflicht, hier helfend einzugreifen. Der Kreis Marienburg bewilligte 6000 Mark und der Kreis Stuhm 4000 Mark. Dank dieser Spenden war es dem Verein möglich, an die Ausführung des Werkes zu gehen und die nötigen Entwürfe ein-

zuholen. Das Preisgericht entschied sich für den Entwurf „Siegfried" des Architekten Ernst Rang in Rangsdorf bei Berlin, dem auch die Bauleitung übertragen wurde. Bauausführender wurde Maurer- und Zimmermeister E. Goldmann, Thiergartsfelde. Am 3. August 1913 erfolgte die Grundsteinlegung zum Bismarckturm, und 16 Monate später, nämlich am 1. April 1915 konnte er feierlich eingeweiht werden.

Die Höhe des Bauwerks betrug 29 Meter. Der Turm wies über der Erde einen Durchmesser von 10 : 10 Meter auf und verjüngte sich nach oben. Sowohl aus der Ferne als auch in der Nähe wirkte er überwältigend. Es handelte sich um einen Backsteinturm, der architektonisch in mittelalterlichen Formen durchgebildet war und dessen gute Wirkung auf seinem klaren, einfachen Umriß beruhte.

Über dem Halleneingang sah man ein schönes, kunstvolles Bismarck-Relief; eine Schöpfung von B. Klatt, Danzig, und Stiftung von Veterinärrat Dr. Schmidt, Stuhm. In großen Buchstaben las man über dem Relief die Worte „Unserm Bismarck". Öffnete man die Haupttür, so tat sich eine weißgetünchte Halle auf. Zwei breite Granitsteintreppen an den Seiten führten in das Hauptinnere des Turmes. Über eine bequeme Holztreppe gelangte man zur Kuppel, die einen Durchmesser von 3 : 3 Meter hatte und deren obersten Abschluß ein Feuerbecken bildete. Alljährlich wurde hier zu Johanni ein weithin sichtbares Feuer abgebrannt.

Von der Innenkuppel bot sich dem Besucher ein eindrucksvoller Ausblick, wie man ihn ähnlich in ganz Westpreußen nicht wieder finden konnte. Nördlich reichte die Sicht bis Neuteich, östlich bis zur größten westpreußischen Industriestadt Elbing, und nordwestlich konnte man über dem Stadtbild von Marienburg das wuchtige Ordensschloß erkennen, dahinter das von den Polen annektierte Dirschau mit dem Wahrzeichen deutscher Baukunst, der Weichselbrücke. Neunzig Meter südlich des Bismarckturmes stand die Hartwichsbuche, ein mächtiger, prächtig gewachsener Baum, der in ein Meter Höhe einen Stammumfang von 4,11 Meter, also einen Durchmesser von rund 1,30 Meter hatte. An dieser Buche war eine gußeiserne Tafel angebracht, die folgende Inschrift trug:

An dieser Stätte
segnete der Pfarrer Friedrich Hartwich
zu Lichtfelde
seine Söhne Fritz und Wilhelm
als sie in den Befreiungskriegen 1813/15 als
Freiwillige zu den Waffen griffen.
Hier bewillkommneten sie ihre theuren Eltern,
liebe Verwandte und Freunde
nach blutig errungenem Frieden.
Zur Erinnerung von der Familie erneuert
im August 1873.

Über der Inschrift sah man die Symbole „Glaube, Hoffnung und Liebe".

## Das Westpreußenkreuz in Weißenberg

von * * *

Am 10. Januar 1920 trat der Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 in Kraft. Ostpreußen wurde eine Insel, und Westpreußen, das westlich davon über die Weichsel hinweg die jahrhundertealte Verbindung zum mittleren und westlichen Deutschland gebildet hatte, wurde viergeteilt. Der Vertrag zeitigte im Zusammenhang mit der Entstehung neuer Staaten eine ganze Anzahl sogenannter Dreiländerecke, von denen das im Kreise Stuhm östlich der Weichsel entstandene eine ganz besonders traurige Berühmtheit erlangen sollte.

Hier hatte die Grenzkommission bei Weißenberg unten am Nogatwasser auf der Weißenberger Kampe den Grenzstein IV 241 aufstellen lassen, an dem die Grenzen der „Freien Stadt Danzig", des neuen Polens und des geteilten Deutschlands zusammenliefen. Doch was waren das für Grenzen! Während sie zwischen Danzig und Polen sowie Danzig und Deutschland inmitten der Ströme Weichsel und Nogat verliefen, war die Grenze zwischen Deutschland und Polen, den beiden in diesem Gebiet neuen Nachbarn, so festgelegt, daß der Weichselstrom vollkommen unter polnische Hoheit kam, ebenso auf der deutschen Seite fast das ganze Vorland des Deiches bis auf einen 20 Meter breiten Streifen an dessen Rand. An drei Stellen wurden sogar polnische Brückenköpfe nach Ostpreußen vorgetrieben. Das geschah, obwohl man wußte, daß der Wasserweg der Weichsel, die früher

wegen dauernder Versandungsgefahr als der teuerste deutsche Fluß gegolten hatte, für die Volkswirtschaft der deutschen Anrainergebiete von lebenswichtiger Bedeutung war.

Vor dem Abhang lag gleich einem reichen Gabentisch die Auenlandschaft des Weichsel-Nogat-Deltas, die schon im Altertum als Einfallspforte die bunten Wandertrecks und starken Bootsflotten uns verwandter Völker des Westens und des Nordens an sich gezogen hatte. Die Weichsel war einst, zum Nachteil des Ostens, der Schicksalsstrom der Germanen geworden.

Sie hatte im Wirtschaftsgefüge der Antike eine besonders wichtige Rolle gespielt. Dennoch ist das Land, das sie in ihrem Unterlauf durchströmt, erst während der Herrschaft des Deutschen Ritterordens zur eigentlichen Blüte gelangt. Man sieht noch heute, wie die Linienführung mächtiger Deichbauten und die von den Holländern erdachten Grabensysteme neben den Pappel- und Weidenreihen am fernen Horizont an einer leicht welligen Hügelkette auslaufen - den leichteren Höhenböden Pomerellens. Seit 1920 waren die Verbindungen zwischen den Deutschen hüben und drüben zerschnitten, und während die Deutschen links der Weichsel unter Fremdherrschaft leben mußten, klagten sie östlich der Weichsel über die aus den Gebietsverlusten entstandene Beeinträchtigung der Verkehrswege und Absatzgebiete und damit über den drohenden Zusammenbruch ihrer gesamten Wirtschaft.

Alle zusammen aber vereinte die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der alten Einheit.

Um diesem Gedanken einen weithin sichtbaren Ausdruck zu geben, eilten am 11. Juli 1930, dem 10. Gedenktag der siegreichen Volksabstimmung in Westpreußen, Deutsche aus allen Gegenden herbei. Es galt, der zerrissenen Heimat ein Denkmal zu setzen, das „Westpreußenkreuz" genannt wurde. Die Deutschen durften damals noch eine patriotische Gesinnung äußern, ohne von den eigenen Landsleuten deshalb als Nationalisten gebrandmarkt zu werden. Der „Reichsverband der heimattreuen Ost- und Westpreußen" und der „Heimatdienst Westpreußen" hatten das etwa 12 Meter hohe eindrucksvolle Kreuz, das von einer schlesischen Basaltfirma gestiftet worden war, auf weißem Granit über dem Abhang der Weichsel aufgestellt, genau gegenüber der Montauer Spitze, gut sichtbar auch in der Nacht, wenn die Scheinwerfer strahlten. Der eigentliche Initiator des „Deutschen Ecks im Osten" war Landrat Dr. Alois Zimmer, der, im Trierer Land gebürtig, im Frühjahr 1928 als junger Assessor in den nationalpolitisch gefährdeten Kreis Stuhm gekommen war.

Vom Wunsch ausgehend, die Bestrebungen der deutschen Politik im Weichselland zu symbolisieren, dachte Dr. Zimmer als Kenner der Franzosen zuerst an den Place de la Concorde in Paris, wo seit 1755 alle großen Städte Frankreichs durch Denkmäler die Einheit der Nation versinnbildlichten. Dort hatte von 1871 bis 1918 das Denkmal für Straßburg 47 Jahre lang konsequent Trauerflor getragen. Auf unsere östlichen Verhältnisse übertragen, sollte für jede Stadt Westpreußens, angefangen mit der ehrwürdigen Mutter Danzig, ein Findling auf die Weißenberger Sandkuppe gewälzt werden. Etwas Ähnliches gelang zwar noch in größerem Ausmaße den Ostgoten in Ravenna, hier aber wurde es als technisch undurchführbar abgelehnt. Auf Vorschlag von Oberbaurat Schmid, dem Konservator der Marienburg, wurde für das Denkmal die Form des Kreuzes gewählt.

Als Leitspruch ließ Landrat Dr. Zimmer auf den Sockel des Mahnmals die Worte schreiben:

*WESTPREUSSEN DEM UNTEILBAREN*
*DEUTSCHEN WEICHSELLAND*

Viele Politiker und Staatsmänner, die sich um eine bessere Kenntnis der ostdeutschen Probleme bemühten, standen später vor diesem Kreuz, das gleichsam zu einem Wallfahrtsort des Westpreußentums wurde. Drohende Demonstrationen und gehässige Ausschreitungen aber hat es dort niemals gegeben, man verzichtete selbst auf Aufmärsche von Wehrverbänden. Die Deutschen hofften zuversichtlich auf Einsicht bei den Verantwortlichen unter den Großmächten und wiesen unablässig in demokratischem Zusammenwirken von Parteien, Verbänden und Meinungsgremien, durch Broschüren und Vorträge auf ihre bedrohliche Lage hin. Mit friedlichen Mitteln wurde versucht, die Weltöffentlichkeit auf die unnatürliche Teilung und die Schwierigkeiten dieses gefährdeten Grenzbezirkes aufmerksam zu machen. Besonders war es Regierungspräsident Dr. Carl Budding, der mit großem diplomatischem Geschick diese Frage immer wieder im Ausland zur Erörterung stellte.

Mit ihren Mahnungen zu Gerechtigkeit und Einsicht hatten die Deutschen indessen keinen Erfolg. Der schwere Schatten der Ungewißheit zukünftigen Schicksals blieb auf ihnen lasten, bis es durch die tragische Zuspitzung der Gegensätze zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und damit zu einer kurzen Wiedervereinigung Westpreußens unter dem unseligen Zeichen der Gewalt kam.

Die Sockelsteine des Westpreußenkreuzes liegen heute im Abhang zersprengt. Das Gebiet Ost- und Westpreußens wurde durch das am 2. August 1945 unterzeichnete Potsdamer Abkommen polnischer und sowjetischer Verwaltung unterstellt mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß diese Regelung nur bis zu einem Friedensvertrag mit Deutschland Gültigkeit haben soll. Kein Mahnmal aber erinnert die Welt heute noch daran, daß dieser provisorische Zustand einmal auch beendet werden könnte.

## Die Jugendherberge in Weißenberg

von * * *

Nach dem Heimatkalender des Kreises Stuhm 1933

Um den vielen Jugendlichen, die zu allen Jahreszeiten zur berühmten und berüchtigten Dreiländerecke kamen, wo das Westpreußenkreuz an die Zerrissenheit der deutschen Heimat mahnte, eine passende Unterkunft zu bieten, wurde 1932 in Weißenberg mit Beihilfe des Staates eine schöne und zweckmäßige Jugendherberge errichtet.

Kreisbaumeister Hoerschen stattete sie mit zwei Schlafsälen für Jungen und Mädchen zu je 14 Betten, mit Waschräumen und eingebauten Kleiderablagen sowie anderen Einrichtungen zur Aufbewahrung von Reisegepäck aus. Es gab ferner einen Anmelderaum, eine Küche und Wohnung für den Herbergsvater.

Das Haus war ein im Sinne der Heimatpflege auf altväterliche Weise konstruierter Schutzbohlenbau, wie er zur damaligen Zeit kaum noch üblich war. Die technische Ausführung glich jener der aus Holz errichteten Wohnhäuser der Mennoniten in der Weichselniederung und in Masuren. So wurden z. B. alle Bauhölzer an den Ecken miteinander verkragt. Um eine danebenstehende Windmühle zu erhalten, die nicht mehr in Betrieb war, sich aber dem Landschaftsbild besser anpaßte, als es ein moderner Neubau getan hätte, wurde sie angekauft und mit zusätzlichen Unterkunftsräumen ausgestattet.

An der Südseite der Jugendherberge befand sich eine Vorlaube mit einer durchgehenden Bank aus Eichenbohlen, von der sich ein herrlicher Ausblick auf die Rehhöfer Niederung und darüber hinaus auf das weitausgedehnte ehemals deutsche Gebiet erschloß. Am 23. Juni wurde die Jugendherberge von dem damaligen verdienstvollen Landrat Dr. Zimmer feierlich eingeweiht. Zu diesem Anlaß hatten sich zahlreiche Gäste, darunter Regierungspräsident Dr. Budding, Marienwerder, und Landrat Poll, Tiegenhof (Freistaat Danzig), eingefunden. Aus den Worten, die sie an die Teilnehmer richteten, ging der Wunsch hervor, der deutschen Jugend durch den Aufenthalt an dieser Stelle die Augen zu erschließen für die Schönheit der Heimat und für die Unteilbarkeit des alten deutschen Kulturlandes an der Weichsel.

In den folgenden Jahren wurde die Jugendherberge am Dreiländereck zu einer vielbesuchten Stätte der Begegnung für junge Menschen, die von diesseits und jenseits der aufgezwungenen Grenze kamen, sich aber in einer unlösbaren Schicksalsgemeinschaft verbunden fühlten.

# Wirtschaft, Land und Leute

## Die Entwicklung der Landwirtschaft

von Gottfried Lickfett

Die Struktur unseres Kreises war in der Hauptsache durch die Landwirtschaft geprägt. Deshalb erscheint es angezeigt, die amtlichen Daten dieses dominierenden Wirtschaftszweiges, die in den Preußischen Statistiken und der Statistik des Deutschen Reiches veröffentlicht sind, auch hier im einzelnen festzuhalten. Wenn bei so nüchternen Zahlenangaben eine Schilderung der Landbevölkerung und ihrer Lebensumstände zu kurz kommt, so glaube ich, dies im Interesse einer Dokumentation in Kauf nehmen zu sollen.

Nach den „Tabellen und amtlichen Nachrichten über den Preußischen Staat für das Jahr 1849" lebten von der Gesamtbevölkerung des Kreises Stuhm (34 847 Personen) 18 911 Personen (54 %) vom Landbau als Hauptgewerbe (einschl. Frauen, Kinder, Dienstboten, Tagelöhner), darunter 311 in Stuhm und 104 in Christburg. Weitere 2413 Personen (7 %) lebten aus der Landwirtschaft als Nebengewerbe, unter diesen nur 44 in Stuhm und 334 in Christburg. In der „Feldmark" des Kreises gab es im Jahre 1849 insgesamt 2634 landwirtschaftliche Besitzungen mit insgesamt 165 676 preußischen Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche und 30 833 Morgen Wald.

Nach den Ergebnissen der ersten preußischen Grund- und Gebäudesteuereinschätzung aus den Jahren 1861 bis 1865 wurden im Kreise Stuhm 213 895 Morgen grundsteuerpflichtige und 29 660 Morgen grundsteuerfreie Liegenschaften festgestellt, die sich in 6179 Besitzstücken auf insgesamt 3068 Besitzer verteilten. Hinzu kamen weitere 2260 Morgen Hofräume, Gebäudeflächen und „nicht über 1 Morgen große Hausgärten", die als „ertraglose Grundstücke" nicht eingeschätzt worden waren.

Bis zum Jahre 1867 hatte sich die landwirtschaftliche Bevölkerung des Kreises Stuhm nahezu verdoppelt. Sie erreichte bei der Volkszählung vom 3. Dezember dieses Jahres bei insgesamt 40 483 Einwohnern eine Zahl von 30 356 Personen, die aus der Landwirtschaft lebten, und zwar

7 199 Personen als männliche Selbständige,
3 002 Personen als weibliche Selbständige,
7 531 Personen als männliche Angehörige,
12 624 Personen als weibliche Angehörige.

Weitere 137 Personen lebten zu diesem Zeitpunkt aus der Forstwirtschaft, 67 Personen aus der Fischerei. Der Anteil der aus Land- und Forstwirtschaft sich ernährenden Bevölkerung ist auch im Kreise Stuhm in den folgenden Jahrzehnten zurückgegangen, jedoch langsamer als im benachbarten Kreise Marienburg, in dessen Städten Industrie und Handwerk sich stärker entwickelten. So gab es bei der Berufs- und Betriebszählung vom 3. Juni 1882 im Kreise Stuhm nur mehr 26 529 Personen (69,5 %), die Haupterwerbstätige der damals so genannten Berufsgruppe „Bodennutzung und Tierzucht" waren, welche sich folgendermaßen zusammensetzte:

5813 männl. Berufstätige ohne Nebenerwerb
2204 weibl. Berufstätige ohne Nebenerwerb
1940 männl. Berufstätige mit Nebenerwerb
169 weibl. Berufstätige mit Nebenerwerb
37 männl. Dienstboten (zur Bedienung)
1106 weibl. Dienstboten (zur Bedienung)
295 männl. Angehörige über 14 Jahre
5271 weibl. Angehörige über 14 Jahre
4824 männl. Angehörige unter 14 Jahren
4870 weibl. Angehörige unter 14 Jahren

Insgesamt waren es 12 909 männliche und 13 620 weibliche Berufszugehörige der Landwirtschaft im Haupterwerb. Weitere 3503 Personen (2819 männliche und 684 weibliche) betrieben die Landwirtschaft als Nebenerwerb.

Im Verlaufe der nun folgenden 25 Jahre sank die Gesamtbevölkerung des Kreises Stuhm um rund 2000 Personen (von 38 153 auf 36 146), seine Berufszugehörigen zur Landwirtschaft jedoch um annähernd 3800 Personen (von 26 529 auf 22 807). So gab es bei der Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907 im Landkreis Stuhm

10 376 männliche und weibliche Erwerbstätige der Landwirtschaft im Hauptberuf, dazu

12 431 Angehörige (ohne Hauptberuf) und Dienstboten, insgesamt also 22 807 Berufszugehörige der Landwirtschaft im Hauptberuf, ferner 5505 landwirtschaftliche Erwerbstätige im Nebenberuf.

Zum gleichen Zeitpunkt lebten aus hauptberuflicher Kunst- und Handelsgärtnerei 107 Personen (nebenberuflich 4), aus der Forstwirtschaft 236 Personen hauptberuflich (nebenberuflich 11), aus der Fischerei nur noch 29 Personen hauptberuflich (nebenberuflich 3), aus Tierzucht 1 Person.

Nach diesen Berufszählungsergebnissen ernährten sich im Jahre 1907 nur noch knapp zwei Drittel der Bevölkerung des Kreises aus hauptberuflicher Tätigkeit in Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei und Fischerei.

Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war die Gesamtbevölkerung des gegenüber seinem früheren Umfang etwas verkleinerten Landkreises gegenüber dem Stande von 1907 zwar um rund 4000 Personen gestiegen, die Zahl seiner Berufstätigen in Land- und Forstwirtschaft jedoch um rund 4500 Personen auf 18 327 Personen zurückgegangen. Diese machten bei der Zählung vom 17. Mai 1939 nur noch 45,6 % der Gesamtbevölkerung aus.

Mehr und mehr hatte man auch hier durch Einsatz von Maschinen die menschliche Arbeitskraft in der Landwirtschaft ersetzt. Während man im Jahre 1882 im Kreise Stuhm noch 11 269 Hauptberufstätige der Landwirtschaft zählte, benötigte man im Jahre 1907 trotz gesteigerter Intensivierung des Landbaus nur noch 10 376 Personen zur Bewältigung der anfallenden Arbeiten.

*Das land- und forstwirtschaftliche Grundeigentum und seine Gliederung*

Nach amtlichen Feststellungen für das Jahr 1937 hat es im Landkreis Stuhm insgesamt 2795 Personen mit einem forst- und landwirtschaftlich genutzten Grundeigentum von zusammen 48 174 ha gegeben.

Außerdem befanden sich hier annähernd 17 849 ha im Eigentum des Deutschen Reiches, des Preußischen Staates, der Gemeinden, Kirchen und anderer Körperschaften, die sich folgendermaßen verteilten:

| | ha | davon genutzt: landwirtschaftlich ha | forstwirtsch. ha |
|---|---|---|---|
| Deutsches Reich | 51 | 51 | |
| Land Preußen | 13 342 | 2402 | 10 538 |
| 47 Gemeinden | 533 | 348 | 44 |
| 7 Gemeinden der Evangel. Landeskirche | 67 | 67 | |
| 16 Gemeinden der kath. Kirche | 1 450 | 1439 | 10 |
| 3 sonst. Religionsgemeinschaften | 1 | 1 | |
| 2 Siedlungsgesellschaften | 2 370 | 1917 | 426 |
| 11 sonstige Körperschaften | 6 | 6 | |
| 2 Privatgesellschaften | 13 | 12 | |
| 11 Realgemeinden | 16 | 15 | |

Von den oben genannten natürlichen 2795 Personen verfügten 2228 über weniger als 20 ha, insgesamt über 8236 ha, von denen 8055 ha landwirtschaftlich, die übrigen 35 ha forstwirtschaftlich genutzt wurden, weitere 488 natürliche Personen hatten 20 - 100 ha, insgesamt 19 995 ha, davon waren 19 116 ha landwirtschaftlich, nur 86 ha forstwirtschaftlich genutzt; 76 natürliche Personen mit 100 - 1000 ha besaßen insgesamt 16 837 ha (davon 16 392 landwirtschaftlich, 386 ha forstwirtschaftlich genutzt);

3 natürliche Personen mit mehr als 1000 ha verfügten über insgesamt 3106 ha (davon 2084 ha landwirtschaftlich, 891 ha forstwirtschaftlich genutzt).

Nach Pareys Güteradreßbuch von 1929 - die Aufzählung ist aber nicht vollständig - besaßen mehr als 500 ha folgende Großgrundbesitzer des Kreises:

Stanislaus Graf v. Sierakowski in Groß Waplitz mit den Vorwerken Reichandres, Gr. Tillendorf, Kl. Waplitz, Ellerbruch und dem Gut Ramten insgesamt 2649 ha.

Georg Graf v. Rittberg in Stangenberg mit Vorwerk Annenhof, Gr. Baalau und Höfchen über insgesamt 1720 ha,
Witold v. Donimirski in Hohendorf mit Vorwerk Georgenhof insgesamt 570 ha,
v. Flottwell auf Lautensee 544 ha
Erich Zeppke in Ober-Teschendorf 530 ha
Johann v. Donimirski in Buchwalde mit Adl. Neuhof 578 ha
v. Brochwitz-Donimirski in Zyguss und Hintersee 773 ha

Zwischen 300 und 500 ha besaßen im Landkreis Stuhm um 1929:

Dr. Philippsen in Barlewitz 340 ha
Bruno Ritgen in Adl. Bruch 453 ha
Alfred Hinz in Adl. Choyten 386 ha
Fritz Stoermer in Gr. Stanau mit Vorwerk Morainen 379 ha
Else Randolf in Gr. Teschendorf 459 ha
Anna Rüchardts in Gr. Watkowitz 394 ha
Bernhard Krieg in Klecewo 304 ha
Springborn in Kontken 355 ha
Gustav Grothe in Krastuden 433 ha
Ernst Hoffmann in Linken 404 ha
Arno Ortmann in Luisenwalde 416 ha
E. Paesler in Mienthen 494 ha
v. Janta-Polczynski in Montken 320 ha
Ludwig Rohrbeck in Neuburg 332 ha
Mürau in Wilczewo 338 ha

Die eben genannten Großgrundbesitzer zeichneten sich nicht nur durch die Größe ihres Besitzes aus, in vielen Fällen auch dadurch, daß sie ihre Betriebe als vorzüglich gebildete Landwirte auch ausgezeichnet zu bewirtschaften verstanden.

Im Eigentum des Landes Preußen waren 1929 neben der ausgedehnten Oberförsterei Rehhof mit einer Gesamtfläche von 6841 ha die Domänen Altmark (mit 215 ha), Carpangen (359 ha), Grünfelde (300 ha), Schroop (83 ha), Trankwitz (574 ha) und Wengern mit Usnitz (506 ha).

Von den 16 Pfarrgütern der katholischen Kirche (1937: insgesamt 1450 ha) erwähnt das Güteradreßbuch von 1929 nur das Pfarrgut in Altmark mit

83 ha, verpachtet an Leo Przeperski, und das Pfarrgut in Pestlin mit 193 ha, das von Pfarrer Mateblowski verwaltet wurde.

*Betriebsgrößengliederung*

Im Jahre 1849 gab es im Kreis Stuhm insgesamt 3244 landwirtschaftliche Betriebe, deren „nutzbare Flächen in der Feldmark" mit Einschluß von 30 833 Morgen Wald 196 509 Magdeburger Morgen betrugen, darunter waren

51 Betriebe von 600 Morgen und mehr,
511 Betriebe von 300 - 600 Morgen,
799 Betriebe von 30 - 300 Morgen,
425 Betriebe von 5 - 30 Morgen,
858 Betriebe von weniger als 5 Morgen.

Bei den Aufnahmen zur ersten preußischen Grund- und Gebäudesteuerveranlagung um 1861 bis 1865 wurden im Landkreis Stuhm 213 895 Morgen grundsteuerpflichtige und 29 660 Morgen grundsteuerfreie Liegenschaften festgestellt, welche sich auf 6179 Besitzstücke mit 3068 Besitzern verteilten. Hinzu kamen 2260 Morgen „Hofräume, Gebäudeflächen und nicht über einen Morgen große Hausgärten", die als „ertragslose Grundstücke" nicht eingeschätzt worden waren.

In den folgenden vier Jahrzehnten hatte die Zahl der Landwirtschaftsbetriebe des Kreises eine erhebliche Vermehrung auf annähernd 5000 Einheiten erfahren, dies jedoch nur in der Klasse der Kleinstbetriebe unter 0,5 ha. So wurden bei der landwirtschaftlichen Betriebszählung vom 12. Juni 1907 im Kreise Stuhm insgesamt 4764 Betriebe mit 51 888 ha Betriebsfläche festgestellt, in denen 14 806 Personen „landwirtschaftlich tätig" waren. Diese verteilten sich auf die einzelnen Betriebsgrößenklassen folgendermaßen:

Betriebsgrößenklasse

| | 1907 | | | 1939 | |
|---|---|---|---|---|---|
| | Betriebe | ha | landw. tätige Personen | Betriebe | ha |
| 0,5 – 5 ha | 1210 | 1 960 | 2366 | 1022 | 1 748 |
| % | 53,1 | 3,9 | | 43,6 | 2,9 |
| 5 – 20 ha | 507 | 5 539 | 2087 | 676 | 7 839 |
| % | 22,2 | 10,4 | | 29,4 | 12,7 |
| 20 – 100 ha | 461 | 20 582 | 4145 | 525 | 22 061 |
| % | 20,2 | 40,0 | | 22,8 | 36,8 |
| 100 ha u. mehr | 102 | 23 496 | 4076 | 96 | 28 664 |
| % | 4,5 | 45,7 | | 4,2 | 47,6 |

Hinzu kamen insgesamt 2484 Kleinstbetriebe unter 0,5 ha mit insgesamt 511 ha, in denen 2162 Personen landwirtschaftlich tätig waren. Deren Zahl ist bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auf 3806 mit einer Betriebsfläche von insgesamt 722 ha gestiegen.

Indessen hatte sich die Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe von 0,5 ha aufwärts nur unwesentlich um 19 Einheiten auf 2299 erhöht, die insgesamt über 60 212 ha verfügten. Gewisse Verschiebungen hat es jedoch innerhalb der einzelnen Größenklassen gegeben.

So war in dem Zeitraum zwischen 1907 und 1939 die Zahl der kleinbäuerlichen Betriebe von 0,5 - 5 ha von 1210 Einheiten mit zusammen 1960 ha bis zum Jahre 1939 auf 1002 Betriebe mit insgesamt 1748 ha gesunken. Unterdessen waren dagegen die mittelbäuerlichen Wirtschaften zwischen 5 und 20 ha von 507 Betrieben mit insgesamt 5339 ha auf 676 Betriebe mit insgesamt 7739 ha gestiegen. Zu gleicher Zeit hatte sich auch die Zahl der Großbauern von 20 - 100 ha von 461 mit zusammen 20 582 ha auf 525 mit insgesamt 22 061 ha vermehrt.

Bei den Großbetrieben von 100 ha und mehr, die im Jahre 1907 102 Einheiten mit zusammen 23 496 ha (nur landwirtschaftlich genutzte Flächen) zählten, gab es im Jahre 1939 nur 96 Betriebe mit 28 664 ha land- und forstwirtschaftlich genutzten Flächen, welche auch staatliche Domänen, Forstbetriebe und Kirchengüter umfaßten. Im Jahre 1937 gab es im Kreise Stuhm nur 79 natürliche Personen mit mehr als 100 ha Grundeigentum. Diese verfügten insgesamt über 19 943 ha, von denen 18 476 ha landwirtschaftlich genutzt wurden.

Die vorgenannte Besitzverteilung bedeutete, daß es sich überwiegend um bäuerliche Betriebe handelte, die in ihrer Mehrzahl gesund und leistungsfähig waren. Neben den Großbetrieben waren die kleinbäuerlichen Wirtschaften je nach Lage und Bewirtschaftung auch durchaus als bäuerliche Existenzen zu bewerten.

Nach dem Ersten Weltkrieg reduzierte sich der Großgrundbesitz dadurch, daß eine Reihe von Gütern an die Siedlungsgesellschaften abgegeben wurden. Dies geschah teils freiwillig, teils der Not gehorchend. Es waren dies, um nur die größten der Begüterung zu nennen:

Buchwalde mit Vorwerk Telkwitz, Vorwerke von Gr. Waplitz, Hintersee, Kuxen, Choyten, Blonaken, Tiefensee und Altendorf.

Leider wurde dann, wenig vorausschauend, eine Vielzahl von zu kleinen Betrieben geschaffen, die bei den z. T. sehr schweren Böden nicht existenzfähig sein konnten. Hier wurde ein Fehler gemacht, wie er nach dem Zweiten Weltkrieg auch in der Bundesrepublik Deutschland begangen wurde. Im Laufe der Zeit wurde dieser Übelstand dadurch behoben, daß aus mehreren Kleinbetrieben wieder rentable Größenordnungen entstanden.

Im Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen im Westen scheiterten manche kleinen Siedler damals

daran, daß für sie kaum die Möglichkeit bestand, sich durch unselbständige Arbeit etwas dazuzuverdienen, da es an Industrie, die ihnen Arbeit und zusätzlichen Verdienst geben konnte, im Kreise mangelte.

Diese Faktoren bedeuteten, daß die Landwirte auf die Erträge aus ihren Betrieben angewiesen waren. Wer seinen Besitz erhalten wollte, mußte also hohe Leistungen aus seinem Grund und Boden erbringen. Je nach Struktur der Höfe, Acker- und Grünlandfläche und nach Neigung und Passion der Besitzer ergaben sich Schwerpunkte, die auf Ackerbau oder Viehzucht oder auch auf beiden basierten.

In den schweren Jahren von 1928 bis 1933 konnten nur gutfundierte Betriebe bestehen. Die Erzeugerpreise waren außerordentlich gering. Damals kostete der Zentner Schweinefleisch ab Stall 26 - 28 RM, der Liter Milch zwischen 6 und 7,5 Pfennig ab Hof. Der Zentner Roggen erbrachte 7,50 - 8,50 RM, eine gute hochtragende Kuh 350 - 500 RM. Remonten waren wegen des geringen Bedarfes der Reichswehr kaum zu verkaufen.

Nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus wurden feste Preise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse festgesetzt. Die großen Preisschwankungen hörten endlich auf. Frachtbeihilfen wurden gewährt, so daß z. B. das Getreide leichter nach Westdeutschland oder ins Ausland abfließen konnte. Hierdurch wurde die finanzielle Lage der Betriebe allmählich besser, viele „Kranke" gesundeten wieder. Hieraus erklärt sich auch der oft hohe Guthabenbestand unserer Landwirte bei Banken und den landwirtschaftlichen Geschäftspartnern, der beim Russeneinmarsch 1945 zurückgelassen werden mußte.

Nachstehende Übersicht zeigt die Verteilung der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe auf die einzelnen Gemeinden (nach „Statistik des Deutschen Reichs", Band 559, 1 S. 62).

LANDKREIS STUHM

| GEMEINDE | Zahl der Haushaltungen | Ständige Bevölkerung insgesamt | Von der ständigen Bevölkerung waren Berufszugehörige der Wirtschaftsabteilung | | | Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe mit einer Betriebsfläche von | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Land- und Forstwirtschaft | Industrie und Handwerk | Handel und Verkehr | 0,5 bis unter 5 ha | 5 bis unter 10 ha | 10 bis unter 20 ha | 20 bis unter 100 ha | 100 ha und mehr |
| Altendorf | 8 | 37 | 35 | – | – | 1 | 1 | 1 | 3 | – |
| Altmark | 340 | 1283 | 464 | 442 | 104 | 23 | 4 | 8 | 13 | 2 |
| Ankemitt | 94 | 417 | 337 | 36 | 2 | 10 | 10 | 5 | 7 | 1 |
| Baalau | 32 | 149 | 130 | 1 | 5 | 6 | 1 | 2 | – | 1 |
| Baumgart | 252 | 975 | 517 | 277 | 28 | 8 | – | 1 | 15 | 4 |
| Blonaken | 27 | 125 | 105 | 9 | – | 1 | 1 | 3 | 10 | – |
| Bönhof | 176 | 696 | 324 | 225 | 22 | 48 | 15 | 9 | 10 | – |
| Braunswalde | 246 | 1000 | 535 | 241 | 64 | 41 | 16 | 9 | 9 | 2 |
| Bruch | 60 | 304 | 276 | 6 | – | 2 | 2 | 1 | 3 | 3 |
| Budisch | 35 | 145 | 97 | 27 | 3 | 3 | – | – | 4 | 1 |
| Christburg, Stadt | 1039 | 3604 | 370 | 1656 | 552 | 15 | 2 | 7 | 8 | 3 |
| Deutsch Damerau | 136 | 574 | 343 | 77 | 76 | 17 | 3 | 3 | 9 | 2 |
| Dietrichsdorf (Westpr.) | 159 | 664 | 390 | 157 | 20 | 23 | 16 | 11 | 9 | 2 |
| Georgensdorf | 74 | 345 | 229 | 26 | 32 | 4 | – | – | 7 | 1 |
| Groß Brodsende | 59 | 219 | 135 | 56 | 8 | 19 | 7 | 8 | 1 | – |
| Großwaplitz | 131 | 642 | 390 | 134 | 49 | 3 | 2 | 20 | 6 | 2 |
| Grünhagen | 60 | 259 | 198 | 30 | 11 | 5 | 1 | 2 | 8 | 1 |
| Güldenfelde | 33 | 142 | 122 | 7 | 5 | 5 | 3 | 1 | 6 | – |
| Heinrode | 53 | 303 | 230 | 6 | 37 | 1 | – | – | – | 3 |
| Hohendorf | 67 | 343 | 288 | 7 | – | 2 | – | 2 | 3 | 3 |
| Honigfelde | 166 | 690 | 449 | 139 | 17 | 54 | 20 | 26 | 15 | – |
| Iggeln | 17 | 90 | 74 | 7 | – | 3 | 2 | 3 | 2 | – |
| Jordansdorf | 46 | 221 | 192 | 9 | – | 1 | – | 2 | 5 | 2 |
| Kalsen | 55 | 241 | 204 | 8 | 3 | 1 | – | – | 7 | 1 |

| GEMEINDE | Zahl der Haushaltungen | Ständige Bevölkerung insgesamt | Von der ständigen Bevölkerung waren Berufszugehörige der Wirtschaftsabteilung: Land- und Forstwirtschaft | Industrie und Handwerk | Handel und Verkehr | Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe mit einer Betriebsfläche von: 0,5 bis unter 5 ha | 5 bis unter 10 ha | 10 bis unter 20 ha | 20 bis unter 100 ha | 100 ha und mehr |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Kalwe | 104 | 474 | 255 | 137 | 20 | 5 | – | – | 11 | 1 |
| Kammerau (Westpr.) | 8 | 34 | 34 | – | – | – | 1 | 4 | 3 | – |
| Kiesling | 76 | 319 | 258 | 28 | 9 | 14 | 18 | 6 | 5 | 2 |
| Klein Brodsende | 22 | 83 | 65 | 6 | 8 | 6 | – | 3 | 4 | – |
| Konradswalde | 124 | 587 | 416 | 73 | 25 | 22 | 11 | 8 | 8 | 2 |
| Laabe | 35 | 165 | 140 | 2 | 2 | – | 1 | – | 3 | 1 |
| Laase | 22 | 104 | 88 | 8 | 2 | 1 | – | 2 | 7 | – |
| Lichtfelde | 186 | 666 | 466 | 83 | 15 | 27 | 11 | 13 | 10 | 5 |
| Losendorf | 46 | 233 | 187 | 10 | 9 | 3 | 2 | – | 5 | 2 |
| Mahlau | 18 | 93 | 89 | – | – | – | 5 | – | 2 | 1 |
| Menthen | 65 | 284 | 163 | 64 | 22 | 7 | 2 | 2 | 8 | 1 |
| Mirahnen | 52 | 236 | 189 | 1 | 21 | 8 | 10 | 3 | 5 | 1 |
| Montauerweide | 81 | 364 | 247 | 67 | 3 | 20 | 5 | 6 | 10 | 1 |
| Morainen | 111 | 493 | 331 | 118 | 4 | 1 | 6 | 23 | 7 | 1 |
| Neudorf | 185 | 813 | 328 | 332 | 17 | 39 | 6 | 8 | 14 | 1 |
| Neuhöferfelde | 58 | 294 | 271 | 10 | 3 | 1 | 1 | 2 | 9 | 2 |
| Neumark | 201 | 814 | 470 | 165 | 47 | 20 | 6 | 22 | 19 | 3 |
| Neunhuben | 12 | 67 | 38 | 16 | 1 | 1 | 1 | 1 | 4 | – |
| Niklaskirchen | 366 | 1446 | 439 | 552 | 158 | 22 | 8 | 12 | 16 | 1 |
| Pestlin | 196 | 759 | 395 | 195 | 26 | 19 | 8 | 5 | 16 | – |
| Peterswalde | 72 | 361 | 296 | 25 | 6 | 6 | 2 | 2 | 10 | 3 |
| Pirklitz | 36 | 182 | 150 | 1 | 2 | 9 | 1 | 3 | 2 | 1 |
| Polixen | 35 | 168 | 128 | 25 | – | 2 | 1 | – | 5 | 1 |
| Portschweiten | 94 | 411 | 343 | 8 | 5 | – | 3 | 3 | 17 | 2 |
| Posilge | 240 | 966 | 551 | 228 | 54 | 18 | 2 | 2 | 15 | 4 |
| Pr. Damerau | 26 | 127 | 89 | 14 | 1 | 3 | 3 | 4 | 6 | – |
| Ramten | 43 | 161 | 111 | 32 | 1 | 3 | 2 | – | 5 | 2 |
| Rehhof | 785 | 2678 | 499 | 1188 | 302 | 110 | 18 | – | 4 | 1 |
| Rudnerweide | 31 | 161 | 145 | – | 3 | 6 | 4 | 4 | 11 | – |
| Sadlacken | 45 | 222 | 175 | 20 | 6 | 13 | 4 | 6 | 4 | 2 |
| Schönwiese | 84 | 376 | 312 | 13 | 3 | 10 | 1 | 17 | 5 | 1 |
| Schroop | 162 | 725 | 455 | 101 | 45 | 18 | 2 | 2 | 10 | 3 |
| Stangenberg | 61 | 253 | 204 | 12 | 5 | 5 | – | 3 | 2 | 1 |
| Stuhm, Stadt | 1558 | 7372 | 985 | 2188 | 679 | 123 | 18 | 30 | 37 | 3 |
| Teschendorf | 82 | 394 | 323 | 19 | 11 | 6 | 3 | – | 3 | 3 |
| Tiefensee | 81 | 291 | 155 | 87 | 16 | 9 | 2 | 3 | 12 | – |
| Tragheimerweide | 114 | 484 | 268 | 138 | 20 | 25 | 10 | 7 | 10 | – |
| Trankwitz | 132 | 611 | 509 | 24 | 18 | 11 | 2 | 31 | 11 | 3 |
| Troop | 82 | 365 | 181 | 99 | 29 | 7 | 1 | 5 | 7 | 1 |
| Usnitz | 204 | 734 | 332 | 253 | 19 | 67 | 6 | 5 | 8 | – |
| Wadkeim | 119 | 620 | 553 | 11 | – | 4 | 3 | 2 | 9 | 4 |
| Wargels | 48 | 220 | 179 | 12 | 3 | 3 | – | 1 | 2 | 2 |
| Weißenberg | 134 | 544 | 131 | 170 | 114 | 32 | 5 | 1 | 4 | – |

*Die Entwicklung der Bodennutzung in ihren Hauptarten*

Im Jahre 1849 verfügte der rund 248 400 Magdeburger (preußische) Morgen umfassende Landkreis Stuhm nach den „Amtlichen Tabellen" für den Preußischen Staat nur über annähernd 166 000 Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche und 30 833 Morgen Wald. Die an der Gesamtfläche des Kreises noch fehlenden rund 52 000 Morgen werden nicht besonders genannt; sie setzen sich aus Wasserstücken, Ödland, Unland, Hofräumen, öffentlichen Wegen, Friedhöfen und dergleichen zusammen. Zur landwirtschaftlichen Nutzfläche gehörten damals

133 874 Morgen Ackerland
1 828 Morgen Gartenland
19 755 Morgen Wiesen
10 219 Morgen „Raume-Hutung".

Genauere Ziffern über die Verteilung der Bodennutzung brachten erst die durch Gesetz vom 21. Mai 1861 verfügten Aufnahmen zur Feststellung der Reinerträge für die bevorstehende Veranlagung zur Grund- und Gebäudesteuer. Diese Feststellungen erfolgten im Regierungsbezirk Marienwerder zunächst für Flächeninhalt und Liegenschaften der einzelnen Ortschaften in den Jahren 1862 und 1863, für Besitzstand und Verteilung der Liegenschaften und Gebäude 1864 und 1865.

Danach waren im Landkreis Stuhm vorhanden:

| | | |
|---|---|---|
| Ackerland | 171 676 Morgen | 68,5 % |
| Gartenland | 1 264 Morgen | 0,5 % |
| Wiesen | 24 623 Morgen | 9,8 % |
| Weiden | 10 739 Morgen | 4,3 % |
| Landwirtschaftliche Nutzungsfläche insg. | 208 302 Morgen | 83,1 % |
| Holzungen | 30 658 Morgen | 12,2 % |
| Wasserstücke | 3 536 Morgen | 1,4 % |
| Ödland | 574 Morgen | 0,2 % |
| Unland | 484 Morgen | 0,2 % |
| eingeschätzte Liegenschaften insgesamt: | 243 554 Morgen | 97,1 % |
| Land f. Wege, Eisenbahnen, Begräbnisplätze u. dergl. | 3 925 Morgen | 1,6 % |
| Flüsse, Bäche und dergl. | 1 014 Morgen | 0,4 % |
| Hausgärten bis zu 1 Morgen | 2 260 Morgen | 0,9 % |
| Gesamtfläche | 250 780 Morgen | 100,0 % |

Der durchschnittliche Reinertrag je Morgen betrug nach den voraufgegangenen Schätzungen 39 Silbergroschen.

Ihrer Bodengüte nach waren die Liegenschaften in acht Bodenklassen eingeteilt, wobei die minderwertigsten der Klasse 1, die besten Böden der Klasse 8 zugewiesen wurden. Im Landkreis Stuhm entfiel rund ein Drittel (etwa 85 000 Morgen) auf Klasse 5, weitere 22 % (rund 52 000 Morgen) auf Klasse 4, 11 % (rund 26 000 Morgen) auf Klasse 2, rund 27 000 Morgen auf die Klassen 7 und 8, die übrigen 23 000 Morgen auf die Bodenklassen 1 und 3. Somit verfügte der Landkreis über rund 152 000 Morgen Liegenschaften der überdurchschnittlichen, besseren Bodenklassen. Stuhm stand mit einem durchschnittlichen Grundsteuer-Reinertrag von 15,30 Mark je Hektar (1910) innerhalb seines Regierungsbezirks Marienwerder an der Spitze.

Gegenüber dem Stande von 1849 hatte sich die Ackerfläche des Kreises bis 1865 um 37 802 preußische Morgen vermehrt, die Wiesen um rund 5000 Morgen, die landwirtschaftliche Nutzfläche insgesamt um 42 626 Morgen. Bei Gartenland und Viehweiden waren inzwischen nur kleine Flächenveränderungen eingetreten. Auch der Umfang der vorhandenen Holzungen hatte sich nur wenig verändert.

Bei der 1861 bis 1865 festgestellten Bodennutzungsverteilung ist es im wesentlichen bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges geblieben.

Die Forstflächen erreichten 1938 13,4 % der Gesamtfläche; die landwirtschaftliche Nutzfläche war auf 78,2 % zurückgegangen. Dagegen machten öffentliche Wege, Öd- und Unland, Wasserstücke, Friedhöfe und dergleichen bereits 8,4 % der Gesamtfläche aus. Über den Stand der Bodennutzungsverteilung in ihren Hauptarten verzeichnet die amtliche Statistik für die folgenden Jahrzehnte nachstehende Ziffern:

| Im Jahre | 1878 | 1938 |
|---|---|---|
| Acker- u. Gartenland | 44 035 ha | 40 170 ha |
| Wiesen | 6 082 ha | 4 524 ha |
| Viehweiden | 2 825 ha | 4 561 ha |
| Landwirtschaftliche Nutzfläche insges.: | 52 942 ha | 49 255 ha |
| Holzungen | 7 596 ha | 8 462 ha |
| Wasserstücke | 1 113 ha | 1 382 ha |
| Öd- und Unland | 404 ha | 1 097 ha |
| Öffentl. Wege u. dgl. | 1 288 ha | 1 583 ha |
| Hofräume | 610 ha | 1 308 ha |
| | 63 953 ha | 63 087 ha |

*Die wichtigsten Anbauarten und ihre Erträge*

Von der gesamten Anbaufläche des Kreises (rund 44 000 ha) waren im Jahre 1878 annähernd 28 000 ha mit Getreide und Hülsenfrüchten bestellt, weitere 3612 ha mit Hackfrüchten und Gemüse, 716 ha mit verschiedenen Handelsgewächsen, 7150 ha mit Futterpflanzen, darunter 6905 ha mit Klee. Für „sonstigen Anbau" blieben noch 6658 ha. Bei Getreide stand Roggen mit annähernd 8000 ha an erster Stelle (darunter nur 344 ha Sommerroggen), gefolgt von Weizen mit annähernd 5600 ha, Hafer mit 5429 ha und Gerste mit annähernd 3300 ha (darunter nur 382 ha Wintergerste).

In den folgenden beiden Jahrzehnten ist die Getreideanbaufläche insgesamt ungefähr auf gleicher Höhe geblieben bei gewissen Schwankungen in den einzelnen Anbauarten. Bis 1938 war der Anbau von Sommerweizen auf rund 1100 ha angestiegen, der Weizen-

anbau insgesamt doch um ungefähr 1000 ha zurückgegangen. Noch stärker zurückgegangen war unterdessen die Haferanbaufläche:

von 5429 ha im Jahre 1878 bzw. 6267 ha im Jahre 1898 auf 3033 ha im Jahre 1939.

Bei den Hülsenfrüchten fällt der starke Rückgang des Anbaus von Erbsen ins Auge: 1878 waren es noch 2361 ha, 1898 nur noch 992 ha, im Jahre 1939 noch 324 ha Speise- und 125 ha Futtererbsen.

Unter den Hackfrüchten bewahrt die Kartoffel auch im Kreise Stuhm ihre Vorherrschaft, erreicht 1914 mit 3296 ha ihren Höhepunkt und umfaßt 1939 immer noch eine Anbaufläche von annähernd 3000 ha. Dagegen ist beim Anbau von Zuckerrüben und Futterrüben sowohl in der Fläche wie auch im durchschnittlichen Hektarertrag ein außergewöhnlicher Anstieg zu beobachten.

Beim übrigen Futterpflanzenanbau herrschte der Klee mehrere Jahrzehnte hindurch mit annähernd 7000 ha (1914 sogar mit 7350 ha) vor, fiel bis 1939 aber auf 5340 ha zurück.

Als verdienter Lohn einer zunehmend intensiv betriebenen Acker- und Viehwirtschaft ist bei allen wichtigen Anbauarten eine erhebliche Steigerung der durchschnittlichen Hektarerträge zu beobachten. Dies bewirkten insbesondere die unablässigen Bemühungen der tüchtigen Landwirte des Stuhmer Kreises um eine Verbesserung ihrer Böden bei reichlichen Stall- und Kunstdüngergaben.

Mit den für das Jahr 1938 von der amtlichen Statistik festgestellten Durchschnittserträgen von

25,8 dz je ha bei Winterweizen,
21,5 dz je ha bei Winterroggen,
25,5 dz je ha bei Wintergerste,
25,2 dz je ha bei Hafer,
163,8 dz je ha bei Kartoffeln,
305,1 dz je ha bei Zuckerrüben,
558,8 dz je ha bei Futterrüben

überragte der Landkreis Stuhm viele west- und mitteldeutsche Landkreise in ihren Leistungen.

Nachstehende Übersicht zeigt die Entwicklung der wichtigsten Anbauarten mit ihren Durchschnittserträgen in den sechs Jahrzehnten zwischen 1878 und 1938.

*Die Anbauflächen und Erträge im Landkreis Stuhm 1878–1938*

| | | 1878 | 1898 | 1914 | 1938 |
|---|---|---|---|---|---|
| Winterweizen | ha | 5108 | 5477 | 5511 | 3358 |
| | dz/ha | 14,7 | 17,6 | 20,1 | 25,8 |
| Sommerweizen | ha | 458 | 207 | 332 | 1110 |
| | dz/ha | 12,8 | 15,4 | 20,6 | 24,1 |
| Winterroggen | ha | 7559 | 6956 | 7495 | 6738 |
| | dz/ha | 13,6 | 15,1 | 22,0 | 21,5 |
| Sommergerste | ha | 2882 | 3585 | 4519 | 4312 |
| | dz/ha | 17,4 | 16,5 | 22,2 | 24,4 |
| Menggetreide | ha | — | 645 | — | 3024 |
| | dz/ha | — | 15,8 | — | 24,1 |
| Hafer | ha | 5429 | 6267 | 6939 | 3033 |
| | dz/ha | 14,8 | 17,9 | 21,9 | 25,2 |
| Kartoffeln | ha | 2881 | 2771 | 3296 | 2979 |
| | dz/ha | 48,5 | 104,0 | 179,0 | 163,8 |
| Zuckerrüben | ha | — | 641 | 1662 | 1734 |
| | dz/ha | — | 300,0 | 260,0 | 305,1 |
| Futterrüben | ha | — | 57 | 1216 | 1664 |
| | dz/ha | — | 197,7 | 346,6 | 558,8 |
| Klee | ha | 6905 | 6529 | 7550 | 5340 |

Auf den guten Böden des Kreises spielte neben dem Weizen der *Zuckerrübenanbau* eine große Rolle.

Diese Hackfrucht erforderte zwar viel Handarbeit, aber Arbeitskräfte gab es ja genügend. Zudem war die Übernahme von Rübenflächen zur Pflege nach der Saat bis zur Rodung im Oktober eine willkommene Einnahmequelle auch für Teile der städtischen Bevölkerung, da hierbei gut verdient wurde. Erträge von 220 Zentner je Morgen waren ein Ziel, das in günstigen Jahren auf breiter Ebene erreicht wurde. Das Rübenblatt, das zusätzlich eine Ernte wie etwa eine Rotkleefläche erbrachte, wurde mit Naßschnitzeln einsiliert und war ein wesentlicher Bestandteil der Winterfütterung im Rindviehstall. Leider besaß der Kreis Stuhm keine eigene Zuckerfabrik, so daß die Rüben - meist mit der Bahn - nach Marienburg und Altfelde, teilweise auch nach Riesenburg verladen werden mußten.

Der *Kartoffelanbau* wurde auf den leichteren Böden betrieben. Herr von Schack, der Pächter der Domäne Wengern, besaß eine größere Brennerei - neben Gr. Waplitz und anderen kleineren -, die bedeutendste des Kreises. Hier wurden Tausende von Zentnern Kartoffeln von den umliegenden Klein- und Großbetrieben im Spätsommer und Winter angeliefert und zu Sprit verarbeitet. Die Verladung dieses hochprozentigen Getränkes erfolgte in hölzernen Fässern auf dem Bahnhof Braunswalde. In dieser Zeit konnte man so manchem Gespannführer begegnen, der nicht mehr ganz fest auf seinem Sattelpferd saß. „Denn es gab ja kleine Nagelbohrer", mit denen man dem so streng bewachten Sprit zu Leibe rücken konnte.

Eine Besonderheit des Kreises war der *Tabakanbau*, der in der Rehhöfer Gegend am Übergang von der Niederung zur Höhe von meist kleineren Landwirten betrieben wurde. Charakteristisch waren hier die Tabakscheunen auf den Höfen, wo das Erntegut an der Luft getrocknet wurde. Hierzu wurden die einzelnen Tabakblätter mit besonderen Nadeln auf Schnüre gezogen. Diese Arbeit erforderte viel Zeit, so daß zur Ernte am Ausgang des Sommers eine rege Tätigkeit von allen Familienmitgliedern der Tabakbauern auf diesen Feldern zu beobachten war. Zu rauchen war der Tabak in diesem Rohzustand allerdings nicht. Daher sein Name „Selbstmord".

Die Vermehrung von *Saatgetreide*, Gräsern usw. wurde vielfach betrieben. Auf diesem Gebiet ist wohl van Riesen, Georgensdorf, der bedeutendste Vermehrer gewesen. Dieser Betrieb verfügte über die besten Einrichtungen für Trocknung, Lagerung und Aufbereitung des Saatgutes.

*Viehzucht*

In dem Zeitraum von rund 120 Jahren zwischen 1819 und 1939 hat die Viehzucht des Landkreises Stuhm eine außergewöhnlich bedeutende Entfaltung erfahren. Der Pferdebesatz stieg von 5484 auf 10 299 und hatte sich dabei nahezu verdoppelt. In der Rinderhaltung hatte sich der Bestand im gleichen Zeitraum nahezu vervierfacht (von 6716 auf 26 548), bei Schweinen sogar annähernd verachtfacht (von 5265 auf 40 705). Nur die Zahl der gehaltenen Schafe war vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges geringer als 1819.

Für die Ernährung des Viehbestandes standen im Jahre 1849 rund 20 000 Morgen Wiesen und etwas mehr als 10 000 Morgen „Raume Hutung" als beständige Viehweiden zur Verfügung. Um das Jahr 1865 waren es 24 623 Morgen Wiesen und 10 739 Morgen Viehweiden, die zusammen 14,1 % der Kreisfläche ausmachten. 1878 standen hier 6082 ha Wiesen 2825 ha Viehweiden gegenüber. Für das Jahr 1914 werden neben 460 ha Rieselwiesen noch 4276 ha „andere Wiesen" verzeichnet; 1939 umfaßten Wiesen und Weiden zusammen 9085 ha (= 14,4 % der Gesamtfläche).

*Pferde*

Sie stellten auch im Landkreis Stuhm Jahrhunderte hindurch die wichtigste tierische Zugkraft. Vor Ausbau der Kunststraßen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fuhr man in der Regel vierspännig.

Auch das Pflügen erfolgte auf Großbetrieben meist vierspännig. 1821 zählte der Kreis 4637 Pferde und 847 Fohlen. 1849 waren es insgesamt 7742 Pferde, darunter 3631 4- bis 10jährige, 2542 über 10jährige und 1549 Fohlen bis zu 4 Jahren. Im Jahre 1938 wurden im Kreise Stuhm 10 299 Pferde gezählt.

Wenn in der übrigen Viehhaltung bei unseren Landwirten der Rechenstift die entscheidende Rolle spielte, so galt neben der Rentabilität ihre ganze Liebe den *Pferden*. Das äußerte sich schon darin, daß die Geburt eines Fohlens von der ganzen Familie auf dem Hofe mit großer Freude begrüßt, die Geburt von Kälbern und Ferkeln aber als etwas Selbstverständliches registriert wurde.

Das Ostpreußische Pferd, seit 200 Jahren in immer gleichbleibendem Typ gezogen, hat trotz der Fortschritte in der Motorisierung seinen festen Platz in der Landwirtschaft behalten. Gewiß war der Trecker ein wichtiges Hilfsmittel geworden, aber er diente zweckmäßigerweise mehr dem „Abbrechen der Arbeitsspitzen". Trotzdem hat der Landwirt kaum Gespanne abgeschafft, wenn er den Trecker kaufte.

Der Kreis Stuhm, ein sogenannter „gemischter Körbezirk", hatte zwei Richtungen, die scharf voneinander getrennt waren. Die eine ist die Zucht des reinblütigen Ostpreußischen Pferdes auf der Grundlage Trakehner Abstammung, die andere Richtung befaßte sich mit der Erneuerung eines ausgesprochenen Arbeitspferdes.

Es gab bei uns eine ganze Reihe passionierter Züchter aller Besitzgrößen, die das edle Warmblutpferd unter der Benutzung der staatl. Beschäler des Landgestüts Marienwerder züchteten. In allererster Linie ist hier das Gestüt von Ortmann-Luisenwalde zu nennen, das in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit aufgebaut worden war. Die wertvolle Stute „Esther", die in ihrer männlichen und weiblichen Nachkommenschaft so viel geleistet hat, machte ihren Besitzer in der ganzen Provinz bekannt. Außer dem Gestüt Luisenwalde gab es eine ganze Reihe kleinerer Züchter, die über gutes Stutenmaterial verfügten. Einige ihrer Namen mögen ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Rohrbeck-Neuburg, Rohrbeck-Dietrichsdorf, von Tevenar-Trankwitz, Paesler-Mienthen, Bochert-Dietrichsdorf, Wiebe-Peterswalde, Radtke-Stuhmerfelde, Stoermer-Braunswalde, Diebig-Rudnerweide, Schwarz-Adl. Schardau, Heise, Krüger, Thiel, Dyck-Lichtfelde, Sperling-Sandhuben, Dr. Baehr-Gintro, Gerlach und Dreyer-Baumgart, Wolff-Posilge, Lippitz-Polixen, Andres-Mahlau, Heintel-Heinrode, Roppelius-Dt. Damerau, Rempel-Laabe und Burchardt-Neuhöferfelde. Für den Absatz des edlen Pferdes boten sich in unserem Kreise insofern gute Möglichkeiten, als drei große öffentliche Remontemärkte in Altfelde, Luisenwalde und Finckenstein leicht erreichbar waren. Der beste Abnehmer unserer Warmblutzucht war immer die Armee. Darüber hinaus gingen viele Pferde als Reit- und Wagenpferde ins Reich.

Die andere Richtung, die Zucht des Arbeitspferdes mit kaltblütigem Einschlag, spielte bei uns gleichfalls eine bedeutende Rolle. Die Gestütverwaltung kam den Wünschen der Landwirtschaft auch hier entgegen und hat auf den Deckstellen des Kreises Kaltblutbeschäler aufgestellt, die stark benutzt wurden. Außer diesen stand auch eine Anzahl gekörter Privathengste im Dienste dieser Zuchtrichtung. Langjährige Erfahrung hatte gelehrt, daß die Kreuzung von Warmblutstute und Kaltbluthengst ein gutes Arbeitspferd ergab, das so viel Energie und Beweglichkeit besaß, um zur Zeit der schweren Arbeit in der Saatbestellung und Ernte nicht zu versagen. Bei weiterer Kreuzung gingen jedoch diese wichtigen Eigenschaften wieder verloren.

Als die bekanntesten Kaltblutzüchter sind Bielefeldt-Carpangen und Rüdiger-Kollosomp unvergessen.

*Rinder*

Im Jahre 1821 zählte der neugebildete Landkreis Stuhm insgesamt 6716 Rinder, darunter 190 Bullen, 1052 Ochsen, 4003 Kühe und 1471 Jungrinder. Bis zum Jahre 1843 war der Rinderbestand des Kreises bereits auf 11 712 Haupt gestiegen. 1849 waren es 12 322 (416 Bullen, 2214 Ochsen, 6449 Kühe, 3243 Jungrinder), 1933: 25 805, 1938 bereits 26 548, was einer Besatzdichte von etwas mehr als 53 Rindern je 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche entsprach.

Gehalten wurde nur das schwarz-weiße Tieflandrind, da dieses sich unter den gegebenen Verhältnissen als am zweckmäßigsten erwiesen hatte. In jahrzehntelanger Züchterarbeit war durch Einfuhr und Paarung mit hochwertigen Schwarz-Weiß-Bullen der einheimische Landschlag veredelt und verbessert worden. Die an der Rindviehzucht interessierten Landwirte hatten sich schon frühzeitig zu Züchtervereinigungen zusammengeschlossen. Für unseren Kreis waren es die Westpr.-Holländer-Herdbuchgesellschaft mit Sitz in Marienburg und der Verband der Rindviehkontrollvereine im Zentralvereinbezirk „Westpreußen", ebenfalls mit Sitz in Marienburg. Die züchterischen Arbeiten dieser Verbände blieben jedoch nicht nur auf den Mitgliederkreis beschränkt, sondern kamen auch der übrigen Landwirtschaft und der Landesviehzucht im Kreise zugute, so daß sich die Leistungen der Herden erheblich verbesserten.

Etwa 35 % aller Kühe standen unter einer ständigen Leistungs-, Futter- und Gesundheitskontrolle, die durch neun Kontrollvereine ausgeübt wurde. Diese hatten ihren Sitz in Altmark, Braunswalde, Budisch-Posilge, Lautensee, Losendorf, Paleschken, Prökelwitz, Schardau und Stuhm. Die Tätigkeit der Kontrollvereine erstreckte sich auf Feststellung von Milchmenge und Fettgehalt sowie Futterverbrauch einer jeden Kuh, auf Futterberatung, Gesundheitspflege, Überwachung des Melkpersonals, Führung der Milch- und Herdbücher, Kennzeichnung der Kühe und Kälber und dergleichen mehr. Sämtliche Herden waren auch dem Tuberkulose-Tilgungsverfahren angeschlossen, durch das unter Zahlung einer Entschädigung tuberkulöse Tiere ausgemerzt wurden.

Zu welchen Erfolgen diese Kontrollen führten, mag folgender Vergleich des Durchschnitts aller kontrollierten Kühe zeigen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1921 | 2458 | Milch-kg | mit 3,1 % | = | 84 Fett-kg |
| 1931 | 4120 | Milch-kg | mit 3,3 % | = | 135 Fett-kg |

Die höchste Leistung im Kontrolljahr 1931 erbrachte die Kuh „Fanny" (Klein-Budisch) mit 8709 Milch-kg und 3,4 % = 298 Fett-kg. Später waren Durchschnittserträge von 220 Fett-kg je Kuh und Herde keine Ausnahme mehr.

Die Leistungssteigerung durch die Arbeit der Kontrollvereine war also außerordentlich. Es gelang, gutes Zuchtmaterial aus den Zuchten des Kreises auf den Markt zu bringen. Eine ganze Anzahl von Bullen, Kühen und Färsen wurde über die Herdbuchauktionen oder im freien Handel verkauft, die sich dann in anderen Gegenden der Provinz und auch im Reich auf das beste bewährt haben.

Die stetig fließende Einnahme aus der Milchwirtschaft und aus den Verkaufserlösen der Rindviehzucht war eine der geldlichen Hauptstützen der Landwirtschaft.

Neben dem Rindvieh wurden in jedem Betrieb mehr oder weniger *Schweine* gezüchtet und gemästet. Die Mastgrundlage durch Hackfrüchte oder Getreide war ja reichlich vorhanden. Ursprünglich hatte die Schweinehaltung ausschließlich der Selbstversorgung der Haushalte gedient. Im Zuge der sich immer stärker verbreitenden Veredlungswirtschaft entwickelte sich die Schweinehaltung zu einem geförderten Wirtschaftszweig, der vorwiegend in den bäuerlichen Betrieben gepflegt wurde. Der Bestand betrug 1939 40 705 Stück, das waren rund 82 Stück je 100 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche.

Die bekanntesten Züchter waren Bergmann und Müller-Losendorf, Großmann und Rempel-Posilge, Heise-Lichtfelde, Heering-Kiesling und Dyck-Paleschken.

Auch auf den Gütern wurde die Schweinezucht in bedeutender Anzahl betrieben. Die Züchter hatten sich dem Ostpreußischen Schweinering angeschlossen. Es war ihnen gelungen, das für unsere Verhältnisse und die Erfordernisse des Marktes brauchbare Tier herauszuzüchten.

Während die Viehzucht im Kreise sich in dem Jahrhundert vor 1939 außergewöhnlich stark entwickelt hatte, der Pferdebestand war verdoppelt, die Rinderhaltung vervierfacht, der Schweinebestand verachtfacht, war die Zahl der gehaltenen *Schafe* jedoch zurückgegangen. In der Zeit der großen Blüte der Schafzucht in Ostdeutschland hatte unser Kreis im Jahre 1864 einen Bestand von 58 791 Stück zu verzeichnen.

Er bestand in der Masse aus „Merinos" (feine Wollschafe) und dann aus veredelten und unveredelten Landschafen.

Dies war die große Zeit der Schafhaltung, die sogenannte Zeit des „Goldenen Vlieses". Sie ging jedoch zu Ende, als von Jahr zu Jahr größere Mengen australischer Wolle auf den deutschen Markt drängten.

Eine wichtige Erwerbsquelle begann zu versiegen. Erst nach 1933 stieg der Schafbestand wieder an, da durch die Landwirtschaftspolitik des Reiches eine weitest mögliche Selbstversorgung angestrebt wurde. Größere Herden gab es nun wieder auf den Gütern Barlewitz, Brosowken, Adl. Bruch, Cyguss, Gr. Baalau, Höfchen, Hohendorf, Lautensee, Mienthen, Stangenberg und Trankwitz.

*Nachstehende Übersicht zeigt die Entwicklung des Viehbesatzes im Landkreis Stuhm zwischen den Jahren 1821 und 1938*

| | 1821 | 1843 | 1849 | 1864 |
|---|---|---|---|---|
| Pferde | 5 484 | 7 496 | 7 742 | 9 118 |
| Rinder | 6 716 | 11 712 | 12 322 | 13 865 |
| Schweine | 5 265 | 10 793 | 11 079 | 10 558 |
| Schafe | 7 625 | 38 263 | 41 095 | 58 791 |
| Ziegen | 40 | 426 | 588 | 1 384 |

| | 1883 | 1904 | 1933 | 1938 |
|---|---|---|---|---|
| Pferde | 9 832 | 11 092 | 9 576 | 10 299 |
| Rinder | 16 531 | 26 907 | 25 805 | 26 548 |
| Schweine | 18 243 | 27 728 | 37 830 | 40 705 |
| Schafe | 33 028 | 8 776 | 3 714 | 5 630 |
| Ziegen | 2 297 | 3 102 | 1 841 | 1 517 |

*Die berufsständischen Zusammenschlüsse* unserer Landwirte waren eng und segensreich. So gab es im Kreise fünf landwirtschaftliche Vereine, in denen sich unsere Landwirte zusammenfanden, um bei Vorträgen und Diskussionen möglichst viel für die Führung ihrer Betriebe zu erfahren und zu lernen. Der landwirtschaftliche Verein Stuhm, „Verein von Landwirten für Stuhm und Umgebung", war 1861 gegründet worden.

Den Vorsitz übten aus:

1894 - 1900 Biber - Conradswalde
1900 - 1907 Mahlau - Telkwitz
1907 - 1914 Findeisen - Kl. Watkowitz
von 1914 - 1920 ruhte der Verein
1920 - 1924 Ortmann - Luisenwalde
1924 - 1929 Lickfett - Stuhmsdorf
1929 - zur Vertreibung Wiebe - Peterswalde

Die anderen landwirtschaftlichen Vereine und ihre letzten Vorsitzenden waren:

Christburg - Rohrbeck - Neuburg
Rothof-Schroop - van Riesen - Georgensdorf
Lichtfelde - Heise - Lichtfelde
Rehhof - Wiens - Schardau

Neben praktischer Selbsthilfe in den Vereinen haben die *landwirtschaftlichen Fachschulen* in den umliegenden Städten viel zu dem hohen Leistungsstand unserer Betriebe im Kreise beigetragen. Hoch zu bewerten war die landwirtschaftliche Akademie in Elbing, die vielen interessierten Landwirtssöhnen das Rüstzeug zur Führung insbesondere von größeren Betrieben vermittelt hat. Die Landwirtschaftsschule in Marienburg - die Hindenburgschule -, die bis zum „Einjährigen" führte, war in der ganzen Provinz bekannt und beliebt.

Allergrößter Wertschätzung erfreute sich jedoch die Landwirtschaftliche Winterschule in Marienburg, auch wohlmeinend „Bullenakademie" genannt. Ihr langjähriger Direktor Wittpahl verkörperte absolute Autorität für die oft übermütige Jugend. Er war es, der einer ganzen Generation von Bauernsöhnen sein großes Wissen zu vermitteln verstand. Dabei war er ein Original besonderer Art. Die Anekdoten um ihn waren nicht zu zählen. Er kannte die meisten Betriebe im Kreise und ihre Besitzer. Wer von ihm nicht besucht wurde, der war „unten durch". Besonders die Jugend, ob männlich oder weiblich, hatte ihm viel zu verdanken.

Wer sich seiner Hilfe würdig erwies, dem hat Wittpahl immer geholfen.

## Die Entwicklung des Landeskulturwesens

von Rudolf Münker

Das Landeskulturwesen reichte in Westpreußen in die Zeit des Ritterordens zurück. Damals wurde der Marienburger Mühlengraben errichtet, der bei Stangenberg beginnt und den Kreis Stuhm in seiner ganzen Länge durchschneidet. Er war ursprünglich angelegt zur Speisung der Wallgräben und Brunnen der Marienburg und der Stadt selbst, gleichzeitig aber auch als Vorflutgraben. Zur Unterhaltung dieses Grabens wurde schon damals eine Wässerungsordnung herausgegeben. Zu derselben Zeit war auch schon die Unterhaltung der Weichsel- und Nogatdämme geregelt. Die Förderung der Landeskultur hat später mehr oder weniger geruht. Friedrich der Große war der erste, der das Landeskulturwesen in großzügiger Weise förderte. Die Aufwendungen für Landeskultur- und Siedlungszwecke betrugen während seiner Regierungszeit allein 10 Prozent der gesamten Staatsausgaben.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts trat durch das Bekanntwerden der Dränröhren ein Umschwung im Landeskulturwesen ein. Im Jahre 1844 hatte man in England die Dränröhrenpresse erfunden und mit der Röhrendränage große Erfolge erzielt. In Deutschland war bis dahin als unterirdische Entwässerung nur die mittels Sickerkanälen und Holzkastendräns bekannt. Diese Art von Entwässerung war örtlich begrenzt. Man konnte wohl die nassesten Stellen bei gewissen Voraussetzungen notdürftig entwässern, mußte aber jeden Strang für sich ausmünden lassen. Die Dränröhren hingegen gaben die Möglichkeit, systematische Dränagen auszuführen, d. h., man konnte die einzelnen Stränge großer Flächen verbinden und das gesammelte Wasser an einer Stelle dem Vorflutgraben zuführen. Eine weitere Förderung trat im Jahre 1879 durch die Schaffung des Gesetzes betr. die Bildung von Wassergenossenschaften ein. So entstand bald darauf im Jahre 1881 im Kreise Stuhm die erste Wassergenossenschaft, und zwar die Entwässerungsgenossenschaft Kl. Brodsende — Baumgarth, der eine Reihe von anderen Genossenschaften folgte. Nachste-

hend sind die aufgrund dieses Gesetzes gebildeten Genossenschaften ihrer Entstehung nach geordnet aufgeführt und die Größe der verbesserten Flächen sowie die Baukosten angegeben:

| Lfd. Nr. | Jahr | Name der Genossenschaft | Fläch.-größe ha | Kosten Mark |
|---|---|---|---|---|
| 1 | 1881 | Entwässerungsgenossenschaft Kl.-Brodsende-Baumgarth | 315 | 39 000 |
| 2 | 1884 | Adlerfließgenossenschaft | 200 | 20 000 |
| 3 | 1885 | Deichgenossenschaft Lichtfelde-Güldenfelde | 540 | 20 000 |
| 4 | 1890 | Ent- und Bewässerungs-Genossenschaft Altmark | 295 | 80 000 |
| 5 | 1890 | Entwässerungs-Genossenschaft Posilge | 485 | 99 000 |
| 6 | 1894 | Ent- und Bewässerungs-Genossenschaft Gr. Brodsende | 330 | 24 000 |
| 7 | 1895 | Ent- und Bewässerungsverband Baumgarth | 140 | 11 000 |
| 8 | 1899 | Ent- und Bewässerungs-Genossenschaft Kalwe-Neunhuben | 26 | 14 000 |
| 9 | 1901 | Genossenschaft zur Regulierung der Heidemühler Bache | 210 | 63 000 |
| 10 | 1901 | Dränagegenossenschaft Baumgarth-Lichtfelde | 990 | 210 000 |
| 11 | 1904 | Dränagegenossenschaft Konradswalde | 190 | 50 000 |
| 12 | 1905 | Dränagegenossenschaft Posilge | 600 | 143 000 |
| 13 | 1906 | Dränagegenossenschaft Kalwe | 550 | 160 000 |
| 14 | 1907 | Entwässerungs-Genossenschaft Ankemitt-Litefken | 130 | 90 000 |
| 15 | 1907 | Entwässerungs-Genossenschaft Barlewitz | 40 | 13 000 |
| 16 | 1907 | Entwässerungs-Genossenschaft Stuhmsdorf | 600 | 120 000 |
| 17 | 1909 | Dränage- und Entwässerungs-Genossenschaft Pestlin | 180 | 43 000 |
| 18 | 1909 | Dränagegenossenschaft Tiefensee | 990 | 265 000 |
| 19 | 1910 | Dränagegenossenschaft Barlewitz | 300 | 57 000 |
| 20 | 1910 | Entwässerungs-Genossenschaft Grünhagen | 65 | 18 000 |
| 21 | 1911 | Entwässerungs-Genossenschaft Heringshöft | 280 | 80 000 |
| 22 | 1912 | Dränagegenossenschaft Lichtfelde-Bärenwinkel | 400 | 88 000 |
| 23 | 1912 | Entwässerungs-Genossenschaft Neunhuben | 15 | 10 000 |
| 24 | 1913 | Wassergenossenschaft Bruch-Budisch | 770 | 204 000 |
| 25 | 1913 | Entwässerungs-Genossenschaft Laase | 5 | 3 000 |
| 26 | 1914 | Entwässerungs-Genossenschaft Gr. Ramsen | 72 | 25 000 |
| 27 | 1914 | Entwässerungs-Genossenschaft Hospitalsdorf | 34 | 9 000 |
| 28 | 1915 | Bodenverbesserungs-Genossensch. Buchwalde-Jordanken | 145 | 31 000 |

(Aus: „Heimatkalender des Kreises Stuhm", 1931)

Das Landeskulturwesen auf genossenschaftlichem Wege nahm einen derartigen Umfang an, daß sich die Kreisverwaltung im Jahre 1913 veranlaßt sah, einen eigenen kulturbautechnischen Beamten anzustellen, um neue Kulturarbeiten zur Durchführung zu bringen und die Genossenschaftsaufsichtsbehörde (Landrat) bei der Beaufsichtigung der bestehenden Wassergenossenschaften zu unterstützen.

Da aufgrund des Wassergenossenschaftsgesetzes von 1879 die Kulturarbeiten nicht so gefördert werden konnten, wie dies dringend nötig war, so wurde 1913 in Preußen ein neues Wasser- und Wassergenossenschaftsgesetz geschaffen und am 1. Mai 1914 in Kraft gesetzt. Aufgrund dieses neuen Gesetzes entstanden die nachstehenden Genossenschaften:

| Lfd. Nr. | Jahr | Name der Genossenschaft | Fläch.-größe ha | Kosten Mark |
|---|---|---|---|---|
| 29 | 1915 | Wassergenossenschaft Stuhm-Hintersee | 18 | 7 000 |
| 30 | 1916 | Wassergenossenschaft Portschweiten-Mirahnen | 230 | 75 000 |
| 31 | 1917 | Wassergenossenschaft Parlettensee | 220 | 75 000 |
| 32 | 1917 | Wassergenossenschaft Birkenfelde-Losendorf | 313 | 165 000 |
| 33 | 1918 | Wassergenossenschaft Stuhmsdorf-Hohendorf | 180 | 96 000 |
| 34 | 1918 | Wassergenossenschaft Altmark | 8 | 7 000 |
| 35 | 1918 | Wassergenossenschaft Lautensee-Bebersbruch | 230 | 180 000 |
| 36 | 1919 | Wassergenossenschaft Peterswalde | 60 | 18 000 |
| 37 | 1919 | Wassergenossenschaft Neuhöferfelde | 100 | 50 000 |
| 38 | 1923 | Marienwerder Deichverband (Fläche innerhalb d. Kr. Stuhm) | 2 100 | 230 000 |
| 39 | 1924 | Sorgeunterhaltungsgenossensch. Christburg-Baumgarth | 350 | 50 000 |
| 40 | 1925 | Wassergenossenschaft Polixen | 7 | 7 000 |
| 41 | 1929 | Dränagegenossenschaft Kleezen | 125 | 65 000 |
| 42 | 1929 | Wassergenossenschaft Christburg | 50 | 22 000 |
| 43 | 1930 | Wassergenossenschaft Choynosee und Honigfelde | 43 | 20 000 |

Die Flächengröße der 43 Wassergenossenschaften betrug 12 931 ha = rd. 52 000 preuß. Morgen bei rund 3 Millionen Mark Ausführungskosten. Vergleicht man die Flächengröße mit der Größe des Kreises, so ergibt sich, daß rund ein Fünftel des Kreises entwässert und der Landeskultur erschlossen worden ist. Damit war sie aber noch keineswegs beendet. Tausende von Hektaren von Wiesen- und Ackerländereien sollten innerhalb des Kreises später noch kultiviert werden, eine Aufgabe, die bis zu Beginn des Krieges nur noch zum Teil ausgeführt werden konnte.

## Gorrey - Aus der Geschichte eines Gutes

von Dr. Heinz Biber, Gorrey

Wo sich die noch aus der Ordenszeit stammende große Straße vom Hochmeistersitz Marienburg zur Vogtei Stuhm mit der Eisenbahnstrecke Marienburg–Stuhm–Marienwerder kreuzt, stand ein riesiger behauener Findling am breiten pappelbestandenen Zufahrtsweg zum Gut Gorrey.

Das Ordensschloß Stuhm war Jägerhof des Hochmeisters. Den Komturen des Ordens unterstanden jeweils für den Jagd- und Forstdienst „Waldmeister" oder „Brüder von der Wildnis". Der Wildbestand im Bereich der Vogtei Stuhm muß damals sehr gut gewesen sein. So wird z. B. im Jahre 1396 ein sehr hoher Abschuß an Auerochsen (Uren), an Wildpferden (Tarpans), an Elchen, Rotwild und Schwarzwild vermerkt.

Das 6 Kilometer von Stuhm entfernt liegende Gorrey war damals eine „Jagdbude", d. h. Jagdzeug- und Rüdenhof des Hochmeisters, ein „Vorwerk" der Vogtei Stuhm.

Der Name des alten Familiensitzes stammt aus dem Prußischen. In den „Mitteilungen des Coppernicus-Vereins zu Thorn", Heft 36, Thorn 1928, gedruckt bei Otto Siede in Elbing, ist ein Aufsatz von Otto Semrau veröffentlicht unter dem Titel: „Die Orte und Fluren im ehemaligen Gebiet Stuhm". Darin heißt es: „Der See Jecioro Goreje wird in der Revision vom Jahre 1565 genannt. Der Name stammt aus der prußischen Sprache. Jecioro soll schwimmendes Moor oder Bruch, Goreje Tiefe oder Loch bedeuten. Frei übersetzt also: Das Bruch im Loch."

Weiter heißt es im Aufsatz von Semrau: „Das kleine Vorwerk Goray ist auf Grund und Boden der anliegenden Dörfer Conradswalde und Braunswalde entstanden. Es hatte sechs Hufen und war verpachtet. Im Jahre 1764 hieß der Pächter Großmann. Er zahlte Pacht 800 fl.

Im Jahre 1771 wurde das Vorwerk Goray an Georg v. Kalkstein verpachtet und später von ihm durch Kauf erworben."

Im Jahre 1829 kommt Gorrey zur Zwangsversteigerung und wird von Wilhelm Biber, dem Begründer der Gorreyer Linie Biber, erworben. Er kaufte noch das „Böhnhofer Krugland" östlich der Chaussee Marienburg — Stuhm in Größe von 200 preußischen Morgen dazu und noch später die Sandschläge an der Staatsforst im Südwesten von Gorrey, die später zum Teil mit Kiefern aufgeforstet wurden.

Das Meßtischblatt aus dem Jahre 1910 nennt die Sümpfe südwestlich der „Hakenberge" noch „die Gorai". Dort war 1910 noch ein unpassierbarer Sumpf. In einem Dickicht von Schilf, von Weiden- und Erlengestrüpp mit Wasserlöchern und sumpfigen Stellen herrschte ein reiches Tierleben. Im Lenz strich hier die Schnepfe, der heimliche Schwarzstorch war dort noch zu finden, Wildenten brüteten in Menge, der Rehbock fegte und schlug an den Erlen, und in den Hundstagen suhlte sich dort der Feisthirsch.

Der Gorrey-Graben, der „die Gorai" nach dem Konradswalder See zu entwässerte, reichte nicht aus, um das Sumpfland gänzlich trockenzulegen. Man faßte daher den Graben in Zementrohre und legte am Bruch, der dem Heimathorst den Namen gegeben hatte, ein elektrisches Pumpwerk an. Der Motor wurde gestohlen, ein neuer mußte beschafft werden. Sonstige Unkosten entstanden, und das Endergebnis war die Vernichtung landschaftlicher Schönheit und reichen Tierlebens, empfindliche Störung des Kleinklimas und dazu der mehr als zweifelhafte Gewinn schlechter, magerer Wiesen ohne Ertrag, die bei der Versteigerung keine Bewerber fanden.

So wurde dieser geschichtlich und landschaftlich so interessante namengebende Ort sinnlos vernichtet.

Wilhelm Biber hatte sich nach seiner Heirat mit der verwitweten Frau Caroline Serwatzki, geb. Goerke, mit Energie und Tatkraft daran gemacht, das von ihm erworbene heruntergewirtschaftete Gut Gorrey hochzubringen. 400 Morgen um das Gehöft herum waren weizenfähiger Boden. 300 Morgen zum Walde hin dienten als Schafweide. Diese Hutungen wurden mit Mergel, Kompost und Teichschlamm befahren, durch den Anbau von Lupinen und durch kräftige Stallmistgaben in Kultur gebracht. Bald trug der Boden Kartoffeln, Roggen und Peluschken (Erbsenart).

Der Hof mit den Ställen lag damals nordöstlich des alten Wohnhauses, wo heute der große Garten ist. Das uralte Gebäude mit dicken Mauern, eisenharten Balken und dunklem Walmdach steht heute noch.

Wilhelm Biber beschäftigte eine Menge Handwerker, ließ starke Kastenwagen anfertigen, besorgte das dazu gehörige Angespann, um Baumaterial heranzufahren. Maurer, Zimmerleute und Dachdecker waren dauernd in Gorrey. Im Südwesten des Hauses entstand ein großer Hof. Drei Ställe, zwei tiefe, lange Scheunen und einige Insthäuser wurden von sachkundiger Hand gebaut. Dicke, mit Kalk verputzte und stets frischgeweißte Lehmwände, kräftige Balken und warme Strohdächer kennzeichneten die Bauweise.

An der alten Hofstelle im Nordosten wurden ein Park, dazu Obst- und Gemüseanpflanzungen hergerichtet. Wilhelm Biber war besonders am Obstgarten außerordentlich interessiert. Er zog selber herrliche Obstsorten. Es gab in Gorrey in meiner Jugend Äpfel und Birnen von einer Köstlichkeit, die selbst sachkundige Pomologen (Obstbauexperten) nicht mehr kannten. So gab es einen Birnenbaum, auf den der Urgroßvater selbst fünf verschiedene Sorten wunderbarer Birnen gepfropft hatte, die nacheinander reif

wurden, und einen anderen, der drei verschiedene Sorten trug. An der Südwand des später erbauten neuen Gutshauses hatte Wilhelm Biber Weinreben gepflanzt, die an einem Holzspalier angebunden wurden. Zum Winter wurden die Weinstöcke vom Spalier losgebunden, auf den Erdboden gelegt und dick mit Stroh zugedeckt. So überstanden sie den oftmals harten heimischen Winter ohne Schaden. Nach über einem Jahrzehnt waren die Weinstöcke doppelt so dick wie ein Männerarm und trugen schöne süße Tafeltrauben. Es war dies mit das nordöstlichste Vorkommen von Weinstöcken im Freiland.

Am 21. März 1838 kaufte Wilhelm die Freischulzerei Conradswalde in Größe von 500 Morgen für 6000 Taler. Das Gehöft liegt auf dem Plateau nordöstlich von Gorrey. Wohnhaus, Stall und Scheune sind aus „Klebwerk", in der alten Lehmbauweise errichtet. Alles war dem Verfall nahe. 28 Morgen Niederungswiesen gehörten auch noch zur Freischulzerei.

Gorrey war in den letzten Jahren sauber aufgebaut, war vorzüglich in Schuß, lief wie am Schnürchen und brachte gute Ernten. Hier in Konradswalde winkte eine neue lohnende Aufgabe. Es hieß zunächst, neue Gebäude aus massiven Mauern zu errichten. Die dazu erforderlichen Ziegel wollte Wilhelm Biber selber brennen. Er errichtete also eine eigene kleine Ziegelei mit Presse, Feldofen und Trokkenschuppen auf der kleinen Ebene zwischen dem Gorreyer Gehöft und dem Gorrey-Graben. Diese Einrichtung lohnte sich sehr. In der stillen Zeit zwischen Saatbestellung und Ernte konnten die Gutsarbeiter gut beschäftigt werden.

Auf dem Freischulzenhof Konradswalde, der jetzt das Vorwerk genannt wurde, entstanden ein Insthaus, Ställe und eine mächtige Scheune aus massiven Ziegelmauern. 1841 kaufte der Gutsherr den Hof von Lemanowski von 30 Morgen für 600 Taler dazu. Lemanowski war dann lange Jahre Hofmeister auf dem Vorwerk.

Im nächsten Jahr bot auch der letzte Nachbar am Grünhagener Weg dem Gorreyer Herrn sein Grundstück zum Kauf an. Die Partner einigten sich laut Vertrag vom 12. April 1842 auf einen Kaufpreis von 3100 Talern. Gorrey mit dem Vorwerk Konradswalde zählte bald zu den besten Gütern im Stuhmer Kreis.

Wilhelm Biber, gerade 41 Jahre alt, immer noch schlank und aufrecht, überlegte, daß das alte Wohnhaus nach der Geburt seines 15. Kindes eigentlich recht eng wäre. Ställe und Scheunen, letzthin noch ein moderner Kornspeicher waren in den letzten 17 Jahren auf den beiden Gütern neuaufgebaut und neue Insthäuser an die Zufahrtsstraße gesetzt worden. Biber war ein tüchtiger Landwirt, hatte intensiv gewirtschaftet, das Gut vorwärtsgebracht und immer Überschüsse erzielt. Es wurde Zeit, jetzt auch an Räume zu denken, die einem Großgrundbesitzer entsprachen und gleichsam die Krönung seiner Arbeit sein sollten. Mit seinem Schwiegersohn, Baumeister Gersdorff aus Marienburg, besprach er das Projekt eines neuen Herrenhauses. Im November 1847 stand dieses Haus unter Dach.

Nach der Hofseite gibt es eine kleine Freitreppe vor einer durch Pfeiler betonten Vorlaube, hinter der die Diele liegt. Rechts und links schließen sich je zwei Zimmer an die Diele an, dahinter ein geräumiges Eßzimmer. Im Zwischenbau zum Alten Haus liegt die Herrschaftsküche und die unterkellerte Speisekammer. Vom Saal tritt man durch eine große Flügeltür auf eine sehr geräumige Veranda, die mit einer breiten Freitreppe zum Garten hinunterführt.

In dem langen Flur führt eine Treppe ins Obergeschoß. In den Giebeln und in den Frontschießen sind dort eine Menge Stuben für Kinder und Gäste sowie etliche Vorratskammern.

März 1848. Vor dem Herrenhaus haben sich Gutsleute und Freiarbeiter versammelt und veranstalten einen wirren Lärm. Wilhelm Biber tritt langsam auf die Freitreppe der Vorlaube.

„Was ist los?"

„Revolutschjon, Revolutschjon!" tönt es ihm entgegen.

„Ruhe! Nur einer spricht!" Biber deutete auf den größten Schreier, einen kräftigen Jungkerl.

„Janek, sag du, was los ist!"

„Revolutschjon is."

„Was heißt das?"

„Der gnädige Herr wird wechgejagt. Das Land teilen wir uns und auch die Pferde, Kühe und Schafe. Ich kriege die beiden Rappen aus dem Kutschstall."

„So, so. Und wenn ich mich nicht wegjagen lasse, was dann?"

„Dann schlagen wir den gnädigen Herrn tot!"

Mit zwei langen Schritten steht Biber vor dem Jungkerl, haut ihm links und rechts eine rein.

„So, Janek, da hast du zwei Ohrfeigen, damit dir bewußt bleibt, wer in Gorrey der Herr ist! Ich habe Gorrey und Konradswalde nicht deshalb zu Mustergütern gemacht, damit ihr alles zerschlagt. Der Herr Inspektor wird dir den Entlassungsschein ausstellen. Die anderen gehen wieder an ihre Arbeit."

Von Revolution war in Gorrey hinfort nicht mehr die Rede.

1852 kommt ein gutausgebauter Hof im Südosten der Gemarkung Braunswalde zum Verkauf. Wilhelm Biber erwirbt die Besitzung für seinen ältesten Sohn. Für seinen Sohn Heinrich kauft er die Besitzung Nogath südöstlich von Garnsee in Westpreußen.

Als die Linksche Besitzung im Dorfe Kiesling nach einem Brand zur Zwangsversteigerung kommt, erwirbt Wilhelm Biber das Gut in einer Größe von 975 preußischen Morgen für 30 550 Taler. Nicht weit von der Konradswalder Grenze baut Wilhelm den neuen Hof auf. Das ist wieder eine Aufgabe, die ihm Freude macht.

Bis in sein hohes Alter hat Wilhelm Biber unermüdlich gewirkt. Immer noch ist er schlank, aufrecht und kerngesund, hält Maß im Essen und Trinken. Immer ist er ruhig, spricht und handelt mit Überlegung, stets seinen inneren und äußeren Menschen beherrschend. Das Aufbrausen der Jugendzeit ist längst verschwunden.

Politisch war Wilhelm Biber in jungen Jahren liberal, im Alter mehr konservativ eingestellt. Das wirtschaftlich Erforderliche stellte er aber immer über das Parteidogma. Im Kreis genoß er großes Ansehen und wurde als Vertreter seiner Standesgenossen in den Kreistag gewählt. Im Sommer 1889 fuhr er zu seiner letzten Kreistagssitzung. Gerade aufgerichtet, nur leicht auf einen Stock gestützt, hielt er eine klardurchdachte Rede, jedes Wort deutlich betonend.

Sämtliche Kreistagsmitglieder erhoben sich von ihren Sitzen und hörten die Rede stehend an, um so den alten Herrn zu ehren.

Am 28. September 1889 ist er im Alter von 84 Jahren ohne Kampf eingeschlafen.

Wilhelm Biber hat 60 Jahre auf Gorrey gewirtschaftet. Drei Söhnen, vier Töchtern und zwei Stieftöchtern hat er den Lebensweg gebahnt, den Enkeln ist er hilfreich beigesprungen. Er hat Gorrey schuldenfrei seinen Erben hinterlassen. Fleiß, Sparsamkeit und Treue waren die Grundzüge seines Wesens.

Wilhelms jüngster Sohn Hans Biber, dem Konradswalde gehörte, hat dann Gorrey zunächst für die Familie verwaltet.

Wilhelms Enkel Walter Biber kaufte am 1. August 1900 der Familie Biber Gorrey für 230 000 Mark ab. Nach seiner Heirat mit Margarethe Genschow aus Schellmühl bei Danzig nahm er energisch die Modernisierung der veralteten Einrichtungen in Angriff. August Buchholz, der erste Gespannknecht, wurde zum Hofmeister ernannt. Er war in Gorrey großgeworden und hat den Hofmeisterposten bis zu seinem Tod im Jahre 1927 innegehabt. Die beiden Giebelzimmer unter dem Walmdach des alten Hauses bewohnte er als Hofmeister.

In jungen Jahren war der Gutsherr aufbrausend, und seine Leute bekamen manches Donnerwetter zu hören. Andererseits war er zu den ordentlichen, fleißigen Arbeitern sehr gütig. Manch einem gab er Vorschuß, damit er sich eine Kuh kaufen und seinen Haushalt verbessern konnte. Wo er konnte, da half er mit der Tat.

Der Gorreyer Besitzer baute 1908 einen neuen Kutschstall mit Wagenremise und Lagerspeicher. 1909 wurde Gorrey an die Überlandzentrale angeschlossen und erhielt damit Licht- und Kraftstrom. 1914 wurde ein neuer Pferde-, Vieh- und Schweinestall erbaut. Ackergeräte und Maschinen wurden stets auf den neuesten Stand gebracht.

Eine wichtige Erneuerung für das Gutshaus war die Anlage von Zentralheizung, Wasserleitung und Kanalisierung, so daß es auch im Winter warm und mollig wurde. Drinnen schaltete die tüchtige Hausfrau von früh bis spät in treuer Sorge um Mann und Kinder, ein Vorbild an Fleiß und Ordnungssinn.

Vor allem in jüngeren Jahren war Walter Biber jagdlich passioniert und ein guter Schrotschütze. Auf den Treibjagden war er ein gerngesehener Gast und konnte häufig nicht alle Einladungen dazu annehmen. Die Gemeindejagd Konradswalde hatte er zu seiner Eigenjagd dazugepachtet.

Seine Eigentümlichkeit war, daß er ungern zu Fuß ging. Auch aufs Feld ritt oder fuhr er nur. Persönlich lebte er mäßig, trank sehr selten Alkohol und löschte seinen Durst mit Obst- und Fruchtsäften.

Als die Kinder herangewachsen waren, ließ er einen Reitlehrer kommen und kaufte junge Pferde, die dieser zuritt. Die Kinder erhielten Reitunterricht, um später auf Rennen und Turnieren Preise einheimsen zu können.

Als 1914 die Russen in Ostpreußen eingefallen waren und es einen Tag vor der Schlacht bei Tannenberg sehr brenzlig aussah, wurde die Habe der Gutsarbeiter auf Wagen verladen und die Gespanne angeschirrt zur Abfahrt bereitgehalten. Alle atmeten auf, als am nächsten Morgen Hindenburgs Sieg über die Russen bekannt wurde und die geregelte Arbeit wiederaufgenommen werden konnte.

Gefahren stand Walter Biber stets mutig gegenüber, auf die eigene Kraft am stärksten vertrauend. Der verlorene Krieg und die Revolution von 1918 aber brachten ihn aus dem Konzept, so daß er sich in seiner Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken trug, Gorrey zu verkaufen. Seine Frau aber redete ihm verständig zu, auszuharren und Gorrey für die Familie zu erhalten. Walter faßte wieder Vertrauen. Als ein Streik ausbrach, war er wieder obenauf und trotzte allen Drohungen des kommunistisch verhetzten Proletariats, das die Güter überfallen wollte.

Für ihn war es ein großes Unglück, daß die Frau, die ihn so gut zu nehmen und zu leiten verstand, 1922 an einer Blutvergiftung starb.

Dann plagten ihn Rheuma und ein altes Nierenleiden, von dem er in Bädern vergeblich Heilung suchte, bis ihn am Totensonntag, dem 26. November 1933, der starke Schnitter, dem wir alle einmal anheimfallen, aus dem irdischen Leben nahm.

Seine Kinder und Schwestern holten ihn aus dem Marienburger Krankenhaus still nach Gorrey heim.

Die Auffahrt war mit Tannen besteckt, die Gutsleute standen Spalier. Seine alten Arbeiter trugen ihren toten Herrn ins Haus und bahrten ihn im Saal auf. Da war keiner, der nicht weinte. War der Alte auch manchmal aufbrausend und schroff gewesen, so war er im Grunde doch gutartig, hatte selten mit Worten, aber immer mit der Tat geholfen. Die sterbliche Hülle Walter Bibers wurde in die Gruft des Stuhmer Erbbegräbnisses an die Seite seiner dort schon ruhenden Frau gesenkt.

Nach dem Tod des Vaters übernahm Hans Biber im November 1933 Gorrey und wirtschaftete seitdem auf dem alten Familiensitz. Er war ein eifriger Landwirt. Was er anfaßte, hatte Hand und Fuß. Er ging mit der Zeit und ihren Neuerungen. Geräte und Maschinen wurden verbessert, Kunstdünger in nie gebrauchten Mengen verwendet. Die Ernten wurden immer besser, und die Überschüsse füllten sein Bankguthaben. Seine Pferde- und Rennpassion behielt er bei.

Am 19. September 1935 heiratete Hans Biber Lotte Dyck aus Lichtfelde.

Es begann der Zweite Weltkrieg, der sich immer mehr ausdehnte. Auch Hans Biber wurde eingezogen, war Kraftfahrer in einer Marinedivision in Frankreich, in Holland und schließlich in Gotenhafen und in Dt. Eylau in Westpreußen. Von dort aus konnte er manchmal in Gorrey, das 1938 in Konradswalde-Gut umbenannt wurde, nachschauen. Der alte Inspektor Schwarz, der seit 1926 seine Stellung innehatte, besorgte die Wirtschaft. Immer mehr Männer wurden eingezogen, ausländische Arbeiter wurden eingesetzt. Es war nicht leicht, dem Boden die Ernten abzuringen.

Schließlich marschierten die Russen in breiter Front gegen Deutschlands Ostgrenze. Die Bevölkerung mußte die Heimat verlassen, um nicht unterzugehen. Auch in Gorrey war alles rechtzeitig vorbereitet worden, um alle Menschen westwärts in Sicherheit zu bringen. So ist der alte Familienbesitz für unabsehbare Zeit zusammen mit der ganzen ostdeutschen Heimat verlorengegangen.

## Paleschken - Kleinod im Kreise Stuhm

von Otto Piepkorn

(Aus: „Der Westpreuße", Nr. 6/1970)

Unter den vielen Denk- und Sehenswürdigkeiten, mit welchen die alte Provinz Westpreußen die norddeutsche Tiefebene mit Anschluß an den baltischen Höhenrücken bereicherte, kann der Kreis Stuhm mit einer Stätte aufwarten, die noch heute in der Naturwissenschaft eine absolute Wertschätzung genießt – das Gut Paleschken. Hier wirkte im 19. Jahrhundert die Familie von Klinggräff, deren Mannesstamm Offiziere, Agronomen und Forscher aufzuweisen hatte. Das 285 ha große Gut lag etwa 8 km südlich der Stadt Stuhm und bildete zusammen mit Groß Watkowitz, Klein Watkowitz (Groß- und Kleinwadkeim) und Pulkowitz 1939 den 620 Seelen zählenden Gemeindeverband Wadkeim (Watkowitz), so nach der altpreußischen Bezeichnung geführt.

Wenn heute Großstädte unter größtem Geldaufwand Parkanlagen als „Oasen der Ruhe" schaffen, so war hier nur durch Privatinitiative, sozusagen als Forschungsfeld vor der Haustür, ein 20 pr. Morgen großer Park entstanden, in dem 125 Baumarten Wurzel geschlagen hatten, und, obwohl nicht einheimisch, doch gediehen.

An Nadelhölzern waren vertreten: Die cypressenverwandten Thujopsis dolabrata, aus Japan stammend, Chamaecyparis Lawsoniana aus Kalifornien; die Kiefernarten Pinus strobus oder Weymouthkiefer, Pinus cembra, die Zirbelkiefer, Pinus austriaca oder Schwarzkiefer; die Tannengewächse Abies Nordmannia, aus dem Kaukasusgebiet, Abies cephalonica aus Griechenland, Abies balsamea, die den Kanadabalsam liefert; die wacholderverwandten Juniperus sabina, der Sadebaum, Juniperus virginiana, die rote Zeder aus dem Libanon, die zu Zigarrenkistenholz verarbeitet wird, Ginkgo biloba, der Ginkgobaum, den Goethe im Westöstlichen Diwan besingt und den man über die Zeit des Tertiär bis in die Juraformation zurückverfolgen kann. Diesen schlossen sich die Laubhölzer an: Juglans nigra, eine nordamerikanische Nuß, Castanea vesca, die edle Kastanie, Liriodendron tulipifera, der Tulpenbaum, Pirus torminalis, die Elsebeere, Betula nana, die hochnordische Zwergbirke, deren Pollenkörner auch in den Diagrammen von Tonschichten der Lüneburger Heide nachzuweisen sind. Dazu kamen noch viele Ulmen-, Eichen- und Ahornarten. Wichtiger jedoch als alles das, was als Merkmal forschenden Pflanzertums zu gelten hat, sind die Ergebnisse, die in geistiger Hinsicht hier zutagetraten.

Für Groß Watkowitz liegen Funde aus einem ostgermanischen Gräberfeld der römischen Kaiserzeit, also 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr., vor.

Im Jahre 1236 verlieh der Landmeister Hermann Balk dem edlen Dietrich von Dypenow aus Niedersachsen den „Zehnten" von den Haken dreier Dörfer, darunter auch Wadekowicz, derart wohl von einem polnischen oder pommerellischen Vermittler geschrieben. 1242 erhielt von Tiefenau das Areal dann erblich, wonach es in den Ordensfolianten unter

„Wadekaym" gebucht wird (Wadekim + caimis = altpr. Bezeichnung für Dorf). Wadekaim zerfiel in drei Teile: 1. die Güter der sechs freien Prußen (Kleine Wadekaim), 2. die Güter der zwei Witinge (Große Wadekaim), 3. das altpreußische Bauerndorf Wadekaim.

Paleschken wird noch für die Ordenszeit mit dem Familiennamen Poleschke in Verbindung gebracht. Man nimmt auch an, daß der Name Paleschken an die Stelle des verschwundenen altpreußischen Dorfes Wasserzabe getreten ist. Jedenfalls nach zahlreichen Teilungen, Verkäufen und Verpachtungen zur Zeit der zuerst freiwilligen, dann erzwungenen Landesunterstellung unter die Schutzherrschaft der Krone Polens kam der Ortsverband dann nach der Wiedervereinigung Preußens in den Besitz derer von Klinggräff.

1797 erwarb ein Major von Klinggräff Klein Watkowitz, ab 1787 waren die von Klinggräff auch Besitzer von Paleschken. Dieses Gut übernahm 1805 Adolf Ludwig von Klinggräff. Er war der Parkbegründer. Sein Sohn Adolf erweiterte nach 1835 den Park, und als er 1842 starb, erbte seine Schwester Johanna den Besitz.

Groß Watkowitz übernahm 1805 Hauptmann Karl Heinrich Meyer v. Klinggräff. Während Klein Watkowitz wieder an die Linie derer von Schlemmer zurückfiel, wurde 1925 Groß Watkowitz von Medizinalrat Dr. Reichenau käuflich erworben. Im gleichen Jahre hatte nämlich Karl Heinrich Meyer v. K. mit seiner Frau Wilhelmine von Schlemmer aus irgendeinem unbekannten Grunde den Entschluß gefaßt, von Watkowitz weg- und auf das neuerworbene Gut Zamrock bei Agram zu ziehen. Sie nahmen den jüngeren ihrer beiden Söhne mit. Dieser hieß Hugo Erich, geb. 6. Juli 1820 zu Klein Watkowitz. Der ältere der beiden Brüder, Karl Julius wurde am 23. April 1809 zu Klein Watkowitz geboren. Diese beiden Brüder wurden große Botaniker.

Karl Julius besuchte das Gymnasium in Elbing, wechselte dann zum Friedrichskolleg in Königsberg über, wo er 1828 das Medizinstudium begann. Daneben widmete er sich der Naturgeschichte und, was nicht ausblieb, der Botanik. Nachdem er 1833 die Staatsprüfung als Dr. med. bestanden hatte, ließ er sich 1834 in Marienwerder als praktischer Arzt nieder. Er heiratete seine Base Johanna von Klinggräff, jene Schwester des Adolf v. K., der auch den Park zu Paleschken erweitert hatte. Als seine Frau das Erbe von Paleschken antrat, gab Karl Julius seine Arztpraxis auf, um Paleschken von Ort und Stelle aus zu bewirtschaften. Hier nun konnte er seine floristische Forscherneigung in der Fülle heimischer Welt ausüben.

Im Revolutionsjahr 1848 erschien sein erstes Werk „Flora von Preußen", das die Blütenpflanzen der Provinz behandelt. Dem folgten 1854 und 1866 umfangreiche Nachträge unter dem Titel „Die Vegetationsverhältnisse der Provinz Preußen und Verzeichnis der in derselben bisher gefundenen Blütenpflanzen". Das Werk ist — wie etwa Prof. Dr. La Beaume's Veröffentlichung „Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande" – noch heute für den einschlägigen Raum fundamental, in unserem Falle für die Erforschung der Flora. 1878 erschien in einer zweiten Auflage sein zweites großes Werk „Zur Pflanzengeographie des nördlichen und arktischen Europas". Daneben erschienen zahlreiche Fachabhandlungen in den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft und in der Danziger Naturforschenden Gesellschaft. Schließlich gab von Klinggräff die erste Anregung zu einer Vereinigung der preußischen Botaniker, aus der dann 1862 der Preußische Botanische Verein hervorging. Als der Forscher am 26.März 1879 auf Paleschken die Augen für immer schloß, erlitt die Wissenschaft einen großen Verlust.

Der jüngere Bruder Hugo Erich war vom Forschereifer des älteren bald angesteckt. Nach einem Schulbesuch in Agram hatte er ab 1842 in Königsberg studiert und 1846 zum Dr. phil. promoviert. 1853 heiratete er Mathilde Freiin von Vietinghoff und kaufte das Gut Wiesniowo bei Löbau, hart an der russischen Grenze, das er bis 1862 bewirtschaftete. Wie sein Bruder ging auch er schließlich nach Marienwerder. Als 1899 seine Frau starb, zog er zu seiner Schwägerin Johanna nach Paleschken, wo sein längst verstorbener Bruder den Park vollendet hatte. Hier nun überwand er das schwere Schicksal unaufhaltsamer Erblindung mit staunenswerter Gelassenheit. Hugo Erich sammelte zu Anfang seiner Studien zuerst Material für seines Bruders „Flora von Preußen". Er wurde dabei ein hervorragender Mooskenner und verlegte sich deshalb auf das Gebiet der Erforschung der Kryptogamen. Besonders angetan hatten es ihm die heimatlichen Moränenfluren mit ihrer ganz charakteristischen Felsblock-, Wald- und Moorvegetation. Mit vielen Schriften ist Hugo Erich von Klinggräff an die Öffentlichkeit getreten, zu den bekanntesten zählen „Flora der höheren Kryptogamen Preußens, 1858", „Die in der Gegend von Agram vorkommenden Pflanzen, Linnäa Bd. 31 1860 ff."; „Topographische Flora der Prov. Westpreußen, 1880"; „Die Leber- und Laubmoose West- und Ostpreußens, 1893".

Das zuletzt angeführte Werk des Forschers bildete seine Hauptaufgabe. Dem 1878 gegründeten Westpreußischen Botanischen Verein stand H. E. von Klinggräff zwei Jahrzehnte lang vor. Auch er starb in Paleschken, 82 Jahre alt, am 4. März 1902. In Fachkreisen, vor allem Danzigs, hat man ihn nicht vergessen.

Die Bäume im Park des Gutsbesitzers Dyck in Paleschken und die von Klinggräff'schen Werke in den

Bibliotheken und Studierstuben haben die beiden Stuhmer Forscher überlebt. *Dr. Hugo Novack* berichtet darüber:

Der von den Brüdern von Klinggräff geschaffene Park wurde von dem letzten Besitzer Paleschkens, Erich Dyck und seiner Ehefrau Anna geb. Glück weiterhin gepflegt und mit neuen seltenen Pflanzenbeständen bereichert – nahezu fünf Jahrzehnte lang. Alljährlich, bis in den Zweiten Weltkrieg hinein, besuchten Wissenschaftler aus allen Gegenden Deutschlands, Mitglieder von naturwissenschaftlichen Gesellschaften und von Botaniker-Vereinen, ferner Studentengruppen und Schulklassen die außerordentliche Sehenswürdigkeit. Die stets willkommenen Gäste wurden bei dieser Gelegenheit mit den vielen deutschen Kulturleistungen des Kreises und den politischen Problemen des Weichsellandes vertraut gemacht.

Besonders gern kamen Besucher im Frühjahr, wenn im Park die Hänge unter den Bäumen mit blauen, weißen und rosafarbigen Leberblümchen übersät waren. Auf den Rasenflächen bildeten Märzbecher, gefolgt von Anemonen, weiße Teppiche. Im Sommer und im Herbst prangten die Rabatten im Vorgarten und vor der Gartenterrasse in Blütenpracht. Traditionsbewußt hielt Erich Dyck die Erinnerungen an die früheren Besitzer seines Rittergutes wach. Plätze, Aussichtspunkte und Wege im Park blieben nach den Mitgliedern der Familie von Klinggräff benannt und durch Namensschilder gekennzeichnet, z. B. Carlsplatz, Johannissicht und Ludwigsgang. Vom Gedenken an die für den Bau des klassizistischen Gutshauses einst gewählten Arbeitsstätten zeugten die Namen „Ziegelofen" und „Kalkofen" im Park.

Im Gutshause lebten neben den acht Personen, die zur Familie Dyck gehörten, etwa zwölf Angestellte, dazu kamen die Gutshandwerker, Gärtner, Schmied, Stellmacher, Sattler, und ihre Angehörigen, die wie auch einige Landarbeiterfamilien alle nach Sprache und Volkstum Deutsche waren. Wohl überwog zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Landarbeiterschaft Paleschkens der polnischsprechende Teil; aber er war zweisprachig. Auch die Polnischsprechenden bekannten sich fast ausnahmslos zu Deutschland. In den beiden Weltkriegen haben Arbeiter aus Paleschken als Wehrdienstpflichtige und als Freiwillige Kriegsdienst geleistet; einige haben ihr Leben und ihr Blut für Deutschland hingegeben, einige kehrten mit Tapferkeitsauszeichnungen von den Fronten zurück.

Eindeutig bekundete die Mehrheit der polnischsprechenden Einwohner Paleschkens bei der Abstimmung vom 11. Juli 1920 ihr Deutschtum, obwohl eine rege polnische Propaganda im Kreise wirkte. Nach dem Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1945 haben die neuen Herren die in Paleschken verbliebenen Landarbeiter zu Polen erklärt; nur wenige durften auswandern.

Der 83jährige Gutsherr und seine Ehegefährtin haben auf die Flucht nach Westen verzichtet; sie wollten ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen nicht im Stich lassen. Soldaten der Roten Armee haben das Ehepaar Dyck ermordet. Trotz der ihnen drohenden Gefahr haben Landarbeiter und Landarbeiterinnen den beiden Toten das Grab im Park bereitet. Die vorhandene Familiengruft, in welcher zwei Söhne der Familie ruhen, durfte nicht geöffnet werden.

Wie Dr. Novack – ein Schwiegersohn – abschließend berichtet, liegt ihm der Brief einer in Paleschken aufgewachsenen Landarbeitertochter vor, die noch zu den zweisprachigen Personen gehörte, einer polnischsprechenden Familie entstammte und heute noch im Raume Paleschken ansässig ist. Das Schreiben enthält folgende Sätze:

„Vom 1. Juli an wird Paleschken zu Micherowo gehören, alle Grenzen werden umgepflügt. Gebaut wird in Paleschken nichts mehr, – ach so ein schönes Gut wird so vernachlässigt. Luisenwalde und Groß-Wadkeim gehören zu Klein-Wadkeim. Wir wollen ja auch von hier auswandern – nach Ostdeutschland – dort kann man noch hin."

So schreibt eine Frau, die zu den zweisprachigen Personen gehörte und sich heute noch zu Deutschland bekennt.

## Der Wald unseres Kreises

von Gottfried Lickfett

(Nach Aufzeichnungen des Oberförsters Wilhelm Hanisch, Karlsthal)

Im Osten und Westen unseres Kreises, überall dort, wo die Böden für einen lohnenden Ackerbau weniger geeignet waren, dehnte sich unser Waldbesitz aus.

Hier wechselten die Böden je nach den geologischen Verhältnissen stark. Es herrschten vor: sandiger Lehm, lehmiger Sand, reiner Sand und Moor. Sand fand sich vornehmlich in den Revierförstereien Neu Hakenberg und Wolfsheide, dort auch zugleich die Moorpartien. Am Westrand von Karlsthal gab es geringere Flächen von fliegendem Sand.

Von einer geregelten Forstwirtschaft konnte man erst nach der Inbesitznahme Westpreußens unter Friedrich dem Großen reden. Bis zu diesem Zeitpunkt befanden sich die Starosteiforsten in einem Zustand ärgster Verwahrlosung. Eine staatliche Aufsicht über die Forstverwaltung der Starosteien hat es

offensichtlich nicht gegeben, ebensowenig eine planmäßige Waldwirtschaft und Rechnungsführung.

Der Wald war einer schrankenlosen Nutzung durch die Starosten und ihre Verwalter sowie durch die zur Entnahme von Holz berechtigten Untertanen ausgeliefert. In der Nähe der flößbaren Wasserwege waren die Bestände abgeholzt. Das Holz wurde verbrannt oder nach Danzig verflößt, wo es in den Pottaschevertrieb ging. Vermietung des Raff- und Leseholzes, Waldweide, Teerbrennerei und Waldbienenzucht hatten den Wald ruiniert. Die Waldbienenzüchter z. B. hatten eigene Genossenschaften, die Beutnerschaften, gebildet. Sie besaßen Privilegien, übten eigene Gerichtsbarkeit aus und führten ein Siegel. Um ihre Waldbienenzucht ertragreich zu betreiben, erwarben sie gegen Zins oder durch Kauf die Nutzung ganzer Waldstrecken, auch Beutnerheiden genannt. Die Beuten oder Bienenwohnungen wurden in den stärksten Stämmen durch Ausstemmung von Höhlungen angelegt, wodurch diese Bäume als Nutzholz unbrauchbar wurden. Da der Honig ohne Feuer und Rauch nicht ausgenommen werden konnte und die Beutner den jungen Aufschlag durch Abbrennen vernichteten, um das Heidekraut besser gedeihen zu lassen, führte diese Nutzung schon durch die häufig auftretenden Waldbrände zu einer Schädigung und Beeinträchtigung wirtschaftlicher Holzerzeugung.

Unmittelbar nach der Inbesitznahme Westpreußens wurden alle staatlichen und kirchlichen Forsten der Kriegs- und Domänenkammer überwiesen, bei der ein Oberforstmeister angestellt war. Der gesamte Forstbesitz des Staates wurde in Beritte eingeteilt. An ihrer Spitze standen die Förster, unter ihnen die rechnungsführenden Hegemeister und Oberwarte, dazu die entsprechende Zahl Unterförster.

Die weiten Abholzungsflächen und die vielen Brandflächen wurden im Laufe der Zeit aufgeforstet und feste Grenzen geschaffen. Der Wildbestand, der wegen des fehlenden Unterholzes sehr abgenommen hatte, erholte sich wieder. Die königliche Kabinettsorder für Privatwald vom Jahre 1742 und die 15 Kapitel umfassende Forstordnung von 1780 führten nun den endgültigen Wandel herbei.

Unser Staatliches Forstamt Rehhof im Kreise Stuhm hatte 1939 die Größe von rund 6600 ha, davon Holzboden 5800 ha, Nichtholzboden 800 ha. Nach 1939 wurde die Revierförsterei Montau vom Forstamt Steegen mit rund 700 ha dem Forstamt Rehhof angegliedert, so daß die Gesamtgröße ab 1940 rund 7300 ha betrug.

Das Forstamt war in Blöcke gegliedert, von denen Block I bis IV zum Forstmeisterbezirk, die Blöcke V bis IX zum Oberförsterbezirk Lewark gehörten.

Block I Revierförsterei Weißhof: Jagen 1 bis 31;
Block II Revierförsterei Rehhof: Jagen 32 bis 58;
Block III Revierförsterei Rehheide: Jagen 59 bis 86;
Block IV Revierförsterei Karlsthal: Jagen 87 bis 121;
Block V Revierförsterei Werder: Jagen 122 bis 126, 130 bis 136, 144 bis 150, 155 bis 167, 176 bis 187.

Diese Stelle wurde durch die Oberförsterei Ostrow-Lewark, später nur Lewark genannt, mitverwaltet.

Block VI Revierförsterei Bönhof: Jagen 127 bis 129, 137 bis 143, 151 bis 157, 168 bis 175, 188 bis 194;
Block VII Revierförsterei Neu Hakenberg: Jagen 195 bis 204, 215 bis 222, 233 bis 239, 248 bis 252;
Block VIII Revierförsterei Wolfsheide: Jagen 205 bis 214, 223 bis 232, 240 bis 247, 252 bis 256;
Block IX Revierförsterei Montau.

Das Staatliche Forstamt Rehhof im Kreise Stuhm gehörte zum Regierungsbezirk Marienwerder und unterstand bis 1939 dem Landesforstamt Königsberg i. Pr., dann dem Landesforstamt Danzig-Oliva. Die Forstinspektion wurde durch Königsberg-Wormditt, dann durch Danzig ausgeübt.

*Stellenbesetzung:*

Forstamtsleiter: Forstmeister Wilhelm v. Lewinski; Vertreter: Oberförster Herbert Meyer; 1. Büroangestellter: Walter Hoppe; 2. Büroangestellter: Friedrich Jochim.

Dazu als weitere Hilfskräfte: Revierförster Hans Wien, Edith Beyer und Ilse Goede.

Revierförsterei Weißhof: Rev.Förster Ernst Affeldt, später Rev.Förster Sandmann;

Revierförsterei Rehhof: Rev.Förster Ernst Deutschmann;

Revierförsterei Rehheide: Rev.Förster Gustav Baekker, später Rev.Förster Romanowicz;

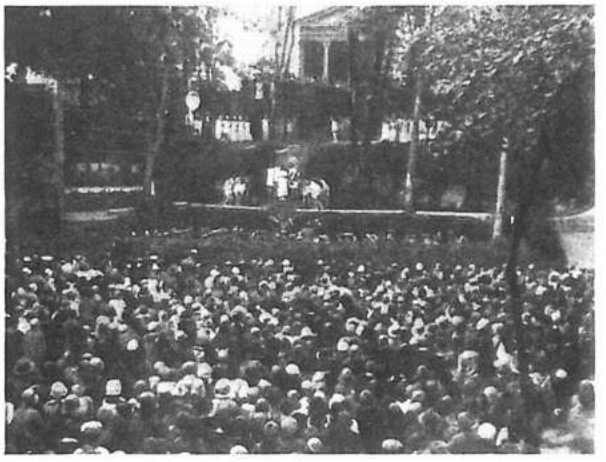
Revierförsterei Karlsthal: Rev.Förster Wilhelm Hanisch;

Revierförsterei Werder: Oberförster Herbert Meyer, als Oberförstergehilfe Forstwart Hans-Bruno Kucklan. Die Oberförsterstelle Lewark sollte im September 1944 an Revierförster Hanisch-Karlsthal übertragen werden.

Revierförsterei Bönhof: Rev.Förster Hubert Lück, dessen Dienstsitz das Revierförstergehöft Ehrlichsruh war. (Das Schicksal dieser Familie ist besonders tragisch. Während L. als Offizier bei Danzig im Kampf gegen die Russen stand, verpaßte seine Familie den rechtzeitigen Zeitpunkt der Flucht. Deshalb nahm seine Frau kurz vor dem Einfall der Russen in Ehrlichsruh ihren Eltern, ihren drei Kindern (9, 6 und 3 Jahre alt) und sich selbst das Leben. Diese sechs Personen liegen im Ziergarten der Revierförsterei Ehrlichsruh in gemeinsamem Grab bestattet.)

Revierförsterei Neu Hakenberg: Rev.Förster Rolf Busch, später die Rev.Förster Wilhelm Noering und Bernhard Heyn;

Revierförsterei Wolfsheide: Rev.Förster Bernhard Heyn;





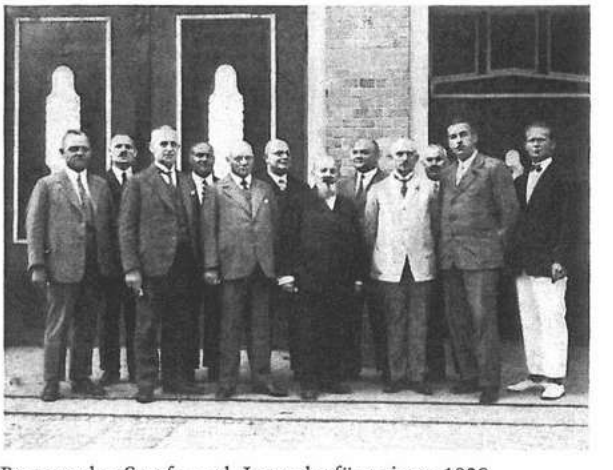
Freilichtaufführungen in Stuhm: Sommernachtstraum und Preziosa



Deutscher gemischter Chor, gegründet in der Abstimmungszeit



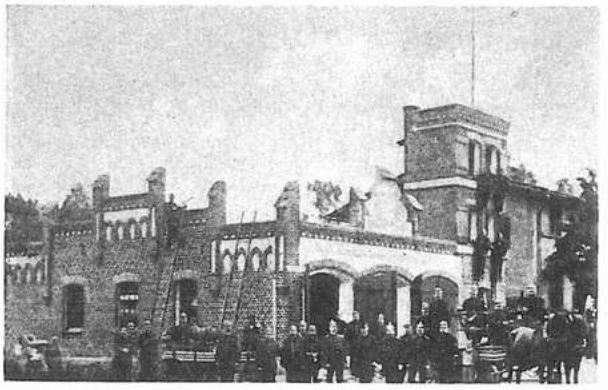
Stammspieler TV Stuhm



Beamte des Straf- und Jugendgefängnisses 1939



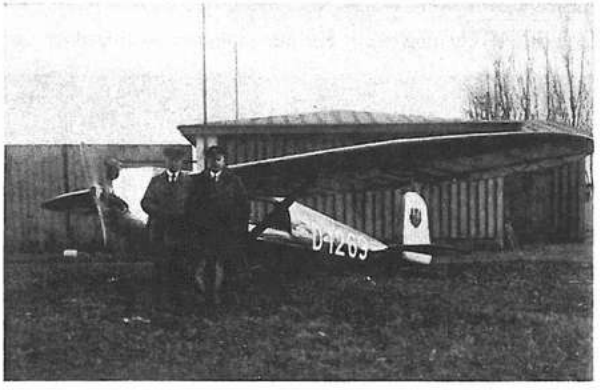
Feuerwehr Lichtfelde



Spritzenhaus Christburg



Gutshaus Neuburg



Ferdinand Schulz vor seiner „Marienburg"



Ludwig Rohrbeck vor dem Vierzehnender



J. Wiebe beim Reit- und Fahrturnier



Geschwister Wiebe nach einer Jagd

Revierförsterei Montau: Rev.Förster Gerhard Strickrodt.

Unser Rehhöfer Forst war vorwiegend mit Kiefer (80 Prozent) und Eiche (10 Prozent) bestanden, der Rest war ein Mischwald aus Ulme, Ahorn, Birke, Erle, Fichte, Lärche usw. Die Kiefer hatte die Bonität I bis IV, die Eiche II bis III. In den Bruchpartien herrschte die Erle und Birke vor, während auf den besseren Böden viel Unterholz mit Eiche, Hainbuche und Hasel wuchs. Auf den Sandböden gediehen Wacholder, Heide- und Beerkraut, die Rentierflechte jedoch nur selten.

Die Blaubeere (Heidelbeere) war im ganzen Forstamtsbereich stark vertreten und ermöglichte der Bevölkerung zur Zeit der Reife gute Nebeneinnahmen.

Mehrere Versuchsflächen (Prof. Wiedemann, Eberswalde) mit Hickory, Thuja plicata und Kiefer waren in fünf Jagen angelegt.

Durch das Unterholz, das überall wuchs, wirkte unser Wald sehr reizvoll, zumal sein Bild durch die zahlreichen „Rehwiesen", Bäche und Gewässer aufgelockert wurde. Kein Wunder, daß der Wald mit dem „Schwarzen See" und den Karpfenteichen ein beliebtes Ausflugsziel war, zumal der Kundige auch immer Wild in Anblick bekam.

Die Forstbewirtschaftung wurde mit einem normalen Abnutzungssatz von rund 24 000 fm Derbholz durchgeführt. Von 1936 an wurden aber 45 000 fm jährlich geschlagen. Im Forstwirtschaftsjahr 1943 fielen nach bereits erfülltem Einschlagssoll durch einen orkanartigen Sturm weitere 29 000 fm Windwurf (Starkholz) an, so daß in diesem Jahr rund 70 000 fm verbucht wurden.

Die Forstarbeiten, wie Holzeinschlag, Wegebau, Kulturarbeiten usw., wurden von 140 Stammarbeitern (je Revier 18) und 80 Waldarbeiterinnen durchgeführt. Bei Bedarf – wie beim Windwurf von 1943 – wurde der Holzeinschlag durch den zusätzlichen Einsatz von Strafgefangenen aus Stuhm erleichtert. Er wurde jeweils bis zum 31. März restlos durchgeführt.

Der Absatz des Holzes bereitete zu keinem Zeitpunkt Schwierigkeiten. Unsere Kiefer war überwiegend lang- und geradschäftig und lieferte ein gutes Bauholz mit geringem Wertholzanteil.

Die örtlichen Sägewerke, wie Hermann Gresch in Rehhof, Alfred Rasch in Stuhm, Kurt Schmidt in Stuhmerfelde, August Kalina in Stuhm und Müller in Heidemühl nahmen jeden Stammholzanfall auf.

Derbstangen, Nutzrollen, Nutzknüppel und Brennholz fanden reißenden Absatz in den waldarmen Kreisen Marienwerder, Stuhm und Marienburg, besonders bei den großen Gütern zur Deckung des Brennholzbedarfes der „Instleute" und bei den vielen Bauern der Weichselniederung. Der Versteigerungspreis bei den Holzterminen mußte oft gestoppt werden, da sonst unsinnig hohe Preise gezahlt und damit ärmere Leute benachteiligt worden wären.

Für den guten Absatz des Holzeinschlags spielten die ausgezeichneten Abfuhrmöglichkeiten eine entscheidende Rolle. Das Revier wurde nämlich von folgenden Straßen bzw. befestigten Wegen aufgeschlossen:

Provinzialstraße Marienwerder – Marienburg (Teerdecke);
Kreisstraße Rehhof — Stuhmsdorf (Schotterdecke);
Kreisstraße Rehhof — Luisenwalde (Kopfsteinpflaster);
Kreisstraße Stuhm – Weißenberg (Kopfsteinpflaster);
Kreisstraße Stuhm – Usnitz (Schotterdecke);
Kreisstraße Bönhof – Stuhm (Kopfsteinpflaster).

Öffentliche Forststraßen: Heidemühl–Werder (Kieslehmbahn mit danebenliegender Grasbahn); Rehhof — Rachelshof (Kieslehmbahn).

Die unbefestigten Waldwege und auch die meisten Gestelle waren mit bespannten Fahrzeugen und teilweise auch mit leichten Kraftfahrzeugen gut befahrbar.

Der jährliche Aufwand für Wegebau betrug durchschnittlich etwa 40 000 RM. Neben den Einnahmen aus den Holzverkäufen brachten die Forstnebennutzungen weitere Einkünfte. Als wichtigste mögen genannt sein: Verkauf von Lehm, Kies, Erlaubnisscheine zum Sammeln von Reisig, Beeren und Pilzen, Anerkennungsgebühren für die Benutzung von Wegen, Verpachtung von sechs Karpfenteichen und die zweimalige Grasnutzung auf den Wegen.

Die Gesamteinnahmen hierfür dürften jährlich 10 000 RM erbracht haben. Die Landpachtgelder sind in dieser Summe nicht enthalten.

Diesen Einnahmen standen natürlich die Ausgaben zur Pflege des Forstes gegenüber. Die normale jährliche Kulturfläche betrug rund 50 ha. Der Pflanzenbedarf wurde aus reviereigenen Kämpen und aus einem Lohnpflanzenzuchtvertrag mit der Firma Pein u. Pein – Halstenbek in Holstein gedeckt. Diese Firma erhielt vom Forstamt Rehhof den hochwertigen Kiefernsamen und lieferte dann entsprechend Pflanzen. Für das Forstamt war der Vertrag ein rentables Verfahren.

An Meliorationen und Entwässerung wurde in jedem Jahr intensiv gearbeitet. Dafür wurde dann die Grasnutzung der Meliorationswiesen meistbietend verpachtet.

Eine große Rolle spielte im Forstamt Rehhof natürlich die Jagd. Durch die relativ geringe menschliche Besiedlung und durch das überall im Walde vorhandene Unterholz hatte das Wild Ruhe und Schutz. Die harten Winter im Osten sorgten für eine natürliche Auslese, so daß starke und gesunde Wildbestände vorhanden waren. Hinzu kam, daß der Forst-

und Jagdschutz durch die meist passionierten Forstbeamten gewissenhaft wahrgenommen wurde, so daß Übergriffe durch die Bevölkerung selten zu verzeichnen waren.

*Jagdverhältnisse*

Das Rotwild spielte mit einem Bestand von 250 — 300 Stück die Hauptrolle. Das Geschlechtsverhältnis betrug 1:4.

Die Wildbretgewichte betrugen bei Hirschen 140 – 180 kg, bei Alttieren 80 – 90 kg, die Geweihgewichte bei I a und I b 5 – 8 kg.

Nach dem Inkrafttreten des Reichtsjagdgesetzes wurden die Hirsche älter und damit die Geweihe endenreicher, stärker und schwerer, so daß im Laufe der Zeit auch Hirsche mit Geweihgewichten bis zu 10 kg herangewachsen wären.

Bei den Hirschen gab es zwei Rassen: Die lange mit Ramsnase und heller Decke, die kurze, gedrungene mit dunkler Decke, stärkerem Kragen, stärkerem Geweih, aber geringerem Wildbretgewicht.

Diese beiden Rassen waren auch bei dem Kahlwild zu unterscheiden. Besonders fiel dabei die „Froschgesichtigkeit" bei einzelnen Alttieren auf.

Damwild kam nur vereinzelt als Wechselwild vor. Es sollte nicht Standwild werden und wurde daher abgeschossen.

Rehwild gab es etwa 700 – 800 Stück. Das Geschlechtsverhältnis betrug etwa 1:5, die Wildbretgewichte bis 22 kg, Gehörngewichte bis 425 g. Besonders gut war die Gehörnbildung in den Revierförstereien Rehheide, Karlsthal und vor allem im Auerevier Montau. Normale Kitze wogen im Dezember etwa 12 kg.

Schwarzwild: Nach dem Ersten Weltkrieg wurde im Jahre 1920 durch den damaligen Forstgehilfen Wilhelm Wende in Karlsthal das letzte Stück Schwarzwild, ein Keiler, erlegt. Erst im Jahre 1928 wanderte wieder Schwarzwild in die Revierförsterei Rehhof zu. Es wurde geschont, vermehrte sich rasch und wurde bald im gesamten Forstamtsbereich Standwild. Keiler erreichen Gewichte von 150 kg, Frischlinge wogen im Dezember schon bis zu 40 kg. Der letzte Bestand an Schwarzwild dürfte etwa 120 Stück betragen haben.

Auch an Hasen gab es einen guten Besatz. Bei den jährlichen 9 — 10 Treibjagden wurden 300 bis 500 Stück erlegt.

Auf den an den Rändern mit Schilf bewachsenen Karpfenteichen und Tümpeln lagen gern die Enten. Ihre Bejagung brachte im Spätsommer Abwechslung in das sonst so ruhige Hochwildrevier. Die Jahresstrecke betrug etwa 80 Stück.

Beim Schnepfenstrich im Frühjahr, der sich immer gut anließ, wurden jeweils bis zu 60 Stück der bei uns heimischen Brutschnepfen erlegt.

Das Raubwild wurde bei den damaligen guten Preisen für Pelze eifrig gejagt. Die Jahresstrecke von 100 Füchsen, 25 Baummardern, 10 Iltissen und ebensovielen Dachsen war beachtlich.

Insgesamt dürfte der Reinertrag aus der Jagd bei 10 000 RM im Jahre gelegen haben.

Auch seltene Tier- und Vogelarten waren im Forstamtsbezirk noch heimisch. Der Fischotter lebte im Heidemühler Teich der Revierförsterei Rehheide, der Schwarzstorch im Jagen 117 in Karlsthal, ebenfalls dort der Kranich im Jagen 114. Den Uhu finden wir im Jagen 70 in Rehheide und eine starke Fischreiherkolonie bei Weißenberg an der Weichsel im Revier Bönhof.

Wiedehopf und Blauracke waren im ganzen Forstbereich anzutreffen. Die Kreuzottern waren sehr zahlreich und für die Beerensammler eine große Gefahr. Deshalb wurden für die Ablieferung von getöteten Kreuzottern Prämien von -,50 RM bezahlt.

Neben dem staatlichen Waldbesitz des Forstamtes Rehhof verfügten auch Güter und Gemeinden über Waldbestände unterschiedlicher Größe.

Als wesentlich zu benennen wären die Waldungen von Ortmann-Luisenwalde, Janta von Polschinski-Montken, von Schack-Domäne Wengern, von Tevenar-Domäne Trankwitz, Graf von Sierakowski-Großwaplitz, Graf von Rittberg-Stangenberg. Dieser verfügte, um nur ein Beispiel zu nennen, über zwei eigene Forstbeamte. Der Holzeinschlag betrug hier jährlich 1 000 fm. Die Gemeinde Nikolaiken hatte 1874 eine Sandpartie in Dorfnähe zur Festlegung des Bodens mit 287 Morgen aufgeforstet, den gleichen Zweck erfüllten die „Fichtchen" in Christburg-Georgenhof.

Darüber hinaus hatten zahlreiche Grundeigentümer kleineren Waldbesitz, aus dem sie ihren Bedarf an Brenn- und Schirrholz deckten. Bei dem vorwiegend landwirtschaftlich orientierten Kreis Stuhm setzte jeder Besitzer seinen Stolz darein, seinen Hof mit Baumbeständen oder Parkanlagen zu umgeben, was wesentlich zur Verschönerung des landschaftlichen Bildes unserer Heimat beitrug.

## Forst und Jagd im Umkreis von Christburg

von Oskar Penner

Das Gelände von Christburg — wie auch die Stadt mit ihrem Schloßberg – wurde durch den Sorgefluß und die Steilhänge zu beiden Seiten des Flusses geprägt. Wald im eigentlichen Sinne gab es in früheren Zeiten kaum. Der Schloßberg wie auch die übrigen Steilhänge waren, da sie landwirtschaftlich kaum genutzt werden konnten, durch Windanflug mit Baum und Strauch planlos, urwaldmäßig bewachsen. Das Wild allerdings wechselte seit jeher aus den großen Forsten Prökelwitz – Altstadt und Altchristburg auch in diesen Raum herüber.

In den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde auf Anregung des preußischen Staates zur Befestigung des Sandgeländes des Gutes Georgenhof, zwischen dem im Gelände des Gutes „Sonne" gelegenen Judenfriedhof und dem späteren Werk Penner, die erste Kiefernanforstung vorgenommen.

Die Erweiterung dieses Wäldchens wurde durch die wechselnden Besitzer Georgenhofs Hermann Krause, Stadt Marienburg, Oskar Penner (Pächter Emil Ziehm) durch planmäßige Neuanforstungen bis zum Herbst 1944 fortgeführt. Die letzten Anforstungen, die ich unter der Aufsicht des seit Jahren bewährten Feld-, Wald- und Wildhüters Biehler (Bielewski) durchführen ließ, erfolgte zu der Zeit, als schon die ersten Flüchtlinge aus Ostpreußen durch Christburg nach dem Westen zogen im Sinne des bekannten Wortes von Martin Luther:

„Wenn man mir sagt, daß morgen die Welt untergeht, dann gehe ich heute hin und pflanze einen Baum."

Angrenzend an Georgenhof forstete etwa 1912 Gerhard von Türk sen. den sandigen Hang zum Judenfriedhof mit Kiefern an. Er ließ auch die Steilhänge des Hasenbergs von der Stanauer Straße, dem Gelände der evangelischen Kirche, die bis dahin nur durch Windanflug bewachsen waren, systematisch kultivieren und gab einem Teil parkähnlichen Charakter. Besonders mag erwähnt werden, daß von Türk auf einer Lichtung eine Ulme pflanzte, wie wir es als Symbol der Heimatverbundenheit vor dem neuen Kreishaus Bremervörde getan haben.

Das Gelände auf dem linken Sorgeufer durchforstete der Besitzer von Judittenhof und Heimatsende Paul Rübner (letzter Besitzer von Judittenhof war Molks, von Heimatsende Helmut Friedrich) sowie die weiter an die Sorge grenzenden Besitzer von Gut Kuxen, Georgenhof, Kl. Stanau, Gr. Stanau und die Firma Penner. Hier legte ich unter Anleitung meines Vaters 1913/14 meinen ersten Pflanzgarten an. Der bewaldete Sorgengrund Christburgs reichte bis an die Grenze Menthen, Mühle Busch und umfaßte zusammen mit dem Kiefernwald (genannt „Fichtchen") rund 250 Morgen.

Die bewaldeten Hänge der Sorge in einer Länge von rund 6 km, unterbrochen von Wiesen und Sumpf, boten ein landschaftlich so reizvolles Bild, wie es sonst im Kreise Stuhm kaum anzutreffen war. Es bildete ein Dorado, das seine Prägung durch das jagdlich wie auch forst- und landwirtschaftlich hervorragend bewirtschaftete Gut Prökelwitz mit seinen Vorwerken, den Besitz des Fürsten Dohna-Schlobitten, erhielt.

Die Gemarkung Christburg grenzte an die Fürstlich Dohnaschen Güter von Schmidt-Sonne bis Baumgarth auf einer Strecke von über 5 km.

In den Forsten von Prökelwitz wurde vor dem Ersten Weltkrieg zugunsten des Rehwildes kein Rotwild geduldet. Man sagte, daß Prökelwitz für Rehwild etwa das sei, was Rominten für Rotwild.

Wohl sämtliche Christbuger können sich erinnern, wie Kaiser Wilhelm II. oder auch der Kronprinz im vierspännig gefahrenen offenen Wagen durch Christbug nach Prökelwitz zur Bockjagd kamen. Nicht nur die Vereine und die Schulen, auch nahezu die gesamte Bürgerschaft stand an den von den Majestäten durchfahrenen Straßen Spalier. In den Wäldern von Prökelwitz traf man immer wieder auf Eichenpfosten, auf denen vermerkt war: „Hier erlegte S. M. Kaiser Wilhelm II. am . . . einen kapitalen Rehbock".

Es waren wirklich kapitale Rehböcke, die hier ihre Fährte zogen. Sie wechselten natürlich aus dem Prökelwitzer Gebiet auch nach Christburg herüber. So kam es, daß in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ein kapitaler Bock, der für den Kaiser reserviert war, wenige Tage vorher von Eduard Hausmann („Gasthof zum goldenen Stern") erlegt wurde. Es war dies ein wirklich „königlicher Bock". Das Gewicht der Krone mag etwas unter 500 g gelegen haben, aber in seiner edlen Form, der wunderbaren Vereckung, der Rosen und Perlung war dieses Gehörn eine seltene Trophäe.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es, wie wohl auch in vielen anderen Revieren, zu einem Rückgang des Wildbestandes vor allem an Rehen und Fasanen, der aber rasch besonders nach Einführung des „Deutschen Jagdgesetzes" überwunden werden konnte.

Bald waren wieder im Sorgengrund, um Georgenhof und Judittenhof kapitale Rehböcke heimisch. Nach dem Kaiserbock des Eduard Hausmann schoß Paul Krebs im Jahre 1916 einen Bock mit rund 500 g Gehörngewicht. Im Jahre 1936 erlegte ich auf dem Gelände von Judittenhof einen Bock mit 495 g und im Jahre 1939 auf den Sorgenwiesen bei Baumgarth einen solchen von 510 g Gehörngewicht. 500 g wog das Gehörn jenes letzten kapitalen Bockes, den Paul Krebs 1943 auf Georgenhof streckte.

Fasanen wurden bald nach 1900 vom Großvater des Fürsten Alexander zu Dohna-Schlobitten in Prökelwitz eingeführt. Es handelte sich damals um den als besonders hart bekannten böhmischen Fasan. In den Jahren um 1937/38 führte Fürst Dohna zusätzlich den Ringfasan (weiße Halskrause), auch „englischer Fasan" genannt, ein. Beide Arten aber waren nicht unbedingt standorttreu, es wechselten daher viele in das Christburger Gebiet, wo ihnen vor allem der Sorgegrund in der ganzen Länge mit seinen Schilfwiesen auf der einen und den Getreide-, Rüben- und Maisfeldern auf der anderen Seite alles bot, was der Fasan bevorzugt.

Auch auf dem Georgenhof ließ Emil Ziehm in den zwanziger Jahren Fasanen ausbrüten und aussetzen, so daß es auf der Christburger Flur und dem angrenzenden Gebiet stets reichlich Fasanen gab.

Bunte Strecken von Fasanen, Wildenten und Bekassinen waren in dem urwüchsig aufgeforsteten Gelände für den allein pirschenden Jäger mit seinem braven Hund der höchste waidmännische Genuß.

Trotz des starken Besatzes an Niederwild war auch für Reineke Fuchs dort genügend Lebensraum. Man war stets bemüht, diesem Freibeuter sein Daseinsrecht zuzusprechen, sorgte jedoch, daß er nicht allzusehr überhand nahm. Deshalb wurden die großen alten Baue besonders in Judittenhof, Karpfenteich, Heimatsende und dem Fuchsgrund Sonne fast jährlich mit scharfen Jagdterriern und Teckeln bejagt.

Bis zu 12 Stück zählte manchmal eine Tagesstrecke, doch mußte allerdings bei den schweren Kämpfen in den zerklüfteten, mit starkem Wurzelwerk durchsetzten Bauen manchmal auch ein tüchtiger Hund sein Leben lassen.

Neben Marder, Iltis und Wiesel hielt sich bei uns an der Sorge auch der Fischotter auf. Erlegt wurden jedoch meines Wissens nur drei, einer von Gotthard Nax in Kl. Stanau etwa im Jahre 1913 und zwei nach dem Ersten Weltkrieg von Karl Hausmann auf den Sorgewiesen bei Baumgarth. Ich selbst konnte 1931 einige Fischotter an der Sorge im „Rübnerschen Grund" beobachten.

So wie zu dem Fürstlich Dohnaschen Forstamt Altstadt-Prökelwitz, hatten Christburger Jäger und solche aus Posilge (Rempel), Altkirch (Mecklenburger) usw. auch Kontakt mit dem staatlichen Forstamt in Altchristburg. Besonders gerne nahmen die Jäger aus dem Kreis Stuhm die Gemeindejagd Mortung in Pacht, die an den staatlichen Forst grenzte, und es wurde dort manch ein Stück Rotwild und bei Aufwand großer Mühe und Ausdauer gelegentlich auch ein jagdbarer Hirsch gestreckt. Obwohl die zuständigen Forstmeister von Altchristburg über die eifrigen Privatjäger in Mortung nicht immer sehr erfreut waren, herrschte im allgemeinen doch eine gute Nachbarschaft, so daß wir über das Waidmannsheil, wie auch über die gelegentlichen Nöte der staatlichen Nachbarn gut unterrichtet waren.

Vor dem Ersten Weltkrieg unterstand das Forstamt Altchristburg dem Forstmeister (damals Oberförster) Schleif. Zu jener Zeit waren die Forstamtsleiter angehalten, gute, vor allem, besonders kapitale Hirsche den vorgesetzten Dienststellen zu melden. Diese Hirsche wurden dann zum Abschuß für hohe Herrschaften oder gar gekrönte Häupter vorgesehen.

Forstmeister Schleif machte in dieser Hinsicht stets Fehlanzeige. In Altchristburg gab es, wie er jeweils versicherte, keine besonders starken Hirsche. Trotzdem griff das Gemunkel um sich, der Oberförster habe einen oder zwei, vielleicht noch mehr ganz klobige Hirsche nicht gemeldet, sondern selbst gestreckt. Zu sehen bekam diese kapitalen Trophäen allerdings niemand. Er habe sie im Schlafzimmer aufgehängt, wurde erzählt.

Als das Gerede über die starken Hirsche in Christburg und Umgebung kein Ende nehmen wollte, schickte Forstmeister Schleif – es mag im Jahre 1913 gewesen sein – seine besten Trophäen, nämlich jene „aus dem Schlafzimmer", nach Berlin zur Jagdausstellung und bekam für die mächtigen Hirsche als Preis den Kaiserbecher — aber auch seine Versetzung!

Die Jahre vergingen. Der Forstmeister konnte sein Christburg und die Christburger ihren Forstmeister nicht vergessen. Als Schleif schließlich in den Ruhestand trat, kehrte er nach Christburg zurück und baute sich ein Häuschen, um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Etwa 1937 bekam der alte Herr vom Gaujagdamt Königsberg – ich glaube aus Anlaß der Vollendung seines 75. Lebensjahres – die Erlaubnis, einen Ia-Hirsch im Forstamt Altchristburg abzuschießen.

Schleif setzte sich sogleich mit dem amtierenden Forstmeister in Verbindung und bat darum, in einem bestimmten Bezirk den ihm freigegebenen Hirsch erlegen zu dürfen. Dieser spezielle Wunsch wurde mit der Begründung abgelehnt, daß der in diesem Revier ziehende starke Hirsch nach Berlin gemeldet und für einen hohen Gast – es war Hermann Göring – reserviert worden sei. Indessen wurde ihm der gesamte übrige Forst Altchristburg großzügig zur Verfügung gestellt, um sein Jagdglück zu versuchen.

Der alte Schleif aber wollte seine Jägerlaufbahn mit dem Abschuß eines wirklich kapitalen Hirsches beenden und krönen. Er kannte den Altchristburger Forst immer noch so gut wie in seinen jungen Tagen, ebenso kannte er die Gewohnheiten, besonders auch die Wechsel seiner Hirsche. Dazu genoß der alte Forstmeister die Sympathie und Freundschaft aller Landwirte im Umkreis, so auch die des Herrn Pinkall, auf dessen Eigenjagd der starke Hirsch gele-

gentlich auszutreten pflegte. Herr Pinkall durfte zur Zeit des Deutschen Jagdgesetzes auf seiner verhältnismäßig kleinen Jagd nie einen 1 a-Hirsch schießen; was ihm jedoch nicht gestattet war, das war, wie er meinte, dem alten Forstmeister erlaubt. Und Diana zeigte sich ihrem alten Verehrer geneigt. Er erlegte den kapitalen, für den hohen Herrn in Berlin reservierten Hirsch auf einer — Bauernjagd!

Wohl kaum ein zweites Mal ist ein Hirsch so gründlich totgetrunken worden wie dieser. Das überaus kapitale Geweih, das jenen von vor dem Ersten Weltkrieg gleich war, wurde etwa 14 Tage in einem Schaufenster des Christburger Kaufmanns Paul Krebs, der selbst ein passionierter und erfolgreicher Jäger war, ausgestellt und gab manchem Stuhmer, er mußte selbst nicht einmal Jäger sein, Veranlassung zu einem zünftigen Umtrunk.

Indem ich die Erinnerungen an das Forstamt Altchristburg abschließe, sei noch seines letzten Amtsleiters, Oberforstmeister Dietrich Henrici, gedacht.

Im Sommer 1944 landete in seinem Forst ein russischer Vortrupp mit Fallschirm. Gelegentlich eines einsamen Pirschganges traf Henrici am 25. August auf die feindlichen Späher. In dem sofort eröffneten Kugelwechsel fand ein Russe aber auch der Förster und sein Hund den Tod.

Oberforstmeister Henrici wurde in einer Eichenschonung seines Forstes feierlich beerdigt. Soweit sie nicht im Felde stand, erwies ihm die gesamte Jägerschaft der Kreise Mohrungen, Stuhm und Rosenberg sowie ein großer Teil der Bevölkerung von Altchristburg und Christburg die letzte Ehre. Mit dieser Trauerfeier fand unsere heimische Jagd gleichsam symbolisch Ausklang und Ende.

## Die Hasenwette

von Ernst Lucas

Johanni 1900 übernahm Walter Biber das alte Familiengut Gorrey im Kreise Stuhm.

Walter war der Enkel des alten Wilhelm Biber und stand ihm an Tatkraft um nichts nach. Er wirtschaftete in Gorrey vorzüglich, so daß er ständig Überschüsse erzielte, mit denen er neue Arbeiterhäuser, Ställe, Geräteschuppen und Scheunen erbaute.

Seine Erholung suchte der neue Gorrey'sche Herr in der Jagd. Er war ein passionierter Jäger, ein guter Schütze und führte stets tüchtige Gebrauchshunde, hervorragende Verlorenapporteure. Auf Treibjagden war er daher ein gern gesehener Gast. Er hatte fast immer die Gemeindejagd Konradswalde zu seiner Eigenjagd Gorrey gepachtet, so daß er über ein ausgezeichnetes Revier verfügte.

Im Juli, wenn die Enten flügge waren, wurden die Brüche durchgestöbert. Im September fuhr er mit dem niedrigen Parkwagen durchs Gelände, die Hunde revierten seitlich des Weges. Wenn sie vorstanden, bekam der kleine Junge, der mitfuhr, die Leine zum Halten des Pferdes. Der Gorrey'sche Herr ging auf Schußweite heran und holte sich mit der Doppelflinte seine Hühner herunter, häufig habe ich ihn Doubletten machen sehen. Im Oktober und weiter bis Mitte Januar wurden am Walde Hasen auf Anstand geschossen. Im Juni pirschte er auf den roten Bock. Bei Mondschein und Schnee setzte er sich auf den Rothirsch an. Gute Gehörne, kapitale Geweihe zeigten, daß er auch mit der Kugel zu treffen verstand.

Auf einer Treibjagd in Schroop schneite es vom Himmel hoch, und der Gorrey'sche Herr sagte:

„Das ist ein Wetter, bei dem man die Hasen lebendig greifen kann."

Ein Jagdgast antwortete:

„Ich will jeden Hasen mit Haut und Haaren fressen, den der Biber lebendig fängt!"

„Herr von Rötteken, das verlange ich gar nicht. Aber Sie können einen Korb Sekt stiften, wenn ich einen Hasen lebendig greife."

Und schon im zweiten Trieb gelang es ihm. Der Hase läßt sich einschneien. Geht ihm die Puste aus, so schiebt er die Nase durch die Schneedecke an die Luft. Man kann dann das schwarze Schnäuzchen deutlich erkennen. Der Gorrey'sche Herr war ein scharfer Beobachter. Sobald das Spitzchen zum Vorschein kam, sicherte er das Gewehr und hing es um, legte den Hund ab, hieß die Treiber sich still verhalten und pirschte leise in dem weichen Schnee auf die erkannte Stelle. Mit schnellem, kräftigem Ruck warf er sich über den Hasen, stand im nächsten Augenblick wieder auf und hielt das zappelnde Tier an den Hinterläufen hoch.

„Bitte, Herr von Rötteken, Sie dürfen den Hasen schießen."

Damit bekam der Freund Lampe seine Freiheit wieder. Rötteken aber fehlte doppelläufig, und Biber sekundierte schnell mit einem Schnappschuß, worauf Rötteken nachher beim Schüsseltreiben zwei Körbe Sekt stiftete.

Lumpen ließ sich keiner in der Gegend.

## Gang in den Sommermorgen

von Dr. Heinz Biber, Gorrey

So war es doch:

Ratternde Weckuhr riß mich aus dem Schlaf. Am Kleiderständer Jagdjoppe, Rucksack und Gewehr mit ihrem ganz eigenen Duft nach Wildschweiß, Gewehröl und abgeschossenen Patronenhülsen. Der Griff nach Fernglas und verspecktem selbstgefertigtem Wildledertäschchen für die Patronen. Tastender Niederstieg über leichtknarrende Treppenstufen. Ich tappe durch den langen Flur und durchs nachtdunkle Eßzimmer.

In der Küche summt leise das Fliegenvolk im warmen Herdwinkel. Verschlafen räkelt sich am Ofen in der Anrichtestube neben der alten Kastenuhr der Haushund Feldmann. Im „Alten Haus" huscht die Katze die ausgetretene, halsbrecherisch steile Treppe zum ersten Stock empor.

Vorbei an der Rollkammer mit der großen steinkugelbeschwerten Wäscherolle gewinne ich das Freie. Tiefatmend spüre ich die taufrische Nachtluft. Rechts die blühende Fliederhecke duftet betäubend. Ich nehme den Drilling von der Schulter und lade.

Zwischen den Scheitholzstaken und der Schmiede hindurch, wo auf dem Dach der Aschengrube sich eine Birke angesamt hat, die zum schenkeldicken Baum herangewachsen ist, geht es quer über den Gutshof an der langen Reihe der Ackerwagen vorbei. In den Ställen klirrt eine Kette, stampft ein Pferdehuf. Auf dem Dach der Scheune zischen leise die Jungstörche, der Mann unten erscheint ihnen verdächtig. Der Altstorch steht mit eingezogenem Kopf auf dem First am Giebel, hält noch Nachtruhe.

Draußen auf der taufrischen Flur ertönt Wachtelschlag unter den Sternen. Vom Fischbruch her klingen die Kantilenen der nordischen Nachtigall, des Sprossers. Im Teich des Fohlenauslaufs hinter dem Pferdestall murren die Frösche. In den Leegen braut dicker weißer Nebel, kühl schauert es von dorther. Aus dem kleinen Schilfbruch am Wege stehen quakend ein paar Enten auf.

An den Ebereschen erreiche ich den Waldrand, pirsche vorsichtig an dem Grenzsteig entlang, setze mich einen Büchsenschuß weiter auf einen der dort liegenden, gleichmäßig geformten Hügel. Es sind Hünengräber. Germanische Krieger ruhen hier: Goten, Vandalen, Burgunder, die von der skandinavischen Halbinsel her im ver sacrum, im Heiligen Völkerfrühling, auszogen über Gotland und Bornholm und das Land zwischen Ostsee bis hinunter zur Krim und den Karpaten um Weichsel und Oder besiedelten, zur Donau und an den Rhein zogen und schließlich das morsche Römerreich überrannten. Verzierte Brandurnen, geschliffene Steinäxte und bronzene Armreifen fand ich als Zeugen jener fernen Zeit.

Die großen Aspen am Waldrand rascheln im ersten leisen Frühhauch. Ahnendes Dämmern geht durch die Kieferkronen. Die erste Amsel jauchzt dem kommenden Morgen entgegen. Durch die Baumstämme schimmert blaß die Wasserfläche des großen Torfbruchs.

Starke Hechte birgt der Bruch. Jedes Jahr fallen dort einige Schoofe Jungenten aus. Wo im Waldwinkel der Entwässerungsgraben vom Schlangenbruch her in den Torfbruch mündet, ist der beste Hasenpaß. Reineke schnürt dort zu nächtlichem Streifzug ins Feld. Dort hält der starke Hirsch den Kirchgang, wechselt der Bock und die Ricke mit ihren Kitzen. Den Schwarzstorch sah ich dort sich einschwingen auf rotgold glänzendem Kiefernast.

Am Waldrand pirsche ich weiter den Anberg hinauf, nehme hinter einem Kadikbusch Deckung. Vor mir im Feld liegt das „Tote Mar", ein kaltes, tiefes Gletscherloch. Es ist etwas unheimlich dort. Nie brüten da die Enten, in der Mittagsstille aber trifft man manchmal einen guten Bock an, ehe man aber die Büchse noch heben kann, ist er wie ein Schemen verschwunden, und man fragt sich erstaunt: War das Traum oder Wirklichkeit? Hat Pan oder die Roggenmuhme einen genarrt?

Im Klee äst ein Rudel Kahlwild, zieht im Conradswalder Winkel zu Holz. Aus den kleinen Feldgehölzen um torfige Wassertümpel ertönt Kuckucksruf und Unkenläuten, im Forst ruckst der Tauber, auf dem Torfbruch streiten sich die Bleßhühner. Ein Dachs trottet am Koppelzaun entlang, stoppt plötzlich ab, gräbt einen Trichter und setzt fein säuberlich seine Losung ab. Turteltauben kommen zur Morgentränke, ein Bussard streicht zu Felde.

Vom Gutshof her ertönt hell im Dreitakt der Hammerschlag auf der Pflugschar, der Morgenruf zur Arbeit.

Ich mache mich auf den Heimweg.

# Erwerbstätigkeit im Kreise

## Industrie, Handel und Gewerbe

von Dr. Ernst Bahr

Nach den „Tabellen und amtlichen Nachrichten über den Preußischen Staat für das Jahr 1849" gab es im Landkreis Stuhm ungefähr 715 Handwerksmeister, „Fabrikanten" und Inhaber von gewerblichen Betrieben (ohne Handelsbetriebe, Schiffseigner, Fuhrleute und Gaststätten), die insgesamt rund 300 Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge beschäftigten. Außerdem werden zu gleicher Zeit 21 Zimmerleute und 8 Maurer „für Flickarbeit" verzeichnet.

Rechnet man zu jedem der rund 750 Werkstattinhaber und Flickhandwerker eine Familie von durchschnittlich fünf Personen, so lebten im ganzen Landkreis Stuhm um 1849 rund 3750 Familienangehörige mit rund 300 Gehilfen und Lehrlingen aus handwerklicher Betätigung, insgesamt also rund 4000 Personen, die ungefähr 15 % der Gesamtbevölkerung (34 847) ausmachten.

Diese Schätzung findet insofern eine gewisse Bestätigung, als die amtliche Statistik für das Jahr 1867 für die Erwerbsgruppe *Industrie und Handwerk* 4932 Erwerbszugehörige verzeichnet, was bei der inzwischen beträchtlich angewachsenen Gesamtbevölkerung des Kreises (40 483 Personen) nur noch 12,5 % ausmachte. Bis zum Jahre 1939 waren die Berufszugehörigen der Gruppe Industrie und Handwerk auf 10 118 Personen angestiegen (= 25,2 % der Gesamtbevölkerung).[1])

Zur Erwerbsgruppe *Handel und Verkehr* gehörten 1849 309 Gewerbetreibende mit 49 Gehilfen und Lehrlingen, außerdem 26 gewerbsmäßige Musiker. Rechnet man auch bei dieser Erwerbsgruppe die Unternehmerfamilien durchschnittlich zu fünf Personen und die beschäftigten Gehilfen und Lehrlinge dazu, kommen wir auf gut 1600 Personen, die im Jahre 1849 im Landkreis Stuhm aus Handel und Verkehr lebten. 1882 waren es 1830 Personen, 1939 bereits 2772 Personen (= 6,9 % der Gesamtbevölkerung).[1])

Unterdessen war der aus Land- und Forstwirtschaft sowie Fischerei lebende Anteil der Gesamtbevölkerung des Kreises von 75,5 % im Jahre 1867 über 69,5 % im Jahre 1882 und 64 % im Jahre 1907 auf 45,6 % im Jahre 1939 gesunken.[1])

Bei der Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 17. Mai 1939 gab es im Landkreis Stuhm insgesamt 1244 Betriebe mit zusammen 5070 Beschäftigten, die sich folgendermaßen auf die einzelnen Wirtschaftsgruppen verteilten:[2])

| | | |
|---|---|---|
| A. Nichtlandwirtschaftl. Gärtnerei, Tierzucht, Fischerei | 12 Betriebe | 41 Beschäftigte |
| B. Industrie u. Handwerk | 633 Betriebe | 2884 Beschäftigte |
| C. Handel und Verkehr | 402 Betriebe | 1260 Beschäftigte |
| D. Öffentliche Dienste und private Dienstleistungen | 197 Betriebe | 885 Beschäftigte |

Vor Ausbruch der Zweiten Weltkrieges lebte rund ein Viertel der Gesamtbevölkerung des Kreises Stuhm aus Handwerk und Industrie, jener Wirtschaftsabteilung, die hier 1939 insgesamt 633 meist kleinere und kleinste Betriebe mit 2884 Beschäftigten umfaßte, die sich folgendermaßen auf die einzelnen Gewerbegruppen verteilten:[3])

| | | |
|---|---|---|
| Steine und Erden | 18 Betr. | 318 Beschäft. |
| Metallbearbeitung | 67 Betr. | 156 Beschäft. |
| Maschinen- u. Fahrzeugreparatur | 23 Betr. | 73 Beschäft. |
| Elektrotechnik (Installation) | 5 Betr. | 36 Beschäft. |
| Feinmechanik, Optik | 7 Betr. | 9 Beschäft. |
| Textilindustrie | 18 Betr. | 109 Beschäft. |
| Druck und Papier | 8 Betr. | 13 Beschäft. |
| Lederindustrie | 21 Betr. | 33 Beschäft. |
| Holz- u. Schnitzstoffgewerbe | 88 Betr. | 379 Beschäft. |
| Nahrungs- u. Genußmittelgewerbe | 123 Betr. | 416 Beschäft. |
| Bekleidungsgewerbe | 163 Betr. | 266 Beschäft. |
| Bau- u. Baunebengewerbe | 85 Betr. | 1051 Beschäft. |
| Wasser-, Gas-, Elektr.-Versorgung | 7 Betr. | 25 Beschäft. |

Im folgenden soll die Entwicklung der bedeutenderen Gewerbezweige aus Handwerk und Industrie in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit für den Beschäftigungsstand des Landkreises am Vorabend des Zweiten Weltkrieges kurz gekennzeichnet werden.

*Baugewerbe.* Dafür verzeichnen die „Tabellen und amtlichen Nachrichten über den preußischen Staat für das Jahr 1849 im Landkreis Stuhm 51 Zimmerer, 47 Maurer, 14 Glaser, 6 Stubenmaler, 22 Ofensetzer und Töpfer, 1 Dachdecker (für Ziegel und Schiefer), 1 Schornsteinfeger, insgesamt also 141 Beschäftigte mit Einschluß von Gesellen und Lehrlingen. 1907 wurden bereits 214 Maurer, 147 Zimmerer, 11 Glaser, 32 Stubenmaler, 24 Dachdecker, 19 Steinsetzer, 1 Brunnenmacher, 1 Ofensetzer, 4 Schornsteinfeger und 308 Beschäftigte von Bauunternehmungen gezählt, insgesamt also 761 Beschäftigte im Hauptberuf, hinzu kamen noch 62 nebenberuflich Erwerbstätige des Baugewerbes. Im Jahr 1939 stand das Baugewerbe innerhalb der Wirtschaftsabteilung Industrie und Handwerk mit 85 Betrieben und insgesamt 1051 Beschäftigten an erster Stelle.[4])

[1]) Vgl. Tabelle „Erwerbsgefüge der Bevölkerung des Landkreises Stuhm" S. 234.

[2]) Statistik des Deutschen Reiches, Band 568, 1 S. 47.

[3]) Statistik des Deutschen Reiches, Band 568, 1 S. 47–49.

[4]) Vgl. Tag. S. 231 und Statistik d. Deutschen Reiches, 558, 1 S. 47–49.

*Nahrungs- und Genußmittelgewerbe.* Dies stand 1939 der Zahl seiner Beschäftigten nach im Landkreis Stuhm an zweiter Stelle. 1849 zählte man 23 Bäcker mit 16 Gehilfen und Lehrlingen, 17 Fleischer mit 5 Gehilfen und Lehrlingen, dazu 4 Brauereien mit 12 Beschäftigten (2 in Christburg), 2 Branntweinbrennereien mit 16 Arbeitern, 1 Essigfabrik und 1 Destillation mit je 1 Arbeiter, 8 Getreidewassermühlen mit 20 Mahlgängen und 22 Beschäftigten (einschließlich der Meister), 22 Bockwindmühlen mit 32 Beschäftigten, 5 Holländermühlen mit 8 Beschäftigten, 17 Roßmühlen mit 17 Mahlgängen und 17 Beschäftigten, 2 Lohmühlen (in Christburg). Im Jahre 1907 waren im Nahrungs- und Genußmittelgewerbe des Landkreises Stuhm noch 436 Personen hauptberuflich beschäftigt, weitere 60 Personen nebenberuflich: 65 in Getreidemühlen, 101 in Bäckereien und Konditoreien, 85 in Fleischereien, 145 in Molkereien, 8 in Brauereien, 3 in Brennerei- und 2 in Tabakbetrieben, 6 bei der Rübenzuckerfabrikation. 1939 umfaßte das Nahrungs- und Genußmittelgewerbe des Kreises Stuhm insgesamt 123 Betriebe mit 416 Beschäftigten, darunter 19 Mühlen (mit 70 Beschäftigten), 43 Bäckereien (mit 156), 41 Fleischereien (mit 128), 3 Molkereien (mit 24), 1 Obst- und Gemüseverwertung (mit 5), 8 Betriebe der Spiritusindustrie (mit 16 Beschäftigten).[4])

*Das Holz- und Schnitzstoffgewerbe* stand 1939 mit 379 Beschäftigten in 88 Betrieben an dritter Stelle. 1849 gab es im Kreise Stuhm 58 Tischlermeister (mit 11 Gehilfen und Lehrlingen), 32 Stellmacher (mit 23), 26 Böttcher (mit 9), 4 Drechsler (mit 1), 4 Muldenmacher, 1 Korbmacher. Im Jahre 1907 zählte diese Wirtschaftsabteilung 176 hauptberuflich und 12 nebenberuflich Erwerbstätige, darunter 112 Tischler, 10 Böttcher, 4 Drechsler.[4])

*Steine und Erden.* Diese Gruppe stand 1939 mit 18 Betrieben und 318 Beschäftigten an vierter Stelle. 1849 werden für den Kreis Stuhm 3 Kalkbrennereien mit 6 und 3 Ziegeleien mit 11 Beschäftigten verzeichnet, dazu die bereits beim Baugewerbe erwähnten 10 Töpfermeister mit 12 Gehilfen und Lehrlingen.

1907 werden für die ganze Gruppe 273 Beschäftigte genannt, darunter 105 in Kies- und Sandgrubenbetrieben, 128 in Ziegeleien, 12 in der Töpferei, 5 im Steinbruch, 4 in der Torfgräberei.[4])

*Bekleidungsgewerbe.* Dies stand 1939 mit 163 Werkstätten und 266 Beschäftigten an fünfter Stelle. 1907 waren im Bekleidungsgewerbe des Kreises noch insgesamt 481 Personen hauptberuflich tätig, darunter 287 in der Näherei und Putzmacherei und 188 Personen in der Schuhmacherei. 1849 zählte man 113 Schneider mit 23 Gehilfen und Lehrlingen, 7 Putzmacher (mit 1), 3 Hutmacher, 205 Schuhmacher (mit 61) und 11 Kürschner (mit 7 Gehilfen und Lehrlingen). Mit ungefähr 440 Beschäftigten überstieg der Beschäftigungsstand dieses Gewerbes um ein beträchtliches den Stand der späteren Jahrzehnte. Mit den Fleischern und Bäckern gehörten Schneider und Schuhmacher einst zu den Hauptgewerben des Handwerks.[4])

*Metallbearbeitung.* Sie stand vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges mit 67 Werkstätten und 163 Beschäftigten im Landkreis Stuhm an sechster Stelle. Im Jahre 1907 waren in diesem Gewerbezweig noch 256 Personen hauptberuflich tätig, darunter 190 Grob- und Hufschmiede, 27 Schlosser, 17 Werkzeug- und Maschinenbauer, 20 Klempner. 1849 zählte man hier nur 72 Grobschmiedemeister „aller Art" mit 42 Gesellen und Lehrlingen, von denen 67 Meister mit 40 Gesellen und Lehrlingen auf dem Lande lebten.

Ferner werden 1849 genannt: 16 Schlossermeister (mit 9), 2 Blatt-, Geschirr-, Kratzenmacher, 1 Zinngießer, 3 Klempner (mit 1), insgesamt also 94 Meister oder Werkstattinhaber mit 52 Gehilfen und Lehrlingen.[4])

*Handel und Verkehr*

Im Erwerbsgefüge des Landkreises Stuhm haben Handel und Verkehr seit je nur eine untergeordnete, den örtlichen ländlichen Verhältnissen angemessene Rolle gespielt. Im Jahre 1849 genügten den damaligen Bedürfnissen des Warenverkehrs

20 Materialhändler und Drogisten mit 18 Gehilfen und Lehrlingen (davon 9 in den beiden Städten),
8 Webwarengeschäfte mit 7 Gehilfen und Lehrlingen, (davon 3 in Christburg, 1 in Stuhm),
3 sonstige Läden,
1 Holzhandlung,
8 Viehhändler,
10 Kurzwarenkrämer,
101 Lebensmittelgeschäfte (Höker),
3 „umherziehende" Händler,

insgesamt also 154 Handelsgewerbetreibende mit 25 Gehilfen und Lehrlingen.

Bis zum Jahre 1907 stieg die Zahl der Erwerbstätigen des Warenhandels auf 356 Erwerbstätige im Hauptberuf und annähernd 150 im Nebenberuf, zu denen rund 420 Angehörige (ohne Hauptberuf) gezählt wurden. Vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gab es (1939) im Landkreis Stuhm 30 Handelsbetriebe mit nur 106 Beschäftigten, darunter 11 Nahrungs- und Genußmittelhandlungen mit 33 Beschäftigten, 10 Viehgroßhändler (mit 12), 4 landwirtschaftliche Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften mit 47 Beschäftigten.[5])

[5]) Vgl. Neues topogr.-statist.-geogr. Wörterbuch des Preußischen Staates, Hrsg. A. A. Mützell, Band 6, Berlin 1825, u. Statistik d. Deutschen Reiches, 568, 1 S. 47–49.

Im Verkehrsgewerbe[5]) waren 1849 tätig:

123 Krüge und Ausspannungen „für das Frachtfuhrwesen und die zum Markt kommenden Landleute", davon 9 in Christburg, 4 in Stuhm;
6 Gasthöfe „für die gebildeten Stände", davon 3 in Christburg, 1 in Stuhm;
61 Schankwirte, davon 8 in Christburg, 13 in Stuhm;
5 Fuhrhalter mit 2 Gehilfen und 12 Pferden, davon 4 in Christburg.

Außerdem verfügte der Landkreis über 12 Flußfahrzeuge mit insgesamt 154 Last Tragfähigkeit und 22 Mann Besatzung.

Nach der Zählung von 1867 lebten im Landkreis Stuhm aus

Fuhrhalterei, Post, Eisenbahn insgesamt 158 Personen,
dem Wasserverkehr 94 Personen,
dem Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe 630 Personen.

Inzwischen hatte für das Verkehrsgewerbe durch den Bau von Kunststraßen und Eisenbahnen die moderne Entwicklung begonnen. Im Jahre 1907 gab es im Kreise insgesamt 433 Beschäftigte des Verkehrswesens im Hauptberuf, außerdem 132 nebenberuflich Tätige. Unter den hauptberuflich Erwerbstätigen waren 85 bei der Post, 102 bei der Eisenbahn, 206 in Gaststätten tätig.

Vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges beschäftigten 87 Dienststellen des Nachrichten- und Verkehrswesens bereits 321 Personen, 117 Gaststätten 375 Personen.

Aus Handel und Verkehr lebten bei der Zählung vom 17. Mai 1939 im Landkreis Stuhm insgesamt 2772 Personen (= 6,9 % der Gesamtbevölkerung).[6])

*Häusliche Dienste*

Eine Erwerbsstatistik für das Jahr 1819 verzeichnet für den Kreis Stuhm 117 Dienstboten „zur persönlichen Bequemlichkeit", darunter 86 weibliche, außerdem 2598 „Dienstboten zum Betriebe der Landwirtschaft usw.", darunter 1417 weibliche.

Rund 30 Jahre später (1849) wurden hier an „Gesinde ... zur persönlichen Bequemlichkeit der Herrschaft als Bediente, Kutscher, Jäger, Gärtner, Köche, Haushofmeister" 368 Personen gezählt, darunter 290 weibliche, die als Stubenmädchen, Kammermädchen, Köchinnen u. ä. beschäftigt waren.

Im Jahre 1867 lebten insgesamt 1758 Personen (4,8 % der Gesamtbevölkerung des Kreises) aus „Persönlichen Diensten", darunter 824 als Selbsttätige, 934 als Angehörige dieser Selbsttätigen. Rund 15 Jahre später (1882) zählte die amtliche Statistik zur Berufsgruppe „Hausdienst und wechselnde Lohnarbeit" insgesamt nur noch 888 Personen (= 2,3 % der Gesamtbevölkerung), unter welchen sich 292 Berufstätige fanden.

Bis zur Zählung von 1907 war diese Erwerbsgruppe auf 140 Erwerbstätige im Hauptberuf, 16 im Nebenberuf zurückgegangen, die 78 Angehörige (ohne Hauptberuf) unterhielten.[6])

*Öffentlicher Dienst und private Dienstleistungen*[7])

Die „Tabellen und amtlichen Nachrichten über den Preußischen Staat für das Jahr 1849" verzeichnen im Landkreis Stuhm 15 Beamte der Landesverwaltung (darunter nur 1 akademisch gebildeter), 19 Beamte der Justizverwaltung (darunter 5 Akademiker) und 73 Beamte der Kommunalverwaltung (7 in Christburg, 6 in Stuhm, 60 auf dem platten Lande).

Für das Jahr 1867 sind für die Erwerbsgruppen „Öffentliche und private Dienstleistung" des Landkreises Stuhm verzeichnet die

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Staatsverwaltung | mit | 19 Selbstt. | u. | 48 Berufszugeh. |
| Justiz | mit | 26 Selbstt. | u. | 79 Berufszugeh. |
| Armee | mit | 6 Selbstt. | u. | 28 Berufszugeh. |
| Gemeindeverwaltung | mit | 30 Selbstt. | u. | 126 Berufszugeh. |
| Erziehung, Unterricht | mit | 117 Selbstt. | u. | 361 Berufszugeh. |
| Künste, Literat., Presse | mit | 14 Selbstt. | u. | 62 Berufszugeh. |
| Kirche | mit | 34 Selbstt. | u. | 104 Berufszugeh. |
| Gesundheitspflege | mit | 39 Selbstt. | u. | 77 Berufszugeh. |

Diese acht Erwerbsgruppen ergeben zusammen 885 Berufszugehörige mit Einschluß von 285 Selbsttätigen (= 2,2 % der Gesamtbevölkerung).

Für das Jahr 1882 sind unter der Berufsgruppe „Heer- und Verwaltungsdienst und freier Beruf" insgesamt 334 Berufstätige, 121 Dienstboten und 610 Angehörige verzeichnet, insgesamt also 1065 Berufszugehörige (= 2,8 % der Gesamtbevölkerung).

Im Jahre 1907 waren im „öffentlichen Dienst und freier Berufsarbeit" des Landkreises 350 Personen hauptberuflich, weitere 82 Personen nebenberuflich tätig, die für 624 Berufszugehörige zu sorgen hatten.

Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges waren die Berufszugehörigen der „Öffentlichen und privaten Dienste" im Regierungsbezirk Westpreußen auf rund 11 % der Gesamtbevölkerung gestiegen. Davon entfielen auf den Landkreis Stuhm an Dienststellen und Beschäftigten folgende Gruppen mit insgesamt 885 Beschäftigten in 197 Betrieben:

| | | |
|---|---|---|
| Führung, Verwaltung, Partei | 31 Betr. | 405 Beschäftigte |
| Wirtschafts- u. Sozialorganisation | 1 Betr. | 8 Beschäftigte |
| Wirtschafts-, Rechtsberatung, Interessenvertretung | 8 Betr. | 27 Beschäftigte |
| Kultur, Bildung, Unterricht, Erziehung | 66 Betr. | 264 Beschäftigte |
| Volks- u. Wohlfahrtspflege, Gesundheitswesen, hyg. Gewerbe | 91 Betr. | 181 Beschäftigte |

[6]) Tab. S. 234.

[7]) Vgl. Neues topogr.-statist.-geogr. Wörterbuch des Preußischen Staates, Hrsg. A. A. Mützell, Band 6, Berlin 1825, die Quellenangaben S. 12 und Statistik d. Deutschen Reiches, 568, 1 S. 47–49.

*Selbständige Berufslose*[7])

Zu dieser Gruppe zählen vor allem Rentner und Pensionäre mit ihren Angehörigen (ohne Hauptberuf), ferner Insassen von Pflegeanstalten, Zöglinge von Besserungs- und Bewährungsanstalten, Insassen von Versorgungs- und Altersheimen, auch Schüler und Studenten, die außerhalb ihrer Familie lebten. Sie umfaßte im Landkreis Stuhm 1867 insgesamt 1011 Personen oder 2,5 % der Gesamtbevölkerung und stieg bis zum Jahre 1882 auf 1483 Personen (= 3,9 % der Gesamtbevölkerung) an.

Im Jahre 1907 zählte sie bereits 2827 Personen, die sich folgendermaßen zusammensetzten:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Rentner und Pensionäre | 1461 | mit | 891 Angehörigen |
| Von Unterstützung Lebende | 250 | mit | 105 Angehörigen |
| Schüler (nicht bei Angehörigen) | 58 | | |
| Insassen von Wohltätigkeitsanst. | 6 | | |
| Armenhausinsassen | 21 | mit | 2 Angehörigen |
| Insassen von Siechenanstalten | 3 | | |
| Ohne Berufsangabe | 7 | mit | 3 Angehörigen |

*Erwerbsgefüge der Bevölkerung des Kreises Stuhm 1867 — 1939*

| Erwerbsgruppen | 1867 | 1882 | 1907 | 1939 |
|---|---|---|---|---|
| Land- u. Forstwirtschaft | 30 560 | 26 529 | 23 110 | 18 327 |
| | 75,5 % | 69,5 % | 64,0 % | 45,6 % |
| Industrie, Handwerk | 4 932 | 6 358 | 6 889 | 10 118 |
| | 12,2 % | 16,7 % | 19,0 % | 25,2 % |
| Handel und Verkehr | 1 337 | 1 830 | 2 128 | 2 772 |
| | 2,8 % | 4,8 % | 5,9 % | 6,9 % |
| Häusliche Dienste | 1 758 | 888 | 218 | |
| | 4,8 % | 2,3 % | 0,6 % | |
| Öffentl. Dienst, freie Berufe | 885 | 1 065 | 974 | |
| | 2,2 % | 2,8 % | 2,7 % | |
| Ohne Berufsangabe | 1 011 | 1 483 | 2 827 | |
| | 2,5 % | 3,9 % | 7,8 % | |
| Insgesamt | 40 483 | 38 153 | 36 146 | 40 222 |

*Quellenangabe:*

Für 1867 und 1882: Preuss. Statistik. Bd. 16,2 (1871) S. 43 ff. und Bd. 76,1 (1884) S. 234.
Für 1907 und 1939: Statistik d. Deutschen Reiches, Bd. 209 (1910) S. 35 und Bd. 557 (1942/43) und 559 (1943).

## Märkte in Christburg

von Werner Lippitz, Polixen

Christburg, im äußersten Winkel unseres Kreises gelegen, grenzte an die Kreise Mohrungen, Pr. Holland und — nur durch eine Gemeinde getrennt — an Marienburg. Ein reger Einkaufsverkehr aus diesen Kreisen war für die Christburger Kaufleute von großer Bedeutung. Diese Tatsache fand ihren besonderen Ausdruck bei den in Christburg abgehaltenen Märkten.

Der große Marktplatz eignete sich zu diesem Zweck besonders gut. Zweimal im Jahr fanden dort Krammärkte statt, im Frühjahr und zu Martini (11. November), einem der wichtigsten Tage des Jahres, an dem das Landvolk seine Arbeitsverträge schloß. Da an diesem Tag auch nicht gearbeitet wurde, ist es verständlich, daß der Herbstmarkt von der umwohnenden Bevölkerung besonders gern besucht wurde.

Zweimal im Monat wurden Ferkelmärkte abgehalten, die — als der Platz für diesen Zweck nicht mehr ausreichte, auf den großen Markt verlegt wurden. Hunderte von Tieren wurden jedesmal umgesetzt und ins Reichsgebiet verladen. Die jeweils am Mittwoch und Sonnabend abgehaltenen Wochenmärkte verloren dagegen in den zwanziger Jahren immer mehr an Bedeutung.

Von entscheidender Wichtigkeit für Christburg und Umgebung aber waren die Pferdemärkte, die alljährlich zehnmal, und zwar immer am ersten Donnerstag des Monats abgehalten wurden. Nur im Dezember fielen sie aus und der Ernte wegen im August.

Der Auftrieb war oft gewaltig. Der riesengroße Marktplatz konnte ihn oft nicht fassen, so daß bereits auf den Einfallstraßen mit dem Handel begonnen wurde. Ein Auftrieb von tausend und mehr Pferden war keine Seltenheit. Nach Wehlau war Christburg der zweitgrößte Pferdehandelsplatz in Ost- und Westpreußen. Schon viele Tage vor den Märkten waren sämtliche Ausspannungen der zahlreichen Gastwirtschaften bis zum letzten Platz belegt; und Ausspannungen gehörten nun einmal zu jeder Gastwirtschaft. Somit waren die Umsätze zur Marktzeit für die Gastwirte und natürlich auch für die übrige Geschäftswelt aus dem Jahresetat nicht wegzudenken.

Nicht nur die Bauern, auch die Händler kamen aus weiten Entfernungen mit verkaufsfähigem Pferdematerial, das zum Teil bester Klasse war. Am Nachmittag nach dem Markt hatte die Christburger Bahn alle Hände voll zu tun, um häufig Hunderte von Tieren zu verladen. Bekannte Händler aus dem Reich, hauptsächlich dem Rheinland und aus Mitteldeutschland, waren die Käufer der vorzüglichen west- und ostpreußischen Pferde.

Eine von keinem Markt wegzudenkende Händerclique waren die in Scharen auftretenden Zigeuner, die schon kilometerweit vor der Stadt die Bauern mit Kaufangeboten überfielen. Mit welchem Wortschwall sie einen Handel, lieber noch einen Tausch, erzwingen wollten, war oft unbeschreiblich. Ich will nicht behaupten, daß es immer unreelle Geschäfte waren,

die mit Zigeunern getätigt wurden, aber manch ein „Verbrecher", der nur ohne Garantie zu verkaufen war, hat auf diese Art den Besitzer gewechselt.

Besonders groß im Auftrieb waren immer die Märkte zu Johanni und Martini. Zu Johanni kamen die Pferde von der Weide und waren in gutem Futterzustand. Oft wurden dann auch gestoßene Remonten, d. h. edle dreijährige Ostpreußen, angeboten, die im Reich gern als Reitpferde gekauft wurden. Zum Markt im November wollten viele Bauern überzählige Pferde noch vor dem Winter abstoßen, so daß sich auch dann für viele eine besonders gute Einkaufsmöglichkeit bot.

Jeder Handel wurde durch Handschlag besiegelt, und nur durch Handschlag. Oft konnte man ein endlos sich hinziehendes Palaver um ein Pferd beobachten. Kam schließlich ein Abschluß zustande, dann mußte das Geschäft natürlich begossen werden. Dazu boten die vielen Gastwirtschaften am Markt und in den angrenzenden Straßen genügend Gelegenheit. Auch wurden viele Käufe dort erst abgeschlossen. Ich erinnere mich an die an diesen Tagen stets bis in die Abendstunden überfüllten Lokale von Hans Fritz, Paul Krebs, Krispin, Esau, Hausmann, Stenzler, Grönke, Hotel Berliner Hof, Guntowski, Strübig, Treppchen und die Herberge „Zur Heimat". Und dann waren da noch einige etwas abseits gelegene Lokale mit Damenbedienung, die auch nicht über Gästemangel zu klagen hatten.

Viele Bauern und auswärtige Geschäftsleute kamen auch ohne Verkaufspferde zum Markt, denn dort traf man immer alte Bekannte, darunter manche Originale, deren schlagkräftiger Humor provinzbekannt war. Die Geschäfte, die dabei getätigt wurden, brauchten nicht unbedingt etwas mit Pferden zu tun zu haben. Nutzbringend und förderlich aber waren die guten fachlichen Gespräche, die bei dieser Gelegenheit geführt werden konnten. Zu später Nachmittagsstunde traf man dann in etwas abgesonderten Hinterzimmern einige Unverwüstliche beim Skat an, wobei manch ein Wallach noch einmal umgesetzt wurde.

Im Vergleich zu den Pferdemärkten nahm der Viehmarkt an Bedeutung immer mehr ab, da das anwachsende Genossenschaftswesen, der Handel ab Stall und die einschneidenden Tierseuchenbestimmungen einen Auftrieb zum Markt erschwerten.

Alles in allem aber waren die Märkte im Jahresablauf für die Bauern und die Geschäftswelt nicht wegzudenken und verloren auch durch die zunehmende Motorisierung nichts von ihrer Bedeutung. Denn neben den geschäftlichen Interessen kamen auch die persönlichen zu ihrem Recht, alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue geschlossen, es kam zu Begegnungen unter der Jugend, die oft der Eheanbahnung dienten.

Zu den Marktbesuchern, die fast jedermann kannte, zählte der alte Viehkastrierer Weidemann, ein Original im besten Sinn des Wortes. Kein Bauernhof, kein Krug in 50 Kilometer Umkreis, der ihm in seiner 50jährigen Tätigkeit unbekannt geblieben wäre. Begabt mit einem unwahrscheinlichen Gedächtnis, kannte er jede Familie und deren Geldbeutel. Jede bäuerliche Hausfrau tat gut daran, ihm nach getaner Arbeit ein reichliches Frühstück und einen steifen Grog vorzusetzen, um sich sein Wohlwollen zu erhalten.

Beim Schreiben dieser Zeilen erinnere ich mich manch einer Stunde, die gelegentlich des Christburger Pferdemarktes auf gemütliche Art in gutem Gespräch verbracht wurde. Und ich gäbe viel darum, noch einmal über den Christburger Markt gehen und die alten Bekannten jener Tage wiedersehen zu können.

## Die Firma Penner - Betonwerke in Christburg

von K. Friczewski

Im Jahre 1905 eröffnete der Landwirt Heinrich Penner aus Thiergart, Kreis Marienburg, in Güldenfelde eine Zementwarenfabrik. Das dortige Sandvorkommen erwies sich aber für hochwertige Betonwaren als nicht geeignet. In Christburg gab es auf dem Lande des Bauern Broda ein Kiesvorkommen, das durch die Ausbeute von Gleiskies für den Eisenbahnbau um die Jahrhundertwende für ausgeschöpft gehalten wurde. Rückstände, die viele Hektar bedeckten und aus ehemaligem Ackerland mit Abraum aus Mutterboden vermengt dalagen, waren praktisch wertlos. Heinrich Penner kaufte dieses Grundstück und verlegte im Jahre 1910 sein Betonwerk nach Christburg, wo noch im selben Jahre mit der Fertigung von Betonwaren aller Art, insbesondere von Rohren, Dachsteinen, Gehwegplatten und Hohlblocksteinen begonnen wurde. Das Unternehmen entwickelte sich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges gut. Der Absatz ging sehr bald über den Kreis Stuhm hinaus, in das Gebiet um Graudenz, Dirschau und Danzig.

Während des Krieges 1914/18 wurde der Betrieb stark eingeschränkt. Nach dem Kriege mußte nach Ostpreußen hin ein neues Absatzgebiet gewonnen werden, weil der Kreis Stuhm durch die Vierteilung Westpreußens Grenzgebiet geworden war. Das alte Absatzgebiet war verloren. Eine sehr schwere Zeit begann. Das lag nicht nur an der allgemeinen wirtschaftlichen Not nach 1919; es kamen Schwierigkei-

ten besonderer Art durch den polnischen „Korridor" dazu. Da es in Ostpreußen keine Zementfabrik gab, mußte dieser Rohstoff aus dem Reich mit der Eisenbahn über nun polnisches Gebiet herangeschafft werden. Hier geriet die Fracht manchmal auf tote Gleise, wo sie wochenlang stand. In Christburg wartete man vergebens auf das notwendige Material, und die Arbeiter mußten „feiern". Durch all diese Widrigkeiten resignierte der Firmengründer Heinrich Penner und wandte sich wieder überwiegend seiner Landwirtschaft zu.

So kam es, daß im Sommer 1923 die Produktion in dem mit so viel Hoffnung gegründeten Unternehmen eingestellt wurde. Die Arbeiter wurden entlassen, nur Werkmeister Gruhn, der schon bei der Gründung in Güldenfelde dabei war, wurde mit Notstandsarbeiten beschäftigt.

Um diese Zeit kam Oskar, der älteste, damals 19jährige Sohn Penners, der als landwirtschaftlicher Inspektor auf einem Rittergut (Neusorge) im Kreise Darkehmen gearbeitet hatte, nach Hause. Oskar Penner veranlaßte den Werkmeister Gruhn, der bereits wegen einer anderen Stellung verhandelte, zu bleiben und nahm mit ihm die Arbeit in dem väterlichen Unternehmen auf. Es gelang ihm, den Betrieb wieder anzukurbeln. Bald wurde ein weiterer Arbeiter, dann mehrere eingestellt. Neue Absatzgebiete wurden in Ostpreußen, in den Kreisen Mohrungen, Elbing und Marienburg gesucht und gefunden. Bis 1926 brachte es der junge Unternehmer auf eine Belegschaft von zehn Arbeitern, gleichzeitig gelang es ihm durch Selbstunterricht und mit Hilfe des Rektors Denck versäumtes Schulwissen nachzuholen und in einigen Fächern besondere Kenntnisse zu erwerben. Er bestand nicht nur die Aufnahmeprüfung an der Ingenieurschule Strelitz in Mecklenburg, sondern auch eine ganze Reihe von Befreiungsprüfungen. Schon im Jahre 1928 legte er sein Abschlußexamen ab. Es war ein ungewöhnlicher Glücksfall, daß im Herbst 1928 auf dem Kreisbauamt Stuhm die Stelle eines Bauingenieurs frei wurde und Oskar Penner sie bekam. Es bewarben sich um eine solche Stelle etwa 20 Ingenieure. Vom 1. Oktober 1928 bis 31. März 1929 führte Penner folgende Arbeiten auf dem Kreisbauamt Stuhm aus: Projektierung der Straße Weißer See — Kittelsfähre (über Parpahren — Usnitz), Aufstellung der Ausführungspläne über die Kanalisation der Stadt Stuhm, Entwurf und Berechnung einer Stahlbetonbrücke über die Verbindung der beiden Stuhmer Seen.

Am 1. April 1929 übernahm Oskar Penner wieder die Leitung des väterlichen Betriebes. Dieser war inzwischen erneut steckengeblieben. Es waren nur noch vier Arbeiter in dem Betonwerk tätig. Neben seiner Tätigkeit im Betonwerk eröffnete Oskar Penner 1929 ein Baugeschäft und erhielt auch bald die ersten kleinen Bauaufträge vom Bahnbetriebsamt Marienburg auf den Bahnhöfen Christburg und Groß-Waplitz. Die Wirtschaftskrise, die Deflation, die Arbeitslosigkeit trieben ihrem Höhepunkt zu. In Christburg wurde als Notstandsarbeit die Wasserleitung und Kanalisation gebaut, ein Objekt im Wert von rund einer Million RM. Diese Arbeiten wurden ohne Ausschreibung an die Firma Windschild und Langelott, Königsberg, vergeben. Die Firma Penner wurde nicht einmal gefragt, ob sie die Betonrohre liefern könne oder wolle. Betonrohre kamen von der Firma Windschild und Langelott aus Lindenau bei Königsberg nach Christburg. Das war ein ungeheurer Schlag für die Firma Penner und deren jungen Inhaber. Nach langen Bemühungen und Auseinandersetzungen mit dem Bürgermeister Dr. Meyer erhielt die Firma die Ausführung der Pflasterarbeiten, die im Zusammenhang mit den Kanalisations- und Wasserleitungsarbeiten anfielen.

Trotz der fortschreitenden Wirtschaftskrise konnte die Firma sowohl für das Betonwerk wie für das Baugeschäft weitere kleine Aufträge ausführen, die nach und nach, besonders in den Kreisen Mohrungen, Pr. Holland und auch Stuhm, zunahmen.

1931 eröffnete Oskar Penner ein Kieswerk dort, wo um 1900 die Ausbeute wegen Unrentabilität aufgehört hatte. Anfangs wurde mit den primitivsten Mitteln gearbeitet: Stehsieben, pferdebespannten Loren und einer reichlich pioniermäßigen Verladerampe.

Sehr bald aber entstand hier eine völlig neuartige Aufbereitungsanlage nach eigenen Ideen, die die Ausbeutung und Verwertung der um 1900 als unwirtschaftlich angesehenen Kiesvorkommen und alten Rückstände rentabel gestalteten. Mit den Lieferungen für Gleiskies im Auftrage der Reichsbahndirektion Königsberg war die Firma Penner aus dem Rahmen der Kleinbetriebe herausgetreten. 1932 gingen die Kieslieferungen für die Reichsbahn und andere Stellen weiter, die Bauaufträge steigerten sich, für Stahlbetonbrücken hatte die kleine Firma bereits einen guten Ruf. 1932 beschäftigte sie in dem Beton- und Kieswerk sowie im Baugeschäft bis zu 80 Arbeiter. Sie war als leistungsfähiges Unternehmen in jeder Hinsicht allgemein anerkannt. Die notleidende — teilweise kommunistisch eingestellte — revoltierende Christburger Arbeiterschaft fand zum Teil in dem aufstrebenden Unternehmen Beschäftigung, und die guten Beziehungen zwischen dem Arbeitgeber und seinen Leuten rissen nicht einmal in den Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit ganz ab.

1933 war es ganz natürlich, daß die Firma im Zuge der propagierten „Arbeitsschlacht", die Ostpreußen in wenigen Monaten von der Geißel der Arbeitslosigkeit befreite, aktiv mitwirkte. Die Beschäftigungszahl stieg auf mehrere Hundert. 1934/35 baute Oskar Penner die erste Ostpreußische Leichtbauplatten-

und Holzwollefabrik. Die benötigten Maschinen wurden von ihm selbst entwickelt und von der Firma Fritz u. Co sowie von Karl Mairose, Christburg, gebaut. 1936 folgte die Errichtung eines eigenen Sägewerkes.

1937 wurde der Güteschutzverband für Ostpreußen in Königsberg gegründet. Die Idee zur Gründung dieses Verbandes hatte Oskar Penner schon im Jahre 1930 gefaßt, als die Rohre für die Kanalisation von Königsberg nach Christburg herangeschafft wurden. Damit sollte eine allgemeine Qualitätskontrolle für Beton durchgesetzt werden. Nach diesem ostpreußischen Vorbild wurde nach dem Kriege um 1950 in sämtlichen Ländern der Bundesrepublik eine Güteschutzvereinigung für Betonwaren gegründet.

1939, zu Beginn des Krieges, hatte die Firma Penner eine Stammbelegschaft von etwa 400 Arbeitern; dazu kamen 300 Saisonarbeiter. Sie baute und lieferte ihre Betonwaren und sonstigen Erzeugnisse in die engere Umgebung wie auch in das Gebiet von Königsberg und Insterburg, nach 1939 auch in das Danziger Land. In 10 Jahren war aus einem kleinen Betrieb, der eigentlich seit der Unterbrechung 1914 auf der Stelle getreten hatte, ein Unternehmen entwickelt worden, das über Ost- und Westpreußen hinaus bekannt, aber in seiner Gestaltung durchaus noch nicht abgeschlossen war. Acht Werkhallen mit einer Gesamtgrundfläche von 10 000 qm, darunter einige mehrgeschossige, waren in dieser Zeit errichtet worden. Im ganzen gesehen war das Werk der Beweis dafür, daß auch aus einer sehr kleinen Stadt ein großes Unternehmen entwickelt werden kann und daß Industrie und Landwirtschaft harmonisch verflochten für die Menschen des Landes ein wahrer Segen sein können.

Zur Firma Penner gehörten 191 ha Eigenbesitz und etwa 50 ha Pachtung. Einem Teil dieser Landwirtschaft widmete sich Oskar Penner selbst; er war im Grunde immer Landwirt geblieben. Die außergewöhnliche Entwicklung des Betriebes war zum großen Teil deshalb möglich geworden, weil sich außer den Angestellten auch die Landarbeiter aus Christburg und Umgebung mit dem Landwirt-Unternehmer, dem Bauern und Ingenieur, wie sich Oskar Penner nannte, verbunden fühlten und sich für „ihre" Firma einsetzten, als ob es wirklich die eigene wäre.

Während des Krieges produzierte der Betrieb uneingeschränkt weiter, obwohl etwa die Hälfte der Stammesarbeiter eingezogen und die fehlenden Kräfte durch Kriegsgefangene ersetzt wurden. Aus den Reihen der Arbeiter und Angestellten forderte der Krieg manches Opfer. So fiel Reinhold Penner, der jüngste Bruder des Firmeninhabers, der an der Entwicklung des Bauunternehmens der Firma bedeutenden Anteil hatte. Es fiel auch der zweite Bruder, Heinz Penner. Er hatte neun Jahre in den USA verbracht, die amerikanische Staatsbürgerschaft erworben und war dann nach Christburg zurückgekehrt, um den „Berliner Hof" zu übernehmen, der zum Familienbesitz gehörte. Unter seiner Leitung wurde dieses Haus in wenigen Jahren zu einem vorbildlichen Hotel-Restaurant. Obwohl er amerikanischer Staatsbürger war, trat er in die deutsche Wehrmacht ein und fiel in Rußland.

Oskar Penner wurde 1942 dienstverpflichtet, um in Rußland die Betriebe der Steine und Erden, die von der Organisation Todt oder der Wehrmacht verwaltet wurden, nach dem Muster seines Betriebes zu organisieren und wirtschaftlich zu gestalten. Als sein Zug dort auf eine Minenserie auffuhr, wurde Oskar Penner lebensgefährlich verwundet, kam nach zehn Monaten als Schwerinvalide nach Hause und mußte, wenn er sich in seinen Betrieb begab, getragen werden. Er hatte ein Bein verloren, das andere war mehrfach gebrochen, dazu kamen schwere innere Verletzungen. Trotz seiner Leiden und Behinderungen entwickelte er jetzt zusätzlich neue Methoden in der Herstellung von Fertigteilen für Wohn- und Schutzräume zur Aufnahme ausgebombter Großstädter. Unter anderm wurde 1943 in Christburg eine aus Schwerbeton und Holzwolle bestehende Bauplatte, die sowohl ein tragendes wie auch ein hochisolierendes Bauelement bildete, entwickelt und hergestellt. Es wurde nach dem Krieg von andern Firmen in der Bundesrepublik patentiert.

Am 23. Januar 1945 verließ Oskar Penner zusammen mit seinem Vater und seinen letzten Arbeitern seinen Werkhof in Christburg als Flüchtling. Im selben Jahr entstand in Ballenstedt am Harz auf dem Reitplatz des Herzogs von Sachsen-Anhalt ein neuer Betrieb. Er entwickelte sich so gut, daß er 1950 von den kommunistischen Behörden enteignet werden sollte. Bevor die sowjetische Armee das Gebiet von den Amerikanern übernahm, hatte Oskar Penner sich noch in anderer Hinsicht nützlich gemacht. Die herzöglichen Wälder steckten voller verlassener Wehrmachtsfahrzeuge. Den Bauern wie den gewerblich Tätigen fehlten natürlich dringend Fahrzeuge aller Art. Mit Genehmigung der westlichen Besatzungsmacht brachte Penner diese verschiedenen Kraftwagen zusammen und verteilte sie in Zusammenarbeit mit dem Landratsamt an die Bevölkerung. Da für den deutschen Autobetrieb kaum Benzin zu haben war, entwickelte er eine Tankholzproduktion für dringenden Bedarf.

Kaum hatte die Rote Armee das Gebiet von den Amerikanern Anfang Juli 1945 übernommen, war es mit dieser Tätigkeit zu Ende. Man verlangte von Penner die Herausgabe der Verteilungsliste der Wagen, um sie als Kriegsbeute fortzuschleppen. Penner verweigerte alle Angaben, und da man im Kreishaus verständigerweise die fragliche Liste rechtzeitig verbrannt hatte, rächten sich die neuen Herren des Lan-

des an Penner persönlich, indem sie ihm seiner wenigen Fahrzeuge beraubten, vor allem seinen aus der Heimat mitgebrachten letzten eigenen Wagen beschlagnahmten, ohne den der Schwerversehrte sich in seinem Betrieb nicht hätte fortbewegen können. Durch energisches Auftreten beim russischen Kommandanten gelang es ihm jedoch, einen Ersatz zu erhalten.

Auch in dieser immer prekärer werdenden Lage ruhte der rastlose Geist dieses Mannes nicht. In aller Stille suchte er in Westdeutschland ein neues Wirkungsfeld. Dann flüchtete der Schwerbehinderte — er konnte sich nur auf zwei Krücken fortbewegen — mit seiner Familie und einem Stamm von Mitarbeitern zum zweiten Male. Oskar Penner übernahm in der Rauhen Alp ein völlig darniederliegendes Baustoffwerk von einer Vorgängerin, die Bankrott erklärt hatte. Und es ereignete sich zum dritten Male in Oskar Penners Leben, daß er ein solches Werk, für das niemand mehr etwas gab, zu beträchtlicher Ausdehnung und Blüte führen konnte. In Königsbronn-Württemberg beschäftigte er bald wieder 40 Mitarbeiter, viele darunter aus seiner alten Belegschaft. Die Aufwärtsentwicklung ging weiter, und nur die Knappheit an Fachkräften, aber auch an ungelernten Arbeitern, konnte zeitweise der Arbeitsausdehnung des Werkes bei etwa 80 Betriebsangehörigen eine Grenze setzen. Denn auch im neuen Lebens- und Wirkungsbereich hat sich der alte gute Ruf dieser Firma durch Fleiß, Leistung und Qualität stetig durchgesetzt.

Warum wir aus der großen Zahl von Firmen aller Art unseres Heimatkreises gerade diese eine herausgegriffen haben, mag am Schluß angedeutet sein. Es galt hier, in der Verwobenheit von Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsgeschehen nicht nur die Entwicklung eines Betriebes, sondern auch das Lebenswerk eines Mannes zu schildern, den die Qualitäten eines typischen Westpreußen und die Frömmigkeit eines Mennoniten zu seinen außergewöhnlichen Leistungen befähigten. Sein neues Haus in Königsbronn hat Oskar Penner „Haus Christburg" genannt.

## Die Familie Lippitz - Eine kurze Familiengeschichte aus dem Kreise

von Werner Lippitz, Polixen

Als der älteste noch lebende Namensträger dieser Familie aus unserem Kreise will ich versuchen, einen kurzen Rückblick auf den Werdegang einer alten westpreußischen Bauernfamilie zu geben. Da alle alten Aufzeichnungen, die sehr sauber geführte Familienchronik von dem während der letzten Nachkriegswehen verstorbenen ältesten Bruder meines Vaters und die alte in Schweinsleder gebundene Familienbibel in den Nachkriegswirren verlorengegangen sind, muß ich mir die Namen und Daten vor 1850 aus kurzen Notizen und aus meinem Gedächtnis zurückzurufen. Da ich aber viel mit dem Bruder meines Vaters über unsere Familie gesprochen habe und als letzter Besitzer unseres alten Stammhofes noch alle Gräber und Grabsteine auf dem alten Erbbegräbnis kenne, sollen diese meine Aufzeichnungen für unsere nachfolgenden Generationen geschichtlich zutreffende Informationen sein. Außerdem habe ich mit meinem alten Oberst v. G. (mit dieser Familie ist die unsrige des öfteren liiert), dessen Regiment ich längere Zeit angehörte, viele Gespräche geführt über unsere Familienchroniken. Herr v. G., der eingehend Bescheid wußte, berichtete mir, wie ich mich genau erinnere, daß ihm der Name L. bei seinen Nachforschungen zuerst um 1400 in alten Aufzeichnungen in Marienburger Chroniken aufgefallen sei. So weit zurück reichen meine Aufzeichnungen leider nicht mehr. Die Schreibweise unseres Namens hat sich etwa um 1850 geändert. Statt des früheren „e" ist jetzt ein „i" darin. Zurückzuführen ist dies wohl darauf, daß in unserem heimatlichen Dialekt das „i" wie „e" gesprochen wurde. Es hieß bei uns ja auch nicht „Polixen" sondern „Polex". Unser Name hat auch alle Umtaufaktionen während der 1930iger Jahre überstanden. Er ist altprußischen Ursprungs, und die Vornamen „David und Ephraim", die in der Familie sehr häufig vorkommen, wurden dem Alten Testament entnommen.

Das genaue Datum über die Ansiedlung meiner Vorfahren in Polixen kann ich nicht mehr angeben, doch erinnere ich mich noch an das älteste Datum auf einem Grabkreuz unseres Erbbegräbnisses in Ankemitt; es war das Jahr 1678 als das Geburtsjahr meines Vorfahren David L., gestorben 1751. Der Name David wird in fünf aufeinanderfolgenden Generationen als Rufname weitergeführt. Dieser 1751 verstorbene David Lippitz hatte 6 Kinder, sein ältester Sohn David, geboren 1712, war der nächste Hoferbe. Ein anderer Sohn taucht um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Dirschauer Niederung auf, und zwar in Dirschauer-Wiesen. Der 1712 geborene David Lippitz starb 1790. In der Erbfolge der nächste war wieder ein David, der 1740 geboren wurde und 1810 starb. Der nächste Hoferbe lebte kurz. Er wurde 1771 geboren, starb auch 1810. Es ist anzunehmen, daß er als Soldat an den Folgen einer Verwundung während der Franzosenkriege gefallen ist. Von diesem David L. erzählt man sich, daß er bei den dort stattfindenden Gefechten während des französisch-deutschen Krieges von seinem Beobachtungsposten auf der Ankemitter Mühle, der höchsten Erhebung in unserer

Gegend, den Preußen sehr wichtige Mitteilungen gemacht und dafür eine höhere Auszeichnung erhalten hat. Der nächste in der Folge war der 1805 geborene und 1868 verstorbene David L. Dieser vergrößerte seinen Besitz um mehr als das doppelte durch Zukauf von Polixer Flächen. Die zugekauften Flächen vergab er an seine älteste Tochter, die später einen J. heiratete und an einen Sohn. Seit der Zeit gab es zwei Familien L. in Polixen, die Untersten und die Obersten. Der dritte im Familienbesitz befindliche Hof von der Tochter hat nur zwei Generationen überstanden. Als mein Vater diesen später während des ersten Weltkrieges 1916 zu unserem alten Besitz dazukaufen wollte, hat er dies meiner Mutter zuliebe nicht getan, da er die ganze Kriegszeit über Soldat war und meiner allein wirtschaftenden Mutter die zusätzliche Belastung nicht aufbürden wollte. Als Offizier und national denkender Mann zeichnete er das zum Kauf angesparte Vermögen mit 10 000 GM für jedes Kind als Kriegsanleihe zusammen 50 000 GM, und das war später weg (alte Leute wissen's noch).

Dieser 1805 geborene und 1868 verstorbene David L., der schon erwähnt wurde, hatte auf einem Hof seinen Sohn Ephraim und auf dem anderen seinen Sohn David als Nachfolger, meinen Großvater. Auch dieses müssen sehr tüchtige Männer gewesen sein, denn sie haben durch Kauf von mehreren größeren Höfen, wenn auch in anderen Orten, ihren Besitz um ein Mehrfaches vergrößert und dann an ihre Söhne weitergegeben.

Es würde den Rahmen dieses Berichtes sprengen, wenn ich in der Folge die Daten beider Polixer Familien Lippitz aufführen wollte. Bleiben wir also bei den „Obersten". Mein Großvater David L., geboren am 16. 4. 1837, gestorben am 23. 1. 1912, war in erster Ehe verheiratet mit einer geborenen Gerlach, aus dieser Ehe ein Sohn, in zweiter Ehe mit Berta, geborene Nowack. Dieser Ehe entstammen 12 Kinder. Alle Kinder haben höhere Schulen besucht. Da es diese in der damaligen Zeit noch nicht überall gab, wurden von interessierten Familien Privatschulen aufgezogen. Die für meinen Großvater günstigste war in Riesenburg, etwa 25 km weit weg. Mein Großvater regelte dies Problem so: Er mietete dort eine Wohnung, eine ältere Tante übernahm die Leitung dieser Pension und alle dort schulpflichtigen Kinder rückten dort ein. Zweimal wöchentlich fuhr mein Großvater persönlich mit Verpflegung dorthin. Mit 16 Jahren mußte die als drittes Kind geborene älteste Tochter dann die Leitung der Pension übernehmen.

Dies wurde bis zum Schluß der Schulzeit mit Ablösung so durchgeführt. Alle 13 Geschwister, 7 Brüder und 6 Schwestern, haben später zusätzlich eine gute Berufsausbildung erhalten und sind später gute Bauern, Beamte, Kaufleute, oder aber gute Mütter und Hausfrauen geworden. Zwei Söhne kehrten aus dem Ersten Weltkrieg nicht zurück. Den alten Stammhof übernahm mein Vater, geboren als dritter Sohn am 29. 5. 1873. Er war der erste, der nun nicht mehr mit Rufnamen „David" hieß, sondern Max. Einflechten will ich hier folgendes. In unseren preußischen Ostprovinzen galt es als ungeschriebenes Gesetz, daß bei einer Erbfolge die alten bestehenden Höfe an weichende Erben nie aufgeteilt wurden und somit Jahrhunderte in ihrer alten Größe bestehen blieben, oder aber durch Zukauf noch rentabler gestaltet wurden.

Mein Vater Max L. übernahm den Hof 1901, heiratete im selben Jahr Ida Boettcher aus Skolwitten. Wir waren 5 Geschwister, erhielten von unseren Eltern alle eine gute Ausbildung auf höheren Schulen, anfangs noch als Fahrschüler auf Privatschulen, später dann auf nun schon von behördlicher Seite eingerichteten Gymnasien in den größeren Städten, aber immer von Zuhause fort in Pensionen, und dies ohne staatliche Zuschüsse. Meinem leider sehr früh schon 1928 mit 54 Jahren verstorbenem Vater folgte dann ich, Werner L. als bisher letzter dort wirtschaftender L. Bei der Übernahme 1928 habe ich dies mir nicht träumen lassen. Mein ältester Sohn, 1931 aus einer Ehe mit Marta Hamm geboren, sollte diesen alten Besitz einmal weiterführen. Mir blieb es erspart, im Januar 1945 den Hof mit vollbesetztem, brüllendem Vieh und vollen Speichern per Treck zu verlassen. Dies mußte meine Frau mit meinem Sohn verkraften, die ja schon den ganzen Krieg über den Hof mit ausländischen Kräften hat bewirtschaften müssen, derweil ich als mehrfach verwundeter Offizier von 1939 an bis zum bittern Ende mich für die Erhaltung der Heimat eingesetzt habe. Meiner Frau ist es gelungen, unter Strapazen mit ihrem Treck den Westen zu erreichen. Nach längerem Suchen haben wir auch wieder zusammengefunden und nach einigen Bemühungen auch wieder einen Anfang gefunden. Mein ältester Sohn ist auch Bauer geblieben auf einem größeren Hof, und für mich ist es die schönste Erholung, bei Besuchen dort durch vollbesetzte Stallungen und vorzüglich bewirtschaftete Felder zu gehen.

Meine Frau und ich haben es uns nicht verkneifen können, im Sommer 1971 noch einmal in die alte Heimat zu fahren und unsere alten Höfe wieder aufzusuchen. Wir glaubten beide, genug Abstand gewonnen zu haben. Es war aber sehr schwer für uns, die alten, früher blühenden Höfe wiederzusehen.

Zum Schluß will ich noch bemerken, daß es bei uns im Kreise Stuhm viele Familien gab, die sich geschichtlich weit zurückverfolgen lassen und auf ihren alten Höfen bis zum traurigen Ende vorbildlich gewirtschaftet haben.

# Bedeutende Persönlichkeiten früherer Zeit

## Achatius von Zehmen - Streiter für Preußens Selbständigkeit

von Prof. Dr. phil. habil. Edward Carstenn

Der Mensch wandelt sich im Laufe der Jahrhunderte; seine Eigenart und damit seine Vorstellung von der Umwelt zeigt zu den verschiedenen Zeiten ein anderes Antlitz. Wir schütteln oft verständnislos den Kopf, wenn wir uns früheren Zeiten zuwenden, wenn wir sehen, wie unsere Vorfahren die Dinge ihrer Zeitläufte beurteilten und entsprechend handelten. Was uns daran offenkundig ist, nämlich die Folgen ihres Tuns, konnten sie nicht ahnen. Sie handelten meist nach bestem Wissen und Gewissen. Schlug das aber fehl oder gar zu der Nachfahren Nachteil aus, so sind diese gerne altklug bereit, die Vorfahren um ihres Tuns willen zu verdammen. Auch wir sind leider nicht frei davon, obgleich doch auch wir für unsere Zukunft in gleicher Ungewißheit leben.

Da gab es einst bei den Alten einen Grundsatz, dem Fremden mit Mißtrauen entgegenzukommen: Hüte dich vor ihm, selbst wenn er Geschenke darbietet! Als einst der Waffengefährte Dietrich von Bern nach dreißig Jahren heimkehrte, da begegnet ihm sein Sohn Hadubrand. Der erkennt den Vater nicht, hält ihn vielmehr für einen Hunnen und verwehrt ihm den Eintritt in die Heimat. Als Hildebrand nun - um dem Kampf aus dem Wege zu gehen - sein Kind durch einen goldenen Armring als Geschenk zu gewinnen sucht, hält Hadubrand mißtrauisch den gesenkten Speer gegen den Fremden mit den drohenden Worten: „Mit Ger soll man Gabe empfangen."

Wie anders doch denken wir heute! Im Jahre 1918 bewogen uns die 14 Punkte des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Wilson, die Waffen niederzulegen. Damals wie auch 1945 hieß es: Der Krieg wendet sich nicht gegen das deutsche Volk. Und wir handelten nach diesem unserem Glauben und erwarten doch, auch von unsern Nachfahren danach gewertet zu werden.

Wenn wir das beachten, haben wir dann Grund, unsere Vorfahren von vor fünfhundert Jahren zu verdammen, weil sie so handelten, als wenn heilige Eide der Könige von Polen, ihnen gegenüber geleistet, auch von diesen Königen würden gehalten werden?

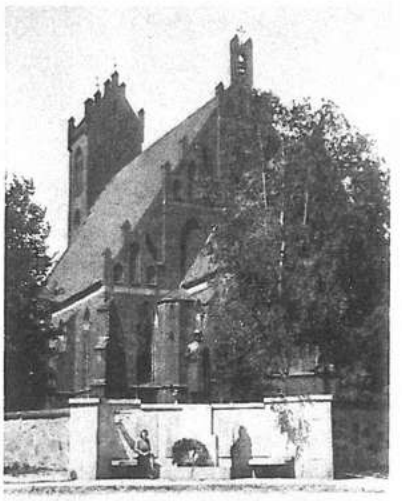
So nämlich gestaltete sich damals, im Jahre 1454, die rechtliche Lage zwischen den Ständen der heute geteilten Gebiete Ost- und Westpreußen, also der Preußischen Lande, einerseits und den Königen von Polen andererseits. Diese Rechtslage baute sich auf einer Urkunde auf, die feierlich als Vertrag von jedem neuen König von Polen zu beschwören war, wollte er von den preußischen Ständen zum Großherzog von Preußen gewählt werden. Zu diesem „Hauptprivileg" der Preußen war es gekommen nach schweren Auseinandersetzungen mit ihren bisherigen Landesherren, den Hochmeistern des Deutschen Ritterordens, und nach langwierigen Verhandlungen mit König Kasimir IV. von Polen. Die innere Zerrissenheit in den Reihen des Deutschen Ordens hatte damals die Kluft zwischen dem Land und der Herrschaft immer weiter aufgetan. Und als Hochmeister Ludwig von Erlichshausen sich nicht anschickte, die Versprechungen einzulösen, die er vor Empfang des Lehnseids den Preußen gegeben hatte, da wuchs die Empörung gegen die regierenden Herren. Und sie kam zum Ausbruch, als Papst und Kaiser sich einmischten, um den Ordensrittern ihre drückende Machtstellung in Preußen zu sichern. So sagten die preußischen Stände dem Hochmeister wegen Bruchs seiner Versprechungen die Treue auf und suchten sich nach dem Brauch jener Zeiten einen neuen Herrn.

Aber das Land Preußen war sich nicht einig, wer das sein solle, ob der König von Dänemark, ob der von Böhmen oder der von Polen; schließlich zwang die einsetzende kriegerische Auseinandersetzung mit dem Orden zum Vertrag mit dem König von Polen. Zu spät lenkte der Hochmeister ein, so daß die Preußen, so gern sie auch mochten, nicht mehr zurück konnten. Damals gab es eine beträchtliche Zahl von Anhängern des Ordens in Preußen. In Danzig setzte sich Martin Kogge mit vielen anderen für die Ordensherrschaft ein; auch in Elbing bedachte man kühl die Frage, wer Herr werden solle. Bei den Verhandlungen in Krakau 1454 hatten sich die großen Städte Kulm, Thorn, Elbing, Braunsberg, Königsberg und Danzig sehr zurückgehalten; die Führung überließen sie dem angesehenen preußischen Adligen Johann von Baysen. Berühmt wurde die Verteidigung der Stadt Marienburg unter dem Bürgermeister Bartholomäus Blume: Obgleich die Ritter und der Hochmeister bereits aus der Burg vertrieben waren, hielt Blume die Stadt gegen die tschechische Burgbesatzung und die von außen andringenden Belagerer für den Deutschen Orden. All solche Opfer geschahen leider vergeblich.

Was besagte nun das Hauptprivileg für die Preußen, das am 6. März 1454 vollzogen wurde? Die Preußen wurden bei allen bisherigen Vorrechten, den Privilegien, belassen. In allen preußischen Angelegenheiten berät sich der König allein mit den preußischen Ständen. Alle Ämter dürfen nur mit einheimischen Preußen besetzt werden. Kriegsdienstpflicht besteht nur bis zur preußischen Landesgrenze. Steuern dürfen nur für preußische Landeszwecke erhoben werden, nicht für Aufgaben der polnischen Krone; schon gar nicht des polnischen Staates, den die Abmachungen nicht berührten. In Polen aber haben die Preußen alle



Katholische Kirche Posilge



Katholische Kirche Pestlin



Evangelische Kirche Lichtfelde



Katholische Kirche Kalwe



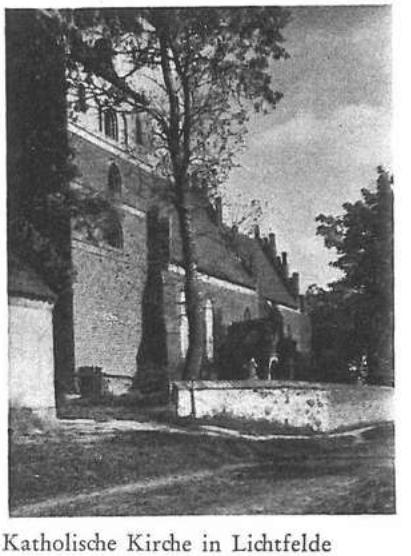
Evangelische Kirche Altmark



Katholische Kirche in Altmark



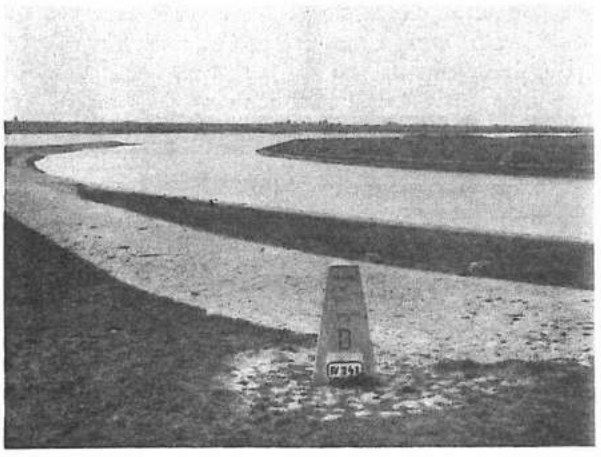
Evangelische Kirche in Altmark



Katholische Kirche in Lichtfelde



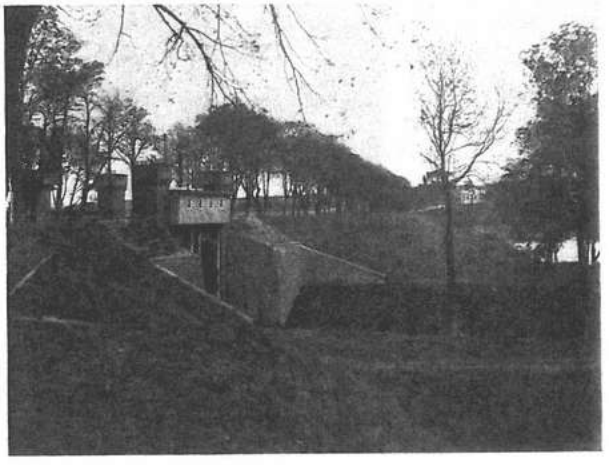
Das Westpreußenkreuz bei Weißenberg



Dreiländerecke mit Grenzstein



Sockel des Westpreußenkreuzes



Liebe-Schleuse



Nogat-Schleuse

Adelsrechte, auch das der Königswahl. Dieses übten sogar die preußischen Städte, obgleich die polnischen Städte es nicht besaßen. Bei solcher Sachlage war der König nur eine Zierde, wie der Adler im preußischen Wappen die Krone als Schmuck um den Hals trug, nicht etwa auf dem Haupte.

Sehr schnell leider wurden die Preußen gewahr, wie sehr die Könige von Polen sich bemühten, den Eid auf das Hauptprivileg beiseite zu schieben, und, gedrängt von den begehrlichen Adligen Polens, die preußischen Rechte zu verletzen. Um Geld aus Preußen zu holen, verpfändeten oder verkauften die Könige gern ehemaliges Ordensland, das ihnen als den neuen Landesherren zugefallen war. Auf solche Weise kam einmal Elbing durch Kauf in den Besitz des Tolkemitschen Gebietes. Aber König Siegmund I. vergab dann, ohne die erworbenen Rechte der Stadt zu achten, Tolkemit und mehrere Dörfer im Jahre 1519 an den Bischof von Ermland. So entzweite er die Preußen untereinander. Ihm lag sehr daran, denn um so leichter konnte er seinen Willen durchsetzen, war doch erst gleich nach seinem Regierungsantritt der unselige Streit zwischen Elbing und Danzig um den Elbinger Nehrungsanteil beendet worden, ein Streit, der rund 40 Jahre (1467-1509) die Einigkeit dieser beiden großen Städte im Eintreten für Preußens Rechte gelähmt hatte. Wegen solcher Zwiespältigkeit, von polnischer Seite genährt, konnte König Siegmund es wagen, die Lande Bütow und Lauenburg von Preußen (1526) abzureißen und seinem Schwager, dem Herzog von Pommern, als Morgengabe zur Hochzeit darzubringen. Die Proteste der preußischen Stände, immer wieder erhoben, erinnerten wohl den König an den Teil seines Eides, der versprach, die preußischen Lande gegen jede Verletzung zu schützen. Nun verletzte er den Eid selbst. Die Proteste nützten wenig. Nach hundert Jahren erst wurde die Rückgabe erreicht, dann aber erlangte der Große Kurfürst diese Gebiete als Lehen des Königs von Polen, und seit der Zeit verblieben Bütow und Lauenburg bei Pommern.

In dem gleichen Jahr 1526 versuchte der König, den beiden damals mächtigsten Städten Preußens, Elbing und Danzig, ihren Rat zu nehmen, um einen seinen Wünschen willfährigen zu erhalten und dann weiter die preußischen Rechte mit Füßen treten zu können. Denn es zeigte sich damals bereits, daß die Städte ein besserer Hort der preußischen Freiheit wurden, als ein Teil des preußischen Adels es war.

In dieser Zeit schweren Kampfes um die preußische Freiheit wurde der einfache Adlige Achatius von Zehmen, in Stuhm beheimatet, Landesbote (1515) und damit Mitglied des preußischen Landtags, der unter dem Vorsitz des jeweiligen Bischofs von Ermland tagte. Der Bischof, bisher stets Bürgerskind, führte auch im allgemeinen die Regierungsgeschäfte in Abwesenheit des Königs. Die Beschlüsse des Landtags galten als Gesetze, und sie bedurften zur Gültigkeit der Besieglung. Das Landessiegel aber bewahrte nicht der König oder ein kgl. Beamter, sondern die Stadt Elbing.

In das allgemeine Gesichtsfeld trat Achatius von Zehmen recht bald als Kriegsmann gegen den Deutschen Orden. Nach den Bestimmungen des Zweiten Thorner Friedens nämlich hatte der Hochmeister des Deutschen Ordens dem König von Polen den Lehnseid zu schwören und mit seinem Orden Kriegsfolge zu leisten. Diese lästige Fessel wollten die Ordensritter abstreifen. Sie wählten darum im Jahre 1511 zum Hochmeister den Hohenzollern Albrecht von Brandenburg, einen Neffen des Königs Siegmund I. Es wurde erwartet, daß der Onkel dem Neffen den Lehnseid erlassen werde. Das geschah nicht. So entwickelte sich ein lang hinschleichender Krieg, in dessen Verlauf Hochmeister Albrecht den kühnen Entschluß faßte, sich des verlorenen Westpreußens zu bemächtigen. Dies Land und seine Städte aber wollten ihre Unabhängigkeit nicht aufgeben und bekämpften daher den Hochmeister. So finden wir 1519 ihre Streitmacht vor Pr. Holland liegen und Achatius von Zehmen als ihren Befehlshaber. Während dieser Kämpfe mißlang u. a. der Handstreich der Ordensmacht gegen Elbing 1521.

Die politischen Kämpfe der Zeit erfüllen unseren jungen Adligen mit großer Sorge. Er hebt sich rasch gegen seine übrigen Standesgenossen ab: Als ausgezeichneter Landwirt weiß er seine Güter zu verbessern. Er gelangt beim König von Polen zu großem Ansehen, weil er es versteht, Geldmittel gut anzuwenden. So gewinnt er aus Kgl. Besitz Güter zu Lehen und arbeitet sich dadurch zum wohlhabendsten Adligen Preußens empor. Deshalb kann er den preußischen Ständen Geld vorschießen, ebenso dem ehemaligen Hochmeister Albrecht, der inzwischen Herzog geworden war und die Lehnshoheit des Königs doch hatte anerkennen müssen (1525). Reiche Pfänder lohnen ihm seine Geschicklichkeit. Bis an den Kaiserhof reicht sein Einfluß. Dem Adel Kulms, der gerne zu Polen neigt, steht er durch verwandtschaftliche Bande nahe, so daß er mit seiner treuen Gefolgschaft für die Zukunft rechnen kann. Ein Amt zu übernehmen verschmäht er. Denn er fühlt sich in seinen Entschlüssen freier, wenn er nicht durch ein Amt gebunden ist.

Seine Stellung zwischen den Gewalten gemahnt uns vielfach an die Mittlerstellung des großen Hochmeisters Hermann von Salza zwischen Kaiser und Papst. Damals zog der Deutsche Orden den Vorteil daraus. Bei Achatius von Zehmen genoß die preußische Selbständigkeit den Vorteil aus seiner Mittlerstellung; denn auch der König von Polen schätzte ihn nicht nur als Geldgeber.

Sehr schnell begriff Achatius, worum es sich handelte, wenn die gesamte preußische Selbständigkeit

entsprechend dem Hauptprivileg erhalten bleiben sollte. Zunächst mußte die Einheit Preußens, wie sie allgemein im Volke lebte, auch wirklich gehandhabt werden: Von Memel bis Bialla, von Friedland bis Lauenburg, umschließen Danzig, Elbing, Thorn, Memel, Königsberg, Mohrungen, Bütow, Pr. Stargard, ein einheitliches Reich Preußen. Dazu wurde notwendig, die Scheidewand zwischen Ost und West niederzureißen. Und da Herzog Albrecht seine Ansprüche auf Westpreußen begraben hatte, so konnte sich zwischen ihm und Achatius eine Freundschaft herausbilden, die ein Zusammengehen beider Teile von West- und Ostpreußen gegenüber den polnischen Ansprüchen verwirklichte und so die preußische Front stärkte.

Denn nun galt es, auch den Einfluß des Königs von Polen dem Lande möglichst fernzuhalten. Die größte Gefahr dabei lag in des Königs oberstem Richteramt. Denn jeden Rechtsfall, der vor den König gebracht wurde, suchte dieser dafür auszuwerten, ein Stück preußischer Freiheit nach dem andern zu vernichten, um wenigstens das reiche Westpreußen dem polnischen Staate einzuverleiben, polnische Gesetze hier einzuführen und den polnischen Reichstag auch für Westpreußen maßgebend sein zu lassen.

Achatius erkannte also die Notwendigkeit, alle Streitfälle im Lande zu schlichten, ohne es zur Berufung an den König kommen zu lassen. Zur Seite von Achatius traten dabei besonders mehrere Schüler des Elbinger Gymnasiums, des ältesten in Preußen (1535 gestiftet). Da begegnen wir als Kämpfern für Preußens Freiheit dem späteren Danziger Bürgermeister Georg Klefeld, ferner in Königsberg dem Herzoglichen Rat Andreas Münzer, dazu dem Dichter und Leibarzt des Herzogs Albrecht Alexander von Suchten, da sucht Felix Fiedler des Kaisers Dienst, und Nikolaus Firley wird ein Ratgeber der polnischen Krone. Alle erweisen sich im Laufe der Zeit als wertvolle Helfer.

Es dauert aber seine Zeit, bis Achatius wirklich an die Spitze der preußischen Stände treten kann. Vorläufig noch führt der Bischof von Ermland. Er protestiert namens der Stände, als die Königswahl des Jahres 1529 ohne Einladung an die Preußen vor sich geht. Man sagt zwar sofort für die Zukunft die Einhaltung des Hauptprivilegs zu, verletzt es aber gleich darauf, indem man die Starosteien Tuchel und Stuhm nicht mit Preußen, sondern mit Polen besetzt.

Schon wittern manche Preußen Morgenluft, sie wünschten sich der heimischen Gerichtsbarkeit zu entziehen und dem Gericht der Kgl. Beamten zu unterstellen. Der Streit wurde vor dem König ausgetragen. Dieser schloß sich diesmal noch der Auffassung des preußischen Landesrates an, daß die preußischen Stände in Rechtssachen Nachfolger des Deutschen Ordens seien. So entschied der junge König Siegmund II. August (1551), bei dessen Regierungsantritt es darüber zu scharfen Auftritten gekommen war.

Siegmund II. war seinerzeit ohne preußische Beteiligung 1529 gewählt worden. Als nun der Vater Siegmund I. sich dem Tode nahte und die Preußen wegen Anerkennung ihrer Privilegien beim Nachfolger auf Schwierigkeiten stoßen, da treten die preußischen Sendboten - ihr Sprecher ist Achatius von Zehmen - nochmals vor den alten König „in heftigster Erregung". Sie verlangen schriftlichen Bescheid, daß man ihre Rechte achte, daß man die Verletzungen gutmache, daß nicht Fremde sich zwischenschöben: „Unsere Angelegenheiten", so endete Achatius seine Zornesrede, „verhandeln wir mit niemand als allein mit Ew. Majestät, die uns nach göttlichem und menschlichem Recht gesetzt ist, uns unsere Verträge zu halten, wie es uns oft genug versprochen wurde."

In etwas nützte dieses mannhafte Auftreten. Als aber die Preußen es verschmähten, den neuen König durch Bestechungsgeld von den polnischen Adelseinflüssen abzuziehen, wie der neue Bischof von Ermland Stanislaus Hosius - kein Bürgerskind - riet, so spitzte sich der verhaltene Kampf immer mehr zu. Da die großen Städte hier besonderen Widerstand leisteten, aus religiösen Gründen vor allem, so ließ Bischof Hosius dies die führenden Elbinger auf dem Michaelis-Landtag 1553 zu Graudenz kränkend fühlen. Und Kleefeld mußte begütigend einspringen, um überhaupt noch Verhandlungen zu ermöglichen. Hosius setzt jetzt durch, daß der preußische Landtag am Ort des polnischen Reichstags tagen solle, um dem König entgegenzukommen. Nicht für immer allerdings willigte man darein. Denn die Preußen merkten endlich die polnischen Vereinigungswünsche. Und als König Siegmund II. selbst zu Marienburg vor den Ständen erscheint, um sich eine Steuer für polnische Zwecke bewilligen zu lassen, da beziehen die Preußen sich ruhig auf das Hauptprivileg und lehnen ab; in ohnmächtiger Wut verläßt Siegmund Preußen.

Achatius hat es nicht leicht. Aber in den vielen Streitfällen der Städte untereinander, der Bürger mit den Adligen, der Bürger mit ihren Räten, gelingt es ihm, mäßigend zu wirken. Er vermag sich oft selbst als Richter einzuschalten und durch sein Ansehen dem Richtspruch Geltung zu verschaffen: Preußen richten über Preußen. Selbst in Fällen, wo der König unmittelbar angerufen wird, gelingt es ihm, die Gefahr eines wirklichen Eingriffs von dort her zu bannen. Das überlieferte kulmische Recht wurde vielfach als reformbedürftig empfunden. Zehmens Freund Klefeld übernahm es, es zu bessern.

Doch scheiterte dieser Versuch. Den wohl schwersten Kampf gab es mit dem eitlen, ehrsüchtigen Elbinger Ratsherrnsohn Michael Friedwald, Schulfreund von Klefeld. Geachtet bei Zehmen, beliebt bei Kaiser

Karl V. und beim König von Polen sowie beim Herzog Albrecht, hatte Friedwald zunächst alle diese auf seiner Seite, als er den Elbinger Rat wegen Mißwirtschaft öffentlich angriff, um sich auf einen Bürgermeistersessel schwingen zu können. Es gelang. Aber nur für kurze Zeit. Da wurde die Selbstsucht so offenbar, daß alle von ihm abrückten, selbst der König von Polen, der ihn nur als Mittel zur Unterwerfung der Preußen benutzt hatte. Im Verein mit Herzog Albrecht gelang es Achatius, auch diesen üblen Fall schließlich vom Königsgericht vor das preußische zu bringen, obgleich Friedwald alle Minen springen ließ, um das zu verhindern. Friedwald mußte weichen, und die preußische Selbständigkeit war noch einmal gerettet.

Immer neue Gefahren für sie stiegen auf. Der polnische Adel bedrängte den König, denn er wollte die guten preußischen Ämter in Besitz nehmen. Der König selbst hegte den Wunsch, das polnische Gesetz über die Einziehung der kgl. Tafelgüter auch auf Preußen anwenden zu können. So mancher Adlige, auch Achatius von Zehmen, wäre dadurch vielleicht vernichtend getroffen worden und konnte lammfromm werden. Um aber das zu erreichen, hätte das Kronland Preußen erst einmal dem polnischen Staat einverleibt werden müssen, des polnischen Reichstags Gesetze müßten auch in Preußen gelten. Das war das hohe Ziel des Gegners.

Schon saßen die hohen Beamten Preußens als Kgl. Räte im polnischen Reichstag. Die Städte und die Landboten aber fehlten. Sie sollten kommen. Durch schwere Drohungen wurde manch einer eingeschüchtert. Die Städte hätten gut reden, sagten viele Adlige, sie hätten Mauern als Schutz, aber das Land stünde offen, und wenn der König mit Waffengewalt käme, so müsse man ihm vielleicht noch mehr bewilligen, als man jetzt freiwillig zusage. Achatius mußte so die Entdeckung machen, daß mehrere preußische Landboten von ihrem Bezirk den Auftrag hatten: Stimmt für Vereinigung Preußens mit Polen! Achatius vermag nicht zu hindern, daß der Landtag den Ort des Reichstags besucht, daß der König eine Sonderverhandlung ablehnt, da das „Stübchen" zu klein sei, daß den preußischen Boten die entehrende Frage entgegengebracht wird: Habt ihr überhaupt Auftrag, für eine preußische Freiheit einzustehen? Aufs höchste entrüstet, ruft Achatius dem König zu: Eher lasse er sich würgen, als daß er die polnischen Gesetze annehme, als daß er einwillige, die Lande Preußen mit dem polnischen Reiche zu vereinigen. Unverrichteter Sache, tief gekränkt durch die schmähliche Behandlung, ziehen die Preußen ab. Ein Vorschlag, den König durch 100 000 Thlr. für Kriegsknechte gegen Rußland wiederzugewinnen, wird auf Danzigs Antrag hin abgelehnt als gegen das Privileg verstoßend.

Aufreibend war die Tätigkeit Zehmens. Jeder kommende Landtag konnte nur noch mühsam durchgeführt werden, weil Nachgiebige stets eine Gefahr für die preußische Selbständigkeit bildeten. Selbst auf die Bischöfe, besonders auf Hosius, war kein Verlaß. *Bewegt ging es wieder am 14. Februar 1565 auf dem Landtag zu Lessen (östlich Graudenz) zu. Da erhebt sich Zehmen zum Eingreifen in die Verhandlung.* Doch nur die Worte: „Sie, sie wollten, wollten" bringt er heraus. Ein Schlaganfall endet die fünfzigjährige politische Laufbahn des Mannes, der ein Hauptträger der preußischen Unabhängigkeit wurde.

*Er wurde nach Stuhm gebracht.* Als Besserung eintrat, fuhr er zu Herzog Albrecht nach Königsberg, dort starb er am 24. Mai. Er fand die erste Ruhe in der Fürstengruft im Dome. Hatte er doch wie ein Fürst über Westpreußen geherrscht. *Späterhin überführte man den Leichnam in seinen Heimatort Stuhm, wo er in der Kirche beigesetzt wurde. Die Preußen dankten Achatius von Zehmen die bittere Erkenntnis, daß ein Königswort nichts wert sei.*

Im Familienbesitz folgte dem Toten sein Sohn Fabian. Auch er bemühte sich, in den politischen Fußstapfen seines Vaters zu wandeln, erlangte aber nicht das gleiche Ansehen. Vielmehr geht fortan die Führung der Preußen an die großen Städte über. Achatius von Zehmen war der letzte Adlige in der Führung der preußischen Stände. Der polnische Reichstag und der König von Polen mußten sich nun gegen die neue Führerschicht in den großen Städten wenden. Gewalttat um Gewalttat häuften sie auf die standhaften Bürgermeister und Ratmannen. Ein Kgl. Befehl, das berüchtigte Lubliner Dekret von 1569, sollte endlich Westpreußen zur polnischen Provinz machen. Der Befehl scheiterte am Widerstand und Widerspruch der preußischen Landboten. Noch schärfer als vorher setzte man sich nun vom polnischen Reich ab, von dem man getrennt sei durch „Sprache, Sitten, Rechte und Gewohnheiten". Eignes Geld, eine deutliche Zollgrenze trennten beide Länder. Und das blieb bis zu dem Augenblick, wo Friedrich der Große beide Preußen unter seinem Zepter vereinigte.

*Daß unsere Vorfahren nicht Polen wurden, sondern deutsche Preußen blieben, das ist ganz besonders das Verdienst des unermüdlichen Achatius von Zehmen. Sein Gedächtnis lebe stets unter uns.*

Aus: Westpreußen-Jahrbuch, Band 5

# Peter Mogge - Bürgermeister und Wohltäter der Stadt Stuhm

von Otto Kammel

Zum mindesten seinen Namen kannte in Stuhm jedermann. Die Hinterstraße, die vom Haus an dem Marienburger Tor abgeht und zur Seestraße führt, war nach Peter Mogge benannt, ebenso die alte Stadtschule in der Bahnhofstraße. Viele wußten wohl auch, daß er in alten Zeiten einmal Bürgermeister der Stadt gewesen war, und einige glaubten, er sei von den Polen wegen seiner deutschen Gesinnung hingerichtet worden, doch beruht dies auf einer Verwechslung mit dem Bürgermeister Bartholomäus Blume von Marienburg. Peter Mogge (1650–1716) hat im Gegenteil durch seine Persönlichkeit und sein Wirken geradezu ein Zeichen für ein beispielhaftes Einvernehmen zwischen beiden Völkern gesetzt, das uns heute zu denken geben sollte.

Als Amtsschreiber des Starosten in Stuhm, später sogar Burggraf und Administrator der Burg und ihrer Güter, verwaltete er ab 1685 zehn Jahre lang das Amt des Bürgermeisters, ohne vorherige Wahl und ohne den Beistand von Ratsherren, aber auch ohne Gehalt zu beziehen. Erst 1695 wurde er einstimmig durch die Bevölkerung zum Bürgermeister gewählt und versah dieses Amt unter schwierigen politischen Umständen bis zu seinem Tode.

In einem von ihm selbst verfaßten Lebenslauf, der nach seinem Tode in einer vier Blätter umfassenden Schrift veröffentlicht wurde, die Auskunft auch über seinen Tod und die Bestattungsfeierlichkeiten gibt, berichtet Mogge über sich selbst:

„Ich Peter Mogge übergebe mich, wie bishieher, also auch ferner, bis zum letzten Lebensschluß dem Dreyeinigen Gott, dem Vater, der mich zu seinem Ebenbilde erschaffen, dem Sohn, der mich mit seinem Blut erlöset, und dem Heil. Geiste, der über mich in der Heil. Taufe reichlich ausgegossen worden, zu dessen Dienst und in desselben allerheiligsten Willen, und bin dessen in guter Zuversicht, daß, der in mir angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis auf den Tag Jesu Christi, meines Heilandes. Damit aber auch meine hinterbleibenden Blutsverwandten sichere Nachricht haben mögen, wer ich gewesen, wie ich mein Leben geführt und, wie ich zu Gott hoffe, daß um des theuren Verdienstes meines Herrn Jesu mein Lebensschluß nicht anders, als selig sein könne, so bin ich zu folgendes schriftlich aufzusetzen, veranlaßt worden:

Anno 1650 den Dienstag vor Martini, war der 10. November, bin ich von christlichen Deutschen, freien und ehrlichen Eltern auf diese Welt gezeugt und geboren worden. Mein sel. Vater war der weiland ehrenfeste Peter Mogge, Frei- und Lehnschulz zu Knacksee, im Neustettinischen Amte gelegen; die sel. Frau Mutter war die vielehr- und tugendsame Frau Katharina geborene Lentz. In der Zahl meiner Geschwister bin ich der neunte gewesen. So bald ich durch die Barmherzigkeit meines Gottes gesund an dieses Weltlicht gekommen, hielten meine christlichen lieben Eltern für das nothwendigste zu sein, mich dahin zu befördern, wohin sie durch die Gnade des heil. Geistes gediehen waren, damit ihr Kind dermaleins auch mit ihnen der ewigen Seligkeit theilhaftig werden möchte. Ich ward in der Knackseeschen Kirche bei meiner Taufe in das Buch des Lebens mit dem Namen Peter eingeschrieben. Dessen sind meine Paten, unter denen die beiden ehrwürdigen Herr Lerienius, Pfarrherr zu Alt Plitznitz, und Herr Johann Neuknapius, Pfarrer zu Zamborst, Taufzeugen waren. Bei zunehmendem Alter ließen ferner meine geliebten Eltern es ihnen angelegen sein, mich zu einem gottseligen Wandel anzuführen, als denen wohlwissend, daß, ob ich gleich durch die Wiedergeburt zu einem Kinde der Seligkeit wäre aufgenommen, dennoch zur Befestigung derselben, ein gottseliges Leben erfordert werde. Ihr aufrichtiger Wandel vor Gott war mir ein Exempel-Licht der Folge und ihre andächtigen Gebete zündeten mein tugendliches Herz an, dergleichen vorzunehmen. Hiermit fuhren sie solange fort, bis ich in der Schule meinen Gott mehr erkennen lernte und angewiesen ward, wie ich mich ihm täglich ergeben und allmälig nach seinem Befehl züchtig, gerecht und gottselig meinen Wandel einrichten und endlich durch einen seligen Tod zu Ihm kommen sollte. Es ward nicht unterlassen, mich im Schreiben, Rechnen und dergleichen zu einem bürgerlichen Leben erforderten Wissenschaften anzuweisen. So wuchs ich durch die Gnade meines Gottes zu einem unbefleckten Alter auf und nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Meine damalige Jugend war glückselig, weil ich beides, des Gebetes, auch der Verpflegung meiner beiden geliebten Eltern genoß. Allein mein Gott wollte mich frühzeitig zur Geduld und derselben Ausübung anweisen lassen; daher würdigte er mich eines und zwar für meine zarte Jugend ausnehmenden Kreuzes. Mein lieber Vater starb mir frühzeitig ab, und ich mußte daher als eine vaterlose Waise eines vielen entbehren, was vermuthlich zu meinem bessern Aufnehmen mir hätte dienen können. Niemals aber legt der liebreiche Vater im Himmel den Seinigen eine Last auf, daß er auch dieselbe nicht sollte tragen helfen. So machte es auch der Herr mit mir. Was mir durch den schmerzlichen Verlust meines sel. Vaters abging, ersetzte die Gnade Gottes in meiner sel. Mutter Bruder, dem weiland edlen und ehrenfesten Jakob Lentz, Ihre Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg damaliger Zeit wohlbestallten Rentmeister und Zolleinnehmer der beiden Aemter Köslin und Belgard. Ich genoß dessen väterliche Aufnehmung, Verpflegung und Anweisung zum Rechnen und andern zu meinem künftigen Glück dienlichen Bequemlichkeit, fast auf 2 Jahre. Welches ich oft mit herzlichem Dank unter Erbittung tausendfachen Segens erkannt habe. In währender Zeit bewies sich bei mir eine sonderbare Inclination zur polnischen Sprache und, weil in Posen zwei meiner Anverwandten sich befanden, begab ich mich dahin und ward von ihnen wohl aufgenommen.

Unter anderen Wohltaten trugen sie Vorsorge, den Kaufhandel mir bekannt zu machen. Bis ins vierte Jahr servierte ich bei einem gewissen Kaufmanne, woselbst ich zugleich zur Wirtschaft angeführt worden, so daß, wenn es meinem Gott beliebt, ich durch den Handel in künftigen Zeiten mich wohl hätte durch die Welt bringen können. Allein mein lieber Gott wollte mir andere Wege weisen, auf welchen ich sollte fortgebracht werden. Der

erlauchte, hochgeborene Herr Christoph Grzymalzowski, Woiwode von Posen, und dessen erlauchte Gemahlin Alexandra Lezczynska hatten eine unverdiente Gnade auf mich geworfen und nahmen mich anfangs zu ihrem Schreiber, nachgehends zu ihrem Amtsschreiber auf. Die zehn Jahre, so ich bei dieser hohen Herrschaft, nämlich sieben Jahre in Großpolen und drei Jahre in Stuhm zugebracht, sind mir rechte Gnadenjahre gewesen.

Meine geringen, aber getreuen Dienste hatten selbe mir zu einer rechtgnädigen Herrschaft gemacht, und ich muß bekennen, daß ich an ihnen väterliche Liebe und Gewogenheit genossen. Der Herr sei dafür ewig ihr Vergelter. Anno 1678 den 15. Mai ward die Stuhmer Starostei an den erlauchten, hochgeborenen Herrn Kraszynski, jetzigen Woiwoden von Plocko, abgetreten und ich resolvierte auf Anhalten Sr. Exzellenz bei dem Amtsschreiberamte zu verbleiben. Desto besser nun mein Amt zu verwalten, wollte Gott und die Zeit mir anweisen, den ledigen mit dem verehelichten Stande zu verwechseln und die Einsamkeit durch eine Gehilfin zu unterbrechen. Hierzu verursachte mich desto mehr eine fast tötliche Krankheit und, damit ich bei dergl. abermal von Gott verhängten Zufällen mich auf eine Person, die mir Gott anweisen würde, desto sicherer verlassen und deren treuen Beihilfe versichern könnte, entschloß ich mich zu heiraten. Auf fleißiges Gebet und Beirath meiner geliebten, nunmehr seligen Frau Mutter ward ich durch Gottes heilige Direction dahin vermocht, die damalige viel ehr- und tugendreiche Frau Maria Barbara Schristiani, des weiland ehrwürdigen Herrn Johann Reimers, gewesenen evangelischen Predigern in Stuhm nachgelassenen Frau Witwe, zu ehelichen. Anno 1680 den 15. Mai ward ich in dem evangel. Gotteshause der Stadt copuliert. Ich genoß daher eine friedliche und gesegnete Ehe. Der segensreiche Gott beseligte unsere vergnügte Ehe mit drei Söhnen und zwei Töchtern. Ich schätzte mich glückselig, weil mein Gott meine Einkünfte und meine Familie vervielfältigte: allein, weil nichts in der Welt beständig ist und alles seine Abwechselungen haben muß, so wußte mein Gott mir das zeitliche Vergnügen mit unterschiedlichen Betrübnissen zu mäßigen. Unter denen war wohl die schwerste, daß ich nach und nach meiner geliebten Kinder durch den zeitlichen Tod beraubt worden und dadurch aller von ihrer in der Jugend sich beweisenden Geschicklichkeit gehofften Freude verlustig ging. Anno 1695 ward ich durch einhellige Wahl des Raths und der Bürgerschaft der Stadt Stuhm zum Bürgermeister erkoren. Wie ich dieses Amt mit aller Treue und Aufrichtigkeit, auch oftmaligen Hintansetzung aller mir gedrohten Feindseligkeiten verwaltet habe, ist Gott und Menschen bekannt.

Anno 1697 ward mir von der gnädigen Herrschaft aufgetragen, Burggraf im Schloß zu sein. Anno 1699 arendierte ich die Starostei Stuhm und administrierte die zugleich bis Anno 1703 pp. Das bürgermeisterliche Amt, so ich durch Gottes Gnade allbereit in das 24. Jahr verwaltet, zog bei den Kriegs-Troublen mir manche Gefahr zu, bis ich mich gar gedrungen fand, Anno 1706 meine bisherige häusliche Wohnung zu verändern und mußte eine Weile, um der Zeit zu weichen, alles meine mit dem Rücken ansehen. Ich unterließ dennoch nicht, meiner Bürgerschaft mit Rath und That Beistand zu erweisen; und ob ich dem Ort gleich entzogen, sorgte und wachte ich doch für der Stadt Wohlfahrt, so viel ich konnte. Bis hieher schien das mir auferlegte Kreuzchen zu tragen zwar schwer, aber dennoch leidlich zu sein, dieweil ich mich allezeit dem Willen meines gnädigen Gottes ergab und wußte, Er würde es wohl machen. Als aber dem Willen meines allergnädigsten Gottes gefiel, mir meine getreue Ehegattin und Gehilfin von der Seite zu nehmen und mich anno 1709 in den betrübten Witwenstand zu setzen, war das meinem zunehmenden Alter das allerschwerste. Mit der ich in vergnügter Ehe 29 Jahre gelebt, die in meinem Hauswesen wie eine fleißige Wirtin recht häuslich vorgestanden, deren Pflege, tröstlichen Zuspruchs und klugen Aufführung bei den Vielfältigkeiten meiner Geschäfte, Sorgen, auch zuweilen nicht geringen Lebensgefährlichkeiten genossen, die ward mir genommen.

Ihre Seele lebet bei Gott, ich aber mußte doch nach dem Willen meines guten Gottes ohne ihre Gegenwart in der Zeit leben, bis meinem gnädigen Gott gefallen wird, mich dahin nachzuholen, wo ich, gleich wie sie, bei unserm Jesu ewig leben werde. Gottes Wege sind wunderbarlich und Er führt es dennoch herrlich hinaus. Das sehe ich unter andern auch daher, weil Gott sie der Zeit, die die gefährlichste war, entriß, damit sie nicht die Strafe der Pestilenz sehen möchte. Diese zwang mich, wie die Plage nebst andern Orten auch die Stadt Riesenburg ergriff, daß ich anno 1710 mich derselben begeben und nach Stuhm wieder umkehren mußte, wo ich auf eine Zeitlang meine Sicherheit auf eine zulässige Art zu finden meinte. Allein wie ich hieselbst meine Erhaltung vor der Seuche fand, fand mich doch mein Gott durch eine andere Art heimzusuchen. Die Verfolgung nötigte mich abermals meine Erhaltung daselbst zu suchen, wo ich vordem meine Bedrängung fühlte. Ich kehrte wiederum nach Riesenburg, damit ich vor Menschen möchte gesichert sein. Bis hieher rühmte ich meines getreuen Gottes geheiligte Schicksale."

Im Alter von 66 Jahren ist Peter Mogge in Riesenburg gestorben. Über sein Begräbnis wird berichtet:

„Den 14. September anno 1716 nachmittags ward der Leichnam so in Violett-Taft angekleidet, in einem mit schwarzem Tuch umzogenen und mit verzinntem Beschlag gezierten Sarg von Riesenburg unter dem Gesang der Schuljungend und Glockengeläut bis vor das Thor hinausgetragen. Hieselbst hielt Se. Hochehrwürden der Herr Erzpriester Siegmund Schimmelpfennig eine Parentation, dann war die Leiche auf einen Wagen gesetzt und von Herrn Bürgermeister Jakob Bliwernitz, jetziger Zeit Vizepräsident der Stadt Marienburg, und von Herrn Moggen, Kaufmann selbiger Stadt, ferner nach Stuhm gebracht. Den 15. September fanden sich nach vorgängiger Invitation daselbst im Trauerhaus unterschiedliche, sowohl geistlichen, als weltlichen Standes vornehme Personen ein, theils die Herrschaft des Schlosses, theils benachbarte Herren von Adel, theils obrigkeitliche Personen von unterschiedlichem umliegenden Städten, auch verschiedene Herren Prediger und hochadeliges und ander vornehmes Frauen-Zimmer ein. In Gegenwart dieser hochansehnlichen Trauer-Gesellschaft ward ein Leich-Sermon in polnischer Sprache von Ihro Ehrwürden, Herrn Johann Lehmann, des Orts Ordinario, gehalten. Hierauf ward die Leiche in die evangelische Kirche getragen, vor den Altar gesetzt und eine Vokal- und Instrumental-Musik gehört. Die Leich-Predigt verrichtete

der Wol-Ehrwürdige Herr Ephraim Fromm ev. Prediger der Stadt Marienburg und ward der Gottesdienst mit einer abermaligen Music und Segen-Ertheilungen vor dem Altar geendigt. Die Leiche ward wieder hinaus und auf den vor dem Thor liegenden Gottesacker getragen. Es folgten alle hochadelige, so Herren, als Frauenzimmer, und andere vornehm anwesende. Daselbst ward wiederum eine Parentation von Ihro Ehrwürden, Herrn Johann Albrecht Zimmermann, Diacono zu Riesenburg, gehalten und nach Endigung derselben die Leiche in die Erde gesenket. Unter dem Gesang der Schuljugend, worauf ein von dem sel. Herrn Bürgermeister vor seinem sel. Tode angeschaffter, mit allerhand Sprüchen, Sinnbildern, auch eigner und der Seinigen Abbildung gezierten Leichenstein gedecket worden. Der ganze Leichenkonduct ward mit einem ansehnlichen Trauermal, worauf bis auf 150 Personen tractiert worden, beschlossen."

Den Friedhof, auf dem Mogge bestattet wurde, hatte im übrigen er selbst der Gemeinde geschenkt und auf dem Weg dahin das evangelische Hospital erbauen lassen, das wir als evangelische Schwesternstation kennen. Viele von uns erinnern sich wohl noch seines Grabes, das sich dicht neben dem Erbbegräbnis der Familie Philipsen aus Barlewitz befand. Der letzte Bürgermeister, Dr. Nester, ließ Mogges Grabstätte, die verfallen und vernachlässigt war, in Ordnung bringen und die große Grabplatte mit ihren Inschriften und Sinnbildern nach Möglichkeit wieder restaurieren.

Der Stadt Stuhm ist Mogge ein wirklicher Wohltäter gewesen. Als im Jahre 1683 das Rathaus, an dessen Stelle später die evangelische Kirche errichtet wurde, einem Brand zum Opfer fiel, bezog er ein Haus am Markt, das ihm gehörte, und richtete da die Ratsstube ein. Auch der evangelischen Gemeinde, die vorher im Rathaus ihre Gottesdienste abgehalten hatte, stellte er zu diesem Zweck einen Raum seines Hauses zur Verfügung. Auf dem Rathause in Danzig hinterlegte er ein bedeutendes Kapital mit der Bestimmung, daß von den jährlichen Zinsen die Kirche 50 fl., das von ihm gestiftete Hospital 180 fl. erhalten solle, während 8 fl. alle Jahre zum Brückenbau verwendet werden sollten.

Mogge war ein strenger Lutheraner – er verfaßte selbst viele Gebete und Lieder zu seiner Andacht – und als Deutscher vom Geiste einer Toleranz beseelt, die keinen Nationalismus kannte, wie er später das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen so oft beeinträchtigt hat. Sein Aufenthalt in vornehmen polnischen Familien, dessen er sich stets gerne erinnerte, seine von ihm selbst eingestandene Vorliebe für die polnische Sprache, seine Verbindung zu führenden polnischen Kreisen begünstigte seine Beförderung in die hohen Ämter, die er innehatte. Doch hätten die Stuhmer, damals vorwiegend deutsch und evangelisch, ihn niemals einstimmig zu ihrem Bürgermeister gewählt, wenn er andererseits seine völkische Herkunft oder glaubensmäßige Bindung verleugnet hätte. Deutsche wie Polen schätzten ihn seiner aufrechten Gesinnung, seiner Frömmigkeit und seiner Leistungen wegen. Die Achtung und Liebe, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, brachten seine Zeitgenossen im Nachruf mit den Worten zum Ausdruck:

„Seine Verwandten nannten Ihn: liebreich gegen die Seinigen; die, so seiner Hilfe brauchten, nannten Ihn: dienstfreundlich; die Ihm gutes erwiesen, nannten Ihn: der Wohltat eingedenk; die unrechtmäßig beleidigten nannten Ihn: einen Helfer; die in Gefahr, nannten Ihn nächst Gott: ihren Erhalter."

*Quellen:*

R. v. Flanß: Des Stuhmer Bürgermeisters Peter Mogge von ihm selbst aufgesetzter Lebenslauf: In: Zeitschrift des hist. Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder 1905, H. 44. Otto Kammel: Wer war eigentlich Peter Mogge? In: Der Westpreuße Nr. 3 (3. Febr. 1968).

# Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen

## Die Räumung des Kreises

von Günther v. Flottwell, Lautensee

Nach ihrem Rückzug aus Rußland stand die deutsche Wehrmacht im Herbst 1944 dicht südlich der ost- und westpreußischen Grenze, und es hatte monatelang den Anschein, als ob diese Stellung gehalten werden könne. Zwar stand der Feind in der Provinz Ostpreußen auf heimatlichem Boden, und erbitterte und wechselvolle Kämpfe ließen die Front dort niemals zur Ruhe kommen, aber wir machten uns nicht allzu viel Sorgen, zumal von oben mit dreister Zuversicht über den Ernst der Lage hinweggelogen wurde. Für alle Fälle wurden zwar überall in der Provinz Westpreußen Panzergräben und Unterstände gebaut, die uneinnehmbar schienen, und die Erntearbeiten hatten im Sommer 1944 unter der Abgabe von Hilfskräften zu den Schanzarbeiten gelitten, aber die täglichen Sorgen und Nöte des Alltags ließen uns nur wenig Zeit zum Nachdenken, und das Leben ging seinen gewohnten Gang.

Man faßt sich an den Kopf, wenn man heute daran denkt, in welcher Harmlosigkeit wir damals dahinlebten. Im Dezember 1944/Januar 1945 wurden noch die üblichen Treibjagden abgehalten. Ja, am 18. Januar 1945 fand in Marienburg noch eine mit 400 Stück beschickte Bockauktion des Schafzuchtverbandes statt, die mit bestem Erfolg verlief. Da schlug an diesem Tage die Nachricht ein: Der südliche Teil der Provinz, der Kreis Strasburg, hat Räumungsbefehl.

Was war geschehen? Weiter östlich bei Mlawa war den Russen der Durchbruch gelungen, und so war die südlich von uns liegende Front nicht mehr zu halten. Das Ende nahte.

Schon von Mitte Januar ab zogen „versprengte" Soldaten durch das Land und bevölkerten Straßen und Dörfer, eine Erscheinung, die dem Kundigen zu denken gab. Der Volkssturm wurde mit Hochdruck ausgebildet, zu Nachtdiensten herangezogen, und schließlich wurden auf Drängen der Bevölkerung endlich Besprechungen über die Durchführung „etwaiger" Räumungsanordnungen von den Behörden abgehalten, die — wie wir wußten – beim Landratsamt vorbereitet wurden. Begleitet wurden diese Maßnahmen von kriegsstarken Reden gewisser Parteiführer mit dem Thema: „Kein Schritt zurück, jedes Dorf eine Festung, der Sieg ist unser, usw." Die neuen Geheimwaffen spielten schon damals in der Flüsterpropaganda eine gewichtige Rolle und fanden willigen Glauben. Woran klammert man sich nicht, wenn man hofft, ein Aufgeben der Heimat vermeiden zu können! Hatten wir doch unwillkürlich das Beispiel von 1914 vor Augen, wo auch bereits der Räumungsbefehl beim Landrat in Stuhm lag, aber dann durch die Schlacht bei Tannenberg hinfällig wurde. So hieß es auch diesmal: Wir gehen — wenn überhaupt – nur für eine Weile hinter die Weichsel zurück (auch das Vieh sollte mitgenommen werden) und sind dann in einigen Wochen wieder zu Hause. So lief auch die amtliche Propaganda. Sie fand bei vielen noch immer eine so bereitwillige Gläubigkeit, daß z. B. in einem Falle beim Fertigmachen der Trecks die Mitnahme von *Binderplanen* als Wagendecken abgelehnt wurde, weil die Planen leiden konnten und zur nächsten Ernte nicht mehr zu brauchen gewesen wären.

Ich habe mich selbst nachträglich davon überzeugen können, daß die Räumungspläne beim Landratsamt in Stuhm seit dem August 1944 sehr durchdacht und sachgemäß aufgestellt wurden. Man fand aber von seiten der Partei nicht den Mut, der Bevölkerung beizeiten die Wahrheit zu sagen und die Pläne bekannt zu geben. So unterblieb bei den meisten Kreisinsassen auch ein Durchdenken und eine Vorbereitung einer möglichen Räumung, und als es dann ernst wurde, standen sie unvorbereitet und fassungslos da.

Am 21. Januar 1945 wurde es nun ernst. Tagelang hatten Trecks aus Ostpreußen den Kreis durchzogen und uns unser kommendes Schicksal vor Augen geführt. Auf die Radiomeldung (11 Uhr), daß die Russen vor Dt. Eylau stünden, rief der Gauleiter in Stuhm an und teilte mit, daß der Angriff auf Dt. Eylau abgeschlagen sei und ein Räumungsbefehl für den Kreis Stuhm nicht in Frage käme. Landrat und Kreisleiter Franz erklärte seinen Mitarbeitern, daß er die Verantwortung für eine durch diesen Befehl des Gauleiters zu erwartende Tragödie nicht auf sich nehme und überließ den Ortsgruppenleitern die Entscheidung, ob sie trecken wollten. So einsichtsvoll diese Einstellung des Landrats war, so große Verwirrung entstand nun im Kreise, weil jeder Ortsgruppenleiter und Bürgermeister nach eigenem Ermessen handelte. Das eine Dorf packte und schickte Frauen und Kinder fort, das Nachbardorf hatte keinen Befehl und durfte nicht trecken. Immerhin steht fest, daß die Räumung begann, und zwar gegen Willen und Befehl des Gauleiters.

Um 12 Uhr erhielt die Strafanstalt Stuhm Räumungsbefehl. Um 16 Uhr traf in Stuhm eine Sturmgeschütz-Batterie ein, die gegen Niklaskirchen und Riesenburg zu sichern hatte und zu ihrer Unterstützung 60 Mann Volkssturm anforderte.

Um 18 Uhr erreichte mich der Befehl von Stuhm: „Panzerspitzen in Rosenberg, der Volkssturm sichert die von Christburg nach Süden führenden Chausseen." Das taten wir die ganze Nacht hindurch, während einige hundert „versprengte" Soldaten durch die Nachricht aufgeschreckt schleunigst ihre warmen Quartiere und die Stadt räumten. Es ereignete sich jedoch nichts.

Um 19 Uhr begann auf dem Bahnhof Rehhof die Verladung von Frauen und Kindern. Um 23 Uhr erneuter Befehl vom Gauleiter an den Landrat: „Es darf nicht getreckt werden!" Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen am Telefon, in deren Verlauf dem Gauleiter anheimgestellt wurde, selber nach Stuhm zu kommen und sich von der Lage zu überzeugen. Er ist nicht gekommen, und die Räumung ging weiter. Auch das Landratsamt stellte gegen Abend seine Tätigkeit ein und beließ nur einen Arbeitsstab in Stuhm.

In der Nacht vom 21. zum 22. Januar hatten einige Ortschaften aus eigenem Entschluß mit der Räumung begonnen, (Lichtfelde gab den Räumungsbefehl um 21 Uhr und widerrief ihn dann wieder eine Stunde später) andere hatten den „Rat" gegeben, zu trecken (Tiefensee). Die Nachbargemeinden vom Kreise Mohrungen und Pr. Holland (Ostpr.) waren teilweise ebenfalls im Anmarsch. Das Gros der Städte und Gemeinden des Kreises traf an diesem Tage jedoch noch keine Anstalten zum Abmarsch. Der Tiefenseer Treck marschierte die Nacht hindurch bis in die Gegend von Schönwiese-Neumark, wurde dort durch Polizei und Wehrmacht aufgehalten und zurückgeschickt, weil sich die Lage angeblich wieder gebessert hätte. Von wem dieser Befehl ausgegangen ist, konnte ich nicht feststellen. Vom Landratsamt kam er jedenfalls nicht. Übernächtigt und erschöpft kamen die Tiefenseer in den frühen Morgenstunden des 22. Januar wieder zu Hause an und die Gemüter beruhigten sich wieder. Eine völlige Planlosigkeit war eingetreten, jeder befahl auf eigene Faust und jeder etwas anderes.

Am 22. Januar um 9 Uhr wurde die Sturmgeschütz-Batterie aus Stuhm abberufen und in der Gegend von Pr. Holland eingesetzt, so daß von einem militärischen Schutz des Kreises schon an diesem Tage nicht mehr gesprochen werden konnte.

Die Nachbarkreise Pr. Holland und Mohrungen (Ostpr.) räumten befehlsgemäß. Um die Mittagszeit standen dort alle Gehöfte leer. Auch die Stadt Stuhm war in den frühen Abendstunden fast menschenleer, nur der unvermeidliche Pöbel plünderte die Geschäfte. Die Stadt Christburg begann ebenfalls mit dem Abtransport der Frauen und Kinder. Ein nicht abreißender Strom von Wehrmachtsfahrzeugen aller Art und Trecks verstopfte in dichtem Schneetreiben die Straßen und den Markt, so daß alle Räumungsmaßnahmen stark behindert wurden. In diesen Trubel stieß die Radionachricht: „30 feindliche Panzer bei Freystadt durchgebrochen! Die Front klammert sich an die Heimaterde!" – Das sagte genug. Kein Wort konnte man mehr glauben, denn eine Front gab es nicht mehr. Nur einzelne beherzte, pflichttreue Trupps versuchten Widerstand zu leisten, im übrigen war die Auflösung der Truppe vor allen Augen eine beschämende Tatsache. Die Bevölkerung des flachen Landes saß derweil in höchster Spannung bei gepacktem Wagen in erstaunlicher Disziplin un erwartete den Abmarschbefehl. Alle Menschen in den Dörfern und Gütern waren auf bestimmte Wagen verteilt. Verzweifelt und mit Tränen in den Augen kamen die Menschen und fragten um Rat. Konnte man einen Rat geben? Der einzige war der: Disziplin und zusammenhalten! Wo diese Parole befolgt wurde, ist auch gewöhnlich alles glatt gegangen. In den Städten und größeren Ortschaften sah es anders aus. Hier standen neben wenigen Lastkraftwagen nur die Eisenbahn zum Abtransport zur Verfügung, die – und das muß besonders hervorgehoben werden – in der tapfersten und selbstlosesten Weise bis zum Schluß ihren schweren Dienst versah. Das Problem war eben das: Nun alle Menschen, namentlich die Alten und Kranken, zur Bahn heranzuschaffen, die in Christburg zum Beispiel zwei Kilometer von der Stadt entfernt lag. Gar mancher verzweifelte, scheute die Strapazen und blieb zurück. In der Stadt Christburg mögen es 300 Menschen gewesen sein. Auch der Bahntransport litt unter den sich widersprechenden Befehlen. So hatten sich die Frauen und Kinder aus Groß- und Ober-Teschendorf bereits am Freitag, dem 19. Januar zur Bahn nach Niklaskirchen begeben. Der Zug durfte aber nicht abfahren, bis der letzte Platz besetzt war. Also kehrten alle wieder nach Hause zurück, und der Zug stand noch am 23. Januar früh auf dem Bahnhof Niklaskirchen.

Ähnlich war es in Braunswalde und anderen Bahnhöfen.

Um 22 Uhr meldete sich der Ortsgruppenleiter Brodsende mit der Meldung ab, Alt Dollstädt brenne, man höre Artilleriefeuer. Eine ähnliche Meldung lief in Stuhm aus Niklaskrichen ein. Beide Meldungen waren unzutreffend und spiegeln die Erregung wider, die die bis dahin ruhige und disziplinierte Bevölkerung erfaßte, weil es an einer einheitlichen Leitung fehlte.

23. Januar. Nach einer Nacht der Unruhe und Erwartung erreichte die meisten Ortschaften gegen 5 Uhr früh der Abmarschbefehl. Das lang erwartete, aber im stillen immer wieder zurückgedrängte Wort war gefallen. Für den, der die Dinge nüchtern sah, konnte der Befehl nicht ausbleiben, und so war es fast eine Erlösung, als es nun soweit war und gehandelt werden mußte. Das Stillsitzen und das Warten auf das Unabänderliche hatte nun ein Ende. Tausendmal hatte man schon Abschied genommen von allem, was uns lieb und teuer war und das man nun zurücklassen mußte, vor allem auch von unseren Tieren, die man einem ungewissen Schicksal überlassen mußte. Von den Herden, die durch unsere jahrzehntelange züchterische Arbeit zum Reichtum unserer Heimat geworden waren. Aber jetzt galt es, wenigstens die Menschen zu retten. Riesige Schneemassen mußten zunächst stellenweise beseitigt werden, um mit den

schwerbeladenen Wagen vom Hof zu kommen. Alles war in emsiger Tätigkeit, wenn auch mit ernsten Gesichtern und verhaltenem Schluchzen. Ein dichtes Schneetreiben setzte ein, und die Heimat lag unter einer Schneedecke versteckt, wie schon seit Jahren nicht. Zum Abschiednehmen just das richtige Wetter.

Der Volkssturm war inzwischen durch Befehl aufgelöst worden, und seine Angehörigen hatten bei der Räumung zu helfen, sie standen dem Bürgermeister zu Sonderaufgaben zur Verfügung. Dieser Befehl kam im rechten Augenblick und hat manches Unglück verhütet. Aber überall machte sich der Mangel eines einheitlichen Willens bemerkbar. Während im östlichen Teil des Kreises der Befehl lautete: Alle Menschen *müssen* räumen, die Räumung ist notfalls mit Waffengewalt zu erzwingen, war in andern Teilen des Kreises der Befehl ausgegeben: Die Viehpfleger bleiben zurück und übergeben das Vieh der Wehrmacht (die nicht mehr vorhanden war). Die Wehrersatzinspektion nahm vollends keinerlei dienstliche Notiz vom bösen Feind und hielt noch am 23. Januar in Posilge und Stalle Pferdemusterungen ab.

Dann begann das große Trauerspiel auf der endlosen Straße, die so vielen zum Verhängnis wurde. Die meisten Trecks strebten auf den bekannten Wegen nach Marienburg, die aber seit Tagen bereits mit Trecks aus Ostpreußen verstopft waren. Nicht besser sah es bei Weißenberg aus. Der Osten des Kreises zog daher zum großen Teil nach Norden und suchte bei Elbing — Einlage den Nogatübergang zu gewinnen.

Von deutschen Truppen war auch an diesem Tage nur das bekannte Bild der sich absetzenden Versprengten zu sehen, die mit Alarmnachrichten die Trecks zur Eile trieben. Nur von Marienburg kamen über Stuhm drei Krad-Streifen, die nach Pestlin, Altmark und Niklaskirchen aufklären sollten. Die eine bekam bei Kalsen Feuer und hatte zwei Verwundete. Flüchtlinge meldeten Feinde im Wald zwischen Altstadt und Alt Christburg.

Um die Mittagszeit sollte der letzte Zug vom Bahnhof Christburg abgehen. Ab 8 Uhr warteten die letzten Christburger auf die Abfahrt. Die Ungeduld steigerte sich, als gegen 11 Uhr Flüchtlinge aus Alt Christbug und Altstadt zu Fuß und völlig erschöpft ankamen und berichteten, daß die Sowjets in Alt Christburg mordeten und plünderten. Sie selber seien nur mit knapper Not aus dem schon brennenden Dorf herausgekommen. Auch aus Finckenstein wurde ähnliches gemeldet. Und der Zug fuhr immer noch nicht ab! Endlich 12.30 Uhr setzte er sich in Bewegung und brauchte sieben Stunden, um Marienburg zu erreichen.

Während die auf Weißenberg und Marienburg marschierenden Trecks nach endlosem Warten durch die Verstopfung der Straßen die Nogat erreichten, hatten die nach Norden in Richtung Einlage ziehenden am Abend des 23. Januar ihr erstes kriegerisches Erlebnis. Am späten Nachmittag, etwa um 16 Uhr, waren die Russen über Pr. Holland, das in Brand geschossen wurde, auf Elbing vorgestoßen, das sie gegen 18.30 Uhr erreichten. Hier gerieten sie in das Abwehrfeuer der schweren Flak des Flugplatzes, doch stießen einige Spähwagen bis zum Friedrich-Wilhelm-Platz vor. Unsere Trecks standen zu dieser Zeit an der Chaussee Elbing-Marienburg und erlebten den Kampf aus nächster Nähe. Es war ein Höllenlärm von Abschüssen und Einschlägen, das grelle Mündungsfeuer von Freund und Feind blendete im abendlichen Dunkel. Ströme von Flüchtlingen und Soldaten ergossen sich aus der Stadt mit allen Anzeichen der Angst und des Entsetzens im Gesicht. Mit ihrem Ruf: „Zurück! Rette sich wer kann!" brachten sie die letzte Haltung unserer wartenden Trecks zum Schwinden. Eine wilde Panik griff auch auf sie über, der mancher Treck zum Opfer fiel. Einige wurden auseinandergerissen und versprengt, andere machten kehrt, fuhren zurück und kamen am 24. Januar, morgens um 4 Uhr wieder zu Hause an. Nur eiserne Disziplin vermochte einige beherzte Männer und Frauen zu befähigen, ihre Trecks aus diesem Hexenkessel heil herauszubringen und die rettende Nogat zu erreichen.

Kurz nach diesem Ereignis erfolgte eine erneute Anfrage unseres Landratsamtes beim Gauleiter, ob nun endlich Treckerlaubnis gegeben würde. Abermals wurde diese verweigert mit der lächerlichen Begründung, die Straßen müßten für die Wehrmacht freigehalten werden. Die Bevölkerung müsse im Kreise bleiben! Wenn dieser Befehl auch ohne Bedeutung war, so soll er doch hier erwähnt werden, um zu zeigen, mit welchem unerhörten Leichtsinn mit Menschen umgegangen wurde.

Hier mag eine persönliche Erinnerung eingeschaltet sein: Mein Nachbar Sperling, Sandhuben und ich hatten unsere Trecks gegen Mittag des 23. Januar auf den Weg gebracht und waren mit einigen pflichttreuen Männern in unsere Betriebe zurückgekehrt. Aus der Entfernung erlebten wir den Kampf um Elbing, hörten das Schießen, sahen das Blitzen und waren in höchster Sorge um unsere Familien und unsere Trecks, die wir dort wußten. Das geübte Ohr des alten Soldaten erkannte aber schließlich, daß der Angriff abgeschlagen sein mußte. Bei uns war alles friedlich. Selbst das Telefonamt von Christburg, das von allen Behörden verlassen war, wurde von zwei wackeren Volkssturmmännern, einem Schneidermeister und einem Schornsteinfegermeister, besetzt gehalten, die sich freuten, bekannte Stimmen in ihrer Einsamkeit am Draht zu hören. Die ganze Nacht über hatten Sperling und ich telefonische Verbindung mit ihnen, und auch der Landrat und die Kommandantur Marienburg konnten noch mit Lagemel-

dungen versehen werden. Beide machten sich größte Sorgen um das Schicksal des Kreises und unseres gesamten heimatlichen Ostens, und sie schickten einen Personenkraftwagen, besetzt mit einem Offizier, über Christburg hinaus nach Pr. Mark. In Altstadt erhielt er bereits Feuer.

Am 24. Januar, um 9 Uhr vormittags, sollte ich verabredungsgemäß Sperling anrufen. Bevor ich den Hörer in die Hand nahm, hörte ich aus Richtung Christburg Artillerie- und gleich darauf Maschinengewehrfeuer. Auf meinen Anruf meldete sich niemand, doch hörte ich, daß auf der anderen Seite der Strippe ein „Teilnehmer" saß, der sich aber trotz mehrfacher Aufforderung nicht meldete. Es war der Russe.

Was war in Christburg geschehen? Rohrbeck, Neuburg, und Jaschinski, Christburg, haben mir später berichtet: Rohrbeck, der schon am 22. Januar seinen Treck in Gang gesetzt hatte, war am 23. Januar gegen Abend wieder nach Neuburg zurückgefahren, wo er die Nacht zubrachte. Am 24. Januar gegen 8 Uhr früh fuhr er mit einem leichten Schlitten nach Christburg zur Erkundung. Am Eingang der Stadt wurde ihm bereits gesagt, daß der Russe „da" sei.

Trotzdem fuhr er vorsichtig weiter über den Markt bis an die Sorgebrücke, an der ein deutsches motorisiertes Maschinengewehr gerade ein an der Post in Stellung gehendes russisches unter Feuer nahm. Bei der einsetzenden Schießerei mußte Rohrbeck kurz kehrtmachen. Er jagte im Galopp davon. Bei Mairose wurde er bereits von dem deutsen Maschinengewehr überholt, dem nach einiger Zeit das russische folgte, was er von einem guten Beobachtungsstand aus feststellen konnte. Nun wurde in Neuburg Alarm geschlagen, und der Treck kam mit allen Wagen über Lichtfelde – Grunau heil davon. Eine Leistung für einen fast 80jährigen alten Herrn, die wohl einzigartig dasteht. Christburg war also am 24. Januar gegen 9 Uhr in der Hand des Feindes. Unsere beiden tapferen Telefonisten fielen den Russen in die Hand und wurden verschleppt.

Die wenigen Ortschaften, die nicht am 23. Januar aufgebrochen waren, rückten am 24. in den frühesten Morgenstunden ab, darunter Tiefensee, Posilge, Budisch und unzählige andere Nachzügler aus dem weiteren Kreisgebiet. Das Erwachen der am 22. Januar zurückgekehrten Tiefenseer war am 24. Januar um 5 Uhr früh ziemlich heftig, denn feindliches Artilleriefeuer lag plötzlich auf dem Dorf, auf Linken, Niklaskirchen und den Straßen dieses Raumes und sorgte für einen überstürzten Abmarsch. In Richtung Riesenburg brannten mehrere große Feuer. Der Russe muß dann ziemlich bald gefolgt sein, denn als die Tiefenseer Wagen bei Georgensdorf – Birkenfelde standen, etwa gegen 9 Uhr vormittags, erreichte sie wiederum Störungsfeuer der feindlichen Artillerie. Tiefensee wurde gegen 11 Uhr besetzt, also zwei Stunden nach dem nördlicher liegenden Christburg.

Offensichtlich lag dem Feind daran, seinen Ostflügel weiter vorzuschieben und die Verbindung zwischen Marienburg und Elbing nun westlich des Drausen-Abschnitts zu unterbrechen, nachdem der Angriff am Abend des 23. Januar östlich davon nicht geglückt war. Seinen Vormarsch nach Norden über Christburg hinaus beschleunigte er so, daß er etwa um 12 Uhr Posilge erreichte und bald nach 15 Uhr Altfelde besetzte. Sein weiterer Vormarsch nach Marienburg geschah zwar nur zögernd, doch holte er noch die letzten Trecks vor Marienburg ein und schoß oder rollte sie zusammen. Um diesem Schicksal zu entgehen, mußten viele Wagen einzeln und in großen Abständen über das Eis der Nogat fahren, das sich zwar bedenklich bog, aber doch hielt. Verluste sind hierbei bei Kreisinsassen meines Wissens nicht entstanden.

Eine zweite Kolonne des Feindes, wohl die, die die Tiefenseer aufgeschreckt hatte, erreichte aus Riesenkirch kommend gegen 13 Uhr Altmark – Heinrode, von wo sie aber — Gott sei Dank – nicht weiter vorstieß, sondern nach Meldung der Stuhmer Gendarmerie Quartier bezog. Das war das Glück all derer, die als Nachzügler in Richtung Marienburg strebten und es nun dank des Stehenbleibens der Russen erreichten.

Ich selber stand, nachdem ich feindlichem Artilleriefeuer ausgewichen war, gegen 17 Uhr an der Chaussee Marienburg – Altfelde bei Sandhof. Unsere im Sommer ausgehobenen Panzergräben, die ich überschritten hatte, fand ich nicht besetzt. Eine Verteidigung der Stadt war um diese Zeit noch nicht organisiert. Hier bei Sandhof wurde mir die Desorientierung auch der militärischen Führung an folgendem Beispiel klar: Feldpolizei machte die Straße frei für einen Wehrmachts-Tankwagen, der Richtung Feind fuhr und nach dem Weg nach Christburg fragte. Er sollte von einem bei Großwaplitz gelegenen Brennstofflager Sprit holen. Keine Warnung half, der Mann fuhr. Das westliche Nogatufer am Industriehafen war mittlerweile mit jungen Marine-Infanteristen besetzt worden, die zum Teil ohne Mäntel in ihren Erdlöchern bei der grimmigen Kälte fast erfroren. Am reibungslosesten hat sich die Räumung des Westteils des Kreises vollzogen. Dies ist durch die Nähe der Nogat und der Weichsel erklärlich und weiter durch den Umstand, daß die Garnison Marienwerder Schutz nach Süden bot.

Abschließend sei hier ein Erlebnis von Mau, Honigfelde verzeichnet, das ein Licht auf die verworrenen Zustände wirft. Infolge abseitiger Lage seines Hofes hatte Herr Mau den Abmarsch seiner Nachbarn nicht bemerkt, hatte wohl auch nicht an den Ernst der Lage gelaubt und war auf seinem Hof geblieben. Am 24. Januar, bei Hellwerden, hörte er bei Dakau-Orkusch (3 km) Maschinengewehrfeuer. Da er aber

keine Truppen sah, blieb er. Am Nachmittag kam das Maschinengewehrfeuer ganz nah, und um 15 Uhr erhob sich ein wildes Artilleriegeschieße auf das „Schwarze Bruch" südlich Portschweiten, dessen Sprengstücke ihm bedenklich nahekamen. Das Feuer galt den drei Treckwagen seines Nachbarn Görz, der dort friedlich seines Weges zog. Nun schien es auch Herrn Mau an der Zeit zu sein, und um 17 Uhr (!) setzte er sich in Bewegung. Einen verstörten Nachbarn nahm er auf seinem Wagen mit, obwohl dieser Nachbar eigenes Fuhrwerk hatte. Im Portschweiter Wäldchen stießen sie auf eine deutsche Feldwache.

Kl. Wadkeim war von deutscher Seite besetzt. Hier fiel nun dem mitgenommenen Nachbarn ein, daß er doch wohl besser in seinem eigenen Wagen fahren würde. Er ging nach Honigfelde zurück und kam sogar noch heil mit seinem Fuhrwerk vom Hof, kurz bevor die Russen das Dorf besetzten. Vergegenwärtigt man sich, daß Christburg um 9 Uhr, Tiefensee um 11, Heinrode um 13 Uhr besetzt wurden, so erscheint es fast unmöglich, daß viele Stunden später Deutsche noch in aller Ruhe zu Hause saßen und trotzdem heil herausgekommen sind.

Die Kreisstadt Stuhm und ihre Umgebung hat am 24. Januar nicht unter Feindeinwirkung zu leiden gehabt, doch machte die allgemeine Lage ihre völlige Räumung an diesem Tage nötig. Um 15 Uhr verließ auch der Arbeitsstab des Landratsamtes die Stadt und marschierte zu Fuß nach Usnitz. Nur der „NSV-Strich" blieb als Beobachter in der Stadt und hat später noch an der Verteidigung der Stadt Marienburg mit Auszeichnung teilgenommen. Als letzter Eindruck dröhnte den Männern noch die Sprengung des Munitionslagers an der Sägemühle in den Ohren.

## Der Treck ins Ungewisse - ein Fluchtbericht

von Werner Lippitz, Polixen

Die Tage und Wochen nach dem Durchbruch der Russen im Warschauer Weichselbogen nach dem 12. Januar 1945 waren für meine Familie und auch für mich wohl die aufregendsten unseres ganzen Lebens, bis wir dann im Spätsommer 1945 alle wieder zusammenfanden. Zum besseren Verständnis unserer Lage will ich einige Bemerkungen voranschicken:

Anfang Januar wurde ich nach Auflösung meiner Einheit der Kriegsschule 4 in Thorn zur Neuaufstellung eines Bataillons zugeteilt und war mit dieser Einheit in der Zeit vom 18. bis 26. Januar in der Tucheler Heide eingesetzt. Meinen Gefechtsstand hatte ich auf einem kleinen Bahnhof. Von dort war es mir möglich, mich mit unserem alten Bahnvorsteher Schulz in Großwaplitz telefonisch in Verbindung zu setzen, der dann freundlicherweise auch meine Frau zu einem verabredeten Termin zum Telefon bestellte.

Sie kam einige Male bei starkem Frost und hohem Schnee die 5 Kilometer zur Bahn geritten und konnte mich wenigstens bis zum Tage vor dem Aufbruch auf dem laufenden halten. Anweisungen konnte ich ihr allerdings keine geben, denn alle unsere Entschlüsse und Vorkehrungen waren abhängig von den Richtlinien, die von amtlicher Seite erteilt wurden. So hatte meine Frau mehrfach versucht, mit Rücksicht auf ihre besondere Notlage, auf die ich noch zu sprechen komme, vom Landrat eine vorzeitige Treck-Erlaubnis zu erhalten. Sie wurde ihr unter Androhung aller möglichen Maßnahmen verweigert. In der Nacht vom 22. zum 23. Januar brach der Russe mit größeren Panzereinheiten bei Dt. Eylau mit Marschrichtung auf Elbing durch. Als alter Soldat konnte ich mir leicht ausrechnen, wann die Panzerspitzen bei unserem Gut Polixen, das genau auf dem Marschwege lag, eintreffen würden. Weder telefonisch noch auf andere Weise konnte ich meine Frau noch erreichen, alle auf unserer Strecke Marienburg—Allenstein liegenden Bahnhöfe waren schon geräumt. Um das Schlimmste noch zu verhindern, sandte ich einen meiner besten Unteroffiziere, versehen mit Papieren von der Division, motorisiert nach Polixen, das ja nur etwa 80 Kilometer entfernt war. Er kam am späten Abend zurück, hatte aber meine Frau mit Familie nicht mehr angetroffen; sie waren in der Nacht schon abgefahren.

Er aber hatte dabei von meinem Telefon aus sein erstes Gespräch mit den Russen geführt, denn unsere Christburger Telefonzentrale, fünf Kilometer von unserem Hause entfernt, war schon von den Russen besetzt. Während der nächsten Monate habe ich ständig versucht, den Treckweg meiner Frau zu verfolgen, was mir bis Mecklenburg auch gelang. Dann aber riß der Faden ab. Nach einem Ellenbogendurchschuß in den letzten Kampftagen im Danziger Kessel, Ende März, hatte ich noch einmal Gelegenheit, mit meinen Schwiegereltern zu sprechen, die in Plehnendorf bei Danzig einen Hof hatten. Bei diesem letzten Besuch erfuhr ich, daß meine Frau dort eine Nacht Station gemacht hatte, meine über 70 Jahre alten Schwiegereltern aber nicht hatte überreden können, mit auf den Treck zu gehen. Mir gelang es auch nicht, sie zu bewegen, auf dem Seeweg über Hela in den Westen zu flüchten. Beide haben sich später, als die Russen auch Plehnendorf besetzten, das Leben genommen. Mir selbst gelang als Verwundetem auf einem Marinefahrzeug die Überfahrt nach dem Westen.

Nun aber zum eigentlichen Thema.

In der Nacht zum Sonntag, dem 21. Januar 1945, kam meine Schwester Lena Pfarr mit vier kleinen Kindern, einem Zwilling von anderthalb Jahren, einem 6jährigen Sohn und einer 7jährigen Tochter, von ihrer Pachtung Kl. Medunischken, Kr. Darkehmen, bei meiner Frau in Polixen an, gleichzeitig auch mit Wehrmachtsfahrzeugen meine Schwester Grete Guenther mit einer 9jährigen Tochter aus Gerdauen, alle von tagelangen Strapazen total erschöpft. Meine Frau war sich der Verantwortung bewußt, die jetzt auf sie zukam, und traf Vorbereitungen zum Aufbruch. Auf meinem Hof waren aber nur noch polnische Familien anwesend, die meiner Frau sehr zugetan, aber nicht gewillt waren, mit auf den Treck zu gehen.

Der einzige zuverlässige Gespannführer war zwei Tage vorher mit einem Gespann zu Schanzarbeiten nach Marienburg befohlen worden und nicht erreichbar. Zum Glück hatte meine Frau eine sehr beherzte 18jährige Haustochter bei sich, die auch vierspännig fahren konnte, besser als manch ein Mann. Mein Bruder war kurz zuvor nach einer Beinamputation aus dem Lazarett nach Hause entlassen worden, aber infolge seiner Verwundung ziemlich hilflos.

Nach einem letzten energischen Gespräch mit dem stellvertretenden Landrat, das meine Frau in aller Herrgottsfrühe telefonisch führen konnte, erhielt sie am 23. Januar endlich die Genehmigung zum Trecken. Mit einem Vierspänner, zwei Zweispännern und zwei Handpferden, von denen eines unser damals 14jähriger Sohn ritt, fuhr der Treck bei 27 Grad Kälte und hohem Schnee unter Vermeidung größerer Straßen auf Feldwegen in Richtung Ellerwald, wo bei einem Verwandten erste Station gemacht werden sollte. Parallel in derselben Richtung, mit nur etwa 10 Kilometer Abstand nach Osten, rückten die Russen gleichzeitig auf Elbing vor. Das Geschützfeuer war dauernd zu hören.

Eine Nacht in Ellerwald. Die Familie Klein schließt sich am nächsten Morgen dem Treck an. Als nächstes Ziel ist Fürstenwerder kurz vor der Weichsel ausersehen. Trotz starker Behinderung durch dichten Wehrmachtsverkehr und endlose Trecks gelingt an diesem Tag die Überfahrt über die Nogatbrücke, und das Tagesziel Fürstenwerder wird erreicht. Hier Unterkunft auf dem Hof der Eltern unserer Haustochter Waltraut Wiebe, durch deren Ortskenntnis der Hof auch bei dunkler Nacht gefunden werden kann. Am nächsten Morgen beginnt ein sehr schwieriges Unternehmen: die Überfahrt über die Weichsel. Hier hat sich mein Bruder trotz seiner Behinderung als alter Soldat bestens bewährt. Am ersten Tag gelang es auch ihm nicht, bei dem unaufhaltsamen Wehrmachtsverkehr mit dem gesamten Treck über die Brücken zu kommen, am nächsten Tag hat es dann aber geklappt. Frau Wiebe hatte sich inzwischen mit 7 Kindern und einem Fahrzeug dem Treck angeschlossen, die Familie Klein war ausgeschert.

Nächstes Ziel für den 26. Januar war der elterliche Hof meiner Frau in Gr. Plehnendorf. Dort schlossen sich die 4 Kinder meines Schwagers im Alter von 3 bis 10 Jahren an, deren Mutter kurz vorher gestorben war. Der Vater, bis dahin unabkömmlich gestellt, wurde zusammen mit dem Vater von Waltraut Wiebe am nächsten Tag noch eingezogen. Wiebe fiel drei Wochen später, mein Schwager wurde verwundet.

Am 28. Januar mußte weitergefahren werden, wenn nicht alles umsonst gewesen sein wollte. Auch hier war der Abschied sehr schwer, man ließ ja die letzten vertrauten Stätten hinter sich, und nun ging es in ganz unbekannte Gegenden. Wo aber war das Ziel? Und immer noch herrschte eisige Kälte. Inzwischen war der Treck auf 16 Erwachsene, 16 Kinder und 16 Pferde mit 6 Fahrzeugen angewachsen, darunter meine über 70 Jahre alte Mutter, ein frisch beinamputierter Mann, der sich dann auch bald seiner Schmerzen wegen in Lazarettbehandlung begeben mußte. Daß schließlich bei der großen Zahl von Kleinkindern alles glimpflich und ohne Todesfälle abgelaufen ist, war zu einem großen Teil meinen Schwestern zu danken, da sie - die eine als ausgebildete Hebamme, die andere als Krankenschwester - über einige medizinische Erfahrungen verfügten. Aber auch die Leistungen einer jungen Frau, der es gelang, einen Treck von solcher Größe und Zusammensetzung bei der damals herrschenden Witterung über die Elbe zu führen, verdient alle Anerkennung - auch von seiten ihres Mannes, also von mir! Wie ich später erfahren habe, hat sie ihre Aufgabe mit viel Geschick und Umsicht bewältigt, immer beritten, entweder vorweg, um Quartier zu suchen, oder hinten, um liegengebliebenen Fahrzeugen weiterzuhelfen.

Aus ihren Aufzeichnungen:

„Nach Plehnendorf ein erstes Quartier auf Gut Leesen. Uns wurden zwei Zimmer zugewiesen, die Pferde kamen in die Scheune. Keine Verpflegung außer etwas Milch für die Kinder. Am 29. 1. weiter bis kurz vor Karthaus. Quartier auf zwei Bauernhöfen, ärmlich, aber für Mensch und Tier hilfreich. Am 30. 1. dann bis Karthaus, Quartier in einem größeren Gasthaus (schlimm). Dort wurden uns erstmalig zwei Pferde geklaut, nach intensiver Suche aber wiedergefunden. Am 31. 1. weiter bis Sierke, schreckliche Fahrt bei Glatteis und Schneegestöber. Nachts müssen Lena und Grete ab Sierke mit den beiden schwererkrankten Zwillingen auf einem Wehrmacht-LKW zu einem Arzt nach Stolp gebracht werden. Dort sollen sie den Treck abwarten. Unterkunft bei einer Hebamme. Am 8. Februar kommt der Treck nach mehreren Stationen durch Stolp. Lena und Grete wollen mit den kleinen Kindern dort in einem guten Quartier bei einer

Familie Hürts bleiben. Es muß hart durchgegriffen werden, um sie zur Weiterfahrt zu bewegen. Am selben Tag weiter bis Alt Warschow, Quartier annehmbar. Pferde werden schlapp, können nur noch kürzere Strecken fahren. Am 10. über Schlawe, Zarnow bis Grebenhagen. Annirose W. hat Geburtstag. In einer Bäckerei können wir sogar ein paar Fladen bekommen. 11. 2. Schönes Wetter, Fahrt bis Gut Läppenhagen. Gutes Quartier bei einem Herrn v. d. Osten, abends sogar eine gemütliche Stunde bei dem Besitzer im Herrenzimmer, Pferde gut versorgt. 12. 2. bei furchtbarem Wetter bis Treptow, Quartier ganz schlecht. 13. 2. An Kolberg vorbei bis Jatzel, Quartier erträglich, Vorräte gehen zu Ende. 14. 2. Greifenberg. 15. 2. Bis Pribbernow. 16. 2. Über Gollnow nach Priemhausen. 17. 2. Eine Strecke auf der Autobahn von Greifenhagen über die Oder bis Kolbitzow.

Das erste Ziel, über die Oder zu kommen, ist geschafft. Der nächste Plan ist jetzt, in Mecklenburg für eine gewisse Zeit entsprechende Bleibe zu finden. Nach mehreren Tagesfahrten mit unterschiedlichen Übernachtungen werden wir in Waren-Müritz von der Bauernschaft in die Gegend von Gnoien gewiesen. Von Walkendorf, einem größeren Gut, werden wir in einzelne Bauerngehöfte verteilt und hoffen, nun für einige Zeit Ruhe zu finden. Die Kinder wie auch fast alle Erwachsenen sind mittlerweile an Ruhr erkrankt. Die Pferde leiden durchwegs an schwerer Druse. Mit Hilfe des Gutsverwalters, Herrn Holtfreter und der Bauernfamilien Claasing und Schnäkel gelingt es uns, während eines fünfwöchigen Aufenthaltes Menschen und Pferde wieder auszukurieren.

Doch nun rückt der Russe über die Oder vor, und es wird uns bald zur Gewißheit, daß das Gebiet bis zum Elbe-Trave-Kanal von den Sowjets besetzt werden soll. Es ist nicht leicht, nach immerhin fünf Wochen verhältnismäßiger Ruhe wieder weiter ins Ungewisse zu ziehen, um dem Russen zu entgehen. Der Treck wird wieder zusammengetrommelt, und am 29. 4. geht es weiter nach Westen. Obwohl nun nicht mehr eisige Winterkälte herrscht, ist diese Fahrtstrecke bis zum Schaalsee eine ganz widerliche. Hinter uns die Russen, vor uns die Amerikaner, so daß wir wegen der Tiefflieger nur nachts und auch dann nur auf Feldwegen fahren können. Unter freiem Himmel wird abgekocht und auch geschlafen. Am 2. 5. wird nun auch mein Bruder, der als Verwundeter in Walkendorf zum Treck und damit zu seinen Kindern gestoßen ist, von den Amis herausgeholt. Es geht an Güstrow vorbei in Richtung Wismar. Die Stadt ist angeblich schon von den Russen besetzt. Also vorbei um Gadelebsen nach Gadebusch. In Roggendorf wird wieder unter freiem Himmel bei strömendem Regen abgekocht und übernachtet. Dann über Marienthal bis Bernsdorf, von dort versuchen wir, über den Elbe-Trave-Kanal zu kommen, was dann auch nach langen Verhandlungen Lenas mit den Engländern an der Donnerschleuse gelingt. Erste Station im Holsteinischen ist Fredeburg, wo uns eine der besten Stuten gestohlen wird. Nach Fredeburg als vorläufig letztem Quartier dann das Bauerndorf Panten im Kreis Herzogtum Lauenburg, das aber schon mit Flüchtlingen überfüllt ist und wo die Unterkünfte für Menschen und Pferde sehr primitiv und eng sind."

Soweit die Aufzeichnungen meiner Frau. Hier in Panten erhoffte man sich nun endlich das Ende der Kampfhandlungen und auch Lebenszeichen von den noch fehlenden Angehörigen, die unsere Familie durch Zufall und viel Glück auch erhielt. Nach wochenlangen Bemühungen trafen meine Frau und meine Schwester Grete eines Tages auf dem Wege in das riesige Gefangenenlager um Eutin, wo die letzten deutschen Divisionen nach Beendigung der Kampfhandlungen von den Engländern zusammengezogen wurden, auf der Straße plötzlich den Mann meiner Schwester Lena, der schon totgesagt war. Dieser wußte meine Anschrift im Kreis Stormarn, wohin ich als verwundeter Landwirt entlassen worden war. Ich arbeitete in einem kleinen Dorf auf einem Bauernhof, nur 10 Kilometer entfernt von der Unterkunft unseres gesamten Trecks.

Das war eine Überraschung, als ich meine Frau am nächsten Tag plötzlich zu Pferd vor mir sah! Das Gefühl, das uns beide damals überkam, braucht nicht weiter geschildert zu werden.

Da in dem mit Flüchtlingen überbevölkerten Holstein weder für Menschen noch für Tiere eine Bleibe zu finden war, besorgten wir uns nach vielen Schwierigkeiten von den Engländern die Genehmigung zur Weiterfahrt. Nach einigen Treckstationen fanden wir Unterkünfte im Raum von Hildesheim. Als ich hier das erste Kreisschild „Marienburg" las, ließ ich mir von der dortigen Kreisbauernschaft Quartiere anweisen, wo wir Anfang September als erste Flüchtlinge herzlich aufgenommen wurden. Es gab sogleich Arbeit für uns Männer und auch für unsere Pferde. Wir dürfen sie nicht vergessen, diese treuen, zähen, westpreußischen Pferde, denen wir so viel zu verdanken haben, die den furchtbarsten Strapazen standgehalten haben und ohne die wir den Weg in die westliche Freiheit nie gefunden hätten!

Als gebürtiger Württemberger zog nun mein Schwager mit seiner Frau Lena, den Kindern und meiner Schwester Grete nach Süddeutschland. Nach einigen Wochen sind sie dort auch wohlbehalten angekommen.

An diesen Treck, der damit sein Ende fand, werden alle Beteiligten wohl ihr Leben lang denken müssen und dankbar sein, daß ihnen das Schicksal so ungezählter Menschen erspart geblieben ist, deren Flucht mit Tod oder Gefangenschaft geendet hat.

## Ein denkwürdiges Fluchterlebnis

von Dr. Josef Nester

Am Sonntag, dem 21. Januar 1945, sollten die Kinder des Waisenhauses, die Kranken und Schwestern des Kreiskrankenhauses, alte Leute und Mütter mit Kleinkindern in einem Sonderzug abtransportiert werden.

Ich hatte mit der Oberin des Waisenhauses am Nachmittag alles genau besprochen. Abends gegen 19.30 Uhr ging ich trotzdem zum Bahnhof, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ginge. Es war ein sehr harter Frost, so minus 18–20 Grad. In der Nähe des Hauses von Gärtner Korf glaubte ich ein leises Wimmern zu hören. Ich war schon vorbei, ging aber, irgendwie unruhig geworden, trotz der schneidenden Kälte doch zurück, sah mich genau um und entdeckte zu meinem Schrecken hinter einem Baumstamm, im Schnee zusammengesunken, ein fast steifgefrorenes, etwa fünf- bis sechsjähriges Bübchen. Ich begriff sofort, daß es nur eines der Waisenkinder sein konnte, das bei dem hastigen Aufbruch in der Dunkelheit nicht mehr hatte weiterkommen können.

Ich nahm mir den Kleinen auf die Schultern und sauste zum Bahnhof. Dort große Aufregung, Rufen, Schreien, Suchen nach dem abhandengekommenen Buben. Als ich mit ihm ankam, fiel mir eine Ordensschwester vor Freude weinend um den Hals, die Oberin schluchzte vor Erleichterung, ebenso eine andere Schwester — und ich glaube, daß auch mir damals die Tränen in den Augen standen. Denn ohne meine Reaktion vor dem Korf'schen Grundstück wäre dieses Büblein zweifellos erfroren. Seinen Vornamen habe ich inzwischen vergessen. Es ist mir, als ob er ein Fritzche gewesen wäre.

Schwestern und Waisenkinder sind damals in der Nähe von Berlin notdürfig untergekommen, jedenfalls aber alle gerettet worden. Doch ist, wie ich später hörte, die Frau Oberin bald darauf gestorben.

Einen Bericht über diese Angelegenheit habe ich, soweit ich mich erinnern kann, niemals erstattet. Aber eines weiß ich: Diese Rettung eines Waisenkindes ist für mich die schönste Erinnerung aus meiner fast zwölfjährigen Amtszeit als Bürgermeister der Stadt Stuhm.

## Besatzungselend

Es war der 13. Januar, und schon am nächsten Tag hörten wir in den zwar wie immer beschwichtigenden Nachrichten, welches Elend sich bereits in den überrollten Gebieten abspielte. Von nun an wurde das Leben in dem kleinen, nur eine Bahnstation von Stuhm entfernten Ort, in dem wir lebten, hektisch.

Meine Verwandten besaßen eine Landwirtschaft sowie eine Mahlmühle und Sägewerk. Das Rattern der Turbinen, die hohen Töne der Kreissäge waren uns die täglich vertrauten Geräusche; sie bedeuteten, daß trotz der ernsten Kriegslage alles noch florierte, wenn auch wegen des Leutemangels schon lange nicht mehr in dem früheren Umfang, aber man fühlte sich hier doch immer noch geborgen. Zwar war allmählich an dem Verhalten der Kriegsgefangenen, die bei uns arbeiteten, uns gegenüber abzulesen, wie weit man noch Goebbels' Lügenpropaganda Glauben schenken konnte, aber da sie von meinen Verwandten nie schlecht behandelt worden waren und ihrer Arbeit entsprechend auch immer ausreichend zu essen bekommen hatten, durften wir von ihrer Seite nichts befürchten. Nun aber entstand Unruhe unter der Bevölkerung. Die Angst vor den Russen war begreiflicherweise groß, und niemand mochte ihnen in die Hände fallen. So verließen die wenigen deutschen Mühlen- und Sägewerksarbeiter mit ihren Familien, soweit sie noch irgendein Ziel in dem zertrümmerten Vaterland hatten, panikartig ihre Heimat, da die Züge, wenn auch sehr unregelmäßig, immer noch gingen. Es wurde sehr still bei uns. Die Betriebe standen still.

Da meine Verwandten auf Anordnung den Betrieb nur verlassen durften, wenn sie den Befehl dazu bekamen, blieben wir auch dort, da wir nicht gewußt hätten, wohin wir fahren sollten, denn unsere im Reich lebenden Verwandten waren, wie wir wußten, bereits alle mit Flüchtlingen von der Westfront überbelegt. Im Gegensatz zu dieser unheimlich drohenden Stimmung herrschte gerade in diesen Tagen ein unbeschreiblich schönes Winterwetter mit durchschnittlich 20 Grad Frost, und die Sonne beschien strahlend die tiefverschneite zauberhafte Natur. Wir rüsteten mit den zurückgebliebenen Familien der Nachbarn zwei Trecks aus, um uns in den nächsten Tagen wie so viele andere auf die Landstraße ins Ungewisse zu begeben. Inzwischen kamen bereits aus dem Weichselbogen die ersten bejammernswerten Trecks der Flüchtlinge durch, die schon Grauenhaftes zu erzählen wußten. Viele Alte und kleine Kinder hatte man an den Straßen liegen lassen müssen, sie hatten die Kälte beim stillen Sitzen auf den Wagen und aus Mangel an warmem Essen nicht überstanden. Meine Cousine Gerti und ich übertrugen die Bilder auf das, was vor uns stand, denn auch wir hatten vier Alte um 80 herum, darunter meine gelähmte Tante, und einige kleine Kinder, denen wir den Fußmarsch, den wir anderen neben den Trecks machen würden, unmöglich zumuten konnten. Und was wa-

ren zwei Wagen für ca. 25 Personen, die doch wenigstens ein Bett und etwas Nahrung mitnehmen wollten? Unablässig hielt meine Cousine, die den Betrieb bisher geleitet hatte, Verbindung mit dem Bürgermeister, der ihr die Anweisung für die ortschaftsweise vor sich gehende Einordnung der Trecks geben wollte. Wir hatten warmes Essen zum Mitnehmen bereit, schliefen nachts nur noch in Kleidern, um sofort bereit zum Abfahren zu sein, da kam am 20. der unheilvolle Anruf, daß uns dringend vom Trecken abgeraten werde, weil die Weichselbrücken und die dort hinführenden Straßen von umgestürzten Trecks verstopft seien. Die Pferde waren auf den spiegelblanken Fahrwegen ausgerutscht, hatten sich die Beine gebrochen, und es ging nur mit Hindernissen langsam weiter. Wir waren im Augenblick wie gelähmt, dann aber sagten wir uns, schlimmer könnte ein Zurückbleiben auch nicht sein als das, was wir nun täglich an Elend auf den zurückflutenden Trecks sahen. Ich glaube, wir schliefen in der kommenden Nacht alle gut, hatten wir doch noch ein warmes Bett und geheizte Räume. Doch konnten wir durch die sich nun förmlich überschlagenden Hiobsbotschaften nicht mehr im unklaren darüber sein, was in Kürze auf uns zukam. Wir hörten von den Flüchtlingen, was auch wir zu erwarten hatten, schon kamen aus Stuhm Nachrichten, die Russen wären bald dort, wir sahen ziemlich dicht einen Fesselballon aufsteigen, von dem aus die Gegend beobachtet wurde. In unserer drei Kilometer von uns entfernten Bahnstation war bereits die Front; Stalinorgeln, die dort aufgestellt waren, ließen unsere Fensterscheiben beängstigend klirren, unsere Angst verstärkte sich. Ein Nachbar, der mit seiner Frau auch nicht geflohen war, hatte an dem letzten der makabren Tage, die sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben haben, eine sehr ernste Unterredung mit meinem Vater, der ich beiwohnte. Er versprach uns, wenn es für uns unerträglich werden sollte, die Familie meiner Verwandten, bestehend aus meiner gelähmten über 80jährigen Tante, meiner Cousine, deren 14jährigem Sohn und ihrem 84jährigen Schwiegervater, und unsere Familie, also meine über 75jährigen Eltern, meinen Sohn und mich, zu erschießen.

Das Versprechen wurde mit Handschlag besiegelt, und ich schlug durch. Es war absolut ernsthaft gemeint und gab uns allen, denn es war durchaus im Sinne meiner Verwandten, eine große innere Ruhe.

Der sich dafür hingab, hatte ohnehin vor, seinem Leben und dem seiner Frau ein Ende zu machen. Sie rechneten nicht mehr mit der Heimkehr ihres im Felde befindlichen einzigen Sohnes und sahen dann auch in einem Überleben keinen Sinn mehr.

Am nächsten Morgen, als es noch dunkel war, klopfte es laut an unsere Haustür. Als wir öffneten, standen 13 zerlumpte deutsche Soldaten ohne Waffen, manche ohne Stiefel, nur noch mit Fußlappen, vor unserer Tür und baten um Essen. Sie waren vor den Russen auf der Flucht. Da wir nun schon jeden Augenblick damit rechnen mußten, daß die Russen auf uns stoßen würden und es dann zu einem furchtbaren Gemetzel kommen müßte, gaben wir ihnen einige Brote, die am Tage vorher gebacken worden waren, und baten sie, uns nur so schnell wie möglich zu verlassen. Wir ahnten nicht, daß zur gleichen Zeit in dem nur ca. 100 m von uns entfernt liegenden Haus unseres Nachbarn bereits einige Russen waren, dort plünderten, das Ehepaar bedrohten und die nahe an 60 Jahre alte Frau vergewaltigten. Sie waren dort so beschäftigt, daß es ihnen entgangen war, was sich in unserem Haus binnen weniger Minuten abspielte. – Noch hatten wir eine Gnadenfrist, denn die Russen waren weitergezogen, ohne zu uns zu kommen. Sie mußten es wohl sehr eilig gehabt haben. Verstört kamen kurze Zeit darauf die bereits Heimgesuchten zu uns und erzählten uns von ihrer ersten Begegnung mit den russischen Soldaten, die uns von nun an fast ein Vierteljahr in Angst und Schrecken halten sollten. Und wir hörten auch noch am selben Tag, daß zwei Kilometer weiter unsere fliehenden deutschen Soldaten den Russen in die Hände gefallen und einige getötet worden waren. Eine tiefe Niedergeschlagenheit breitete sich über uns aus, immer in der Gewißheit, jeden Augenblick könne der Sturm nun losbrechen. Dennoch blieb der Tag ruhig, und wir gingen alle zu Bett. Vor Angst hatten wir alle acht uns in zwei nebeneinanderliegenden Zimmern zum Schlafen zusammengepfercht. Wir mochten vielleicht eine Stunde geruht haben, als wir durch ein energisches Klopfen an unsere Fenster aufgescheucht wurden. Gerti und ich schlüpften schnell in bereitgelegte Kleider und öffneten. Es war der unvergeßliche 27. Januar. Zwei russische Kommissare standen draußen und kamen mit einem „Strazduitje" herein. Sie waren tadellos gekleidet, ihre Uniformen waren Prachtstücke, und sie verlangten in gebrochenem Deutsch nach einer Bürste, womit sie ihre Filzstiefel säubern könnten. Danach erbaten sie warmes Wasser und wuschen sich ausgiebig ihre Hände. Wortlos begannen sie nun einen Rundgang durchs ganze Haus, Gerti und ich mußten ihnen folgen. Sie durchsuchten alle Räume nach verdächtigen Dingen, warfen unsere Radioapparate mit Karacho zu Boden, so daß sie gebrauchsunfähig waren, ebenso auch das Telefon, fanden dann doch noch ein kleines Kinderspielzeug von Winfried mit Naziemblem, worauf sie uns gleich zu Faschisten deklarierten. Nachdem das Erdgeschoß und die erste Etage besichtigt worden waren, durchstöberten sie die Keller, in denen unsere gepackten Koffer standen, die wir bei unserer Evakuierung hierhergeschickt hatten. Ebenfalls hatten meine Verwandten und auch die zurückgebliebenen Instleute ihr bewegliches Hab und Gut in die Keller gebracht. Auch hier wurde alles durchsucht und was den Kommissaren gefiel, requiriert. Nun kamen sie wieder

herauf und verlangten ein gutes Essen und zu trinken. Gerti und ich brieten in der Küche Fleisch und richteten den Tisch. In der Zwischenzeit mußten auch unsere Alten aufstehen und sich mit uns an den Tisch setzen, um mitzuessen. Unsere beiden Kinder durften weiterschlafen. Als die Russen an ihren Betten standen und Gerti und ich weinten, beschwichtigten sie uns, wir sollten keine Angst haben. Zunächst wurden wir nach unseren Männern ausgefragt: Mann Offizirr? Gertis Mann war bereits 14 Jahre tot, aber von Lothar hatten sie unter meinen Sachen ein Bild in Uniform gefunden, das ich zu vernichten vergessen hatte. Es ging aber glimpflich ab, und nachdem sie nun tüchtig gegessen und vor allem getrunken hatten, erlebten Gerti und ich zum erstenmal, was von nun an für uns die Norm werden sollte. Erst am Morgen verließen uns die Russen, wir waren todmüde und wie gerädert, aber während wir noch frühstückten, kam johlend eine Horde Russen mit aufgeplanzten Bajonetten, total betrunken (vorausschauenderweise war ja vorher nichts an Alkohol an die Bevölkerung ausgegeben worden, damit die Russen genug vorfänden und ihr Mütchen an uns kühlen konnten). Sie jagten uns alle mit ihren Bajonetten durchs ganze Haus und den Keller und schienen große Freude an unserer Angst zu haben. Dann taten sie sich an Gerti und mir gütlich und verschwanden.

Wir waren am Rande der Verzweiflung, denn es war uns ja klar, daß es nun unablässig so gehen würde. In unserer Weltuntergangsstimmung berieten wir, daß jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen sei, uns alle erschießen zu lassen. Wenn man von dem Mut der Verzweiflung spricht, so war das bisher etwas, was man nicht recht begreifen konnte. Aber jetzt befanden wir uns in dieser Situation. Ein Ende erschien uns als das Gnädigste. Gerti und ich gingen also zu dem Nachbarn, um ihn zu bitten, nun sein Versprechen einzulösen. Woran wir aber im Ernst nie gedacht hatten, war die Absage, die er uns erteilte.

Auch er und seine Frau waren bereits so weit, daß sie nur noch das Ende herbeisehnten, und er sagte bedauernd, daß er nun nicht mehr die Nerven dazu habe, noch weitere acht Personen zu erschießen. Niedergeschlagen kamen wir mit diesem Bescheid zurück und überlegten alle gemeinsam, auf welche Weise wir allem weiteren Unheil entrinnen könnten.

Ein uns zugetaner naher Bauer wurde aufgesucht und gebeten, er möchte im festgefrorenen Mühlenteich ein Loch aushauen, damit wir ins Wasser könnten. Er lehnte das aber ab, weil es sich mit seinem katholischen Glauben nicht vereinbaren würde. Dafür gab er uns E 605. Es stände aber schon lange, sagte er, er wisse nicht, ob die gewünschte Wirkung noch eintreten würde. Wir sahen davon ab, und Walter ging auf Vorschlag meiner Tante ins Turbinenhaus, um die Turbinenschächte zu inspizieren, ob wir durch die Schächte ins Wasser könnten. Zu eng! So hatte meine Tante einen letzten Vorschlag, in den Wald zu gehen und zu erfrieren. Bei 20 Grad war das ja durchaus möglich, doch da um uns herum die Front war und die Russen die Wälder durchkämmten, wären wir wohl gar nicht zum friedlichen Einschlafen gekommen. Wir saßen also alle wie die Mäuse in der Falle, die nun auf weitere Quälereien gefaßt sein mußten. — Am Abend kam dann eine weitere Horde, die es auf Uri, Uri, Schmuck und Silber abgesehen hatte. Sie plünderte alles noch in den Schubladen vorhandene Silber, vermutete aber ganz richtig, daß wir vieles versteckt hatten, und drohte uns: Bis morgen alles da, sonst erschießen. Solche Drohungen wurden uns für die Folgezeit sehr geläufig, und wie oft haben wir sie inständig gebeten, sie doch wahrzumachen. – Was aber nach ihrem Besuch sehr einschneidend war, war der Verlust der Brillen unserer alten Generation, auf den wir alle niemals gefaßt gewesen waren. Meine Eltern hatten von nun an zusammen eine, die mein Vater bei sich gehabt hatte, und die wurde nun sorgfältig gehütet.

Am Morgen des nächsten Tages gingen meine Cousine und ich hinauf zu dem Haus des Nachbarn.

Die Tür stand offen, seine Frau lag im Bett, das Blut floß aus ihrer Schläfe auf den Fußboden, und er lag, die Pistole in der Hand, ebenfalls aus der Schläfe blutend, auf der Chaiselongue. Beide waren noch nicht richtig kalt. Ihr Anblick erweckte in uns nur den einen Wunsch: Warum können wir nicht auch hier liegen! Da das Ehepaar uns ja schon vorher Andeutungen gemacht hatte, daß es aus dem Leben scheiden wolle und wir uns mit den zurückgebliebenen Dorfbewohnern Eßbares und Brennbares holen sollten, benachrichtigten wir gleich alle, und es begann angesichts der Toten ein makabres Plündern.

Aber was sollten wir tun! Jedesmal hatten die Russen uns von unseren Vorräten genommen, und woher sollten wir unsere Nahrung nehmen als aus den verlassenen Häusern? Niemand hatte auch nur eine Träne für die Toten, im Gegenteil, jeder beneidete sie sehr. (Später ist ihr Sohn doch heil aus dem Kriege gekommen, er meldete sich vor einigen Jahren bei mir, und ich konnte ihm durch eine eidesstattliche Versicherung bei der Behörde, seine Eltern tot gesehen zu haben, noch zu seinem Lastenausgleich verhelfen.)

Es vergingen drei weitere Tage in Angst und Schrekken, da kam eines Tages eine Russenabordnung und sagte, wir müßten bis Mittag um 1 Uhr das Haus verlassen, nichts mitnehmen, bloß ein bißchen zu essen. Radebrechend fragten wir, wohin wir denn sollten?

Irgendwohin zur Kommandantur, verhören, war die Antwort. Inzwischen bewachten die Soldaten unser Haus. Es wurde ein Treckwagen mit den uns verbliebenen zwei Pferden (die anderen waren schon requiriert) herausgeholt, Betten hinaufgepackt, auch von

den anderen Leuten, die aus ihren Häusern herausmußten, dazu ein Sessel, auf dem meine arme gelähmte Tante nun bei der holprigen Fahrt durch hügeliges Gelände Qualen durchmachen sollte. Während wir fast kopflos gar nicht recht wußten, was wir in die Hand nehmen sollten, denn auf dem Wagen war ja kein Platz, plünderten die Soldaten noch unsere Einweckvorräte, machten Gläser auf, nahmen mit den Fingern, soviel ihnen schmeckte, dann wieder aus dem nächsten, so wurde eins nach dem anderen unbrauchbar gemacht, auch die Gläser, die wir uns noch gerade vor ein paar Tagen geholt hatten. Auch die Saftflaschen wurden geöffnet, eine um die andere probiert und mit einem Fluch abgesetzt, weil nicht der vermutete Schnaps darin war. Mit Sorge sahen wir unsere Nahrungsmittel schwinden, denn noch dachten wir, daß wir vielleicht schon morgen zurück könnten und das Verlassene wiederfinden.

Welche Utopie! – Während wir Frauen also das Notwendigste zusammenpackten, begruben fünf Männer das tote Ehepaar. Es war eine große Arbeit, seitlich ihres Hauses ein Grab in den tiefgefrorenen Boden einzuhauen, in dem beide, in eine Decke gewickelt, Platz hatten. Aber sie waren nun beneidenswert gut untergebracht, das war unser aller Gedanke, als sich unser armseliger Treck in Bewegung setzte und wir an dem Haus vorbeikamen. Die Männer mußten alle schon vorsichtig sein, denn sie wurden von den Russen mitgenommen, so auch mein Vater und Gertis Schwiegervater. Wir konnten nicht einmal weinen, als sie von den Russen abgeführt wurden und wir in dieser eisigen Kälte ins Ungewisse auf die Landstraße mußten. Was wollten sie schon mit so alten Männern? Als unsere Karawane, die Alten und kleinen Kinder auf dem Wagen, wir Jüngeren zu Fuß, mit wenigen Habseligkeiten daneben, nun auf der zu Eis gefrorenen Straße den Berg hinanfuhr unter ständigem Anfeuern der rutschenden Pferde, sahen wir weit hinten über das Feld unsere Angehörigen kommen, und die Freude war groß, jedenfalls bei uns, sie selber hatten gehofft, auf dem Marsch erfrieren zu können.

Wir kamen nun durch verschiedene kleine Dörfer, pochten an viele Türen, wo noch Deutsche zurückgeblieben waren, und baten um Aufnahme. Aber niemand war in der Lage, für 25 Leute Quartier und womöglich noch Verpflegung zur Verfügung stellen zu können. Mutlos fuhren wir weiter und entdeckten in der Dämmerung in der Nähe des Dorfes Neudorf ein in fieberhaftem Aufbruch verlassenes Jugendheim. Auf einem langen Tisch im Speiseraum standen noch nicht ganz leergegessene Teller. Wir hatten ein paar Streichhölzer bei uns und suchten nun zunächst nach einem Raum, in dem wir wenigstens schlafen konnten. Alles andere würde sich am nächsten Tage, wenn es hell sein würde, finden. Bettgestelle mit Querlatten waren noch einige vorhanden, aber keine Matratzen, geschweige denn Betten, das war schon alles geplündert. Das Lichtkabel war selbstverständlich durchschnitten, das hatten die Russen bei uns auch schon vorher getan. So waren wir wenigstens froh, daß wir ein Dach über dem Kopf hatten, und schliefen schlecht und recht auf den Bettladen oder auf der Erde. Am nächsten Morgen inspizierten wir die zurückgelassenen Vorräte, von denen es ja nach unserer Überlegung noch eine ganze Menge in einem für viele Menschen bemessenen Haus geben mußte. Gott sei Dank fanden wir einige große Dosen mit Gemüse und Suppenpulver, auch Kartoffeln und Wruken waren im Keller. Es gab auch noch etwas zurechtgemachtes Holz und ein paar Kohlen, so daß wir für die ungewissen nächsten Tage versorgt waren. Das Jugendheim lag so abgelegen im Wald, daß es uns einen gewissen Schutz vor den Russen gab. In der Nähe lagen einige tote deutsche Soldaten, von Ratten angefressen. Niemand dachte daran, sie zu begraben, denn unser Häuflein war auf unserem Wege durch die Dörfer bereits um die Männer mittleren Alters von den Russen, denen wir ja überall begegneten, dezimiert. Sie sind auch niemals wiedergekommen. Entweder wurden sie mitgenommen oder von betrunkenen Russen erschossen.

Noch bevor wir unseren Ort verließen, hatten sie von unseren Leuten einen Mann mittleren Alters, Vater von zwei halbwüchsigen mit uns gehenden Kindern, getötet. Wir ließen ihn liegen, erst als der Frost wegging, wurde er später beerdigt. Auch seitens der Kinder kamen keine Tränen, ein Schrecken löste immer den anderen ab, man konnte immer wieder nur die Toten beneiden.

Einige Tage hatten wir nun Ruhe, als wir von den Russen aufgespürt wurden und unsere Drangsal von neuem losging. Wir beschlossen daher, in dem ziemlich verlassenen Dorf Pestlin uns eine andere Bleibe zu suchen, und fanden für noch 20 Leute in einem verlassenen Haus eine kleine Oberwohnung mit zwei Zimmern und einer winzigen Küche, in der noch einiges Geschirr zum Kochen und ein paar Vorräte vorhanden waren. Bis auf zwei Bettladen war alles ausgeplündert. Da hinein kamen unsere Alten, wir anderen schliefen auf dem Fußboden dicht zusammengepfercht. Aber gerade das dichte Beisammensein gab uns ein kleines Gefühl der Sicherheit. Kamen die Russen in das Haus, verhielten wir uns alle wie die Mäuschen, was mit den Kindern nicht immer leicht war, um Unbewohntheit vorzutäuschen. Licht gab es ja sowieso nicht, und am Nachmittag, wenn es dunkel war, sahen wir tagelang die Häuser der Stadt Stuhm, wo noch immer die Front war, in Flammen aufgehen. In den Straßen marschierten bei dieser gespenstischen Beleuchtung russische Truppen. Dann aber muß die Front weitergezogen sein. Es wurde, bis auf einige versprengte Soldaten, ruhig in unserem Dörfchen, und da wir die aus dem Jugendheim mit-

gebrachten Lebensmittel aufgebraucht hatten, wurde Kriegsrat gehalten, wie wir neue Eßvorräte herschaffen sollten. Es wurde vorgeschlagen, zu versuchen, eine Abordnung von ca. sieben Frauen und einem 60jährigen Mann zu Fuß in unser sieben Kilometer entferntes Heimatdorf zu schicken, um zu sehen, ob wir in unseren Häusern noch etwas von den Vorräten, die jeder zurückgelassen hatte, finden würden. Vorsichtig gingen wir im Gänsemarsch hintereinander, immer Ausschau haltend, ob nicht irgendwo Russen wären. Im Wald hörten wir sie Bäume absägen, der Raubbau an unseren schönen Wäldern begann. Einigen Trupps arbeitender Russen begegneten wir, aber bis auf ihr Verlangen Uri, Uri ließen sie uns in Ruhe. Nun, und die waren wir ja längst an ihre Brüder losgeworden. Es gelang uns, unsere Häuser zu erreichen, aber wie sah es darin aus. Viele Möbel, soweit sie leicht transportierbar waren, waren weggeschafft, alle Schränke leer, Porzellan war aus den Schränken herausgeworfen worden, dazwischen zerfledderte Fotoalben, Betten aufgeschlitzt und die Federn darübergeschüttet, und damit das Stilleben seinen besonderen Reiz bekam, hatte man überall Haufen hingesetzt. In unseren Schlafzimmern waren ebenfalls die Betten aufgeschlitzt, darüber unser schöner Sirup ausgegossen, kurz, es waren die Bilder, von denen man soviel gehört hatte. Unweit unseres Anwesens war die Front durchgezogen, man sah es an den von Granatwerfern oder Stalinorgeln zerrissenen Bäumen, und uns wurde nun klar, warum man uns so schnell aus unseren Häusern herausgeworfen hatte. Nach allem, was wir schon unterwegs gesehen hatten, erschütterte uns der Anblick im Inneren des Hauses gar nicht mehr, wir konnten ja einstweilen auch nicht wieder hierher, und es galt jetzt, Lebensmittel zu finden. Von unseren Vorräten war nichts mehr zu entdecken, aber auf unserem Wege waren wir schon darauf aufmerksam geworden, wieviel vor dem Einmarsch der Russen von der Bevölkerung vergraben worden war, als die Erde noch weich war, und so fanden wir meistens neben jedem verlassenen Haus aufgehauenes Erdreich, aus dem Wäsche, Wertgegenstände, Porzellan und was man sonst gern behalten hätte, hervorlugte. Dort fanden wir auch Lebensmittel, vornehmlich Nährmittel. Einstweilen gab es auch auf den verlassenen kleinen Anwesen noch lebende Tiere, die zwar laufend von den Russen requiriert wurden, uns aber immer noch hoffen ließen, daß noch etwas zum Schlachten dasein würde, wenn wir wieder zurückkämen. Alle Ställe waren geöffnet, die Tiere versorgten sich sozusagen selbst, denn sie fanden noch ausreichend Kleie, Rüben und Heu. Das Federvieh allerdings war bereits restlos beseitigt, doch standen die Kühe noch im Stall und wurden von den zurückgebliebenen Deutschen gemolken. Es gab also dort noch Milch für die Kinder. — Die gleiche Entdeckung wie Gerti und ich hatten auch die anderen Frauen in ihren Instkaten gemacht. Soviel wir tragen konnten, nahmen wir an Lebensmitteln mit, und zogen wieder zurück nach Pestlin, froh, dort heil angekommen zu sein, denn, wie wir hörten, bestand für die deutschen Frauen immer die Gefahr, daß sie irgendwohin zur Arbeit mitgenommen wurden.

Der Schwiegervater von Gerti hatte es übernommen, für uns alle Brot zu backen. Woher wir in Pestlin das Korn bekamen, das von nun an von jedem Mitglied unserer Wohngemeinschaft auf Kaffeemühlen unablässig gemahlen werden mußte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls war der Besitz einer Kaffeemühle zu einem kostbaren Schatz geworden, und wir streunten in verlassenen Wohnungen herum, um eine solche und irgendwelche Lebensmittel zu entdecken.

So hielten wir uns alle 16 Tage mit der Ernährung über Wasser. Nun wurde es ruhiger im Dorf, auch die Brände in Stuhm hörten auf, Nachschub marschierte durch, ohne sich noch in der Stadt aufzuhalten, und so schien für uns der Zeitpunkt gekommen, an unseren Treckwagen, den wir bei einem Bauern mit den Pferden untergestellt hatten, die Gäule anzuspannen und den Heimweg anzutreten. Es war der 16. Februar. Die armen Pferde, die nicht ausreichend gefüttert worden waren, zwangen den Wagen auf der noch vereisten Straße nicht den Berg hinan. Wir schoben alle, mußten uns aber unterwegs von einem Bauern Pferdeverstärkung holen, bis wir einen glatten Weg hatten. So ging es dann heimwärts mit dem quälenden Gedanken, wie wohl jetzt das Leben weitergehen würde. Man hatte gelernt, dankbar zu sein für alles, und so waren wir unendlich froh, daß trotz der Kämpfe keine Fensterscheibe kaputtgegangen war. Es mutete uns wie ein Wunder an. Zunächst heizten wir zwei Räume und machten uns daran, den Unrat wegzuräumen, indem wir noch manches liebe Foto, vielleicht auch eine Rolle Nähgarn, eine Nähnadel fanden. Alles, was man an derartigen Dingen noch besaß, sollte für die nächsten Jahre zu Schätzen werden. — Die Nachbarn, mit denen wir in Pestlin zusammengewesen waren, kamen nun aus Angst vor den Russen alle zu uns. In dem großen Haus waren ja Zimmer genug. Jeder holte sich in den nächsten Tagen an Gebrauchsgegenständen, was noch in verlassenen Häusern zu finden war, und jeder mußte auch auf diese Weise für Lebensmittel sorgen. Es gab damals noch keine ausgesprochene Not in dieser Beziehung. Beispielsweise fanden wir in einem Nachbardorf im Keller einer Fleischerei in Salzlake liegende Speckseiten, die wir nun alle nach Hause schleppten und zu Schmalz ausbrieten. Aber wo sollten wir unsere Vorräte verstecken? Täglich kamen nun in unser Haus Russen und nahmen mit, was sie fanden, alles Flehen half nichts. Und sie waren sehr findig.

In unserer Bahnstation gab es nun schon eine russische Kommandantur, deren Besatzung uns täglich ei-

nen Besuch abstattete. Sie hatten alle „Paninkas" bei uns gezählt, die auch immer zur Stelle sein mußten. Waren sie es nicht, so schossen sie, betrunken, wie sie immer waren, in die Zimmerdecke. Hatte man sich einmal versteckt, um ihrer Unersättlichkeit zu entgehen, so sorgten schon die anderen Frauen dafür, daß man gesucht wurde, sonst wurden sie zu sehr geplagt. Es war eine furchtbare Zeit für uns. Obgleich Gerti und ich uns mit ganz langen Röcken meiner 80jährigen Tante verkleidet hatten, ein altes Tuch auf dem Kopf und gebückte Haltung vortäuschend, wurden gerade wir mit unbestechlicher Sicherheit die Opfer ihrer Zügellosigkeit. Ein junges Mädchen aus unserem Kreis starb an den Folgen der übermäßigten Beanspruchung.

Aber es gibt auch nette Erinnerungen an die Russen. Da es bei dem Nachschub schon gemütlicher zuging, ließen sich manche schon die Zeit, „mit uns in die Schule zu gehen", wie sie sagten. Zunächst hatten wir wieder Angst vor Verschleppung, dann aber lachten sie und sagten, sie wollten mit uns lernen. Wir mußten uns dann alle an den Tisch setzen, irgendein Gegenstand wurde heraufgelegt und einmal auf deutsch, einmal auf russisch bezeichnet. Jeder schrieb sich nun die phonetische Aussprache auf. Das war manchmal sehr lustig, auch einige Verben lernten wir auf diese Weise, so daß man sich in Infinitiven und Substantiven sogar etwas unterhalten konnte. Doch hätte man damals die Schrift gekonnt. Einmal kam ein älterer Russe, der uns nichts tat und sehr freundlich war, dem erzählten wir unsere Leiden und baten ihn, doch seinen Kameraden einen Zettel zu schreiben, daß wir krank seien und sie uns in Ruhe lassen sollten. Bereitwillig tat er es, und wir waren so grenzenlos dumm, ihm zu trauen und dieses Pamphlet den nächsten vorzulegen. Die lachten sich tot, und wir mußten erst recht leiden. Eines Sonntags, an dem es verhältnismäßig ruhig war, hatte ich mich an das Klavier gesetzt (es war nicht weggenommen worden) und spielte. Ich glaube, ich war gerade bei Operettenmelodien, als die Tür aufging und unsere Peiniger hereinkamen. Da die Russen ja sehr musikfreudig sind, waren sie ganz begeistert, ergriffen unsere weiblichen Wesen und fingen an, wie wild mit ihnen zu tanzen. Bis zum Abend mußte ich ununterbrochen Klavier spielen, dann zogen sie los, ohne uns etwas getan zu haben – ein Sonntagsgeschenk. Wir gingen alle schlafen, ich hatte meinen kleinen Winfried immer bei mir, als es an die Haustür bullerte. Da standen drei Russen, beschwichtigten uns, wir sollten keine Angst haben, sie wollten nur die Paninka holen, die Klavier gespielt habe, sie soll in ein anderes Dorf kommen, wird sie es dort guthaben und bekommt zu essen. Den kleinen Sohn kann sie mitbringen. Nun, ich wußte, was das bedeutete, und dankte meinem Schöpfer, daß er mich an diesem Abend, vielleicht vor Anstrengung, fiebern ließ. Ich sagte den Russen, daß ich krank sei und Fieber habe. Darauf steckte mir der eine ein noch vorhandenes Thermometer in die Achselhöhle, blieb fünf Minuten an meinem Bett sitzen und stellte dann fest: 39 Grad. Damit gab er sich zufrieden, denn Krankheit fürchteten die Russen sehr. — Ein anderes Mal machte mich ein älterer Russe darauf aufmerksam, daß ich meinen Ehering, den ich noch immer besaß, weil ich ihn nicht mehr vom Finger bekam, verlieren würde, wenn ich mir nicht einen Lappen darum wickeln würde. „Kommt Bolschewik, hackt Finger ab", warnte er mich. – Den Kindern gegenüber waren die Russen alle sehr nett. Oft gaben sie ihnen ein Stückchen Brot und spielten mit ihren Spielsachen. Für sie wurden die Russen nur dann zum Schreckgespenst, wenn sie uns mit Verschleppung gedroht hatten, falls wir uns nicht ihren Wünschen fügten. Dann nahmen wir die Kinder auf den Arm und sagten ganz entschlossen zu den Russen, sie sollten uns erschießen. Wenn sie keine greifbaren Gründe hatten, taten sie dieses nicht, aber in einem Nachbardorf, in dem sich die zurückgebliebenen Deutschen auch zu einem Knäuel zusammengetan hatten, hatte jemand bei ihrem Eintritt aus Versehen „Heil Hitler" gesagt. Sie metzelten alle nieder auf bestialische Weise und hingen die Leichen in einer Scheune verkehrt auf.

Allmählich wurde das Zusammenleben mit den Nachbarn doch menschlich schwierig, so daß wir ihnen eines Tages den Vorschlag machten, in ihre Häuser zurückzugehen. Da die Front nun schon lange an uns vorübergezogen war, hatten wir nur täglich mit vereinzelten Besuchen zu rechnen, die sich aus den Kommandanturen in den einzelnen Dörfern rekrutierten. Wir kannten sie fast alle, und wenn ein Wechsel war, kam die bisherige Besatzung mit der neuen, um uns gewissermaßen mit der neuen bekannt zu machen. Mittlerweile war es März geworden, die Tage waren spürbar länger, zuweilen machte sich ein Frühlingsahnen in der Natur bemerkbar, wodurch auch unser Mut wuchs, obgleich die Ernährungsverhältnisse für uns auch katastrophal zu werden begannen. Gerti, Walter und ich gingen daher auf Raub aus zu der drei Kilometer entfernten Bahnstation Rehhof. Dort lagen auf dem Bahnhof unzählige geöffnete Koffer, die man noch vor dem Russeneinfall hatte wegschicken wollen, infolge der Transportschwierigkeiten aber auf dem Versandbahnhof liegengeblieben waren. Es waren vor allem Wäsche, Silber, wertvolle Bücher, Betten usw. Alles lag verschneit und verdreckt herum, und man suchte sich heraus, was man gebrauchen konnte. Auch in verlassenen Häusern, Geschäften und in der Apotheke fanden wir neben Lebensmitteln manches Brauchbare, auch für die uns so wichtigen Hygienemittel, die uns vor Schlimmem bewahrt haben. Wir hatten bei unseren Exkursionen schon solche Routine, daß wir die im Wald holzschlagenden Russen immer umgingen und auf dem Bahnhof, von wo sich auch andere

Leute aus benachbarten Dörfern das Nötigste holten, schon längst keine Angst mehr hatten, daß uns etwas passieren könnte. Doch eines Tages, gerade als ich mit einem eigenen Überschlaglaken auf dem Bahnhof (auch wir hatten unsere Koffer ins Reich schikken wollen) ein freudiges Wiedersehen feierte, standen auf einmal sieben Russen mit Gewehr im Anschlag vor uns und forderten uns unmißverständlich auf, auf den Wagen zu steigen, mit dem sie gekommen waren, und mit ihnen zu fahren. Alles Wehklagen und Protestieren half nichts. In holpriger Fahrt ging es auf ein Gut, wo sie die Kühe zusammengetrieben hatten und nun Arbeitskräfte brauchten.

Gerti, Walter und ich fütterten mit den anderen Frauen das Vieh mit Stroh (!) und waren in großer Sorge, was nun mit uns geschehen sollte, denn auf uns warteten zu Hause unsere Angehörigen. Alle waren auf unsere Hilfe dringend angewiesen. Es war Mittag geworden, wir malten uns aus, welche Aufregung wohl zu Hause herrschen würde, da kam ein neuer Schrecken: Es fuhr ein Leiterwagen mit Russen vor, die mit ihren Kameraden verhandelten. Daraufhin mußten wir uns alle in einer Reihe aufstellen, jeder zweite heraustreten. Nun wurde bestimmt, eine Reihe bleibt hier, eine Reihe geht mit den Russen.

Wir wurden also getrennt. Gott sei Dank blieb Gerti wenigstens mit Walter zusammen, ich mußte mit ca. sieben Frauen, flankiert von sieben bewaffneten Russen, ins Ungewisse marschieren. An ein Entkommen war unterwegs gar nicht zu denken. Unsere Bewacher klopften auf unserem Marsch an die Häuser, in denen noch Deutsche lebten, und holten erbarmungslos manche junge Frau heraus, die sich unserem Elendszug anschließen mußte. Unser Häuflein wurde immer größer, die Verzweiflung aller, die fast ausnahmslos kleine Kinder oder Alte zu Hause hatten, stärker. Wir wateten durch tiefen Schnee in den Wäldern, denn die Russen kannten ja die Wege nicht, obgleich alle deutschen Schilder durch russische Bezeichnungen ersetzt worden waren. Als wir einige Stunden unterwegs waren und müde vom Stapfen, fragte der führende Russe, ob einer den Weg nach Neudorf wüßte. Gott sei Dank kannte ich ihn und sagte, ich werde ihn ihnen zeigen. Dabei benutzte ich einen Trick und führte uns über einen Umweg, der an unserem Haus vorbeiging. Auf diese Weise hoffte ich, doch wenigstens unseren Angehörigen noch sagen zu können, daß wir nun vermutlich verschleppt würden. Kurz, bevor der Weg zu unserem Gehöft einmündete, sagte eine junge Frau voll verzweifelter Empörung in Polnisch, Stalin habe gesagt, keine Mütter von kleinen Kindern wegzunehmen, und sie habe zwei kleine Kinder. Ich auch, sagte ich in Polnisch, und tatsächlich, das Unerwartete trat ein, sie fragten wo? Ich zeigte ihnen unser Haus, das bereits zu sehen war, wollte weglaufen und die Treppe herauf. Da packten mich zwei Russen, warfen mich die Treppe hinunter und bedeuteten mir, daß ich hier zu warten habe. Dann gingen sie ins Haus hinein und müssen wohl mit meinen Eltern verhandelt haben, denn auf einmal kam Winfried aus der Tür auf mich zugelaufen. Ich breitete meine Arme aus, nahm ihn auf den Arm, und auf einen Befehl „Geh" war ich wie durch ein Wunder frei. Auch die junge Frau konnte zurückgehen. Von einigen anderen hörten wir zwei Jahre später, daß sie nach Rußland verschleppt worden seien, nur wenige hatten die Strapazen überstanden. Meine Eltern waren überglücklich, daß noch einmal alles gutgegangen war, aber wo waren nun Gerti und Walter? Wie sollte ich meine Tante trösten, die mit dem Schlimmsten rechnete, denn es wurde Nacht, und die beiden waren nicht zurückgekommen.

Aber auch sie waren behütet worden. Am Spätnachmittag des nächsten Tages tauchten sie plötzlich wieder auf. Man hatte sie zu einer Kommandantur gefahren, wo Gerti erst für die Russen kochen, dann Geschirr waschen mußte und eine scheußliche Nacht hinter sich hatte. Wir wurden nun etwas vorsichtiger mit unseren Raubzügen, dennoch konnten wir sie nicht aufgeben, denn niemand kümmerte sich um uns, und wir mußten zur Selbsthilfe greifen.

Eines Tages trauten wir unseren Augen kaum, wir hatten schon so seltsame Geräusche in unserer noch winterlichen Stille gehört, die aber mit ziemlicher Lautstärke näherkamen: Es waren ungefähr 50 deutsche gefangene Soldaten in ihren Uniformen, die die Bahnschienen aufnahmen. Wie wir hörten, war das schon in allen bisher eroberten Gebieten geschehen. Das Gefühl der absoluten Isolierung legte sich lähmend auf die Gemüter, doch im Augenblick war die Freude groß, daß wir mit unseren Landsleuten ein paar Worte sprechen konnten und sie uns in Hast doch einiges über die Kriegslage zu erzählen wußten, als sie von uns Wasser zum Trinken holten. Zwar hielten uns die Russen beim jedesmaligen Besuch auf dem laufenden, wie weit Deutschland schon erobert worden war, aber wir wollten das einfach nicht glauben. Nur, als auf Danzig das pausenlose Bombardement zur endgültigen Kapitulation fiel, bekamen wir eine Ahnung von der Grausamkeit der Leiden, die die Bevölkerung erdulden mußte, denn nicht weit von uns müssen die Russen ein Bombendepot gehabt haben, von dem sie in ständigem Einsatz der Kampfflugzeuge ihre tödliche Last holten. Im Tiefflug kamen sie dann über unseren Ort und nahmen Kurs auf das nicht sehr ferne Danzig.

Es war April geworden, und wir hörten, daß um Berlin gekämpft wurde, aber das war für uns weit, und uns hielt eine neue Kampagne der Russen in Atem: Sie führten alles noch vorhandene Rindvieh, soweit es nicht ihrer Versorgung bereits zum Opfer gefallen war, ab. Das bedeutete, daß alle Kinder des Dorfes keine Milch mehr haben würden, bisher noch immer die Grundlage für die Ernährung neben dem Korn,

das wir dem Silo der Mühle entnahmen und auf unseren Kaffeemühlen unentwegt mahlten. Daß Rinder ja nicht einen langen Marsch auf der Landstraße aushalten und viele verenden würden, überlegten sie natürlich nicht. Unbarmherzig nahmen sie alles fort und hieben auf die armen Tiere ein, wenn sie nicht schnell genug vorwärtskamen. Den Zug beschloß ein Russe, der auf einem Wagen hinterherfuhr. Ich war noch ein ganzes Stück mit dem Elendszug mitgelaufen und hatte den auf dem Wagen sitzenden Russen gebeten, uns doch für die Kinder eine Kuh zu lassen. Aber ich bekam nur ein paar Peitschenhiebe und mußte unverrichteterdinge wieder zurück. Es war gerade am Tage vor meinem Geburtstag; wir hatten sogar noch die vermessene Idee gehabt, einen Kuchen zu backen und eingemachtes Obst darauf zu legen, das wir noch unter ein paar Kohlen versteckt hatten. Aber bevor die Russen in die Ställe gingen, um die Tiere loszumachen, hatten sie bei uns mit langen Sonden im Keller und in verdächtigem Erdreich alles durchsucht und unsere letzten Weckgläser gefunden. Sie wurden geöffnet, mit Fingern probiert, und so waren sie für uns schon unbrauchbar, denn wir mußten uns sehr vor Geschlechtskrankheiten der Russen hüten. — Läuse jeder Art, die uns furchtbar plagten, weil wir keine Bekämpfungsmittel besaßen, hatten sie uns ohnehin in rauhen Mengen vermacht.

So war unsere Freizeitbeschäftigung dann gegenseitiges Läuseknacken. – Als wir einige Zeit später in ein anderes Dorf wollten, kamen wir im Wald an einer Lichtung vorbei, auf der die Russen mehrere Kühe geschlachtet hatten. Die ungeborenen Kälbchen lagen verendet da, die schöne Leber unangetastet, auch viele noch wertvolle Fleischstücke, es war ein Bild des Jammers. Aber alles war bereits in Verwesung übergegangen. Wie vielen hätte damit noch geholfen werden können! Denn allmählich wurde die Ernährungslage bedenklich. Wir hatten uns zwar manches noch aus verlassenen Häusern geholt, aber ebenso schnell waren wir es durch die Russen immer wieder losgeworden. Wenigstens gab es schon Brennnesseln, aus denen man Spinat oder eine Suppe machen konnte, auch gab es die Möglichkeit, bei den Russen gegen Brot auf den verlassenen Gutshöfen zu arbeiten. Aber das war eben immer mit Angst verbunden, daß man weiter mitgenommen wurde. Vorläufig hatte jeder noch Kartoffeln im Keller, und wenn die Ernährung auch sehr eintönig war, bestand immer noch Grund zur Dankbarkeit. Doch wie sollte es weiter werden? Man mußte nun das Wenige, was man hatte, teilen, denn im April begannen Hunderte von Flüchtlingen zurückzufluten, um wieder in ihre Heimat zu gelangen. Angeblich hatte man ihnen im chaotischen Reich geraten, wieder auf ihre kleinen Höfe zu gehen und sie zu bewirtschaften. Begreiflicherweise war der Wunsch der armen Leute, ihre Scholle wiederzusehen, so stark, daß sie unbedingt zurückwollten, selbst wenn sie auch nichts als das nackte Wohnhaus wiederfinden würden. Denn überall war ja geplündert, das Vieh weggeführt oder für die Versorgung requiriert worden. Es kam sogar noch eine Mutter mit einem Säugling, der wie ein Wunder am Leben geblieben war, aber Milch konnten wir ihm ja auch keine mehr geben. Die Flüchtlinge blieben immer nur eine Nacht, dann zogen sie voller Hoffnung weiter; nur einmal fanden wir eine alte Frau, die nicht mehr weiter konnte, aber nicht wollte, daß ihre Angehörigen ihretwegen zurückblieben, in dem Haus des toten Nachbarn. Wir nahmen sie zu uns, sie blieb vier Wochen, bis ihre wunden Füße geheilt waren. Inzwischen hatte sie sich aus Flicken Schuhe genäht, auf denen sie nun bis in die Tilsiter Gegend zu Fuß wollte. Als dann Ende April die Sonne das aufgetaute Land so warm beschien, war sie nicht mehr zu halten, sie meinte, sie würde unterwegs schon Menschen finden, die ihr weiterhalfen. Auch ein 80jähriger Lette kam, der den langen Fußmarsch ebenfalls nach Ostpreußen machen wollte. Für jedes bißchen Essen war er außerordentlich dankbar und vergaß nie, ein Gebet zu sprechen.

Unsere ganze Hoffnung setzten wir nun bei der Ernährung auf das, was im Garten und Wald wachsen würde. Wir gruben die Gemüsebeete um, säten den noch gefundenen Samen ein, hielten ängstlich Saatkartoffeln zurück, die wir im Mai legten, denn wir mußten ja schon an den kommenden Winter denken. Die Felder waren ja noch im Herbst bestellt worden, Korn würde es geben. Ich weiß noch, wie Gerti und ich uns umschichtig vor die schwere Egge spannten, um ein Stück umgepflügtes Land zum Säen bereit zu machen. Pferde gab es natürlich keine mehr. Von dem einen Gespann, mit dem wir damals nach Pestlin getreckt waren, starb ein Pferd bald nach unserer Rückkehr an Entkräftung. Als der Schnee weggeschmolzen war, gruben wir auf dem Hof ein tiefes Loch, was uns sehr viel Mühe machte, denn es mußte für das Tier ja sehr groß sein, und unsere Kräfte waren schon sehr dezimiert. Soweit noch Männer vorhanden waren, wurden jetzt auch die überall verstreutliegenden Toten begraben. Es waren darunter viele Flüchtlinge, von denen man nicht einmal den Namen wußte. Im Wald fand Walter einmal einen Soldaten, der noch seine Erkennungsmarke und auch Papiere bei sich hatte. So konnte er später dessen Angehörige benachrichtigen. – Flüchtlinge, die auf ihrem Rückmarsch in den Häusern noch verbliebener Deutscher gestorben waren, wurden immer gleich dicht am Hause beerdigt. Sie sind auch nicht mehr umgebettet worden, wie ich gerade vor kurzem noch von Bekannten hörte. Wie oft blieben die Kinder sterbender Mütter zurück! Von ihnen war dann meistens nur der Vorname bekannt. Sie sind alle längst Polen geworden.

Im ersten Maidrittel wurde es unwahrscheinlich ruhig. Es gab drei Tage, an denen kein Russe und kein

Flüchtling mehr zu sehen waren. Diese Tage waren so unbeschreiblich schön, die Sonne schien so warm, die Vögel jubilierten, im Wald blühten die Anemonen und Leberblümchen. Wenn nicht die große Ungewißheit gewesen wäre, was das zu bedeuten hätte, würde man die paradiesische Landschaft, in der meine Verwandten wohnten, aus vollem Herzen genossen haben. Wir lebten ja nur von Gerüchten, unser Gesichtskreis war ja außerordentlich begrenzt. So hörten wir dann in den nächsten Tagen, daß „Woina kaput" sei. Es machte eigentlich gar keinen Eindruck auf uns, wir hatten keine Vorstellung, wie man über die Gebiete, die nun besetzt waren, verfügen würde, wußten auch nichts von Hitlers Tod, von dem furchtbaren Endkampf in Berlin, und ließen die Dinge, wie bisher, auf uns zukommen. Schon in den nächsten Tagen wurde es sehr emsig ringsumher. In Scharen kamen polnische Zivilisten, die nun anfingen, die leeren Häuser zu besetzen. Zu uns kam eines Tages ein junger Pole, der gebrochen deutsch sprach, und sagte, er werde die Mühle wieder in Betrieb setzen, wir könnten hier wohnen bleiben, sollten für ihn arbeiten, und alle würden zu essen haben. Vermutlich war der Wunsch, nun zu einem einigermaßen geregelten Leben zu kommen, die Ursache dafür, daß wir ihm damals glaubten. Auffällig hätte uns nur sein müssen, daß der Pole dann zu dem leeren Haus des toten Nachbarn hinüberging, sich an der Pumpe auf dem Hof zu schaffen machte und dort alles inspizierte, wie wir von uns sehen konnten. Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit, heißt ein Sprichwort. Wieder einmal verhielten wir uns furchtbar dumm und glaubten, der Pole prüfe das Haus für seine Zwecke und würde uns in dem weiträumigen Haus meiner Verwandten lassen! Wir besaßen das Notwendigste an Kleidungsstücken, Wäsche und Hausrat, das wir uns ja auf dem Bahnhof oder aus verlassenen Häusern beschafft hatten, und kamen gar nicht auf den Gedanken, bei solchen ungewöhnlichen Anzeichen etwas zu den anderen Deutschen zu bringen, vor allem aber Lebensmittel. Ein kostbarer Nachmittag verging. Plötzlich, so gegen 18 Uhr, erschien der Pole mit seiner Familie, polnischer Miliz und dem russischen Kommandanten. Er ließ von der Miliz das ganze Haus umstellen und sagte uns, am nächsten Morgen müßten wir das Haus verlassen und sollten in das andere ziehen. Mitgenommen werde nur das, was durch seine Hände gehe.

Jetzt erst ging uns ein Licht über unsere grenzenlose Dummheit auf. Draußen sahen wir bekannte Deutsche vorbeigehen, machten ihnen ein Zeichen, daß wir ihnen etwas hinausreichen wollten, wurden aber sofort von der Miliz daran gehindert. Wieder einmal saßen wir wie die Maus in der Falle. Am nächsten Morgen zogen wir nach einer schlaflosen Nacht, nur mit dem Notwendigsten in den Händen, das uns nur belassen wurde, wenn es auch nicht mehr verwendbar für die Polen war, hinaus. Wenigstens je ein Bett für zwei Personen durften wir mitnehmen, aber keine Lebensmittel! In dem leeren Haus gab es nur noch Strohschütten von den Flüchtlingen und jede Menge Ratten, die sich von dem Keller in die Zimmer durchgefressen hatten. Wir waren verzweifelt, es gab kein Bettgestell für unsere alte Generation, und meine arme gelähmte Tante, die wir auf ihrem Sessel nach oben tragen konnten, lechzte nach ihrem Bett, in dem die Schmerzen doch erträglicher waren. Bei den Deutschen sprach es sich wie ein Lauffeuer herum, was mit uns geschehen war, und rührend kamen sie und brachten uns von ihrem wenigen, was sie entbehren konnten. Für uns Jüngere aber bedeutete diese Veränderung, daß wir nun schwierigere Raubzüge machen müßten, um Eßbares zu finden. Wir hörten von einer abgebrannten Zukkerfabrik im Nachbardorf, in der Zucker mit dem Mörtel der Wände verschmolzen sein sollte. Dorthin gingen wir und klopften so viel los, wie wir tragen konnten. Zu Hause wurde diese Masse mit etwas Wasser auf dem Feuer geschmolzen und durch ein Tuch gegossen. So hatten wir in einer Schüssel kostbare braune Zuckerlösung stehen; Not macht erfinderisch, das lernten wir immer mehr kennen. Wir hatten doch auch gar keine Waschmittel für unsere Wäsche. Es wurden nun Holzkohlen in einem Bottich mit Wasser begossen (der im Stall vorgefundene Schweinetrog diente dazu), das eine Nacht stehen mußte, dann goß man die Lösung ab, und darin wurde dann die Wäsche gekocht. – Gottlob gab es in den Wäldern Unmengen von Pilzen. In roher und gekochter Form bildeten sie nun unser Hauptnahrungsmittel. Auch hatten wir das Gärtchen an unserem Hause bestellt und hatten so Gemüse. Später gab es in den Wäldern genug Blaubeeren und Himbeeren, die wir uns in Mengen holten, immer in der Angst, von den Polen erwischt zu werden, denn sie verlangten einen Beerenschein, und woher sollten wir die Zlotys dazu haben? Überhaupt kümmerten sich unsere neuen Herren in keiner Weise um die zurückgebliebene Bevölkerung. Jeder mußte sehen, wie er am Leben blieb. Neben unserem Haus war ein Stück Land, auf das wir den abgelagerten Mist karrten, den wir neben dem Stall fanden (jeder Dorfbewohner hatte ja Kleintiere gehalten), verteilten ihn, gruben das Land um und pflanzten Kartoffeln darauf. Inzwischen war auch Heuernte, und die Polen, für die die Deutschen ja willkommene Arbeitskräfte waren, holten uns zum Arbeiten. An eine Bezahlung dachten sie nicht.

Tatsächlich kam die Mühle durch den Polen wieder in Gang, aber unsere Brotquelle, das Korn im Silo, stand uns nicht mehr zur Verfügung. Was tun? Immer wieder mußten wir feststellen, daß, wenn die Not am größten war, Gott uns immer half. Eine Reihe von Deutschen, die nun auch unter fremder Herrschaft dort zu bleiben gedachten, weil sie sich nicht von ihrer Heimat trennen wollten, optierte. Sie

wurden nun in den Arbeitsprozeß eingereiht und bekamen auch etwas Lohn. Aber diejenigen, die unbedingt einmal herauswollten, wie meine Eltern, Winfried und ich, und noch viele andere, deren Angehörige im Krieg gewesen waren und sich nach Restdeutschland entlassen ließen, waren ihrem Schicksal überlassen. Meine Cousine und ihre Angehörigen optierten ebenfalls, weil es unmöglich gewesen wäre, eine Kranke wie meine Tante jemals in einem so strapaziösen Transport, wie wir ihn später erleben sollten, mitzunehmen. – Der ehemalige Obermüller meiner Verwandten fand Arbeit in der Mühle. Er sorgte nun für die notleidende deutsche Bevölkerung, so gut es sich vor den Augen des Polen verbergen ließ: Wenn er Nachtschicht hatte, klaute er so manchen Sack Mehl und verteilte ihn unter die Bedürftigen. Der Pole hatte ohnehin noch nicht die Übersicht, was an Korn vorhanden war. Wir waren natürlich überglücklich, als auch wir davon profitierten, und versteckten unseren Schatz im Schuppen, getarnt unter dem Holz. Auch Walter fand Arbeit in der Mühle, und meine Verwandten zogen nun in eine verlassene ehemalige Instkate. Es war doch zu wenig Platz für acht Menschen in unserem Häuschen. Ebenfalls bekam auch ich Arbeit bei dem Polen, nämlich die kaputten Säcke für 10 Zl./Stück zu flicken. Gemessen an dem Preis für 1 Pfd. Zucker, das 180 Zl. kostete, war das jämmerlich wenig, denn sie waren meistens sehr kaputt, und ich brauchte viel Zeit für einen. Doch wäre ich schon zufrieden gewesen, wenn ich den Lohn wirklich gekriegt hätte, doch habe ich – ich glaube nicht zu lügen – in der ganzen Zeit wohl 180 Zl. bekommen. Die Polen führten ein ausschweifendes Leben, sie feierten fast täglich in dem schönen Haus meiner Verwandten, aßen und tranken nach Herzenslust, ohne sich um ihre Verpflichtungen zu kümmern. Wenn sie keine Mittel mehr hatten, aßen sie morgens, mittags und abends Saggrei, das ist eine Suppe aus Kartoffeln mit Roggenklößen und etwas Speck.

Im Juli 1945 kam etwas sehr Trauriges auf uns zu. Mein damals 76jähriger Vater, der noch sehr rüstig war und uns täglich unermüdlich Holz zum Kochen anschleppte und es zerhackte, zeigte mir eines Tages sein bisher noch gesundes Auge (auf einem war er durch eine mißglückte Operation 1914, als die Granulose grassierte, blind geworden), das sich stark gerötet hatte. Ich pflückte Kamillen, und wir machten Umschläge, die aber nichts halfen, ja innerhalb von fünf Tagen konnte er nichts mehr sehen. Es waren verzweifelte Tage für uns. Mein Vater saß auf einem Stuhl draußen untätig in der Sonne und war wie auch wir in großer Sorge, daß er blind werden könnte. Die Hoffnungslosigkeit, nicht helfen zu können, befiel uns lähmend. Man konnte ja keinen Augenarzt aufsuchen, alle Schienen waren aufgenommen, man konnte nirgends hinfahren. Wir hörten, daß sich in Stuhm ein polnischer praktischer Arzt niedergelassen habe. So setzte ich Papa in einen Handwagen (die gab es überall, denn die Flüchtlinge hatten sie stehengelassen) und fuhr ihn sieben Kilometer auf der Chaussee nach Stuhm. Gerti, die mitgekommen war, half mir dabei. Wir beide wollten den Arzt auch gleich unseretwegen konsultieren, denn wir fürchteten, daß bei uns etwas unterwegs sei, weil wir unsere Periode verloren hatten, und hofften auf Hilfe. Unterwegs wollte mein Vater immer aus dem Wagen heraus, obgleich wir ihm erklärten, daß wir nicht vorwärts kämen, wenn er gehen würde. Er tastete nämlich immer mit den Händen vorwärts und verzögerte dabei seine Schritte, wenn man ihn führte. Es fiel mir auf, daß er allem Zureden unzugänglich blieb und verworren zu reden anfing, aber ich machte mir noch keine weiteren Gedanken darüber. Endlich erreichten wir den Arzt, der uns wenig freundlich empfing, als wir ihm sagten, daß wir weder Geld noch Lebensmittel zur Bezahlung hätten, untersuchte aber doch das Auge, nahm mich abseits und sagte mir, daß es ein Hornhautgeschwür sei, das in sofortige sachgemäße Behandlung eines Augenarztes kommen müsse, sonst wäre eine Erblindung nicht aufzuhalten. Was sollte man bei dieser schon befürchteten Diagnose tun? Der nächste Augenarzt sollte in Thorn sein, also mehr als 100 km von uns entfernt. Es war unmöglich, Papa dorthin mit dem Handwagen zu ziehen, das hätte meine Kräfte überfordert. Die Aussicht, den Kranken nun seinem Schicksal überlassen zu müssen, war niederschmetternd. - Gerti und mich untersuchte der Arzt nicht, er sagte, die völkische Untermischung sei von Stalin gewünscht, und er könne uns nicht helfen (erfreulicherweise war die Ursache bei Gerti und mir ein Schwächezustand gewesen, der sich nach acht Monaten von selbst regelte). – Zur Beruhigung hatte mir der Arzt noch eine Augensalbe mitgegeben, mit der ich nun jeden Tag meinen Vater über seinen Zustand hinwegtäuschte. Wir hatten nicht den Mut, seinen verzweifelten Bedenken: Werde ich vielleicht blind?, zuzustimmen, und es war auch gar nicht nötig, denn mit jedem Tag umnachtete sich der Geist meines Vaters mehr und mehr. Er blieb nun im Bett liegen und redete krauses Zeug. Wie die biologischen Zusammenhänge zu erklären waren, wußten wir nicht, jedenfalls standen sie mit dem Hornhautgeschwür in Verbindung. Er erkannte weder meine Mutter noch mich an den Stimmen, redete uns beide mit Sie an, und ich war für die nächsten eindreiviertel Jahre, die er noch lebte, stets Schwester Erna und meine Mutter eine Frau Sowieso. Die geistige Umnachtung betrachteten wir für alle Teile als einen Segen. Mein Vater spürte sie nicht, obgleich er zuweilen, aber ganz selten, lichte Momente hatte. Seine körperliche Versorgung mußten wir immer zu zweit übernehmen, er hatte eine große Angst zu fallen, wenn wir ihn aus dem Bett nehmen mußten. Sein Nachtgeschirr hatte er an das Bett angebunden. „Es liefe weg", erklärte

er uns. — Abgesehen von dem Mitleiden fehlte er uns nun sehr, da seine Arbeit ja in der Sorge für den Holzvorrat bestand. Muttel hatte im Haus und Garten zu tun, ich mußte, wie auch die anderen Frauen, die nicht optiert hatten, für die Polen auf dem Felde arbeiten, so daß nun eine große Arbeit zusätzlich auf uns lastete, denn es mußte ja nicht nur an den täglichen Bedarf, sondern schon an den Winter gedacht werden, der in Westpreußen mit 20 bis 30 Grad die Norm war, und Kohlen hatten wir keine. In unserer Nähe hatte sich ein polnischer Förster angesiedelt. Er belegte die Deutschen, die er beim Bäumesägen erwischte, mit greulichen Strafen: Sie mußten überall mit den Händen die Plumpsklos ausheben. – Ich konnte ihn beobachten, wenn er fortging, und begab mich dann gleich in den nahen Wald, um Akazien und Birken abzusägen, natürlich waren es keine dikken Bäume. Wenn es dunkel wurde, zog ich sie nach Hause, und Muttel und ich sägten sie abends bei Sternenlicht zurecht. Auch gab es im Sommer soviel Windbruch im Walde, den ich auch holte. Allein zum Kochen wurde viel gebraucht.

Von irgend jemand bekamen wir eine kleine Ziege, die schnell heranwuchs, leider aber nur wenig Milch gab, die wir mit unseren Verwandten teilten. Es war wohl nur ein halber Liter täglich, der auf jede Familie entfiel. Wir ließen ihn immer bis zum nächsten Tag stehen, schöpften davon den Rahm ab, sammelten diesen bis zum Sonntag, und dann schlug ihn Muttel mit dem Schneebesen so lange, bis es etwas Butter gab. Es reichte regelmäßig für je eine Schnitte Brot für jeden, und ich kann mich noch gut besinnen, mit welcher frohen Erwartung man immer dem Sonntagsfrühstück entgegensah.

In der Zeit nach der Kapitulation trieben viele vagabundierende Polen in zum Teil russischen Uniformen ihr Unwesen. Jede Nacht wurde irgendeine deutsche Familie heimgesucht, ausgeplündert und in den Keller gesperrt. Da wir nun alle Dorfbewohner genau kannten, wurde morgens immer nachgesehen, ob wieder etwas passiert sei und die Betroffenen befreit. Als Winfried und ich eines Tages vom Pilzeholen gegen Abend aus dem Wald kamen und mit großer Beute zurückkehrten, kam mir meine Mutter, aus der rechten Hand und aus der Brust blutend, entgegen. Sie hatte sich, weil sie mit meinem Vater allein war, eingeschlossen, und plötzlich hatten draußen fünf Kerle in Uniformen mit Gewehren und Bajonetten gestanden, die sie zum Öffnen aufforderten, wogegen sie sich wehrte. Sie stand am Fenster am Bett meines Vaters. Durch ihre Weigerung wild geworden, zertrümmerten sie mit dem Bajonett das Fenster und stachen Muttel in die Brust und in die Hand. Unzählige Glassplitter lagen auf Papas Bett. Muttel war noch bewahrt worden insofern, als der Bruststich nur zwischen die Rippen ging. Wenn ich bedenke, daß uns weder ein Arzt noch eine Gemeindeschwester, noch antiseptische Mittel zur Verfügung standen, ist es ein Wunder, daß man nur durch Auflegen eines Lappens mit einem Verband die Wunden wieder zur Heilung brachte. Meinen Vater hatte die ganze Angelegenheit gar nicht berührt, er hatte wohl gar nicht mitbekommen, was geschehen war. – Muttel hatte aber trotzdem öffnen müssen, und wie so oft, hatte man uns die schwererworbenen Lebensmittel und Nähutensilien wieder genommen. Unsere wenigen Kleidungsstücke, die man ohnehin nur als Lumpen bezeichnen konnte, hatte ich unter Matratzen gut versteckt.

Jeden Tag mußten die deutschen Frauen zu den Polen zu landwirtschaftlichen Arbeiten gehen. In dem Sommer habe ich eine Perfektion im Getreidebinden erreicht, die selbst unserem Bremer Bauern, bei dem wir später wohnten, als wir in den Westen gekommen waren, in Erstaunen setzte und ihm sogar Hochachtung abnötigte. Wir arbeiteten aber ungern bei ihnen, weil sie uns nichts dafür gaben, und suchten uns lieber Beschäftigung bei den optierten, ehemals deutschen kleinen Bauern, wo wir immer ein gutes Essen hatten, das uns leider aber nicht bekam, weil wir an kein Fett und Fleisch mehr gewöhnt waren. Auch hinter der großen Dreschmaschine bekam ich einmal Arbeit mit 11 Mann zusammen, war aber von der Anstrengung halb ohnmächtig, weil ich nur mit einem Stückchen trockenen Brotes und einer Tasse schwarzen Gerstenkaffees zur Arbeit gegangen war.

Überhaupt lernte ich in dieser Zeit alle landwirtschaftlichen Arbeiten kennen, angefangen vom Kühemelken, als wir sie noch hatten, Vieh füttern, Ställe ausmisten, alle Feldarbeiten wie Rüben hakken, verziehen, Kartoffeln pflanzen, binden, Kartoffeln graben, Rüben ernten, mit der Ziege zum Bock gehen, kurz, es kann mir gar nicht mehr schlecht gehen, wenn ich unfreiwillig aufs Land verfrachtet werden würde.

Allmählich wurde es Herbst. Wir hatten die kaputten Fensterscheiben mit Papier zugestopft und besaßen noch Fensterläden, die uns vor der ärgsten Kälte schützten. Denn in diesem Jahr hatten wir ja keine Kohlen mehr, und Holz hatte für die Kachelöfen wenig Heizkraft. Soviel Vorräte konnte man gar nicht heranschaffen. Muttel und ich hatten uns abends vom Holzplatz dicke Baumstücke geholt, die wir im Winter an dunklen Nachmittagen zersägen wollten.

Aber erst einmal war Kartoffelernte, einmal die eigene und wo man sonst überall gebraucht wurde. Wie auch im Sommer, so waren es auch jetzt die ehemaligen Deutschen, die uns für unsere Arbeit Lebensmittel gaben. Die eingewanderten Polen verlangten, daß wir umsonst für sie arbeiteten. Sie hielten uns immer wieder vor, wie sie von der SS behandelt worden seien, und manche versprachen uns, uns mit dem Kopf zwei Meter tief in der Erde lebendig zu begraben. Nachts verbarrikadierten wir uns aus

Angst vor den Polen. Wenn dann an unsere Tür geklopft wurde, sagten wir, hier sei Typhus. Es war zeitweise eine Zauberformel, sowohl bei den Polen als auch bei den Russen, und es kamen auch tatsächlich einige Typhusfälle vor, die aber nun in wieder eröffneten Krankenhäusern in Stuhm und Marienwerder von polnischen Ärzten betreut werden konnten. Leider gab es auch bei einem deutschen jungen Mädchen einen tödlichen Diphtheriefall. Sehr oft mußten wir zum nächsten Dorf in eine Schule zum Impfen, denn vor Seuchen hatten die Polen große Angst.

Mittlerweile war Winfried sechs Jahre alt geworden, und es war Zeit, daran zu denken, daß er etwas lernen mußte. Ich hatte schon in leeren Häusern noch vorhandene Schulbücher gefunden; eine Fibel hatte Wolfgang noch in Königsberg geschenkt bekommen, die er als Bilderbuch sehr liebte und die wie durch ein Wunder bei uns geblieben war. So fing ich dann systematisch mit dem Unterricht an. Da es zum Winter ging, war ich mit Außenarbeiten bis auf Holzeinbringen nicht so beschäftigt und konnte mich meiner Aufgabe widmen. Gott sei Dank hatte er eine leichte Auffassungsgabe und kam sowohl im Lesen als auch im Rechnen gut voran. Sein schriftliches Pensum mußte er erledigen, wenn ich fort war, z. B. wenn ich zweimal wöchentlich mehrere Kilometer zu Bekannten ging, um Magermilch zu holen. Da ich jeden Tag genau drei Lehrstunden einhielt, konnte Wolfgang am Schluß des ersten Schuljahres fließend lesen. Er hat wohl die ungewöhnlichste Art des Unterrichts genossen, denn wenn die Außenarbeiten begannen, d. h., wenn ich Kartoffeln legen oder Rübenpflänzchen verziehen mußte, wenn ich im Garten arbeitete, immer saß er in Hockstellung mit seinem Buch daneben, um zu lesen oder zu rechnen. Als wir im Sommer 1947 herauskamen und er in Berlin mit der richtigen Schule begann, war er im dritten Schuljahr der Beste. Aber ich blieb leider die einzige Mutter, die voraussah, welchen Zeitverlust die Kinder bei unserer Ausweisung im Westen haben würden. Allerdings konnte man niemandem die Unterlassung übelnehmen, der Kampf ums tägliche Dasein erforderte ungeheuer viele Kräfte.

Nun aber kam der gefürchtete Winter. Wir hatten wenigstens unsere Kartoffeln im Keller und viele getrocknete Pilze, die wir uns ständig im Sommer geholt hatten, auch gedörrtes Obst und ziemlich viel getrocknete wilde Birnen, die man früher gar nicht verwertet hatte. In getrocknetem Zustand schmeckten sie uns wie Honig. Korn bekam man für geleistete Arbeiten, so daß jeder pro Tag zwei Schnitten Brot essen konnte. Auch etwas Sirup hatten wir uns aus Runkelrüben gemacht, eine mühselige Sache, denn sie enthielten natürlich lange nicht soviel Zukker wie die richtigen Zuckerrüben. Es war also für die Grundernährung im Winter gesorgt. Fett kannten wir bis auf die Sonntagsschnitte ohnehin nicht und Fleisch auch nicht. Sorgen machte uns das Heizen. Unter dem tiefen Schnee konnte man Windbruch nur mühsam finden, und es mußte riskiert werden, weiter Akazien und Birken zu schlagen, wenn wir nicht frieren wollten. Für unsere Beleuchtung brachen wir dünne Holzäste in kleine Stückchen, trockneten sie in der Bratröhre und verbrannten sie dann peu à peu abends im Herd ganz vorn bei geöffneter Tür. Bei diesem Schein saßen dann Muttel und ich Abend für Abend und flickten unsere schadhaften Sachen aus. Nachmittags, wenn es dunkel geworden war, sägten wir beide in der Küche Holz. Schien der Mond dann herein, war das ein Geschenk. So blieben wir immer warm und hatten Beschäftigung. Ohne Mondschein konnte man allerdings nichts tun. Dann saßen wir zusammen und sangen alle Lieder, die wir kannten, versuchten den Text aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren, und es kam manchmal vor, daß mein Vater, wenn wir nicht weiter wußten, uns aushelfen konnte. Das waren dann die ganz seltenen Augenblicke, in denen er klar war, die aber schnell wieder vorübergingen. – So kam Weihnachten heran. Walter hatte uns aus dem Walde ein Bäumchen gebracht, irgend jemand hatte uns drei winzige Lichtstummel geschenkt, ein paar für jeden abgezählte Plätzchen waren gebacken worden; Muttel war es gelungen, für Winfried ein Paar Handschuhe zu stricken aus zusammengewürfelten Wollresten, und ich konnte Muttel mit einem kleinen Schürzchen aus Bettbezugstoff überraschen, das ich heimlich gemacht hatte. Als besondere Festtagsfreude hatte Gerti uns ihre Petroleumlampe für zwei Stunden am ersten Feiertag in Aussicht gestellt — ein Geschenk, auf das wir uns schon lange freuten, weil wir dann mal lesen wollten.

Wir saßen am Heiligen Abend unter unserem Bäumchen, hatten meinen Vater angezogen und dazu gesetzt, sangen alle Weihnachtslieder und gedachten unserer Lieben, von denen wir seit einem Jahr keine Nachricht mehr hatten und auch kaum noch glaubten, daß sie am Leben seien. Lothar war ja in Gefangenschaft. Fritz wußte ich in Rußland, und Rainer war im Dezember 1944 an seinem 16. Geburtstag eingezogen worden. Ihn konnte ich nirgends in Gedanken suchen. Aber es war eigenartig, man sorgte sich gar nicht so sehr. In diesem Nachkriegschaos war jeder so sehr selbst mit dem Kampf ums tägliche Dasein beschäftigt, daß alles andere verblaßte. Wir hofften aber, daß auch sie nicht über Gebühr hatten leiden müssen.

Der Januar brachte scharfe Ostwinde bei oft 30 Grad. Jeden Morgen war unsere Pumpe draußen eingefroren, obgleich wir sie im Herbst dick in Stroh eingebettet hatten. Es mußte am Morgen immer erst kochendes Wasser oben hineingeschüttet werden, um sie wieder betriebsbereit zu machen. Nachmittags wurden die Tage länger, die Sonne schien schon wär-

mer, was wir alle beglückt zur Kenntnis nahmen. Sonst gingen sie im Gleichmaß dahin, aber doch dem Frühling entgegen. Eines Abends, als wir schon schlafen gegangen waren, wurde an unser Fenster gepocht. Gott sei Dank war es meine Cousine, die uns heraustrommelte und sagte, daß das Polarlicht zu sehen sei. Schnell sprangen wir aus den Betten, und zum erstenmal in unserem Leben sahen wir diese ungewöhnliche und außerordentlich eindrucksvolle Himmelserscheinung. Sie dauerte ungefähr eine halbe Stunde, bis sie immer mehr verblaßte und verschwand.

Inzwischen hatte sich das Leben mehr und mehr normalisiert, d. h., man durfte es natürlich nicht mit dem von früher her gewohnten Maßstab messen. Die Polen hatten in Rehhof einige Geschäfte wiedereröffnet, es gab Brot und Lebensmittel zu kaufen. — Man konnte, als das Frühjahr kam, wieder zu kleinen Bauern arbeiten gehen und bekam dafür Lebensmittel und für sich selbst Essen. Das war schon sehr wertvoll. Winfried durfte ich immer mitnehmen, und für meine Eltern fiel dann von unseren Mahlzeiten auch etwas ab. Und da es nun zum Sommer ging und Arbeit genug auf den Feldern war, hatten wir jetzt mit unserer Ernährung nicht solche Sorgen. Viel drohender war die Tatsache, daß jetzt noch mehr Polen in das Land hineinkamen, und wenn sie keine leeren Häuser mehr fanden, einfach die Deutschen hinaussetzten, die nicht für Polen optiert hatten. Oft kamen sie nun auch zu uns, um unser Haus zu inspizieren, und immer waren wir in Angst, daß man uns eines Tages unbarmherzig ohne Ziel hinauswürfe. An einem sehr warmen Sommertag kamen drei Polen und verlangten, das ganze Anwesen zu sehen. Meinen Vater hatten wir wegen der überhand nehmenden Fliegen mit einem weißen Schleier bedeckt (woher wir den hatten, weiß ich nicht mehr). Obgleich ich mir etwas schlecht vorkam, führte ich die drei an das Bett meines Vaters, legte die Finger an die Lippen und sagte leise: ein Sterbender. Die Polen sind streng katholisch und lassen sich durch die Kirche noch beeinflussen. Sofort waren sie still und verschwanden, ohne je wiedergekommen zu sein. Nach dieser Erfahrung haben wir uns dann dieses wenig schönen Tricks dann noch öfter bedient. Dann aber kam uns ein anderer Umstand zur Hilfe. Der ehemalige Obermüller meiner Verwandten, der nun in den Diensten des jetzigen polnischen Mühlenbesitzers stand, hatte auch optiert, und ihm stand das Recht zu, sich eines der Häuser gegen geringes Geld anzueignen. So kam er auf unser Haus.

Oben stand ein Zimmer leer, in das er nun mit seinem wenigen Hausrat einzog. Ich mußte für ihn kochen und ihn versorgen. Dafür bekamen wir Mehl. Die Lebensmittel für seinen Bedarf besorgte er und hielt mich damit äußerst knapp bei ziemlichen Ansprüchen, wohl immer in der Angst, daß ich davon etwas für uns abzweigen würde, was ich weder tat noch konnte. Es war keine schöne Aufgabe, die noch weniger angenehm wurde, als er einen weiteren optierten Müller aufnahm, für den ich auch kochen mußte. Einer arbeitete am Tage und einer in der Nacht. Man mußte also immer auf dem Posten sein, auch spätabends und ganz frühmorgens. Schließlich hatte er soviel Mißtrauen gegen mich, daß er mir den Dienst quittierte (uns aber noch wohnen ließ) und seine Nichte aus einem anderen Dorf zum Wirtschaften holte. Die aber war bereits an ein üppigeres Leben gewöhnt, weil ihr Vater schon mit Viehhaltung angefangen hatte und dort keine Not war. Und so fing sie an, aus dem vollen zu wirtschaften, daß mir Augen und Ohren übergingen und ich bloß auf den Moment wartete, daß er sie heraussetzen würde. Das geschah dann auch nach vier Wochen, und zugleich mußte auch der andere Müller sich eine Unterkunft suchen. Da er unsere Familie schon seit ca. 30 Jahren kannte, setzte er uns nicht hinaus, aber es war doch ein sehr gespanntes Verhältnis. Ohne Betreuung konnte er nicht bleiben. So kam dann das ehemalige Polenmädchen meiner Tante, mit dem er ein Kind hatte, zu uns ins Haus. Die Lebensmittel wurden alle verschlossen, so daß ich nicht herankonnte, was mir sehr lieb war. So fiel kein Verdacht auf mich. Hatte er doch behauptet, als im kalten Winter seine im Stall befindlichen Hühner die Eier wegen Kalkmangels selbst auffraßen, ich hätte sie genommen. Nun verschaffte er sich ein Schloß, und mit Vergnügen sahen wir durch die Holzlatten, daß die Hühner tatsächlich ihre gelegten Eier auffraßen, was ihm dann auch nicht verborgen blieb.

Unterdessen hatte unsere Ziege zwei kleine Zicklein bekommen, bei deren Entbindung ich dabei war und helfen konnte. Als sie größer wurden, hingen sie mit rührender Liebe an mir. Eines Tages hatte sich die Alte losgerissen, was ich nicht bemerkt hatte, und eine aufgehängte Hose halb und mein Nachthemd angefressen. Wolfgang und ich waren ganz unglücklich. Wir setzten uns auf einen Balken und fingen an zu weinen, denn die Bekleidungsfrage, besonders die Schuhfrage, nahm angesichts des kommenden Winters bedrohliche Formen an. An Kaufen war gar nicht zu denken. Einmal hatten wir kein Geld, und es gab ja auch nichts. Für den Sommer hatte ich gefundene Schuhe, zwei verschiedene, auf denen das Gehen sehr mühsam war. Aber es gab im Dorf einen Schuster, der der Bevölkerung tatsächlich aus Nächstenliebe half, das Schuhwerk einigermaßen in Ordnung zu halten, auch wenn man ihm nichts dafür geben konnte. Er und seine Familie waren Zeugen Jehovas. Wenn man zu ihm ging, mußte man viel Zeit mitbringen, denn man mußte mindestens eine Stunde lang seinen sektiererischen Vorträgen zuhören. Er hatte einen Zettel an seine Tür gemacht: „Hier international." Wir machten immer gute Miene, wenn er die Dorfbewohner aufsuchte und ihnen Schriften

vorlas, in denen zu lesen stand, daß nun nach diesem Chaos bald die Zeit käme, in der Jehova 144 000 auserwählte Zeugen retten und sie in ein erstrebenswertes Leben führen werde. Es war uns schleierhaft, woher er in Abständen diese Literatur bekam. Eines Tages war er verschwunden, wie überhaupt jetzt einige Deutsche, die nicht optiert hatten, versuchten, heimlich das Land zu verlassen. Niemand erfuhr vorher etwas davon. Nur mit dem Nötigsten an Gepäck, Bestechungsgeldern und Zlotys reisten sie mit normalen Fahrkarten bis zur Grenze. (Mit der Normalisierung des Lebens hatten die Polen nämlich wieder Eisenbahnschienen gelegt.) Wie sie dann weiterkamen, entzieht sich meiner Kenntnis. Wir lebten ja zweieinhalb Jahre ohne Zeitung und sonstige Nachrichtenübermittlung, nur von Gerüchten, demnach war unser Gesichtskreis sehr begrenzt. Den meisten gelang es, über die Grenze zu kommen; viele aber waren als ausreißende Deutsche, der polnischen Sprache nicht mächtig, erkannt worden und wurden wieder zurückgeschickt. Für sie war es dann besonders schwierig, sich wieder mühselig alles Nötige zu besorgen, denn, was sie zurückgelassen hatten, war bereits von anderen requiriert worden. So ging es auch einer Gemeindeschwester, die im Nachbardorf wohnte und versucht hatte, auf eigene Faust auszuwandern.

Winfried war eines Vormittags etwas ins Auge geflogen, was nicht zu sehen war und ihm große Schmerzen bereitete. Das Auge war stark gerötet, ich konnte nichts machen, selbst ein Auskrempeln des Lides ergab kein Resultat. Ich war sehr unglücklich. Da sehe ich plötzlich von unserem Fenster aus eine Frau mit einer Schwesternhaube über das Feld kommen! Es war die zurückkehrende Gemeindeschwester, die Pech gehabt hatte, für uns bedeutete das übergroßes Glück, denn sie hatte Borsalbe bei sich, die sie Wolfgang ins Auge tat, und die dann wohl ein Herausschwemmen des Fremdkörpers bewirkt haben muß. Jedenfalls besserte sich das Auge bald.

Im Sommer 46 geschah etwas Großartiges: es kam Post, und man durfte auch selber schreiben. Das erste Lebenszeichen von meinem Mann Lothar kam über meine Schwiegermutter aus Neubrandenburg. Sie wußte, wohin wir evakuiert waren, und da wir uns bisher nicht hatten melden können, schrieb sie uns in der Hoffnung, daß wir noch am Leben seien. Welche Freude! Auf der Karte hatte sie die Zeilen, die Lothar ihr aus der Gefangenschaft gesandt hatte, abgeschrieben und hinzugefügt, daß sich auch Fritz und Rainer bei ihr gemeldet hatten. Es war kaum zu fassen, denn wir hatten ja mit dem Schlimmsten gerechnet. Laut las ich die Karte vor, und plötzlich fing mein Vater an zu weinen, er hatte diese unerwartete Nachricht mitgekriegt. Wir waren glücklich über alles und faßten nun Hoffnung, daß auch wir eines Tages heraus- und mit unseren Lieben vereint sein könnten. Ich setzte mich nachmittags gleich hin, schrieb an meine Schwiegermutter und an Lothar nach Rußland, in der Folgezeit noch manches Mal, aber nichts hat ihn erreicht. Doch ist er dann ja im Sommer 46 aus der Gefangenschaft gekommen und konnte mit uns korrespondieren, ebenfalls die Jungens.

Es kam der Winter 46/47. Er unterschied sich in unseren Lebensgewohnheiten in keiner Weise von dem vorhergehenden. Wir hatten in der gleichen Weise für unsere Ernährung vorgesorgt, und diesmal besaßen wir sogar einige Weckgläser mit Fleisch, denn wir hatten unsere alte Ziege geschlachtet, die ja kaum Milch gab. Dafür bekamen wir aber zweimal wöchentlich Magermilch von ehemaligen Deutschen in anderen Dörfern. Sie waren überhaupt sehr christlich eingestellt und gaben uns immer etwas von ihrem Essen mit. In diesem Winter waren wir aber trotz immer noch primitivster Lebensführung doch schon etwas mutiger geworden, denn wir bekamen ja Briefe von unseren Angehörigen, auch Freunde schrieben uns, und es sickerten Nachrichten durch, daß die Polen begonnen hatten, die nicht optierten Deutschen hinauszubringen. Unsere große Sorge war nun mein Vater. Seinetwegen hätten wir es nicht fertiggebracht hinauszugehen, denn wer sollte sich um ihn kümmern. Meiner Cousine hätte ich eine weitere Pflege neben ihren schweren Aufgaben nicht zumuten können. So stand es für uns fest, daß wir einstweilen dort bleiben würden, selbst wenn wir eine Aufforderung zur Ausreise bekommen würden.

Papa war sehr schwach. Muttel und ich mußten ihn immer bei seiner täglichen Notdurft außerhalb des Bettes stützen. Merkwürdigerweise, was ich mir biologisch nicht erklären kann, bekam er nachts solche Kräfte, daß er allein aufstand, durch die beiden Zimmer ging, beim Tasten manches herunterwerfend, und uns so aufweckte. Dann stand ich auf und wollte ihn wieder zu Bett bringen, was er aber mit einem festen Griff um meine Handgelenke zu verhindern versuchte. Ich konnte dann nur abwarten, bis die Spannung sich gelöst hatte, und danach ließ er sich bereitwillig zurückführen. Von seinem Tun wußte er nichts. Jeden Morgen kochten wir ihm eine Brotsuppe, die er immer mit gutem Appetit aß, aber eines Tages, es war der 25. Februar, lehnte er sie ab und wollte auch mittags nichts essen. Am nächsten Tage war er sehr apathisch, verweigerte wieder das Essen und fiel allmählich in ein Koma.

Aber zuweilen bewegte er die Lippen, als ob er etwas sagen wollte. Ich vermutete richtig, daß er Durst hatte, und gab ihm zu trinken. Am Morgen des 27. begann er zu röcheln, und am Nachmittag um 3 Uhr ging er hinüber. Für ihn selbst und uns alle war es eine Erlösung, denn die letzten beiden Jahre konnte man sein Leben nur als vegetieren bezeichnen. – Muttel und ich wuschen ihn nun, zogen ihm ein für

diesen Fall vorgesehenes Hemd an und legten ihn in unser Zweitzimmer. – Da ich noch 6 silberne Kuchengabeln gerettet hatte, die ich auf dem kleinen Privatfriedhof meiner Verwandten in einem Kindergrab versteckt hatte, konnte ich damit Bretter zu einem Sarg einhandeln, und ein Freund von Walter machte uns einen Sarg. Da es weder einen Arzt noch einen Pfarrer in unserer Umgebung gab, der einerseits den Tod bestätigen und andererseits das Begräbnis vornehmen könnte, baten wir die zurückgekehrte Gemeindeschwester am Grabe einige Worte zu sagen. Walter hatte mit seinem Freund auf dem kleinen, nahe am Wohnhaus meiner Verwandten gelegenen Friedhof das Grab von Papas Mutter ausgehoben, die vor 30 Jahren gestorben war. Es war uns ein schöner Gedanke, daß er nun hier ruhen sollte. – Unser Obermüller, der ja böse auf uns war, wurde anläßlich Papas Tod ganz weich und brachte uns Mehl, Zucker und Fett, auch Eier, damit wir nach ländlicher Sitte für die Trauergäste einen Kaffee geben konnten. Er konnte sich gar nicht genug wundern, wie zusammengefallen mein Vater war, den er in seiner Jugend als kräftigen Mann kannte. – An einem Donnerstag war Papa gestorben, am Sonntag beerdigten wir ihn. Die Gemeindeschwester sprach einige Bibelworte, wir sangen Choräle, dann wurde das Grab zugeschaufelt, zwei Kränze aus Tannen, die wir gemacht hatten, daraufgelegt. Wir gingen zurück und gedachten mit unseren Verwandten und Freunden seiner und waren doch dankbar, daß er nun ausgelitten, aber auch, daß die geistige Umnachtung ihn vor seelischen Leiden bewahrt hatte. — Im Herbst hatten wir auf dem Friedhof schon eine alte Flüchtlingsfrau beerdigt, die damals nicht mehr mitkonnte, als die Flüchtlinge zurückfluteten. Überall hatte sie ein bißchen gearbeitet, eine Bäuerin nahm sie zum Schlafen auf, so hielt sie sich über Wasser. Nun aber, da sie über 80 war, erlosch ihr Lebenslicht ohne nennenswerte Krankheit. – Und bald nach dem Tode meines Vaters starb auch der Schwiegervater von Gerti an Altersschwäche. Wir beide wuschen ihn, machten ihn zurecht und legten ihn in einen Schuppen, bis der Sarg fertig war, denn meine Verwandten bewohnten mit 4 Personen auch nur ein großes Zimmer. Da er auf dem Rehhofer Friedhof seine Begräbnisstätte hatte, wurde er auf einem Leiterwagen von einem Bauern, der schon 2 Pferde besaß, dorthin gefahren. (Übrigens demselben, der auch Papa zum Friedhof gebracht hatte.) Gerti, Walter, einige Dorfbewohner und ich folgten in furchtbarem Schneematsch dem Wagen (es war März), unsere Schuhe hatten alle Löcher, und so ordnete der Bauer entschlossen an, daß wir alle auf den Wagen klettern und uns auf den Sarg setzen sollten. Es war wohl das seltsamste und pietätloseste Begräbnis, das ich je erlebte, aber es kennzeichnete unsere Lage.

Nun aber wollte der Obermüller allmählich das Haus, in dem wir wohnten und das ihm ja gehörte, für sich, seinen Sohn und die Mutter haben. Ich ging also im Dorf auf die Suche und fand in einem Haus ein verlassenes Zimmer und eine kleine Küche, die für uns sehr geeignet waren. Im März, als die Tage schon freundlicher wurden und der Schnee etwas weggeschmolzen war, fing ich an umzuziehen. Mit Hilfe von Walter lud ich das wenige Mobiliar, das wir uns zusammengetragen hatten, nacheinander auf eine Karre und karrte damit mehrere Male mindestens 500 m zu unserer neuen Behausung. Das Karren war ich von den Sommern her gewöhnt, wenn wir Getreide und Heu auf diese Weise eingefahren hatten. Aber es bedeutete doch immer wieder eine große Anstrengung, und meine Glieder fühlte ich dann nicht mehr, weil man ja auch sehr schwach war. —

Wir richteten uns so gut es ging ein, und nun konnte ich, da ich zu Muttels Hilfe wegen meines Vaters nicht mehr im Hause zu sein brauchte, mir Arbeit suchen. Das war gar nicht schwer, denn die überall eingewanderten Polen hatten sich Wäsche und Kleidung requiriert, die nun passend gemacht werden mußte. Durch eine deutsche Bekannte kam ich zu einem Polen, der bereits eine Kuh hatte und Hühner besaß. Er hatte sich eine ganze Menge Oberhemden beschafft, die ihm alle nicht paßten. Meine Aufgabe war es nun, die Kragen seiner Größe entsprechend zu verändern. In dieser Beziehung war ich ahnungslos. Ich nahm mir daher zunächst andere Sachen vor, ein Oberhemd nach Hause, trennte den Kragen auf und studierte die Eingeweide. Es war gar nicht so einfach. Aus dem Rücken schnitt ich dann ein Stück Stoff und machte einen neuen Kragen. Er war sehr zufrieden mit mir, verpflegte mich gut, gab mir jeden Tag Milch und am Ende einer Woche sogar Butter und Eier mit. Auch von meinem Essen, das ich gar nicht aufkriegte, konnte ich Muttel und Winfried jeden Tag immer etwas mitbringen. So gut war es uns lange nicht mehr gegangen. Ich hatte noch andere Stellen in Aussicht. Da kamen eines Tages ganz konkrete Nachrichten von Ausweisungen in anderen Dörfern. Tatsächlich erhielten wir nun auch bald von der polnischen Behörde eine schriftliche Aufforderung, uns für einen bereits festgelegten Tag in der nächsten Woche in Marienwerder mit soviel Gepäck, wie wir tragen konnten, einzufinden.

Wir begannen zu überlegen, was wir mitnehmen würden. In erster Linie natürlich unsere Betten, die Wintersachen würden wir trotz der Sommerhitze anziehen, dann in die Rucksäcke, die nun für jeden schnell aus Handtüchern genäht wurden, das Nötigste an Wäsche und Lebensmitteln. Es war doch ziemlich viel Gepäck geworden, und uns war es schleierhaft, wie wir das alles tragen sollten. Am Sonntag vor unserer Abreise machten wir Abschiedsbesuche bei Leidensgenossen, die uns zu Freunden geworden waren, bei denen, die uns so manches Mal geholfen hatten, und vor allem bei meinen Verwandten. Da

wir meine Tante, meines Vaters Schwester, nie mehr sehen würden, war uns der Abschied von ihr besonders schwer. Wieder brachte uns der Bauer mit seinem Leiterwagen nach Marienwerder, wo wir uns vor einer Kaserne sammeln mußten. Es regnete, und wir standen stundenlang ohne Schutz (wer hatte denn schon einen Regenschirm?) und wurden ganz naß. Von überall trafen Fahrzeuge ein, im ganzen waren es 1500 Menschen, die die Heimat oder den Evakuierungsort verließen.

Da wir schon sehr früh aufgestanden waren, fröstelten wir in dem Regen und waren todmüde. Wir freuten uns darauf, uns in unserer Unterkunft ausruhen zu können. Endlich war es so weit, daß die polnische Miliz uns einen hinter dem anderen durch das Tor auf den Kasernenhof ließ, mit Gummiknüppeln bewaffnet und vistra, vistra schreiend. Wer also nicht so schnell wegen des Gepäcks gehen konnte, wie alte Leute, bekam gleich eins übergezogen. Nun standen wir alle auf dem Kasernenhof, und man eröffnete uns, daß wir erst in die Kasernen könnten, wenn wir die Räume gesäubert hätten. Es sah darinnen aus wie überall, wo die Russen gehaust hatten: zwischen Glassplittern von kaputten Fensterscheiben verdorbene Essensreste, Munition, Kothaufen, kurz, es war unbeschreiblich. Alles war festgetrocknet. Womit wir das wegräumen sollten, fragten wir. Von den Bäumen Äste abbrechen, damit zusammenfegen und mit den Händen alles auf den Kasernenhof tragen, vistra, vistra, der Gummiknüppel bedrohte uns schon wieder. Die alten Leute wurden abkommandiert zum Grasausrupfen, völlig sinnlos, nur, damit sie arbeiten mußten. Als Muttel sich gerade einmal hochreckte, als ich vorbeikam, fragte der Miliziant gleich, warum sie nicht arbeite. An Essensausgabe war gar nicht zu denken. Alle waren emsig mit ihren Aufgaben beschäftigt, die Unratsberge auf dem Kasernenhof wuchsen, da gellte ein furchtbarer Schrei zusammen mit einer Detonation, und eine junge Mutter von 4 Kindern war von explodierender Munition getötet worden. Verschiedene wollten gleich zuspringen, um ihr zu helfen, wurden aber von der Miliz zurückgedrängt, die die arme Tote forttrugen. Niemand von ihren Angehörigen durfte dabeisein, als sie irgendwo und irgendwann verscharrt wurde. — Gegen Abend waren unsere Unterkünfte vom ärgsten befreit, die Männer hatten Latrinen bauen müssen, die so sinnvoll angelegt waren, daß Männer und Frauen immer dos á dos auf den Klos saßen und von der Miliz beobachtet werden konnten.

Doch nun durften wir in die Räume hinein. Ca. 20 wurden auf jedes Zimmer verteilt. Wir lagen alle auf der Erde auf unseren armseligen Bündeln und schliefen trotz allem den Schlaf des Gerechten. Am nächsten Morgen mußten wir wieder mit allen Habseligkeiten hinunter auf den Kasernenhof, wir wurden eingeteilt zum Kaffee- und Brotempfang, der außerhalb der Kaserne in Marienwerder vor sich ging. Miliz begleitete die Trupps. Danach hieß es, nun müßten wir die gegenüberliegende Kaserne in der gleichen Weise wie die unsere säubern. Vermutlich wegen des tragischen Zwischenfalls sahen sie jetzt davon ab, die alten Leute auch einzuspannen, so paßten sie auf die kleinen Kinder auf, während wir mit unserer scheußlichen Arbeit beschäftigt waren. Es wurden nämlich weitere 1500 Deutsche erwartet, die in der anderen Kaserne untergebracht werden sollten. – Wann es hinausginge, darüber ließ man uns im Ungewissen. Es klappte anscheinend nicht so mit den Transportmitteln, denn für 3000 Menschen mußten ja mehrere Viehwagenzüge zusammengestellt werden. Dieses ungewisse Warten war furchtbar, denn es wurden dauernd Frauen abkommandiert, die die Polen zur Arbeit außerhalb unserer Kaserne mitnahmen, und immer bestand die Angst, daß es vielleicht einmal losginge und die Frauen wären nicht da. Gott sei Dank wurde ich davon verschont, Muttel und Winfried brauchten mich sehr nötig, und man konnte den Polenkommandos überhaupt nicht trauen. Mittags wurden wir auch zu Trupps zum Essenempfang in die Stadt geschickt, in den ersten 10 Tagen brauchten wir wenigstens nicht zu hungern, es gab regelmäßig zu essen: morgens trockenes Brot und schwarzer Kaffee, beides mußte auch zum Abend eingeteilt werden, und mittags Suppe. Etwas hatten wir ja noch alle mit.

Inzwischen hatte es sich überall herumgesprochen, daß unser Transport noch nicht abginge, und so wurde uns eines Tages erzählt, daß Gerti und eine Bekannte von Zuhause gekommen wären, um uns Milch und Lebensmittel zu bringen; aber die Miliz, die das Lager streng bewachte, ließ die beiden nicht zu uns (wahrscheinlich, damit keine Nachrichten über den Todesfall an die Öffentlichkeit dringen sollten), nahmen ihnen die Lebensmittel ab und sperrten sie einen Tag lang ein. Erst am Abend ließen sie sie heraus, so daß sie erst ganz spät nach Hause gekommen sind.

Die 1500 Menschen, die im Laufe der 14 Tage, die wir auf Abruf in Ungewißheit dort verbrachten, angekommen waren, wurden streng isoliert von uns gehalten. Wir durften nicht miteinander sprechen, geschweige denn uns gegenseitig aufsuchen. Am 15. Tag wurden große Umräumungen in einigen Kasernenräumen vorgenommen. Lange Tische wurden aufgestellt, Barrieren improvisiert, kleine Kabinen provisorisch zusammengestellt, alles deutete darauf hin, daß wir vor unserer Auswanderung noch einmal ordentlich inspiziert werden sollten. Und das geschah dann auch gründlich. Angeblich sollten wir vor unserer nun wohl bevorstehenden Abreise „registriert" werden. Diese Registrierung bestand darin, daß jede Person einzeln einige höhere polnische Milizbeamte passieren und ihr Gepäck aufzeigen mußte. Mit einer

Erfindungsgabe, die uns selbst nach so vielen Erfahrungen noch in Erstaunen setzte, wurden unsichtbare Verstecke im Gepäck aufgespürt, Silber oder bisher noch geretteter Schmuck fortgenommen, selbst die Lebensmittel auf Verstecke untersucht und Brote zerbrochen. Wir Frauen wurden zu intimsten Untersuchungen auf Verstecke in die Kabinen gebracht, die aber wenigstens polnische Frauen vornahmen.

Wie oft wurde um die Rückgabe eines Andenkens gebeten. Aber vergeblich! Ich besaß einen kleinen Kanten Brot, der am unteren Ende etwas aufgebakken war, da hinein hatte ich eine goldene Nadel und die Uhr meines verstorbenen Bruders gesteckt, und tatsächlich war das den Argusaugen unserer Plünderer entgangen. Wir waren in jeder Beziehung erleichtert, als wir uns zur letzten Nachtruhe in unsere Läusestuben legten. Allerdings war das Läusepulver, womit man uns überschüttet hatte, nicht bei allen wirksam geworden.

Am nächsten Morgen war Antreten. Jeder erhielt ein Brot, fünf Eßlöffel Grütze, eine kleine Dose Fleisch und eine kleine Dose Keks. Angekleidet mit unseren Wintersachen, die wir bei der Filzung getragen hatten, um wenigstens etwas zu retten, in den Händen unsere Bettsäcke und auf dem Buckel den Rucksack, so marschierten wir unter sengender Hitze, fast zum Umfallen erschöpft, zum Güterbahnhof. Welche Freude! Dort standen lange Züge mit Viehwagen bereit. 30 Menschen wurden abgezählt und in je einen Viehwagen verfrachtet. Es waren nicht einmal Strohschütten, geschweige denn Pritschen darin. Aber wir waren glücklich, es sollte nun doch wirklich losgehen. Bis 12 Uhr abends geschah nichts. Wir hatten uns alle wohlsortiert wie die Pökelheringe auf unsere Bündel gelegt, und dann setzte sich die Lokomotive in Bewegung. Es war ein unbeschreiblich schönes Gefühl, obwohl manchem von uns Bedenken kamen, ob wir denn auch gen Westen und nicht womöglich in den Osten gebracht wurden. Die vielen Menschen wurden von keinem Arzt, keinem Roten Kreuz begleitet, ganz im Gegensatz zu späteren Transporten nach ca. zehn Jahren, als die Auswanderer sogar in Betten schlafen konnten. Der Zug hielt oft, nachts wurden wir auf tote Gleise abgestellt, dann lief alles hinaus, um seine menschlichen Bedürfnisse zu erledigen. Kamen wir einmal auf einem Bahnhof zum Halten (wo, konnten wir wegen der polnischen Bezeichnungen nie feststellen), versuchten wir, Wasser zu bekommen, um uns doch etwas waschen zu können. Auch gab es einmal auf einem größeren Bahnhof für jeden einen Teller Suppe; sonst haben wir uns in den fünf Tagen, die wir unterwegs waren, immer kalt ernährt und waren mit unseren Lebensmitteln am dritten Tage fertig. Wir hatten alle großen Hunger, aber am schlimmsten waren doch die hygienischen Verhältnisse.

An einem Sonntagmorgen näherten wir uns einer trostlos zerbombten großen Stadt: Berlin. Wir fuhren durch viele Stadtviertel, bevor wir endlich mittags in dem Ostberliner Lager Rüdersdorf ankamen. Je 20 Personen wurden immer in einen Raum eingewiesen, es war ein riesiges Lager. Hungrig wie die Wölfe hofften wir doch auf eine warme Mahlzeit, aber es wurde uns erklärt, am Sonntag arbeite das Personal nicht. So gingen wir auch an diesem langersehnten Tage hungrig zu Bett. Muttel war so schwach, daß sie in den folgenden Tagen nur auf der Pritsche liegen blieb, wie es viele alte Leute taten. Auch Winfried war sehr elend und bekam nach ärztlicher Untersuchung aller Kinder am nächsten Tage je einen Eßlöffel täglich voll Lebertran. Der Arzt hatte mir aber eingeschärft, nicht darüber zu sprechen. Es war so wenig vorhanden, daß nur die elendesten Kinder damit versorgt werden konnten.

Im Lager fing nun für uns Jüngere das ständige Anstehen nach Essen an. Einmal gab es Kaffee, dann wieder Brot, dann 50 g Zucker, dann einen Hering, kurz, das stundenlange Schlangestehen nach den kleinen Rationen erforderte so viel Kräfte, daß man es vermied, überhaupt noch einen unnötigen Weg zu machen. Mittags gabs einen halben Liter dünne Suppe; das ausgegebene wenige Brot am Morgen war auch für den Abend bestimmt. Fett sahen wir keins, und wir wurden immer schwächer. Das tägliche Aufwischen der Lagerstube war eine nicht zu beschreibende Kraftanstrengung.

Als gleich in den ersten Tagen die SED vor unserem Lager große Aufbauten mit roten Fahnen machte und wir dann aufgerufen wurden, uns zu wichtigen Bekanntmachungen einzufinden, hörten wir damals zum ersten Mal die uns später geläufigen Schmähreden gegen den Westen. Wir alle hatten ja bisher nur von Gerüchten gelebt, unsere Angehörigen im Westen mußten in Briefen mit politischen Äußerungen vorsichtig sein, so hatten wir keine Ahnung von dem erbitterten kalten Krieg, den die Siegermächte gegeneinander führten. An uns prallten aber alle Parolen ab. Wir hatten nur den einen Gedanken, so schnell wie möglich aus dem Lager herauszukommen. Doch 14 Tage mußten wir bleiben. Vom Lager aus durften wir Nachricht an unsere Angehörigen geben, daß wir glücklich aus „Polen" heraus seien.

Lothar hatte mit Tante Margarete ausgemacht, daß wir bei ihr unsere erste Bleibe finden würden. Irmgard kam aus Frohnau herüber und brachte uns zwei Brötchen, eine große Kostbarkeit! Damals konnte man ja noch ungehindert von West- nach Ostberlin und umgekehrt. Nach 16 Tagen wurden wir entlassen. Ich versuchte noch, vom Küchenchef 3 Eßlöffel Grütze für ein Essen am nächsten Tag zu bekommen, aber alle meine Überredungskünste fielen auf unfruchtbaren Boden; dann könnten ja alle kommen, wurde mir gesagt.

Mit unseren Rucksäcken auf dem Rücken, den Bettsäcken, die wir vor uns herkullerten (tragen konnte sie niemand mehr von uns dreien) standen wir auf einem der Bahnhöfe und warteten auf die S-Bahn, die uns nach Glienicke bringen sollte. Am Nachmittag erreichten wir unser Ziel.

## Wiedersehen mit der Heimat

von Werner Lippitz, Polixen

Durch das Reisebüro Hummel wurden in Verbindung mit dem polnischen Reisebüro Orbis Besuchsreisen in die polnisch besetzten Gebiete Ost- und Westpreußens sowie Pommerns angeboten und möglich gemacht. Der Entschluß, an einer solchen achttägigen Reise teilzunehmen, war schnell gefaßt, und so wurde die Fahrt für meine Frau und mich – beide über sechzig – für Zoppot gebucht. Die Beschaffung der Visa dauerte etwa sechs Wochen, sie wurden uns knapp 48 Stunden vor Reisebeginn zugeschickt.

Die Fahrt im Liegewagen bis Posen und von dort mit Bus über Bromberg, an der Weichsel entlang durch alle bekannten kleinen Städte, wie Gnesen, Kulm, Schwetz, bis Zoppot war gut organisiert, aber strapaziös. Diskriminierend die Bahnfahrt durch die „DDR", bei neunmaliger Kontrolle auf der Hin- und Rückfahrt durch bewaffnete Volkspolizisten, die in keiner Weise ansprechbar waren. Ab Frankfurt/Oder einmalige Paßkontrolle durch die äußerst freundlichen polnischen Zollbeamten.

Bei der Fahrt durch die „DDR" fielen mir als altem Landwirt die ungepflegten Hackfruchtfelder auf, ebenso der mangelhafte Zustand der Gebäude, der kleinen wie der großen Höfe, Dörfer und Städte. Dies wird ganz deutlich besser nach Überschreiten der Oder in den polnisch besetzten Gebieten.

Ankunft in Posen pünktlich. Die Stadt, in der gerade die dort übliche Messe stattfand, machte – wie schon der Bahnhof — einen ordentlichen und sauberen Eindruck. Bei der anschließenden Fahrt durch die Provinz Posen bot sich immer der gleiche Eindruck: Die großen Staatsgüter brauchbar in Schwung, die kleineren Betriebe zu 90 % schlecht und sehr rückständig bewirtschaftet, die Gebäude vernachlässigt. In den Städten, die wir zu sehen bekamen, ist schon einiges gebaut worden, und es wird immer noch gebaut, aber wie überall im Lande, außer in den Renommierzentren, wird der Putz vergessen. In oder besser außerhalb Schwetz hat man eine auch für westdeutsche Verhältnisse großangelegte Papierfabrik errichtet, die riesige Mengen Holz aus dem gesamten Gebiet verarbeitet. Neuenburg, Dirchau — überall das gleiche Bild. Abends bei Dunkelheit Ankunft in Zoppot. Die Unterbringung in den von Orbis gemieteten Pensionen, nur fünf Minuten bis zur See, war gut, die von Hummel in Posen eingesetzte polnische Reiseleitung höflich und zuvorkommend, die Verpflegung sehr gut und reichlich.

Den ersten Tag — es war ein katholischer Feiertag – benutzten meine Frau und ich zur Orientierung in dem uns von früher her bekannten Danzig und in den Nachbarstädten. Das alte Zoppoter Kasino steht noch und läuft heute unter dem Namen Grand Hotel. Der Seesteg ist auch noch vorhanden und wird auch heute noch von Ausflugsschiffen angelaufen. Die Langfuhrer Halbe Allee erweckte traurige Erinnerungen, genau wie die alte „Schwarze Husaren"-Kaserne, in der ich vor vielen Jahren einige Wochen zugebracht habe. Danzig selbst befindet sich immer noch im Aufbau. In der Altstadt wurde mit der Wiedererrichtung der alten Fassaden in der Frauengasse, Joppengasse u. a. viel getan. Nur wurden uns bei einer späteren Führung durch Danzig, Oliva und Gdingen die Gründung und Bedeutung dieser Städte in sehr geschickt propolnischer Geschichtsverfälschung vorgetragen. Es ist erschütternd, was man dort zu hören bekommt und was von sehr vielen auch geglaubt wird. Mit Gegenargumenten kann man diesen Führern nur kommen, wenn unser Wissen mit ganz konkreten Daten fundiert ist.

Die nächsten vier Tage waren für die Provinz vorgesehen. Ein Deutsch sprechender Taxifahrer war bald gefunden, und der Preis – in DM umgerechnet – auch erträglich. Wir hätten auch öffentliche Verkehrsmittel, die verhältnismäßig günstig sind, benutzen können, aber wir wollten ungebunden sein und opferten in diesen vier Tagen lieber einige Mark, um unsere alte Heimat in einem Umkreis von etwa 150 Kilometern durchfahren zu können.

Die Fahrt durch die Danziger Niederung, durchs Große Werder, durchs Kleine Werder, weiter ins Innere der Provinz war oft erschütternd. Als ich den Hof meines Schwiegervaters in Groß Plehnendorf, dicht bei Danzig (früher etwa 60 ha), aufsuchte, allerdings bei trostlosem Regenwetter, bin ich sozusagen wieder rückwärts rausgegangen. „Wo geht das nächste Flugzeug?" sagte ich zu meiner Frau. „Ich habe genug gesehen!"

Trotzdem sind wir weitergefahren, alte bekannte Straßen, auch mal eine neu angelegte Abkürzung an alten vertrauten Höfen vorbei, in Ladekop über eine Pontonbrücke. Wo sich früher Rüben- und Weizenfelder in vorbildlich gepflegtem Zustand ausdehnten, sah man jetzt nur noch Weideflächen, vereinzelt ein paar Stück Vieh. Kleine Getreide-, ganz wenige Rübenfelder. Ab und an ein Lichtblick für mein Landwirtsauge: ein größerer Staatsbetrieb, gut bewirtschaftet. Dann Marienburg. Die neue Brücke über die Nogat kommt jetzt von Kalthof am neuen Rathaus herein. Die Innenstadt neu errichtet. Wenn man mich in der Stadt bei Nacht hinausließe, müßte ich, der ich Marienburg kannte wie meine Tasche, mich erst nach der Burg orientieren, um mich zurechtzufin-

den. Das alte Rathaus ist als einziges Gebäude unter den Lauben erhalten geblieben. Am Markt dreireihig aufgeführte Gebäudeblocks, zum Teil unverputzt. An der Peripherie steht vieles, einiges ist neu gebaut. Die beiden alten Tore stehen noch, an und in der Burg wird viel gebaut. Sogar die alte Muttergottesstatue soll wieder eingebaut werden. Das Gerüst steht schon.

Weiter ging es in Richtung meiner näheren Heimat Stuhm. Die Ziegelgasse entlang am neuen Rathaus, am Krankenhaus, das noch intakt ist, vorbei, über Willenberg nach Braunswalde. Früher saubere Gehöfte – ich denke an das früher Heringsche, später Störmer und Ruth Biber – sind heute verloddert. Dann rechts Biber, Gorrey, jetzt Staatsgut, in ordentlichem Zustand; links Störmer, Konradswalde, auch gut erhalten. Stuhm selbst annehmbar – es fehlt zwar viel, einiges ist aber im Entstehen. Markt und Kirche zum Teil neu errichtet. Kreishaus, Königlicher Hof und Kriegerdenkmal sind verschwunden. Weiter in Richtung Stuhmsdorf. Was wir zu sehen bekamen, stimmte traurig. Kehrt in Richtung Altmark. Links Barlewitz, auch Staatsgut in annehmbarem Zustand.

Weiter Ortmann Gurken, große Obstplantagen, etwa 20jähriger Bestand, gut erhalten, ebenso Heintel, Heinrode, Staatsgut. Krieg, Kleezen, ebenfalls Staatsgut, macht einen sehr guten Eindruck, Altmark hingegen wirkt traurig und ungepflegt. Domäne Altmark (Staatsgut) brauchbar, Troop vernachlässigt, ebenso das Ziehmsche Gehöft. Linksum nach Kalwe-Georgendorf, rechts ab nach Gintro. Sehr gut. Längere Unterhaltung mit dem dortigen Verwalter, einem fähigen Mann. Große Viehherde mit überdurchschnittlichen Erträgen (5 000 Liter), Raps, Zwischenfrucht, Rüben, Fahrsilos. Sehr freundliche Aufnahme und Auskünfte. Weiter nach Schroop – schlecht! Losendorf ebenfalls schlecht. Das Wenzelsche Gehöft, Staatsgut, hervorragend; viel Milch- und Mastvieh.

Zweckmäßig bestückt mit Maschinen neuzeitlicher Konstruktion russischer und italienischer Fabrikation und in Lizenz in Polen gebaut. Über Marienburg, vorbei an der Zuckerfabrik, dann über Dirschau zurück nach Danzig auf brauchbaren bis guten Straßen. Geringer Autoverkehr, Behinderung nur durch einspännige Bauernfahrzeuge, größtenteils mit einer Deichsel, die lange brauchen, um von der Mitte der Straße nach rechts auszuweichen.

Der zweite Tag galt meiner engsten Heimat, dem östlichen Teil des Kreises Stuhm, für den ich zwei Tage vorgesehen hatte, doch mußte ich immer wieder nach Zoppot ins Quartier zurück. Diesmal schlugen wir einen anderen Weg ein, über Tiegenhof, die Geburtsstadt meiner Frau, deren elterliche Gebäude — Alfred Hamm, früher Brauerei — noch gut erhalten waren. Tiegenhof konnte man wiedererkennen, wenn auch einiges neu war. Durchs Kleine Werder vorbei an Sandhof. Die Kasernen sind wie auch in Marienburg voll besetzt. Königshof schlecht, ebenso Königsdorf. Lietz, Schönwiese, ist Staatsgut, das Wohnhaus weg, sonst in Ordnung, Lecklau gehört offenbar auch jetzt dazu. Altfelde mit intakter Zuckerfabrik. Notzendorf dürftig, die Fiegutsche Hof besser. Dann Posilge. Wieder Kreis Stuhm, alles bis auf den Hof von Rempel schlecht. Der früher Laabssche Gasthof mit Brettern vernagelt. Weiter in Richtung Troop. Der Maekelburgsche Hof in Altkirch eine Steinwüste — und was waren das für massive neue Gebäude! Blick nach rechts: Die Gehöfte Brose und Heering kaum zu erkennen. Buchwalde, die alten Siedlungen. Von Troop ab auf die neue Straße nach Christburg, vorbei an dem sehr sauberen Hof Kosolowskis, Troop, der schon vor dem Krieg dort seßhaft war. Ramten gehört zum Staatsgut Großwaplitz. Bis auf die bäuerlichen Gehöfte gut.

Dann zu meinem heimatlichen Hof Polixen. Von der Straße aus gesehen, etwa 500 Meter weit im Feld, noch der alte Eindruck, der Ausweg zugewachsen, aber wie schon früher gut befahrbar. Bei der Fahrt auf den Hof bekamen wir trotz aller guten Vorsätze doch feuchte Augen. Nach Vorstellung bei den neuen Besitzern – das wollen sie sein, denn sie haben gekauft – freundliche Aufnahme. Die Gebäude bis aufs Wohnhaus, wo auch der Putz abfällt, verfallen buchstäblich. In den Stallungen wurde in 26 Jahren nicht ein Nagel eingeschlagen. Die große Scheune wurde abgebrochen und zwei davon errichtet, die eine neben meine früheren Insthäuser gestellt, wo auch zwei Gehöfte entstanden sind. Auf dem eigentlichen Hof wirtschaften zwei Familien, die sich die Gebäude geteilt haben und sich gegenseitig vorwerfen, am Verfall schuld zu sein. Im Wohnhaus, das ich zusammen mit meiner Frau von oben bis unten durchstöbert habe, nicht ein Stück mehr, das an unsere jahrhundertealte Tradition erinnert. Von jeder Familie werden 10 ha bewirtschaftet, die Felder schlecht und recht, zwei kleine Pferdchen hat jeder, eine anständige Furche ist nicht zu schaffen auf unsern schwarzen Böden, die wir vor der Motorisierung oft fünfspännig gepflügt haben. Die restlichen großen Schläge, etwa 120 Morgen pro Schlag, sind dem Staatsgut Choythen im Norden und Lautensee im Osten zugeschlagen worden und sehen ordentlich aus. Die in den Jahren 1932 bis 36 durchgeführten Dränagen sind zum großen Teil nicht mehr intakt. Mir, dem als damals tätigen Genossenschaftsvorsteher für ein großes Gebiet jeder Strang und jeder Auslauf geläufig waren, tat das Herz weh, einen Teil meiner Lebensarbeit so verkommen zu sehen. Wir konnten uns mit den Leuten zum Teil in deutscher Sprache unterhalten, und als ich auf eine mögliche Rückkehr anspielte, sagte man mir klar und deutlich: „Herr Lippitz, Sie können morgen anfangen." Ein 1939 neu errichteter Maschinenschuppen war bis auf die Fundamente abgerissen, war einfach weg.

Wie schon gesagt, die Aufnahme war freundlich. Man bot uns zu essen und zu trinken an, so, wie man es hatte. Im Dorf selbst die gleichen Eindrücke. Ein sauberes Haus gehörte unserer letzten dort verbliebenen 78jährigen einstigen Arbeitnehmerin, die sich herzlich über unsern Besuch freute und uns bat, sie mit ihrer Tochter doch nach Deutschland zu holen. Sie erhält von hier aus für ihren vermißten Mann und einen gefallenen Sohn Rente, die zusammen mit dem Verdienst der Tochter zum einfachen Leben reichen.

Das traurigste Kapitel war jetzt die Fahrt zu unserem Kirchhof, auf dem seit über 400 Jahren Angehörige meiner Familie begraben liegen. Mit dem Buschmesser mußte man sich zu den alten, verfallenen Grabstellen durchkämpfen. Meterhohe Disteln und Dornen versperrten den Weg, und dann fand ich doch noch umgekippte Grabsteine meines Vaters und meines Urgroßvaters. Sogar dem uns begleitenden polnischen Chauffeur kamen die Tränen über so viel Verwahrlosung und Pietätlosigkeit. Ich habe mich nachher nicht gescheut, bei jeder zuständigen Stelle über diese Zustände meinem Herzen Luft zu verschaffen.

Weiterfahrt nach Christburg. Es ist das wohl am meisten zerstörte und das am wenigsten wiederaufgebaute Städtchen des Kreises. In der Innenstadt steht kein bewohnbares Gebäude mehr. Die Einfahrt vom Kirchenberg ist tot. Evangelische Kirche, Geistlichkeit, Markt, Weisnersche Mühle, Strohfabrik – alles weg! An der Peripherie blieb vieles erhalten. Ich habe es gewagt, im zurechtgemachten Hotel „Berliner Hof" ein Glas Bier zu trinken. Es war Zahltag und zwei Stunden nach Arbeitsschluß. Ich bin schnell wieder hinausgegangen. Kommentar überflüssig. Von Schmidt-Sonne stehen nur noch die Fundamente. Ein Blick hinüber nach Prökelwitz auf gutaussehende Felder versöhnte wieder ein wenig.

Zurück in Richtung Neuhöferfelde, vorbei an einer auf Mahlauschem Gelände sauber errichteten Fabrik für Elektrozubehör, Blick auf Staatsgut Neuburg, das ordentlich aussah, auf den Erich Schmidtschen Hof, der auch äußerlich einen guten Eindruck machte.

Eine stundenlange Unterhaltung, die ich bei einer zweiten Fahrt fortsetzen konnte, bewies mir, daß mit Eigeninitiative und eigenem Können auch unter den jetzigen Bedingungen viel zu leisten ist. Der Besitzer, etwa 40 Jahre alt, mit sieben Kindern, alle wie aus dem Ei gepellt, bewirtschaftet ca. 45 ha mit sehr gut gehaltenem Viehbesatz und Maschinen; es soll noch mehr Land dazugekauft werden, was durchaus möglich ist, da bis zu 100 ha Eigenbesitz auch unter dem jetzigen kommunistischen System genehmigt werden. Zum Vergleich: Für 1 Herdbuch-Stärke, Wert ca. 18 000 Zloty, kann man gut und gern 4 ha Land kaufen. Grund und Boden ist also reichlich und billig vorhanden. Ob solche Ankäufe von seiten des Staates gerne gesehen werden oder ob man bewußt den kleinen bäuerlichen Besitz zur Aufgabe zwingen will, habe ich in meinen Gesprächen nicht ergründen können. Am nächsten Tag fuhr ich mit diesem Mann zum Staatsgut Lautensee, um mich – mit ihm als Dolmetscher – dort mit dem zuständigen Verwalter, einem sehr fähigen Landwirt, über verschiedene Probleme zu unterhalten. Mir war aufgefallen, daß die dortigen Staatsgüter sehr gut geleitet wurden, und zwar zentral von Großwaplitz aus. Es gehören zu dieser Güterdirektion folgende Vorwerke: Ramten mit einem großen Teil der Polixer Flächen, Trankwitz, Koiten, Bruch, Sandhuben, Baumgarth, der Ortmannsche Hof, Neuburg, Groß Stanau, Tillendorf und Lautensee mit einer Fläche von zusammen ca. 20 000 Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche. Die Aufgaben der einzelnen Vorwerke sind wie früher auf unsere großen Güter verteilt. Groß Stanau z. B. hat große Trockenanlagen für Getreide und Grünfutter, Sandhuben Mästerei (Schweine und Bullen), Bruch und Lautensee Milchvieh mit komplett eingerichteten Stallentmistungen und Melkanlagen. Die Herde in Lautensee: 150 Stück Milchvieh, auch 5 000 Liter Durchschnitt. Als ich diese Angabe durch mein Mienenspiel anzuzweifeln versuchte, legte man mir bereitwillig die Bücher vor. Ich wurde von dem aufgeschlossenen Verwalter nach meinen praktischen Erfahrungen gefragt, denn mein Name war ihm, da er schon zwölf Jahre auf dem Betrieb saß, durchaus bekannt. Ich fuhr an einem Schlag Raps vorbei, der einen sehr guten Ertrag versprach. Ich zweifelte zwar, der dortigen Winter wegen, an einem über Jahre hinaus anhaltenden Erfolg für diese Fruchtart. Er selbst baut erst seit zwei Jahren Raps an. Auf meine Bitte durfte ich mich mit den dort ansässigen Landarbeitern (pro 100 ha 4 männliche Arbeitskräfte) unterhalten. Sie leben in brauchbaren Wohnungen, sind neben dem Monatslohn am Reingewinn beteiligt, der für die einzelnen Staatsbetriebe schwankt, und machen einen zufriedenen Eindruck. Auch hier war es möglich, wirtschaftliche Gespräche mit einzuflechten.

Auf der Weiterfahrt habe ich noch einen sehr gut geführten bäuerlichen Betrieb aufgesucht, Schimanski, Posilge, ca. 60 ha Eigenbesitz. Die Leute waren zufrieden, es roch dort sogar nach Geld. Dann wieder Budisch, Lichtfelde, Baumgarth, überall dasselbe Bild. Der Hof Kaedler, Bärenwinkel, weg bis auf ein paar Steinreste. Der Hahnsche Hof in Lichtfelde, später Dr. Becker, ist heute Staatsgut. Der Heisesche Hof annehmbar. Dann weiter Stalle, wieder das gleiche Bild. Erfreulich das Köstersche Laubenhaus, von außen ganz passabel, es hingen sogar weiße Gardinen vor den Fenstern. Wir bogen dann ab in die Elbinger Niederung, Thiergartsfelde, Thiergart, Markushof usw. Die Wiesen waren naß, und der so sehr gehaßte Hermus war wieder da, ich hatte den Eindruck, daß man nicht mehr pumpt. Die Niederung

sah nicht gut aus. Zurück über Ellerwald, zur Nogat, dann hinaus nach Steegen und wieder Endstation Zoppot. Zuletzt noch ein nettes Erlebnis mit unserem Taxifahrer, mit dem wir uns auf der langen Fahrt schon gern unterhalten hatten und der uns gelegentlich mit Witzen, wie sie in Polen erzählt werden, über eine Verstimmung hinweggeholfen hatte. Trotz der späten Ankunft in Zoppot lud er uns zu einer Erfrischung in seine Wohnung ein, und im Handumdrehen wurden wir aufs freundlichste mit Kaffee, Kuchen, Bier, Schnaps und Konfekt bewirtet. Bekanntlich ist fast jeder dritte Wagen in den Städten eine Taxe russischer oder italienischer Herkunft, in Lizenz in Polen gebaut. Die Wagen sind teuer, für den einfachen Arbeiter nicht erschwinglich. Man erhoffte sich aber nach den Aufständen, die damals einige Monate zurücklagen und die erheblich ernster gewesen sind, als die westlichen Zeitungen berichteten, einige Besserungen.

Auch im Quartier haben wir gewöhnlich mit polnischen Reiseleitern bei guten Getränken über unsere Eindrücke positiver und negativer Art gesprochen. Bedauerlicherweise wurden dabei von einigen Teilnehmern nur die unerfreulichen Aspekte hervorgehoben, doch sollte man auch das Positive nicht übersehen, z. B. die ausgesprochene Gastfreundlichkeit.

Wenn ich all den Schnaps, der mir während dieser Tage angeboten wurde, hätte trinken müssen, wäre ich aus dem Delirium nicht herausgekommen. Dann die Höflichkeit der älteren wie der jungen Generation, die auch in den Beförderungsmitteln gut zu beobachten war. Stieg man in eine Straßenbahn, sprangen wenigstens zwei junge Leute auf und machten Platz. Ich habe keine ungepflegten jungen Menschen gesehen. Die Bedienung in den Geschäften, in denen man heute alles zu angemessenen Preisen kaufen kann, war stets höflich, auch wenn man nur Deutsch sprach. Was man vermißte, sind deutsche Zeitungen.

Auch in Zoppot im „Grand Hotel" mit internationalem Publikum wird man stets auf morgen vertröstet.

Ein achttägiger Aufenthalt ist für ein Programm wie unseres zu kurz. Zu Spaziergängen an der See konnten wir uns nur abends eine halbe Stunde Zeit nehmen. Eine kurze Fahrt hinüber nach Hela ist nur eben der Dampferfahrt wegen zu empfehlen. Hela selbst ist Militärsperrgebiet. Mit dem Fotoapparat muß vorsichtig umgegangen werden. Wir selbst und auch andere haben unangenehme Überraschungen erlebt. Alles in allem: Wenn man den nötigen Abstand gewonnen hat, soll man eine Reise in die alte Heimat nicht scheuen. Ich halte es sogar für sehr angebracht, Kontakte mit der dortigen Bevölkerung zu suchen und zu pflegen. Man ist uns gegenüber aufgeschlossen und zu Gesprächen bereit, über die vielleicht mehr erreicht werden kann als über Verträge, die auch dort unterschiedlich beurteilt werden. Auch die Gespräche, die wir mit Leuten aus der mittleren Industrie geführt haben, endeten alle mit dem Wunsch: mehr Kontakte mit den Deutschen und mit der Bundesrepublik.

Ich hoffe, mit meinen Zeilen meinen Landsleuten einen kleinen Einblick in die Verhältnisse der alten Heimat — wenn auch hauptsächlich aus landwirtschaftlicher Sicht — vermittelt zu haben und wünsche gute Fahrt allen denen, die sich zu einer ähnlichen Reise entschließen können. Mein letzter Besuch in der alten Heimat war es hoffentlich nicht!

## Flug in die Heimat 1971

von Georg Teschendorff

Ungeduldig schaue ich aus dem Flugzeug nach unten und erkenne den großen Weichselbogen. An vielen Seen und Wäldern bemerkt man, daß wir uns unserer alten Heimat nähern. In der Ferne glaube ich Graudenz zu erkennen und vielleicht auch Marienwerder. Aber dann geht es recht schnell in die Nähe von Danzig. Die Berge der Danziger Höhe sind erkennbar, und wirklich, da unten liegt Pietzkendorf, der Ausflugsort, der viele Danziger früher anlockte. Aus der Luft sieht immer noch alles so aus wie früher. Wir sind schon ganz niedrig über Langfuhr und erkennen die Kasernen, in denen einmal die Soldaten des Kronprinzen gelegen haben. – Die Tradition wurde wohl fortgesetzt, denn jetzt konnte man Panzer erkennen. – Wir kreuzen die Bahnlinie, die heute elektrifiziert ist, und erkennen die neuen Waggons der elektrifizierten Vorortsstrecken, die allerdings heute bis Dirschau und Neustadt gehen. Leicht geht die Maschine auf der Rollbahn nieder, und nach mehr als 25 Jahren hat uns die Heimat wiederaufgenommen. Am Flugplatz hat sich nichts verändert. Er soll aber vergrößert werden, damit dort auch größere Maschinen landen können.

Ein Bus von ORBIS empfängt uns hier, und schon sind die ersten Bekannten von Mitreisenden zur Begrüßung erschienen. Wir erkennen bald die Straßen von Langfuhr, und auch die Strecke in Richtung Oliva-Zoppot ist uns nicht unbekannt. Hier entsteht eine neue große Sporthalle, die im Stil der Bremer Stadthalle ähnelt.

In der Ferne erkennt man den Dom von Oliva. In der Gegend von Glettkau entstehen riesige Wohnbauten, die wir uns bestimmt noch ansehen wollen, denn das ist wirklich etwas Einmaliges.

Zoppot erscheint fast unverändert. Man merkt der Stadt an, daß sie inzwischen auch älter geworden ist,

aber an den Straßenzügen hat sich kaum etwas verändert. Schnell erreichen wir das „Grand Hotel", früher war es das Kurhotel, das Ende der 20er Jahre gebaut wurde. Man hat hier noch nicht unter der Vollbeschäftigung zu „leiden". Genügend Personal ist vorhanden, um das Gepäck schnell herbeizuschaffen, und im Hotel ist ein einmaliger Service, aber in der Rezeption gibt es wieder eine Stauung, die erkennen läßt, daß man derart starken ausländischen Anstrom nicht zügig bewältigen kann. Obgleich bei der Buchung der Reise Art des Zimmers, ob mit Balkon und Dusche oder Bad mit Toilette, festgehalten wurde, dauerte es ca. 2 Stunden, bis man den Gästen die seit 6 Monaten vorbestellten Zimmer mit all den gebuchten Einzelheiten geben konnte. Hier wird man noch etwas lernen müssen. Aber der großzügige Service entschädigte einen schnell für die Wartezeit.

Der Empfang durch die Hotelleitung und ihr Personal beim Abendessen versprach – wenn es so bleiben sollte – einen angenehmen Aufenthalt. Und das bewahrheitete sich auch. Polnische Gastfreundschaft und polnische Küche lassen diese Reise mit Abstand gegenüber südlichen oder westlichen Ländern in guter Erinnerung bleiben. Die Kellner sprachen ein ausgezeichnetes Deutsch, das eben nur jemand sprechen konnte, der in unserer Heimat geboren war und dem es vergönnt war, dort verankert zu bleiben. Das war der erste sehr erfreuliche Eindruck. Wenn auch unser Kellner zu jedem Essen sagte: „Heute gibt es ganz was Besonders, nämlich Bratkartoffeln und Karbonade!" Die Vielfältigkeit der polnischen Küche brachte doch immer wieder neue angenehme Überraschungen.

Kurzentschlossen ging ich zum Bahnhof und fragte nach einer Fahrkarte nach Stuhm. Freundlich gab man mir Auskunft. Nichts deutete darauf hin, daß hier Reisebeschränkungen bestehen. Ich kann nicht Polnisch sprechen, und wenn ich mir die Brocken aus dem Wörterbuch mühsam heraussuche, versteht man mich nicht, aber die Bahnbeamtin fragte sofort einen Kollegen, und bereitwillig bestätigte man mir, daß ich mir aus dem Fahrplan den richtigen Zug ausgesucht habe. Also, allen Mut zusammengenommen und eine Fahrkarte für morgen nach Sztum (Stuhm) gelöst, gleich mit Rückfahrt, sonst falle ich vielleicht bei der Rückfahrt auf. Es ist viel mehr automatisiert als bei uns. Auf den Bahnhöfen stehen ganze Batterien von Automaten, die einem für viele Bahnstationen nach entsprechendem Geldeinwurf die Fahrkarte geben. Man kann auf diesem Wege auch Karten für Schwerbeschädigte oder für Gruppen lösen.

Nur nicht auffallen, denke ich, und schon habe ich falsch gedacht! Schon an meiner Kleidung werde ich überall als „Fremder" erkannt. Aber kein Mensch stört sich daran, ja auch niemand nimmt Anstoß daran, daß ich mit meiner Begleiterin deutsch rede. – Ich suche die „Geheimen", die mich auf Schritt und Tritt verfolgen sollen. Da hat man in Polen doch wohl andere Sorgen.

Lange vor dem gewöhnlichen Frühstück wird also aufgestanden, und viel zu früh bin ich auf dem Bahnhof in Zoppot. – Der Eilzug kommt schon aus Pommern und wird nach Bialystok fahren. Dabei geht es über Dirschau — Marienburg — Stuhm. Endlich rollt er pünktlich ein, und wir finden auch in einem Abteil Platz, obgleich auch Berufstätige auf diesen Zug gewartet haben. Auch hier gibt es wohl viele Pendler.

Die durch den Eilzug entwickelte Geschwindigkeit läßt merken, daß der Gleisunterbau ziemlich strapaziert ist und kaum größere Geschwindigkeiten zuläßt.

Es ist ein regnerischer Tag, der die ohnehin nicht sehr farbfreudigen Häuser alle alt und grau erscheinen läßt. Man scheint auch nur eine einzige Farbe im Überfluß zu haben, denn alle öffentlichen Gebäude sind grau angestrichen.

Viel zu langsam geht das alles. Der Bahnhof von Praust kommt mir noch bekannt vor, genauso wie Simonsdorf. Dann kommt Dirschau. Hier sind die Überdachungen der Bahnsteige nicht mehr vorhanden, dadurch wirkt der Bahnhof allerdings erheblich heller als früher. Auf den Nachbargleisen sehen wir alte Eisenbahnwaggons, die wohl noch im Nahverkehr eingesetzt sind. Ja, sogar die alten ehemaligen 4.-Klasse-Wagen tun hier noch ihren Dienst. Jetzt befahren wir im Schrittempo die Weichselbrücke. Die Sonne hat sich durch die Wolken gedrängt und ermöglicht einen weiten Blick über die Weichselniederungen. Die eine Brücke, die früher dem Wagenverkehr diente, ist immer noch zur Hälfte zerstört.

Dafür ist ja die andere große Weichselbrücke südlich von Dirschau noch vorhanden. Von weitem leuchtet uns die Marienburg in ihrer gewaltigen Schönheit entgegen. Durch den Wiederaufbau erscheint sie viel heller und leuchtender als früher. Gespannt stehen wir nun am Fenster und verfolgen die vorbeiziehende Landschaft. Liessau, endlich Kalthof. Neben dem Bahnkörper erkennt man die alte Kleinbahn, die Zuckerrübenbahn, die im Winter immer die Marienburger Zuckerfabrik mit den goldenen Früchten des so ertragreichen Weichselgaues belieferte. Aber das ist nun nicht mehr möglich, denn bei Kalthof endet die Bahn. Die Brücke über die Nogat existiert nicht mehr.

Wir fahren an den äußeren Schutzwällen und -mauern der Marienburg vorbei und der Zug ist pünktlich in Marienburg. Das ist ein komisches Gefühl. Genau auf dem Bahnsteig, wo früher die Züge nach Stuhm und Marienwerder abfuhren, dort hält der Zug. Der Bahnhof erscheint unverändert. Die Pause des Aufenthaltes erscheint wieder viel zu lang, die Spannung steigert sich. Endlich geht es weiter. In der Ferne ist das vertraute Bild Marienburgs mit dem Wasserturm zu sehen. Die Bauernhöfe mit ihren kleinen Weihern.

Alles ist unverändert – so, als wäre ich wieder der Fahrschüler, der täglich diese Strecke zur Schule fuhr.

Braunswalde, das heute Gosciszewo heißt, hat immer noch seinen alten Bahnhof. Es geht am Biberschen Gut Gorrey vorbei, und schon durchfahren wir den kleinen Halteplatz von Neu-Hakenberg. Grzepa steht heute in Neu-Hakenberg noch an der alten Wartehalle auf dem Bahnsteig. – Ich habe später auch noch Neu-Hakenberg besucht und will diesen Besuch besonders schildern. – Endlich erscheinen die ersten bekannten Gebäude von Stuhm, und der Zug hält nach Marienburg zum ersten Mal. Ich bin innerlich stark erregt, ich kann es kaum fassen – ich bin in Stuhm.

Das Bahnhofsgebäude ist auch grau angestrichen.

Eine Sperre kennt man hier genausowenig wie an allen anderen Bahnhöfen. Die Fahrpreise sind für unsere Verhältnisse äußerst niedrig wie auch sonst die Preise in den öffentlichen Verkehrsmitteln einschließlich der Taxis.

Ja, der Bahnhof, ich möchte ihn streicheln, denn er ist das erste Gebäude meiner alten Heimatstadt, das unverändert vor mir steht. Die Bahnsteige sind modernisiert und höhergelegt worden. Die Schalter sind beide besetzt. Der eine hat wohl den Verkauf von Buskarten, während man am rechten Schalter heute seine Fahrkarten lösen kann. In der Ecke zwischen den beiden Warteräumen ist ein Kiosk, der hier lebhaften Umsatz zu machen scheint. Hier finde ich eine Serie von Ansichtskarten von Stuhm. Die Warteräume sind stark besetzt. Stuhm hat als Kreisstadt in seiner Bedeutung gegenüber früher gewonnen. Vor dem Bahnhof stehen Taxen und finden schnell ihre Gäste. Ich will aber zu Fuß langsam durch die Stadt schlendern und Eindrücke sammeln, und ich betrachte alles sehr aufmerksam. An der ehemaligen Achatius-von-Zehmen-Straße stehen auf der Nordseite hohe Pappeln.

Ich weiß es nicht, ob sie schon früher angepflanzt wurden. Aber aus dem kleinen Gehölz zwischen dem Bahnkörper, Ladestraße, Bahnhofstraße und den Bahnbeamtenhäusern am Weg zum Bahnübergang zum Lindenkrug ist ein mit hohem Baumbestand bewachsener Park geworden. Das Haus von Schimmelpfennig ist nur älter geworden. Der Platz zwischen der Straße und dem ehemaligen Kasernengelände (später NPEA) ist zu einer großen Sportanlage gestaltet. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß es sich hier um ein schönes Sportstadion handelt. Neben dem alten Häuschen mit der Pumpanlage ist eine neue Pumpstation entstanden. Die Bahnbeamtenhäuser zum Bahnübergang hin sind völlig unverändert, wie auch die Häuser auf der rechten Seite der Bahnhofstraße in Richtung Stadt kaum verändert sind. An das ehemalige Gärtnerhaus, das hier stand, ist ein Blumengeschäft angebaut wurden. Die Bäume zu beiden Seiten der Straße sind noch höher geworden und bilden ein Blätterdach. Die Fahrbahnen sind wie bei fast allen Stuhmer Straßen asphaltiert, und auch die Bürgersteige sind überall sauber gelegt und gepflegt.

In den Gebäuden der alten Kasernen (NPEA) ist das neue Kreiskrankenhaus untergebracht. Der Gesundheitspflege wird sehr viel Raum gegeben. Gegenüber steht das Haus von Roeser. Nur die Scheiben der Holzveranden sind zerschlagen und mit Brettern vernagelt. Warum eigentlich? Denn hier hat man doch offensichtlich genügend Glas!

Die Volksschule scheint um keinen Tag gealtert zu sein. Sogar der Holzpavillon neben dem alten Gebäude ist noch in Betrieb.

Die Stadthalle hat jetzt ein Kino aufgenommen, und zu den Vorstellungen drängt man sich. Unser Pantoffelhausaltar (Fernseher) hat dort also noch nicht Einzug gehalten. Überhaupt fällt hier die hektische Hetze, an die ich mich in der Großstadt fast gewöhnt habe, völlig von mir ab. Hier in Stuhm geht alles ruhiger vor sich. Das merkt man auch an den Neubauten, die auch noch ohne viel Maschinen hier entstehen.

Ja, in Stuhm wird erstaunlich viel gebaut. Das ganze Gelände vom Weißgraben an der Pumpstation hinter den Bahnbeamtenhäusern von Kossel und Karl sowie hinter Rusch und Roeser bis hin fast zum Schützenhaus ist nach dem See hin neu bebaut. Der große Obstgarten hinter Szablikowski (der in Stuhm das erste Speiseeis machte) zwischen dem Haus von Rektor Bukold und dem Lehrerhaus von Pauli und Schiffner ist genauso den Bauvorhaben gewichen wie der Garten von Mania oder vom alten Kreiskrankenhaus. Kurz gesagt, alles Gelände zwischen der alten Volksschule und dem Schützenhaus ist zum See hin neu bebaut. Da verschwinden die Häuser von Rektor Bukold und Lehrer Pauli völlig angesichts der neuen Häuser, die von einer Genossenschaft gebaut werden. – Übrigens sind in Polen die Mieten sehr gering.

Auf der linken Seite beim Gang zur Stadt war früher im Anschluß an das Kasernengelände ein kleiner Cholerafriedhof. So erklärte man uns diese kleine Friedhofsanlage hinter hohen unansehnlichen Sträuchern. Diese Sträucher sind jetzt fort, und im Mittelpunkt dieses kleinen parkartigen Geländes steht das Marterl mit der Jungfrau Maria.

Die „Deutsche Eiche" steht nicht mehr. An dieser Stelle ist jetzt ein Kiosk, an dem auch Bier ausgeschenkt wird. Vom Ausschank macht man hier, wie auch sonst bei jeder Kneipe reichlich Gebrauch. Die Eichen sind höher wie auch die Pappeln auf dem kleinen Grünplatz zwischen Marienburger Chaussee und Bahnhofstraße.

Das Haus, in dem der Kreisschulrat seinen Sitz hatte und in dem das Hochbauamt war, scheint heute nur als Wohnung zu dienen. Dahinter steht das Haus, in dem vor etwa 50 Jahren der erste Stuhmer Photograph, Kusch, sein Atelier hatte. Hier hat sich nichts geändert. Im Hause Scheffka, das gerade frisch gestrichen war und wie neu wirkte, waren noch die Handwerker. Auch im Buthschen Laden waren gerade die Maler tätig. Im Hause der Schlachterei Feege ist wieder ein Metzger, und auch im Puttkammerschen Friseurgeschäft hat sich ein Zunftgenosse etabliert.

Wenn das alte Kreiskrankenhaus nicht auch so abscheulich grau angestrichen wäre, würde man darauf warten, daß Dr. Hoffmann von seinem Ärztehaus im Nebengebäude im weißen Kittel erscheinen würde.

Aber immer wieder muß ich mich daran erinnern, daß wir das Jahr 1971 schreiben. – Ob sich Stuhm auch so entwickelt hätte, wenn die Geschichte uns nicht die Heimat genommen hätte. Immer wieder stellt man sich diese Frage. Was wäre – wenn?

Wir schlendern am alten Krankenhaus vorbei. Dort ist heute die Kreisverwaltung untergebracht. Die behördlichen Stellen – und derer gibt es nicht wenige – erkennt man an einem roten Emailleschild. Es macht mir, der ich kaum ein Wort Polnisch verstehe, viel Mühe, das alles mit meinem Taschenwörterbuch zu übersetzen.

Gegenüber vom Krankenhaus ist nun die ehemalige Gärtnerei Stolz. Sie macht einen sehr sauberen Eindruck und hat eine schöne Glasveranda bekommen. Sie steht in ihrem Aussehen hier keinem modernen Blumenhaus nach. Die Schmiede Joh. Mania beherbergt wieder einen gleichen Betrieb, denn hier wurde gerade ein Pferd beschlagen. Auch die Ecke, wo früher Bäcker Kuschel war, hat sich nicht verändert.

Zwischen Ärztehaus und dem ehemaligen Holzpavillon von Sperl, also der Weg zum Kreislagerhof, ist jetzt eine Straße, die zu den vorerwähnten neuen Häusern führt. Das Haus von Dr. Knötzke hat über die Natursteine nur einen Farbanstrich bekommen. Die Vorgärten sind wohl einer Verbreiterung der Straße zum Opfer gefallen. Jedenfalls ist das jetzt verkehrsgerechter, obgleich man ja von einem Straßenverkehr, wie wir ihn hier kennen, nicht sprechen kann. Die Häuser von Frau Ulrich und Stadtkämmerer Burghardt fehlen. An ihrer Stelle ist ein repräsentativer Bau eines Hauses der „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei" gebaut. Gegenüber ist das Sägewerk Rasch äußerlich unverändert, jedoch wird hier das Sägewerk nicht mehr betrieben. Dafür wurde die Sägemühle Schmidt in Stuhmerfelde erheblich ausgebaut. Das Haus von Dr. Heinrich ist unverändert. Das Moewssche Haus steht nicht mehr.

Hier ist — fast gegenüber dem Parteihaus – ein Denkmal errichtet, das an polnische Freiheitskämpfer erinnert. Auch das Krombachsche Haus, in dem später der Direktor der Mühle Stuhm, Herr Oertel, wohnte, beherbergt jetzt wohl eine amtliche Stelle. Anschließend hat man jetzt ein modernes Café gebaut, das ich auch besuchte.

Die Stuhmer Post sieht unverändert aus, man merkt ihr nicht an, wie viele Jahre inzwischen verstrichen sind. Innen ist sie aber erheblich freundlicher geworden. Moderne Glasverkleidungen und eine geschickte Raumaufteilung haben hier eine nette Amtsstelle geschaffen. Zahnarzt Schröders Haus habe ich nicht mehr in Erinnerung, aber ich glaube, daß es sich nur farblich verändert hat. Rechtsanwalt Blenkle würde sich freuen, auch sein Haus äußerlich fast unverändert vorzufinden.
Der Tennisplatz scheint ungenutzt dazuliegen. Auch das St.-Georg-Haus dient wohl nur noch dem Wohnzweck. Weiter zur Stadt, die ehemalige „Peter-Mogge-Schule" sieht aus wie eh und je. Ein schöner Zaun umfaßt den Vorgarten. Die häßlichen Lebensbäume sind wohl zu alt geworden. Im Vorgarten ist ein großes Relief der Volksrepublik Polen. Hier wird mit Stolz das jetzige Land präsentiert. Diese alte Schule dient heute anscheinend auch immer noch Schulzwecken.— Erinnerungen an Oberlehrer Hofmann, Frl. Danowski, Lehrer Schiffner, Frl. Mintel werden wach. Ich scheue mich nicht, mich vor dem Eingang dieser Schule, in die schon mein Vater vor der Jahrhundertwende gegangen ist und in der auch ich meine ersten Lateinversuche startete, fotografieren zu lassen, wenn auch einige Menschen recht neugierig zusehen.

Die beseitigten deutschen Inschriften täuschen auch die jetzigen Stuhmer nicht darüber hinweg, daß hier einmal Deutsche wohnten. Mit der Beseitigung dieser Zeichen deutscher Arbeit und Anwesenheit kann man Geschichte nicht korrigieren. Gehen wir weiter die Straße entlang, oder sehen wir über die Straße hin! Das Haus von Krohn hat sich nicht verändert. Selbst der Zaun scheint noch immer der gleiche zu sein, nur daß man in der Seite einen heraushebbaren Teil gemacht hat, durch den die städtische Müllabfuhr die Müllgefäße herausholt. Unser alter Konrektor Ratza würde keinen Moment zögern, in sein Haus zu gehen, denn äußerlich hat sich kaum etwas verändert, aber dort hat sich ein Fotogeschäft etabliert.

Der einzige Magnolienbaum des alten Stuhm steht leider auch nicht mehr. Sicherlich haben die Nachfolger ihn nicht so gepflegt wie Ratzas. Vor dem Lehrerhaus von Runge und Lehrer Otto ist ein neuer Zaun aus Naturstein und Holz, das Wohngebäude scheint um kein Jahr gealtert zu sein. Daneben die evangelische Schwesternstation hat sich durch einen hellen Farbanstrich verjüngt. Der Eingang zum evangelischen Friedhof ist kaum zu erkennen. Hier haben die Bäume und das Gebüsch den Weg versteckt. Das Dienstgebäude des Westpr. Überlandwer-

kes dient heute wohl nur Wohnzwecken. Hier wohnten einst Lüders und Familie Wallasch. Hinter der „Peter-Mogge-Schule" in Richtung Rathaus hat sich viel verändert. Die Häuser von Westerwick und Machlinksi sind nicht mehr vorhanden. Hier hat man einen kleinen Park angelegt, in dem ein Gedenkstein steht. Meine polnischen Sprachkenntnisse reichen jedenfalls nicht aus, um den Text zu entziffern. Hier stehen auf einer Gedenktafel 5–6 Namen polnischer Prägung. Das Central-Hotel mit Nebengebäuden ist fast unverändert. Im ehemalig Kockschen Laden ist wieder ein Geschäft. Das ehemalige Lokal von Behrend ist mit dem Szislowskischen Laden vereinigt.

Der Eingang wurde geschlossen, auch ist die große Scheibe nicht mehr vorhanden, statt dessen wurde ein neuer Eingang von der Kieslinger Straße aus, aber fast an der Ecke gemacht. Hier kommt man durch einen garderobeähnlichen Raum ins Lokal. Es ist gut ausgestattet, und auch hier ist wie überall eine nette Kellnerin, die uns die Speisekarte vorlegt. Wie üblich, stehen auch hier Erfrischungsgetränke schon auf dem Tisch. Für das Lokal „Sztumianka" war sogar schon in Zoppot Reklame gemacht. Für eine erfrischende Rhabarbersuppe, ein mittleres Beefsteak mit roten Beeten und Kartoffeln bezahlten wir 15,60 Zl, also nach unserer Umrechnung 1,56 DM pro Portion.

Nach dem Essen führte uns der Weg zunächst zum Schützenhaus. Das Rathaus beherbergt heute wieder die Stadtverwaltung, äußerlich hat sich hier nichts geändert. Dahinter ist, noch genauso häßlich angestrichen, das Haus, in dem der Ratsbote Buchholz wohnte. Der Lagerhof ist kleiner geworden, denn hier sind Lagerhallen entstanden. Aber der alte Stall, in dem auch die Arrestzellen untergebracht waren, scheint auch nicht einmal älter geworden zu sein. Die Zellen erfüllen wohl auch heute noch ihren Zweck. Auf der anderen Straßenseite fehlen die Zäune. Das evgl. Gemeinschaftshaus hat wohl nicht allzuviel Pflege erfahren. Das Nebengebäude in Richtung Koslowski-Bierverlag ist auch heute bewohnt. Die Häuser von Koslowski und Schornsteinfeger Müller sind auch heute recht gepflegt, nur fehlt an Müllers Haus die schmückende Efeuranke. Schließlich steht an der Ecke zum Schlachthof hin noch der uralte Bau, der wohl Briefträger Nagel gehörte, und wo einmal der Stuhmer Schützenkönig von 1920, Zitzewitz, seine Schuhmacherwerkstatt hatte. Was doch ein wenig Farbe ausmacht, konnte man an diesem Hause sehen. Es wirkt viel freundlicher als früher.

Das Schlachthaus dient wohl auch heute seinem alten Zweck. Auf dem ehemaligen Rummelplatz davor liegen Findlinge und Baustoffe, die wohl dem Straßenbau dienen sollten. Aber hier hatte ja auch vor dem Kriege die Stadt ihre Straßenbaumaterialien gelagert.

Das Schützenhaus ist kaum wiederzuerkennen. Von dem Giebelhaus steht nur ein kümmerlicher Rest, der wohl auch gewerblich genutzt wird, denn Lkw-Spuren deuten darauf hin, daß hier nur Ware gelagert wird.

Wo ist die Zeit geblieben, da Paul Lyczywek uns einen „Weißen mit Punkt" für 15 Pfennig ausschenkte. Die Bilder der unbeschwerten Jugend kommen in Erinnerung, wenn man in den Schützengarten geht. Hier erinnern nur noch traurige Reste an die Gartenlauben oder den Musikpavillon. Es ist mir nie bewußt geworden, wo die heutigen Stuhmer Bürger ihre Freizeit verbringen, für die doch der See mit all seinen schönen Plätzchen genügend Gelegenheit bieten würde.

Die Kegelbahn ist auch nicht mehr vorhanden. Hier steht nur noch der Vorderbau, in dem die Kegelbrüder Müller, Hausmann, Gröber uns Jungen, die wir für 50 Pfennig am Abend die Kegel aufstellten, ganz gehörig ins Schwitzen brachten.

Gehen wir zurück zum Rathaus. Die Straße zum Markt ist erheblich verbreitert worden. Das Umspannhäuschen des WÜW hat einen Zugang oben von der Straße her bekommen. Zwischen diesem Bau und dem ehemaligen Schuhgeschäft von Holz oder Klaphofer ist ein neuer Verkaufspavillon entstanden. Das alte Holzhaus dahinter am Barlewitzer See ist nicht mehr vorhanden. Der dadurch entstandene freie Platz ist mit Platten ausgelegt und dient wohl als Zufahrt zur Mühle oder dem Eberlischen Grundstück. Der Schweinestall ist in ein Lagerhaus umgebaut. Die Molkerei als solche besteht nicht mehr.

Auf der anderen Straßenseite waren unten im ehemaligen Burggraben der Garten des Bürgermeisters und der evgl. Pfarrgarten. Dieses Gelände ist jetzt parkähnlich gestaltet und hat einen beleuchteten Promenadenweg bis zum Schützengarten erhalten. An der Ecke des Pfarrgartens steht heute ein Kiosk, vor dem ich eine bekannte Stuhmerin traf, die schon zur Zeit der Abstimmung 1920 als Vorkämpferin für ein polnisches Stuhm war. Ja, das war eine große Überraschung für beide Teile. Diese Begegnung gab mir die Hoffnung, daß wir uns auch mit den jetzigen Stuhmer Bürgern verständigen können und auch werden.

Das war aber auch nicht die einzige Begegnung mit Bekannten. Ich suchte sie nicht, aber man traf sich. Man wußte bald Bescheid, daß ein „alter Stuhmer" im Ort war.

Von diesem Kiosk aus hat man eine freie Sicht nach allen Seiten hin. Man erkennt die alte Stadtmauer, auf der noch, an die „Peter-Mogge-Straße" angrenzend, eine Reihe von alten Häusern steht. Auf der Seite nach der Mühle hin steht nur noch das Holzsche/Klaphofersche Haus. Die Straße zur Mühle ist verbreitert, denn das Monathsche Haus steht

nicht mehr. Aber die Mühle ist auch nicht mehr in Betrieb. Hier wird wohl Saatgut gelagert, der Mahlbetrieb wird nicht benützt.

Zum Marktplatz hin ist auch eine freie Sicht, man blickt bis auf die Apotheke und das Haus des Bäkkermeisters Weiß. Vor uns fehlt in dieser Richtung eine Menge Häuser. Zunächst steht das Haus von Zuchowski und Fiedling nicht mehr. Daneben, wo früher das Geschäft von Baumann war, ist auch noch freier Platz. Erst mit dem Haus, in dem einstmals Buchdruckermeister Schmidt wohnte, beginnt die „Peter-Mogge-Straße", eigentlich ist sie jetzt doch ganz kurz geworden. Sie erscheint mir aber sauberer als früher. Die Hindenburgstraße, die ja vom Markt aus bei Neubauers anfing, ist auch erheblich breiter.

Von den alten Häusern steht hier nur der Bau, in dem „Kaiser's Kaffeegeschäft" drin war. Alle anderen Häuser existieren nicht mehr. Hier sind mehrstöckige Wohnblocks entstanden, die auch die Straße dahinter vergrößert haben. Zwischen dem ehemaligen Neubauerschen und dem Haus von Langowski (Düvel & Brekau) war einst eine kleine Gasse. Diese ist jetzt im Zuge der Häuserblocks überbaut, es geht also nur noch eine Passage durch. Dahinter ist noch das Haus zu erkennen, in dem die Mietsfrau Weiß wohnte. Ich glaube, es gehörte Herrn Schlegel. Auch der „Breslauer Hof" an der Marktecke/Hindenburgstraße mußte dran glauben. Das einzige Haus auf dieser Seite ist nur das von Conditorei Rahn/Kalinowski.

Alle anderen Häuser, also Boldt, das evgl. Pfarrhaus, Brose, Wroblewski, Mitschinski, Friseurgeschäft Nauroth und das Eckhaus zur Seestraße, sind abgerissen, und hier stehen überall mehrstöckige Wohnblocks, in deren Erdgeschossen auch Geschäfte zu finden sind. Die evgl. Kirche sieht etwas traurig aus. Sie ist auch mit einer trüben grauen Farbe angestrichen. Die Turmuhr geht nicht mehr. Die Kirche soll jetzt als Leichenhalle benützt werden.

Die Marktseite mit der Volksbank, Hausgerätegeschäft Schmidt, Schlachter Strehlau, Uhrmachermeister Preuß, Milchgeschäft Dornio, Bäcker Wermter, Bäcker Busch und Neff (Rosenthal/Borowski) existiert auch nicht mehr, überall stehen hier jetzt — die heute auch schon älteren — Wohnblocks, die nach der Seeseite Balkons mit schöner Aussicht haben. Die einzigen Häuser dieser Marktseite, die stehengeblieben sind, sind die von Erasmus (Nußchen) Klaphofer/Ascher und Abraham.

Zurück zur Ecke Neubauer. Hinter der Passage ist das ehemals Langowskische Haus aufgestockt und auch das Haus von Schuhmacher Strübig ist aufgestockt. Beide Häuser sind jetzt gleich hoch. Daneben ist die Kreissparkasse doch als recht alter Bau zu erkennen. Das Haus ist gelb angestrichen, und darin befindet sich ein Kaufhaus, das recht dicht mit Waren aller Art gefüllt ist. In Kleppes Haus ist jetzt eine Apotheke. Der Kinosaal besteht nicht mehr, wie mir ein Gang durch die dahinterliegende Gasse zeigte. Durch die Beseitigung des Kinosaals und auch anderer Hintergebäude dieser Marktseite ist die Mühlenstraße breiter geworden. Die dahinterliegenden Häuser von Strauß und Schuhmacher Brock sind auch nicht mehr zu sehen.

Das letzte Haus auf der Nordseite des Marktes, also neben Kleppe, wo auch Freynicks wohnten, ist das Albatsche, ehemals Klingenbergsche Haus, das zunächst nur noch im Erdgeschoß bestand und nun zwei neue Stockwerke bekommen hat. Ein Möbelgeschäft erhielt gerade neue Möbel, die hier immer noch Mangelware sind. Hier wird auf diesem Sektor noch viel Handwerkerarbeit geleistet. Das Albatsche Haus hat nach der Seite zur alten Apotheke von Cohn Fenster und eine Loggia, was darauf hindeutet, daß hier wohl mit der Bebauung Schluß gemacht wird. Die weiteren Häuser Samatin, Meißner, Lenzner, Kaminski, der Kgl. Hof und Tucher wie auch Uhrmacher Rohde sind nicht mehr vorhanden. Weite Grünflächen bedecken jetzt diese Flächen.

Nun wird mir das Herz schwer, denn nur zögernd betrete ich die Grünflächen, die auf den Grundstükken der östlichen Marktseite angelegt sind, denn hier stand mein Elternhaus. Ich setze mich auf eine Bank, die genau auf unserem Grundstück steht, und blicke auf den Kirchturm, dessen Uhr 7.45 anzeigt, eine Zeit, zu der ich als Schüler abmarschieren mußte, wenn ich nicht zu spät kommen wollte. Das Fenster in dem Zifferblatt ist auf, es sieht so aus, als wenn mich der alte Kirchturm wiedererkannt hat und mir mit einem Augenzwinkern zu verstehen gibt, daß er mich erkannt hat. Jahre sorgloser Jugend ziehen vorbei, und ich denke an viele Stuhmer Bürger, die hier gelebt haben, an unsere Nachbarn, deren Häuser auch alle nicht mehr stehen. Auf dieser Marktseite ist fast alles abgeräumt, nur die Steintreppe von Schlachtermeister Schmidt zeigt an, wo hier die Grenze zwischen Schmidt und Albrecht war. Auf dieser Steintreppe steht heute mit seiner Front zur Kirche ein Holzpavillon, in dem Handarbeiten verkauft werden.

Auf den Grundstücken von Albrecht und Radtke stehen kleine für Polen typische Marktpavillons, in denen die Bauern an Markttagen ihre Erzeugnisse anbieten. Nur die Bäckerei Wölk ist stehengeblieben, und das Wehrmeistersche Haus ist ausgebaut. Hier erkennt man den Verlauf der ehemaligen Gerichtsstraße.

Die Fronten der Häuser Abraham bis Erasmus sind etwas gestutzt. Die Verzierungen sind nicht mehr vorhanden, das paßt vielleicht besser zu den nüchternen Fassaden der daneben stehenden Neubauten.

Mein Blick schweift rundherum: Über die freien Flächen von Lenzner und Kaminski sehe ich den Barlewitzer See. Die Straße ist erheblich verbreitert.

Heute können mühelos 3—4 Fahrzeuge nebeneinander die Straße bequem befahren. Der Marktplatz und die darüber führende Straße nach Marienwerder sind durch eine Verkehrsinsel abgeteilt. Die Stufen zum Bürgersteig, zur Kreissparkasse und Kleppe haben eine Schutzkette bekommen, man kann also nur an vorgesehenen Fußgängerüberwegen zum Marktplatz gelangen. Um die evgl. Kirche stehen noch die hohen Lindenbäume. Ruhebänke laden ein, dort im Schatten der gewaltig gewordenen Baumkronen auszuruhen.

Ich sehe die alte Apotheke vor mir, und sie hat wahrhaftig noch die alten Spiegelglasfenster. Im Geschäftsraum ist heute ein Friseurgeschäft. Das Haus von Glasermeister Zeitz steht nicht mehr, auch das Radtkesche Haus ist ein Opfer des Krieges geworden. Völlig unverändert steht das „kleine Landratsamt", das Haus, in dem Hausmann, Lawenstein und der Dichter des Liedes „Westpreußenland", Erich Borchert, wohnten. Mir fallen die Worte dieses Liedes wieder ein, „Rauschende Wälder . . . usw." Wo ist die Zeit geblieben? Unwillkürlich schaue ich auf den Platz vor der Druckerei Albrecht und Fleischerei Schmidt. Nein, der Gedenkstein für Ferdinand Schulz steht nicht mehr dort. Erich Borchert hatte auch seinen Fliegertod in einem Gedicht beklagt.

Hinter unserem Haus auf dem Denkmalsplatz stand das alte Kriegerdenkmal mit der trauernden Heldenmutter von Prof. Cauer — Königsberg. Es fiel natürlich auch den Nachkriegswehen zum Opfer und machte einem massiven Monument aus Granit mit dem polnische Adler Platz. Die Worte: „ZAWRSZE WOLNOSC NASZA" - was etwa heißt: „Immer unsere Freiheit" — Ich weiß nicht, ob ich das sinngemäß richtig übersetzt habe.

Ich raffe mich auf, längst haben mich die heutigen Einheimischen bemerkt und beobachten mich. Sie sind ja aus ihrer Heimat weggegangen, um hier zu wohnen und zu arbeiten für „ihr Polen", das sie genauso lieben wie wir unser Vaterland verehren und lieben.

Die Tatsachen sehen so aus: Hier steht also kein Haus mehr aus der Vorkriegszeit, Baumgart, Teschendorf, Block, Schmidt, Albrecht, diese Häuser sind eben nur Erinnerungen.

Man erkennt die Bäckerei Wölk, die heute auch noch als solche in Betrieb ist. Sie hat einen Ausgang und sicherlich auch die Anlieferung über das Albrechtsche Grundstück.

Die Kirchgasse zwischen Abraham und Elektro-Klaphofer ist bis oben hin zum Pfarrhaus und zur Küsterwohnung unverändert. Sie ist bescheiden und eng. Oben vor dem Pfarrhaus verweilen wir und blicken auf die Hinterseite der Häuser der südlichen Marktseite. Da die ehemaligen Hintergebäude fehlen und nur moderne Wohnblocks entstanden sind, ist hier mehr Platz. Man kann bis auf das Haus, in dem Friseur Nauroth wohnte, sehen. Die Hinterseiten der Wohnblocks sind eigentlich noch schöner als die Vorderseiten, denn hier sind Balkons zum See hin. Blumen auf den Simsen verschönen dieses Bild.

Die anderen Häuser auf der zum See liegenden Seite dieser Straße sind wohl alle noch unversehrt vorhanden.

Schauen wir uns nun einmal den katholischen Friedhof an der Kirche an. Nichts deutet darauf hin, daß hier 25 Jahre vergangen sind, der Eingang ist gleich geblieben, aber auf dem Gottesacker sieht es anders aus. Man findet nicht mehr sehr viele gepflegte Gräber. Ich will aber aufzeichnen, was ich an bekannten Namen fand. So das Grab eines v. Donimirski. Die Ruhestätte des Kreisschulrats Rudolph erinnert mich an das Eisenbahnunglück im Jahre 1920, als es diesen geschätzten Stuhmer Bürger aus dem Leben riß. Die Gräber des Kaufmanns Emil Block und seiner Frau (Markt 3), von Schlegel und Kanigowski lassen erkennen, daß hier noch Pflege erfolgt. Wir finden auch die letzte Ruhestätte des Dekans Neumann, der in Stuhm geblieben war und dort auch noch sein Amt weiter ausübte. Viele Grabinschriften sind nicht mehr zu erkennen, jedoch sieht man, daß hier wohl keine Beerdigungen mehr erfolgen. Vom Friedhof führt uns der Weg zurück in die Gerichtsstraße in Richtung Burgtor. Auf der rechten Seite stehen noch alle Häuser mit Ausnahme der Kaplanei. Auf deren Platz ist jetzt eine Bushaltestelle für Linien, die in den Kreis Stuhm fahren, eingerichtet. Ein Kiosk mit einem Wurststand sorgt hier für das leibliche Wohl der Reisenden. Hier drängten sich viele Menschen in einer Imbißstube. Man hatte um die Mittagszeit seinen Gang zur Behörde hinter sich und wartete auf den Bus. Fette Würste und Brot waren an diesem Tag eine willkommene Wegzehrung der Reisenden.

Das Kreishaus ist nicht mehr vorhanden. Steinplatten sind hier ausgelegt, und nichts deutet mehr auf den Lebensnerv des Landkreises Stuhm hin. Die Anbauten mit den Garagen stehen noch, und somit ist die alte enge Gasse zum Fischer Ziemann und auch zu unserem Garten am See noch vorhanden. Das Haus des Fischers ist verschwunden.

Auf dem Hof des ehemaligen Kreishauses lagern Baustoffe und allerlei Gerät.

Auch der Gang an den Gärten am See entlang lohnt sich, denn auch die jetzigen Besitzer pflegen diese Stücke Land. Hier erkennt man aber den Wandel der Zeit, denn während man sich auf seinem „Fleckchen am See" früher nur erholte und sich auf Freizeit einstellte, muß man heute doch wohl noch an Gemüsebau denken. Das Wittenbergsche Haus wie auch alle kleinen Häuser bis zur Seestraße sind fast alle erhalten geblieben. Die aufgetragene Farbe läßt kaum erkennen, daß hier mehr als 25 Jahre vergan-

gen sind. Wir gehen jetzt aber wieder zum Kreishaus zurück. Am Haus, in dem ehemals der vielen Stuhmern und Christburgern bekannte Viktor Hausmann wohnte, steht also noch und sieht kaum verändert aus. Die Straße zum Burgtor über den alten Burggraben hat sich auch nicht verändert. Der im Waisenhausgarten stehende alte Befestigungsturm hat ein neues, der ehemaligen Wirklichkeit mehr entsprechendes Dach bekommen.

Der Garten des Landrates ist verwildert und dient wohl zum Teil auch der Lagerung von Baustoffen.

Das Burgtor begrüßt uns in seiner alten eigenen Schönheit und gibt den Blick auf den Platz des Waisenhauses und zum Amtsgericht frei. Auf dem Waisenhausplatz merkt man, daß im Bau selbst gearbeitet wird. Hier ist jetzt ein Bezirksmuseum untergebracht. Ich denke noch an die dicken Mauern und die Steinböden, die im Sommer so schön kühl waren, wenn wir barfuß liefen und durch das Waisenhaus zur Bleiche wollten. — Heute wird hier umgebaut und geschichtliche Schätze gesammelt.

Im Amtsgericht, das zum Ordensschloß gehörte, sind heute das Kreisgericht und die Staatsanwaltschaft untergebracht. Der alte Brunnen davor, der erst zugedeckt wurde, als ein Kind hineingefallen war – so erzählte man es uns als Kindern –, ist heute fest abgedeckt. Der Zaun zum Waisenhausgarten und zu den Gärten der Amtsrichter fehlt. Das Richterhaus sieht sehr gealtert aus. Ich denke an die Amtsgerichtsräte Hennig und Krasel. Sicher wohnen hier heute auch Richter.

Heute wird der Friedhof in der Bromberger Straße, der erheblich verbreitert und verschönert ist, benutzt. Die Häuser an der Seeseite der Kieslinger Straße stehen alle noch. Das Haus, das einmal die SPD-Mitglieder in Gemeinschaftsarbeit gebaut haben, dient heute Wohnzwecken.

Der kleine Park an der Kreuzung Bromberger/Kieslinger Straße mit dem Wasserturm dahinter hat größere Bäume bekommen. Die Gedenktafel im Wasserturm ist entfernt.

In den Anlagen ist der Baumbestand, der die kleine Uferpromenade und den Rasenplatz trennte, fort. Hierdurch ist der Platz heller, aber ich meine, daß er früher schöner war. Auf diesem Rasenplatz weidet ein Pferd, das angepflockt ist, und ein kleiner Spitz kläfft das Pferd dauernd an, so daß es immer auf der Hinterhand hochsteigt. Es muß sich wohl hierbei losgerissen haben, denn später treffe ich es in der Stadt frei herumlaufend wieder, es zieht die lange Kette hinter sich her.

Im Talkessel der Anlagen ist die Freilichtbühne. Der Talkessel ist ausgebaut und der Boden mit Platten ausgelegt. Tafeln weisen darauf hin, daß hier ein „Festival" stattfindet. Ich singe: „Heil Preciosa, Preis der Schönen, windet Blumen ihr zum Kranz. . ." und denke an die Begeisterung, mit der wir Stuhmer früher die Freilichtspiele zu einem großen Ereignis machten. Ich denke an Frau Hausmann — Preciosa, Viktor Hausmann, Zabel, Klosinski, Wolff, mir fallen Zeilen aus „Ein Sommernachtstraum" ein, und ich sehe mich als Schulbub mit anderen Stuhmer Kindern über die Bühne rasen, als „Wilhelm Tell" aufgeführt wurde. Sicherlich leben noch viele der ehemaligen „Stuhmer Schauspieler" . . . ja, hier wurde Stuhm wieder lebendig.

Aber einige Schritte abseits suche ich den jüdischen Friedhof. Die Umzäunung ist nicht mehr vorhanden, so daß man ungehindert auf den kleinen Friedhof kommen kann. Hier schafft keine pflegende Hand Ordnung. Die Gräber sind nicht mehr erkennbar. Die Grabsteine liegen hier alle umgeworfen. Dazwischen stehen Bäumchen, die sicherlich wild gewachsen sind, denn sie stehen ohne jede Ordnung da. Die Grabsteine sind wohl schon vor dem Kriege von frevelnder Hand umgeworfen worden. Wie konnte man sich an Grabsteinen versündigen? Ich erkenne auf den Steinen mir bekannte Namen, wie Sally Salomon und Frau Frieda Salomon, geb. Gersonde, Julius Rosenthal u. a.

Nun gehen wir hinunter zum Barlewitzer See. Auf Süpners Grundstück werden die letzten Reste der Gebäude abgetragen. Nur noch einige Eisenpfeiler und -träger erinnern an die Schaufenster dieses Geschäftshauses. Der gegenüberliegende ehemals sehr gepflegte Garten ist nicht mehr vorhanden, wie auch die an die Bürgerhalle angrenzenden Stallungen nicht mehr stehen. Hier ist die Straße begradigt und verbreitert.

In Richtung Vorschloß hat sich nichts mehr verändert. Das Morawskische Haus wird noch von Angehörigen des alten Sanitätsrats bewohnt.

Nach wie vor ist das Brehmsche Geschäft ein Sammelpunkt für die Bauern aus dem Kreise. Die Potowskische Mühle ist stillgelegt. Ich sehe mir hier all die alten lückenlos gebliebenen Häuser an. An dem Haus, in dem früher die „Bank Ludowy" untergebracht war und in dem der „Zwyaczek Polskij" sein Domizil hatte, ist eine Gedenktafel angebracht, die auf die frühere Bedeutung dieses Hauses hinweist. In Erinnerung kommt mir die recht zweifelhafte Sache mit Herrn Przeperski.

Ich fotografiere und falle dabei auf. Ich werde angesprochen: „Wollen Sie auch mein Haus fotografieren?" Ich antwortete: „Aber natürlich, Frau X." Die alte Dame ist überrascht, daß ich ihren Namen nenne, damit hatte sie natürlich nicht gerechnet, daß die „Fremden" sie kannten. – Nun, es wurde noch eine sehr lange Plauderstunde, die ich nicht so schnell vergessen werde. Ich erfuhr eine Menge über das heutige Leben in Stuhm. Natürlich hat sich heute

auch hier für die zurückgebliebenen Deutschen vieles normalisiert. Ich möchte aber im Rahmen dieses Berichtes diesen Teil nicht berühren. Man hat jedenfalls große Hoffnung auf die neue Ostpolitik der Bundesregierung und verspricht sich davon eine Verbesserung auch der eigenen Lage.

Ich mußte versprechen wiederzukommen. Ich hielt dieses Versprechen. Ich mußte aber auch feststellen, daß sich mein Besuch recht schnell herumgesprochen hatte, und ich mußte versichern, daß ich wirklich auch noch zu anderen ehemaligen Landsleuten kommen würde.

Wir gehen in Richtung Anlagen. Die Schmiede Petter ist nicht mehr vorhanden. Auch die Kieslinger Straße ist mit einer Asphaltdecke versehen und hat einen mit Platten ausgelegten Bürgersteig bekommen. — Wir sehen uns hier auch den katholischen Friedhof an. Hier entdecke ich das Grab von Malermeister Konrad Monath, das noch sehr gut gepflegt ist. Auch ein Kindergrab zur Familie des Polizeibeamten (ehemaligen Malermeisters) Winter gehörig. Ansonsten sind kaum noch deutsche Grabsteine erkennbar.

Mir ist eine Kinderschar gefolgt, und man beobachtet mich hier mit spürbarem Abstand, während man vorher bemüht war, auf meinen Film zu kommen. Schließlich laufen die Kinder weg.

Unsere Schritte gehen jetzt zu den ehemaligen Roßgärten, und ich suche das Stück, das meinem Vater gehörte. Das ist heute bebaut. Lagerhallen stehen dort, und ein Weg führt daran vorbei, der in Richtung „Pulwitz-Bucht" des Barlewitzer Sees führt. Dort hinten entdeckte ich einen Campingplatz. Also ist hier sicherlich auch der See für Urlaub und Freizeit entdeckt. Wir gehen jetzt zurück und hinter dem Wasserturm zu den ehemaligen Offiziershäusern. Das Hofmannsche (Oberlehrer) und das davorstehende Haus, in dem auch früher Kreisrentmeister Karsten wohnte, sind miteinander verbunden. Hier scheint eine Kinderklinik oder sonstige Krankenstation zu sein. Das Haus, in dem Felix Ulrich wohnte und Tierarzt Zander, sieht ziemlich ungepflegt aus.

Wir gehen um die Häuser herum und gehen hinter dem Lagerplatz der „Mühle Stuhm" an Klosinskis und Karstens Häusern vorbei in Richtung Thorner Straße. Die „Lindenallee" hat einen dichten großen Baumbestand bekommen, der es fast unmöglich macht, hier etwas zu fotografieren. Das Haus von Kreissparkassendirektor Teschendorff ist gepflegt und hat einen sauberen Garten. An der Straßenecke zum Zentralgefängnis ist ein kleiner Park. Das Haus gegenüber an der Ecke hat einen Laden bekommen.

Eine Gruppe von Strafgefangenen mit kahlgeschorenem Kopf kommt hier in Drillichzeug vorbei. Es ist also alles noch so wie früher. Jedes Land hat seine guten und schlechten Menschen. Zwischen dem Gefängnis und Talarowski wird gebaut. Es scheint irgend ein industrieller Bau zu werden. Die Häuser von Hörschen und Münker sind auch noch da. Der Platz dahinter in Richtung Marienburger Straße, wo man mal einen netten Park gemacht hat, ist heute ein etwas ungepflegter Spielplatz. Hier ist ein Durchgang neben dem Gendarmeriehaus von Kling zur Marienburger Straße.

Die Bauten, die auf dem ehemaligen Barackengelände von der Stadt gebaut wurden, sehen alt geworden aus. Die Straßen kommen mir kleiner als früher vor, aber das ist Einbildung, weil man die anderen Straßen meistens verbreitert hat.

Der Weg zum Bahnhof von der Marienburger Chaussee her ist von hohen Pappeln begrenzt. Ich erkenne die Häuser, in denen Immisch und Patzelt wohnten. Das Kalinowskische Haus (Kahler) sieht dagegen alt aus.

Die Achatius-von-Zehmen-Straße (Verbindung Marienburger Chaussee zum Bahnhof) schließt das Sportstadion zu dieser Seite hin ab. Ich muß mich eilen und zu meinem Hotel, denn hier kann ich nicht übernachten, obgleich ich hierzu eingeladen war. Dazu hätte ich mich doch wohl abmelden müssen.

Nach einigen Tagen komme ich wieder nach Stuhm. Ich konnte mir ein Auto mieten und bin so erheblich beweglicher. Ich grase wieder die mir altvertrauten Straßen ab und besuche Bekannte.

Ich fahre die Weißenburger Chaussee entlang. Hinter dem Bahnhof sind große Lagerhallen und wohl auch militärische Bauten oder Magazine. Die Weißenberger Chaussee ist noch genauso mit „Katzenköpfen" gepflastert. Böse Zungen behaupteten schon früher, daß sie genau wie die Kieslinger Chaussee von Napoleon angelegt worden ist. Als Napoleon sie sah, meinte er, daß sie gut wären. Wie wollte man heute bezweifeln, was Napoleon einst für gut befunden hat.

Das Sägewerk von Kalina ist nicht mehr in Betrieb. Wir kommen in Richtung Stuhmerfelde. Man erkennt noch die Schule von weitem. Nun liegt hier das „Waldschlößchen". Es ist kaum wiederzuerkennen.

Da steht nur noch das Erdgeschoß mit Küche, und Gaststube sowie die Veranda sind noch zu erkennen. Der kleine Saal, in dem an jedem Wochenende Tanz war, ist weg, auch das Obergeschoß und die Stallgebäude existieren nicht mehr.

Wir kommen zum „Weißen See" und dem Sägewerk Schmidt. Das ist zur Zeit eine Oase der Ruhe. Hier geht noch die Makadamstraße nach Usnitz ab. Auf dem Gelände des Sägewerks Schmidt wird viel gebaut. Das Sägewerk wird erheblich erweitert, jedenfalls entstehen hier große Hallen.

Weiter geht es in Richtung Weißenberg, heute Biala Gora, an Böhnhof, heute Benowa, vorbei. Endlich kommt der „Weiße Berg", der heute eigentlich „Grü-

ner Berg" heißen müßte. Der alte Zugang ist noch erkennbar, und auch die Stufen sind noch vorhanden. Oben erkennt man noch den gesprengten Sockel des „Westpreußenkreuzes". Mir kommt das Postkartenbild mit Kreishochbaumeister Hörschen vor Augen. Wie ist das doch heute anders. Man hat einen weiten Blick über die Weichsellandschaft und das „Danziger Werder". Auch heute erkennt man die Sandbänke in der Weichsel. Die verstreut liegenden Trümmer des Westpreußenkreuzes erinnern nur noch an die Vergangenheit.

Die Zöllnerwohnungen sind auch heute unverändert, und im Gasthaus von Groddecks scheint heute auch wieder eine Gaststätte zu sein. Die alte Mühle von Weidmann suchte ich vergeblich. An der Schleuse deutet nichts mehr darauf hin, daß hier früher eine Grenze und vor allen Dingen der „Dreiländerstein" stand. Der Deich ist gepflegt, und die Straße hinter dem Deich ist asphaltiert.

Die Sonne bricht hervor – was selten der Fall war –, und hier entfaltet sich die ganze Schönheit dieses Zipfels, ... wo Milch und Honig fließt... Wie schön ist doch diese Ecke mit dem Fluß der aufgestauten „Liebe". Wir erinnern uns doch, in Marienwerder wurde Elektrizität durch die Liebe erzeugt. Gemeint ist natürlich der Fluß, der uns allen lieb war.

Ob hier heute noch Milch und Honig fließt, weiß ich nicht, aber hier hat sich doch nicht viel geändert. Hier gibt es noch Störche auf dem Dach, man sieht Bienenstöcke, und ich konnte mir auch Honig kaufen. Rudnerweide. Die fruchtbare Niederung zeigt sich in einem schönen Kleid. Ordentlich bestellte Felder lassen gute Erträge erwarten. Wir nähern uns Rehhof (heute Ryjewo). Ein Trauerzug erinnert auch an frühere Zeiten. Sicherlich geht die ganze Bevölkerung mit. Der Kaplan erwartet den Zug an der Ortsgrenze. Überall merkt man, daß die katholische Kirche immer noch eine große Anziehungskraft besitzt, und die Kirchen fassen bei den Messen kaum die Gläubigen.

In Rehhof war ich im Arbeitsdienst, und mir sind die Häuser noch in guter Erinnerung. Das Sägewerk Gresch ist fast unverändert und damit auch die Häuser, in denen früher die dort Beschäftigten wohnten. Ich erkenne das Haus von Ing. Kolmsee. Nun kommt die Gastwirtschaft Wiens, die auch heute den gleichen Zweck erfüllt. Ich suche die Kreissparkasse (Nebenstelle), auf der ich einen Teil meiner Lehrzeit war. Das Gebäude ist verändert. Die Fenster sind vergittert, und ich werde neugierig betrachtet, weil ich mich hiervor fotografieren lassen will. Ich versuche zu erklären, daß hier mal mein Arbeitsplatz war, aber man versteht mich nicht und lächelt nur verlegen.

Das Schützenhaus finde ich nicht mehr. Der Ort sieht auch wenig einladend aus, und ich möchte auch den Trauerzug nicht noch einmal überholen müssen. Das hat man wohl nicht gerade sehr freundlich vermerkt.

Wir fahren wieder in Richtung Stuhm und erkennen hinter hohen Bäumen Heidemühl. Bald ist Stuhmsdorf erreicht. Wir sehen die Schule und die Kirche, der Ort liegt wie ausgestorben dort. Wir finden auch den Stein, an dessen Stelle der Friede zu Stuhmsdorf geschlossen wurde. Der Stein ist auch heute von Bäumen umgeben. Es geht weiter nach Stuhm-Vorschloß und dann nach Pestlin. Hier grüßt die alte Ordenskirche. Es scheint mir, daß hier auch kaum ein Haus fehlt, nur weiß ich hier die Namen der Besitzer nicht mehr, ich weiß nur noch, wo das Geschäft von Zimmack war, das auch noch steht. Der Kleinbauernhof von Grochowski erinnert mich an ein Sportfest, bei dem ich mitwirkte und bei Grochowski aufgenommen wurde.

Meine weitere Fahrt geht über Watkowitz nach Niklaskirchen. Hier war es lebhaft. Ein Wanderkino hatte wohl gerade seine Vorstellung beendet, und die Dorfjugend strömte aus dem Kinosaal auf die Straßen. Die Molkerei ist in Betrieb, und ich glaube, daß sie vergrößert ist, auch sonst scheint Niklaskirchen freundlicher geworden zu sein. Es fehlt mir leider die Zeit, um dort nach Alteingesessenen zu fragen, denn mein Reiseprogramm ist noch groß, und man möchte doch die Gelegenheit wahrnehmen, um möglichst viel zu sehen. Wir besuchen noch Kollosomp, Krastuden, Hospitalsdorf, Cygus, Kontken und Hohendorf. Zwischen Hohendorf (Berghausen) und Stuhm ist jetzt ein Gestüt, und man sieht auch Obstplantagen. Die großen Güter sind heute sicherlich in staatlicher Verwaltung und machen einen Eindruck wie die Sowchosen in Rußland.




BREMERVÖRDE
23 · JUNI 1957

DER LANDKREIS BREMERVÖRDE
hat durch Beschluß des Kreistages vom
9. JULI 1956
die Patenschaft für den Kreis Stuhm, Westpreußen, übernommen.
Durch die Übernahme der Patenschaft will der Kreis Bremervörde bekunden daß der heute unter polnischer Verwaltung stehende Kreis Stuhm dennoch ein Bestandteil des gesamten Deutschland ist und bleibt.
Während der Dauer der Fremdherrschaft will der Kreis Bremervörde versuchen den Einwohnern des Kreises Stuhm für ihre gemeinsamen Interessen und Anliegen eine Heimstatt zu bieten.

LANDRAT

OBERKREISDIREKTOR

# Der Landkreis Bremervörde – unser Pate

von * * *

Zwischen dem Verband der Landsmannschaften in Bonn und der Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände in Köln wurden am 6. Juli 1953 Richtlinien für die Übernahme von Patenschaften für ostdeutsche Städte und Landkreise ausgearbeitet. Im Februar 1954 empfahl der Niedersächsische Landkreistag den Landkreisen, nach diesen Richtlinien zu verfahren. Es erwies sich in der Praxis als nicht einfach, einen geeigneten Patenkreis zu finden.

Am 25. Mai 1956 wandte sich der damalige Heimatkreisvertreter Günther von Flottwell, der inzwischen leider verstorben ist, an den Landkreis Bremervörde mit der Bitte, die Patenschaft für den westpreußischen Kreis Stuhm zu übernehmen. Der Hauptgrund für seinen Antrag war die Tatsache, daß zu diesem Zeitpunkt rund 600 Stuhmer im Gebiet des Landkreises Bremervörde lebten. Kreisverwaltung und Kreistag begrüßten den Vorschlag von Flottwells. Am 9. Juli 1956 beschloß der Kreistag einstimmig, die Patenschaft für den Kreis Stuhm zu übernehmen.

Als der Bremervörder Kreistag die Patenschaft übernahm, hatte man noch keine Vorstellung von diesem Landstrich, der in Zukunft als „Patenkind" betreut werden sollte. Deshalb nahm der Heimatkreisvertreter von Flottwell am 21. März 1957 als Gast an der Sitzung des Kreistages teil und referierte vor den Kreistagsabgeordneten über seinen Heimatkreis. Außerdem überbrachte er den Dank seiner Landsleute und wies auf den hohen Wert einer solchen Patenschaft hin, die vor allem der jungen Generation unter den Vertriebenen die Verbindung untereinander und zur alten Heimat möglich mache. Er erklärte, daß alle zwei Jahre in Bremervörde ein Treffen der Stuhmer stattfinden werde.

Zu den ersten Aufgaben der Kreisverwaltung gehörte die karteimäßige Erfassung aller im Kreisgebiet ansässigen Stuhmer. Hierbei waren die beiden im Kreis erscheinenden Heimatzeitungen und die Gemeinden behilflich.

Zwischen dem Landkreis Bremervörde und dem Heimatkreisvertreter wurden Einzelheiten, wie die Beschaffung von Wappen, Flaggen, Bereitstellung von Haushaltsmitteln usw., geklärt. Man einigte sich darauf, die feierliche Patenschaftsübernahme, verbunden mit einem Heimatkreistreffen, in einer Feierstunde am 22. und 23. Juni 1957 durchzuführen. In einem öffentlichen Aufruf wurde die Bevölkerung um Teilnahme an diesem Festakt und Bereitstellung von Privatquartieren gebeten.

Unter großer Beachtung in der Öffentlichkeit und reger Beteiligung durch die Stuhmer wurde das erste Heimatkreistreffen abgehalten. In der Feierstunde überreichte Landrat Burfeindt dem Heimatkreisvertreter von Flottwell die Patenschaftsurkunde, die folgenden Wortlaut hat:

Der Landkreis Bremervörde hat durch Beschluß des Kreistages vom 9. Juli 1956 die Patenschaft für den Kreis Stuhm/Westpreußen übernommen. Durch die Übernahme der Patenschaft will der Kreis Bremervörde bekunden, daß der heute unter polnischer Verwaltung stehende Kreis Stuhm dennoch ein Bestandteil des gesamten Deutschlands ist und bleibt. Während der Dauer der Fremdherrschaft will der Kreis Bremervörde versuchen, den Einwohnern des Kreises Stuhm für ihre gemeinsamen Interessen und Anliegen eine Heimstatt zu bieten*.

Zum zweiten Heimatkreistreffen im Jahre 1959 wurde im Nebengebäude des Kreisheimatmuseums in Bremervörde eine „Stuhmer Stube" eingerichtet. In ihr wird Bild- und Schriftgut aus dem Kreise Stuhm und aus der westpreußischen Heimat gesammelt und ausgestellt. Herr Piepkorn (Christburg) hat sich bei der Einrichtung der Heimatstube besonders verdient gemacht.

In dem im Jahre 1966 neu bezogenen Kreishaus weist die Darstellung der Marienburg mit dem Westpreußenwappen von 2x3 Meter auf den Patenkreis Stuhm hin. Das Bild der Marienburg hängt neben dem Bild „Burg Vörde" und trägt die Aufschrift „Für den Patenkreis Stuhm". Im gleichen Jahr wurde eine Heimatortskartei mit rund 3000 Adressen aufgestellt. Außerdem enthalten die Briefköpfe des Landkreises seit diesem Jahr den Hinweis „Patenkreis des Landkreises Stuhm/Westpreußen".

Zum zehnjährigen Bestehen des Patenschaftsverhältnisses im Jahre 1967 erhielt der Landkreis Bremervörde vom Patenkreis Stuhm (gestiftet von Herrn Penner, Christburg) ein Bild mit dem Westpreußenkreuz am Dreiländereck im Kreis Stuhm als Geschenk. Das Bild hängt im Gemeinschaftsraum des alten Kreishauses. Am 30. März 1968 wurden aus dem gleichen Anlaß in einer schlichten, aber würdigen Feierstunde vom Patenkreis Stuhm dem Landkreis Bremervörde eine Ulme und ein Gedenkstein vor dem Kreishaus als sichtbares Zeichen der Dankbarkeit übergeben. Der Gedenkstein trägt die Inschrift:

Der Heimatkreis Stuhm/Westpreußen
dem Patenkreis Bremervörde
1968

Wörtlich sagte Heimatkreisvertreter Lickfett bei dieser Feierstunde:

„Zurückschauend bekennen wir offen und gern, daß die führenden Vertreter des Kreises Bremervörde ihr Versprechen, das sie uns vor 10 Jahren gaben, treu und ehrlich gehalten haben."

Im April 1969 wurde der erste Stuhmer Heimatbrief mit Unterstützung des Landkreises Bremervörde

* Siehe Original der Urkunde auf Seite 284.

herausgegeben. Das Geleitwort des Patenkreises lautet:

Mit der Herausgabe des „Stuhmer Heimatbriefes" soll das Heimatgefühl aller Stuhmer Landsleute gestärkt werden.

Der Patenkreis Bremervörde ist gern bereit, dieses begrüßenswerte Vorhaben materiell zu unterstützen.

Er übernimmt die Herstellungskosten und die erste Versendung.

Im Namen des Kreistages, des Kreisausschusses und der Kreisverwaltung entbieten wir allen Stuhmern herzliche Grüße.

Möge dieser Heimatbrief und alle ihm folgenden einen guten Anklang finden.

Seit Bestehen der Patenschaft wurden insgesamt neun Heimatkreistreffen veranstaltet. Bei der Ausrichtung dieser Heimattreffen war der Landkreis in starkem Maße beteiligt.

Für die Pflege der Patenschaft ließ der Landkreis Bremervörde seit 1956 neben den notwendigen materiellen Mitteln eine aufgeschlossene ideelle und geistige Unterstützung den ihm anvertrauten Stuhmern zuteil werden. Abschließend sei erwähnt, daß folgende Gemeinden Straßen nach Ortsnamen des Heimatkreises Stuhm benannt haben:

| | |
|---|---|
| Stadt Bremervörde: | Stuhmer Straße |
| Gemeinde Hesedorf/Brv.: | Stuhmer Straße |
| Gemeinde Sittensen: | Stuhmer Straße |
| Gemeinde Tarmstedt: | Stuhmer Straße |
| | Christburger Straße |
| | Weißenberger Straße |
| | Rehhöfer Straße |
| Stadt Zeven: | Stuhmer Straße. |

Der Landkreis Bremervörde liegt in der Mitte des Elbe-Weser-Dreiecks im Regierungsbezirk Stade. Durch die überwiegend landwirtschaftliche Orientierung ist er einer der dünnbesiedelsten, jedoch flächenmäßig größten Landkreise der Bundesrepublik Deutschland. Seine Landschaft ist typisch für die Norddeutsche Tiefebene. Im Norden weite, flache Geest- und Marschgebiete, im Westen das große Teufelsmoor und im Süden waldbedeckte Hügelketten mit zahlreichen prähistorischen Fundstätten. Die naheliegende Nordsee ist der bestimmende Faktor für das vorherrschende Klima.

Der Landkreis Bremervörde umfaßt eine Fläche von 1 215,78 Quadratkilometer, davon 853,50 Quadratkilometer landwirtschaftliche Nutzfläche und 102,50 Quadratkilometer Wald. Die Einwohnerzahl des Landkreises Bremervörde betrug im Jahre 1939 noch 46 272, erreichte 1950 den höchsten Stand mit 81 127 und lag im Jahre 1974 bei 74 585. An Wohngebäuden gibt es im Kreis 14 491 mit 19 237 Wohnungen.
Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe gliedert sich in folgende Größenklassen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| unter 2 Hekatr | 476 | 15—20 Hektar | 637 |
| 2— 5 Hektar | 528 | 20—30 Hektar | 724 |
| 5—10 Hektar | 336 | 30—50 Hektar | 536 |
| 10—15 Hektar | 637 | über 50 Hektar | 283 |

An sozialen Einrichtungen im Landkreis Bremervörde seien hier noch genannt: 233 Altenwohnungen, 87 Unfallhilfestellen, 52 Kindergärten und Kinderspielkreise, 48 Jugendheime und -räume, 78 Sportplätze, 35 Kinderspielplätze, 30 Turn-, Sport- und Gymnastikhallen, 23 Gemeindebüchereien.

# Anhang

## A. Die Ortschaften des Kreises Stuhm

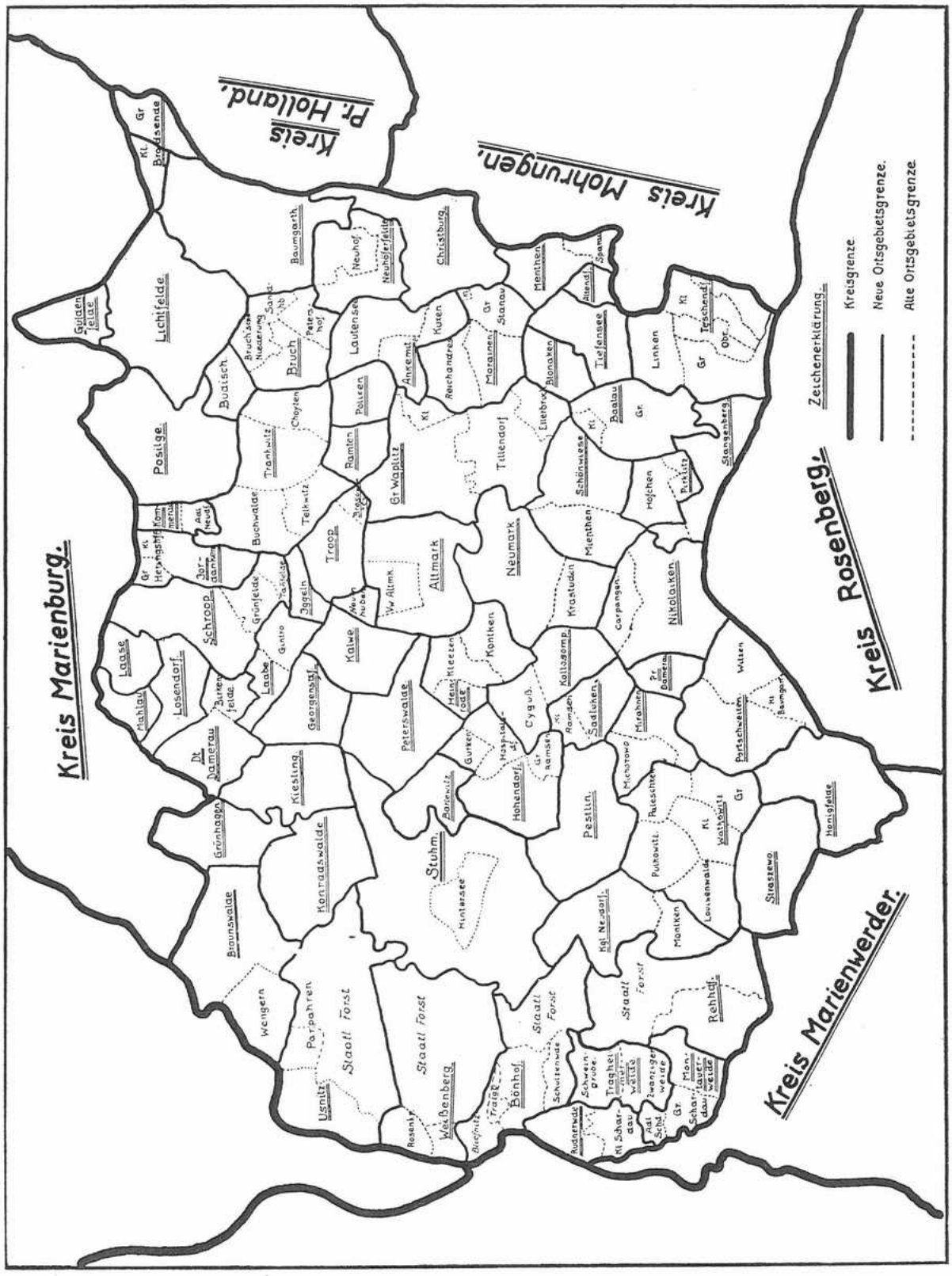
Alles auf einen Blick

(Die eingerückten Namen bezeichnen die Gemeinden, Gutsbezirke und Ortsteile, die mit der vorgenannten Gemeinde vereinigt oder zusammengelegt worden sind)

| Name<br>Stadt<br>Gemeinde<br>Gutsbezirk | Flächeninhalt ha, 1910 | Ortsanwesende Bevölkerung am 1. 12. 1871 | 1. 12. 1905 | 1. 12. 1910 | davon evangel. | kath. | sonst. Christen | Juden | Muttersprache deutsch | polnisch | Abstimmungsergebnis 11. 7. 20 deutsch | % | polnisch |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Christburg | 1091,8 | 3330 | 3005 | 3004 | 2111 | 793 | 23 | 77 | 2903 | 101 | 2571 | — | 13 |
| Stuhm | 1442,3 | 2157 | 2557 | 3091 | 804 | 2193 | 11 | 81 | 1656 | 1432 | 2079 | 26 | 751 |
| Vorschloß | — | 442 | 427 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — |
| Stuhmsdorf | 977,8 | 813 | 555 | 541 | 67 | 455 | 19 | — | 132 | 409 | — | — | — |
| Hintersee | 579,4 | 172 | 178 | 182 | 19 | 163 | — | — | 22 | 160 | 28 | 72 | 72 |
| Ostrow Brocze-Lewark | — | 58 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — |
| Altendorf | 168,2 | 57 | 45 | 65 | 47 | 18 | — | — | 65 | — | 15 | — | — |
| Altmark | 955,1 | 1137 | 1047 | 1020 | 104 | 902 | — | 14 | 266 | 754 | 388 | 50 | 391 |
| Vorwerk Altmark | 297,2 | 28 | 108 | 115 | 20 | 95 | — | — | 112 | 3 | 16 | 70 | 35 |
| Ankemitt | 206,9 | 153 | 122 | 117 | 55 | 62 | — | — | 96 | 21 | 101 | 4 | 4 |
| Lautensee | 466,0 | 231 | 154 | 214 | 177 | 37 | — | — | 214 | — | 152 | — | — |
| Kuxen | 218,2 | 66 | 55 | 90 | 51 | 39 | — | — | 66 | 24 | 51 | — | — |
| Baalau | | | | | | | | | | | | | |
| Klein Baalau | 48,4 | 77 | 67 | 64 | — | 64 | — | — | 21 | 43 | 24 | 52 | 26 |
| Groß Baalau | 607,9 | 189 | 78 | 105 | 45 | 60 | — | — | 101 | 4 | 57 | — | — |
| Baumgarth | 1696,8 | 1155 | 1042 | 981 | 789 | 191 | — | — | 980 | — | 736 | — | — |
| Blonaken | 188,9 | 105 | 147 | 162 | 46 | 116 | — | — | 118 | 44 | 35 | — | — |
| Bönhof | 356,6 | 779 | 618 | 566 | 157 | 406 | 3 | — | 274 | 291 | 381 | 16 | 71 |
| Schulzenweide | 148,8 | 36 | 39 | 39 | 19 | 11 | 9 | — | 28 | 11 | 23 | — | — |
| Karlsthal, Bliefnitz und Tralau | | | | | | | | | | | | | |
| Braunswalde | 1089,9 | 896 | 900 | 861 | 245 | 614 | 2 | — | 475 | 382 | 500 | 14 | 79 |
| Wengern | 490,3 | 105 | 105 | 150 | 31 | 119 | — | — | 85 | 65 | 60 | 8 | 5 |
| Bruch (Adlig) | 343,0 | 152 | 138 | 138 | 93 | 45 | — | — | 126 | 12 | 54 | — | — |
| Bruchsche Niederung | 168,4 | 94 | 36 | 46 | 29 | 17 | — | — | 46 | — | 46 | 4 | 2 |
| Czewskawolla | 108,4 | 80 | 36 | 37 | 25 | 12 | — | — | 36 | 1 | 43 | 9 | 4 |
| Petershof | 97,8 | 65 | 48 | 45 | 29 | 16 | — | — | 44 | 1 | 22 | — | — |
| Sandhuben | 105,4 | 40 | 63 | 74 | 56 | 18 | — | — | 74 | — | 33 | — | — |
| Budisch | 360,8 | 143 | 152 | 150 | 103 | 32 | 15 | — | 144 | 6 | 95 | — | — |
| Deutsch Damerau | 602,3 | 585 | 411 | 420 | 86 | 316 | 18 | — | 330 | 90 | 297 | 5 | 17 |
| Birkenfelde | 188,9 | 97 | 94 | 100 | 5 | 95 | — | — | 11 | 89 | 35 | 5 | 3 |
| Dietrichsdorf | 925,2 | 610 | 605 | 608 | 46 | 562 | — | — | 82 | 526 | 148 | 61 | 231 |
| Georgensdorf | 608,8 | 350 | 312 | 371 | 37 | 328 | 6 | — | 97 | 274 | 166 | 13 | 25 |
| Groß Brodsende | 349,0 | 425 | 301 | 282 | 277 | 5 | — | — | 282 | — | 264 | — | — |
| Großwaplitz | 3040,1 | 864 | 829 | 785 | 14 | 768 | 3 | — | 83 | 700 | 177 | 46 | 149 |
| Kl. Waplitz, Ellerbruch und Tillendorf | | | | | | | | | | | | | |
| Grünhagen | 645,4 | 306 | 257 | 253 | 65 | 166 | 22 | — | 247 | 6 | 136 | 5 | 7 |
| Güldenfelde | 398,9 | 183 | 189 | 169 | 134 | 21 | 14 | — | 169 | — | 133 | — | — |
| Heinrode | 143,6 | 38 | 51 | 73 | 27 | 46 | — | — | 44 | 29 | 36 | 5 | 2 |
| Kleezen | 305,3 | 130 | 146 | 143 | 4 | 139 | — | — | 13 | 130 | 67 | 6 | 4 |
| Kontken | 358,7 | 108 | 120 | 104 | 9 | 95 | — | — | 44 | 29 | 64 | 2 | 1 |
| Hohendorf | 578,8 | 119 | 173 | 189 | 1 | 188 | — | — | 7 | 182 | 22 | 76 | 73 |

| Name<br>Stadt<br>Gemeinde<br>Gutsbezirk | Flächeninhalt ha, 1910 | Ortsanwesende Bevölkerung am 1. 12. 1871 | 1. 12. 1905 | 1. 12. 1910 | davon evangel. | kath. | sonst. Christen | Juden | Muttersprache deutsch | polnisch | Abstimmungsergebnis 11. 7. 20 deutsch | % | polnisch |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Hospitalsdorf | 245,6 | 86 | 55 | 65 | 1 | 64 | — | — | 14 | 51 | 15 | 48 | 14 |
| Gurken | 124,9 | 58 | 42 | 57 | 2 | 57 | — | — | 2 | 55 | 20 | 27 | 26 |
| Teil v. Gr. Ramsen | 263,9 | — | 49 | 57 | — | 57 | — | — | 5 | 52 | 7 | 83 | 34 |
| Honigfelde | 1095,8 | 1040 | 749 | 699 | 39 | 657 | 3 | — | 68 | 631 | 98 | 64 | 177 |
| Iggeln | 163,5 | 133 | 87 | 76 | 15 | 61 | — | — | 19 | 57 | 51 | 26 | 17 |
| Jordansdorf | 424,4 | 236 | 209 | 200 | 56 | 138 | 6 | — | 154 | 46 | 136 | 7 | 5 |
| Groß Heringshöft | 88,4 | — | 19 | 22 | 4 | 18 | — | — | 22 | — | 11 | — | — |
| Klein Heringshöft | 57,1 | — | 17 | 11 | — | 6 | 5 | — | 11 | — | 4 | — | — |
| Kalsen | 454,4 | 183 | 176 | 155 | 5 | 150 | — | — | 26 | 129 | 65 | 30 | 28 |
| Cygus | 404,9 | 100 | 130 | 106 | 9 | 97 | — | — | 9 | 97 | 16 | 64 | 35 |
| Kalwe | 670,2 | 459 | 436 | 459 | 21 | 438 | — | — | 124 | 335 | 234 | 28 | 91 |
| Kammerau | 91,2 | 62 | 30 | 30 | 13 | 17 | — | — | 30 | — | 27 | — | — |
| Adlig Neudorf | 161,8 | 58 | 48 | 45 | — | 45 | — | — | 18 | 27 | 26 | 16 | 5 |
| Kiesling | 909,3 | 265 | 378 | 381 | 59 | 316 | 6 | — | 135 | 246 | 181 | 28 | 41 |
| Klein Brodsende | 158,2 | 138 | 92 | 102 | 88 | 2 | 12 | — | 102 | — | 90 | — | — |
| Konradswalde | 1063,8 | 609 | 620 | 587 | 96 | 489 | 2 | — | 208 | 379 | 197 | 37 | 117 |
| Laabe | 332,9 | 139 | 107 | 108 | 36 | 68 | 4 | — | 72 | 36 | 68 | — | — |
| Gintro | 242,8 | — | 87 | 97 | 3 | 94 | — | — | 40 | 57 | 28 | 24 | 9 |
| Laase | 325,2 | 116 | 108 | 102 | 49 | 40 | 13 | — | 93 | 9 | 53 | 12 | 7 |
| Lichtfelde | 1659,6 | 1204 | 869 | 824 | 571 | 242 | 9 | 2 | 803 | 21 | 634 | 2 | 10 |
| Losendorf | 506,4 | 190 | 246 | 269 | 136 | 126 | 7 | — | 250 | 19 | 130 | 1 | 2 |
| Mahlau | 284,5 | 120 | 72 | 77 | 29 | 44 | 4 | — | 76 | 1 | 53 | 13 | 8 |
| Menthen | 423,6 | 331 | 240 | 190 | 89 | 101 | — | — | 147 | 42 | 154 | 4 | 6 |
| Sparau | 160,5 | 69 | 50 | 63 | 30 | 33 | — | — | 42 | 21 | 27 | — | — |
| Mirahnen | 340,2 | 218 | 194 | 174 | 5 | 169 | — | — | 17 | 157 | 41 | 68 | 87 |
| Michorowo | 258,9 | 93 | 98 | 95 | — | 95 | — | — | — | 89 | 13 | 75 | 40 |
| Montauerweide | 338,0 | 367 | 254 | 272 | 123 | 96 | 53 | — | 220 | 50 | 198 | 1 | 3 |
| Groß Schardau | 231,1 | 49 | 48 | 45 | 14 | 20 | 11 | — | 39 | 6 | 28 | — | — |
| Adlig Schardau | 96,4 | 49 | 19 | 28 | 9 | 19 | — | — | 18 | 10 | 11 | — | — |
| Morainen | 358,1 | 289 | 228 | 202 | 28 | 174 | — | — | 119 | 83 | 121 | 16 | 23 |
| Groß Stanau | 256,8 | 103 | 93 | 116 | 84 | 32 | — | — | 102 | 14 | 52 | 2 | 1 |
| Klein Stanau<br>Reichandreß | | 24 | | | | | | | | | | | |
| Neudorf | 824,9 | 618 | 548 | 559 | 67 | 485 | 7 | — | 125 | 434 | 160 | 50 | 159 |
| Montken<br>Schwolauerfelde | 340,7 | 77 | 68 | 71 | — | 71 | — | — | 1 | 70 | 18 | 51 | 19 |
| Neuhöferfelde | 535,2 | 253 | 208 | 196 | 147 | 49 | — | — | 195 | 1 | 122 | — | — |
| Neuburg | 346,2 | 120 | 93 | 78 | 43 | 35 | — | — | 70 | 8 | 78 | — | — |
| Neumark | 1098,8 | 733 | 576 | 596 | 27 | 569 | — | — | 68 | 528 | 199 | 46 | 172 |
| Krastuden | 438,0 | 139 | 87 | 83 | 6 | 77 | — | — | 16 | 58 | 32 | 29 | 13 |
| Neunhuben | 136,7 | 115 | 84 | 91 | 11 | 80 | — | — | 23 | 68 | 35 | 51 | 36 |
| Niklaskirchen | 997,7 | 867 | 1034 | 1193 | 172 | 1014 | 7 | — | 275 | 917 | 431 | 47 | 387 |
| Carpangen | 241,5 | 84 | 61 | 112 | 25 | 86 | 1 | — | 49 | 63 | 55 | 4 | 2 |
| Pestlin<br>Teil von Groß Ramsen | 924,1 | 745 | 670 | 677 | 15 | 658 | 4 | — | 40 | 636 | 190 | 60 | 285 |
| Peterswalde | 865,9 | 448 | 387 | 327 | 38 | 288 | 1 | — | 95 | 232 | 120 | 34 | 63 |
| Pirklitz | 130,3 | 172 | 101 | 106 | 38 | 68 | — | — | 66 | 40 | 62 | 27 | 23 |
| Höfchen | 401,4 | — | 70 | 89 | 35 | 54 | — | — | 79 | 10 | 33 | 3 | 1 |
| Polixen | 321,1 | 230 | 153 | 151 | 73 | 77 | 1 | — | 127 | 24 | 106 | 4 | 4 |
| Portscheiten | 736,9 | 382 | 278 | 278 | 32 | 246 | — | — | 55 | 223 | 46 | 76 | 147 |

| Name<br>Stadt<br>Gemeinde<br>Gutsbezirk | Flächeninhalt ha, 1910 | Ortsanwesende Bevölkerung am | | | davon | | | | Muttersprache | | Abstimmungsergebnis 11. 7. 20 | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | 1. 12. 1871 | 1. 12. 1905 | 1. 12. 1910 | evangel. | kath. | sonst. Christen | Juden | deutsch | polnisch | deutsch | % | polnisch |
| Klein Baumgarth | 236,9 | 48 | 50 | 51 | — | 51 | — | — | — | 51 | 5 | 27 | 3 |
| Wilzen | 467,4 | 127 | 112 | 117 | 30 | 87 | — | — | 47 | 70 | 40 | 35 | 22 |
| Posilge | 1652,7 | 1260 | 972 | 984 | 435 | 536 | 13 | — | 926 | 57 | 721 | — | 2 |
| Preußisch Damerau | 314,8 | 201 | 152 | 141 | 4 | 137 | — | — | 7 | 134 | 5 | 94 | 83 |
| Ramten | 452,0 | 239 | 240 | 227 | 14 | 213 | — | — | 19 | 208 | 94 | 67 | 74 |
| Rehhof | 378,6 | 1466 | 1536 | 1701 | 801 | 821 | 77 | 2 | 1408 | 293 | 1185 | 5 | 64 |
| Rehheide, Krug Schweingrube, Ziegelscheune, Hammerkrug, Heidemühl, Jesuiterhof und Schinkenland | 5849,3 | 671 | 693 | 659 | 225 | 425 | 9 | — | 501 | 158 | 416 | 3 | 14 |
| Rudnerweide | 387,8 | 121 | 71 | 70 | 14 | 23 | 33 | — | 69 | 1 | 37 | 7 | 3 |
| Klein Schardau | 247,1 | 133 | 90 | 94 | 34 | 27 | 33 | — | 88 | 6 | 59 | — | — |
| Sadlaken | 270,5 | 263 | 229 | 214 | 5 | 208 | 1 | — | 25 | 189 | 52 | 67 | 107 |
| Klein Ramsen | 194,9 | 74 | 73 | 74 | 1 | 73 | — | — | 1 | 73 | 8 | 60 | 12 |
| Schönwiese | | | | | | | | | | | 36 | 51 | 38 |
| Mienthen | 495,4 | 151 | 159 | 134 | 22 | 112 | — | — | 50 | 84 | 89 | — | — |
| Schroop | 868,1 | 472 | 558 | 498 | 150 | 334 | 14 | — | 381 | 117 | 339 | 1 | 5 |
| Grünfelde | 335,5 | 231 | 173 | 197 | 40 | 157 | — | — | 128 | 69 | 101 | 10 | 11 |
| Stangenberg | 146,8 | 343 | 94 | 92 | 48 | 44 | — | — | 75 | 17 | 56 | 24 | 18 |
| Gut Stangenberg | 711,5 | 156 | 179 | 171 | 82 | 89 | — | — | 149 | 21 | 101 | 3 | 3 |
| Teschendorf | 266,9 | 249 | 89 | 138 | 109 | 29 | — | — | 133 | 5 | 78 | — | — |
| Groß Teschendorf | 474,6 | | 90 | 144 | 93 | 51 | — | — | 121 | 23 | 79 | — | — |
| Oberteschendorf | 388,4 | 159 | 82 | 61 | 51 | 10 | — | — | 51 | 10 | 48 | — | — |
| Linken | 405,4 | | 103 | 94 | 61 | 32 | 1 | — | 94 | — | 60 | — | — |
| Tiefensee | 582,1 | 417 | 332 | 334 | 155 | 177 | 2 | — | 242 | 86 | 223 | 9 | 22 |
| Tragheimerweide | 355,7 | 360 | 229 | 241 | 135 | 65 | 41 | — | 231 | 10 | 182 | 1 | 1 |
| Zwanzigerweide | 273,7 | 27 | 91 | 78 | 14 | 25 | 39 | — | 66 | 12 | 52 | 13 | 8 |
| Trankwitz | 575,1 | 247 | 214 | 190 | 64 | 126 | — | — | 131 | 55 | 118 | 3 | 4 |
| Buchwalde | 459,2 | 175 | 214 | 218 | 1 | 217 | — | — | 6 | 212 | 50 | 50 | 51 |
| Choyten | 348,4 | 94 | 131 | 122 | 76 | 46 | — | — | 108 | 14 | 54 | 4 | 2 |
| Telkwitz | 575,1 | 81 | 93 | 92 | — | 92 | — | — | 2 | 90 | 17 | 48 | 16 |
| Troop | 481,1 | 328 | 307 | 328 | 23 | 304 | 1 | — | 95 | 218 | 118 | 40 | 79 |
| Brosowken | 103,5 | 27 | 26 | 22 | — | 22 | — | — | — | 22 | 14 | 18 | 3 |
| Usnitz | 550,0 | 239 | 189 | 213 | 102 | 106 | 5 | — | 194 | 19 | 132 | 5 | 7 |
| Parpahren | 84,0 | 728 | 666 | 598 | 95 | 503 | — | — | 234 | 364 | 458 | 4 | 18 |
| Wolfsheide, Neuhakenberg | | | | | | | | | | | | | |
| Wadkeim | | | | | | | | | | | | | |
| Pulkowitz | 411,0 | 265 | 189 | 178 | 6 | 172 | — | — | 14 | 164 | 36 | 67 | 74 |
| Groß Watkowitz | 403,8 | 154 | 112 | 122 | 26 | 96 | — | — | 33 | 89 | 35 | 36 | 20 |
| Klein Watkowitz | 296,9 | 136 | 91 | 82 | 35 | 47 | — | — | 51 | 31 | 33 | 27 | 12 |
| Luisenwalde | 375,7 | 160 | 89 | 81 | 36 | 45 | — | — | 36 | 45 | 44 | 4 | 2 |
| Paleschken | 284,8 | 125 | 119 | 113 | 12 | 101 | — | — | 12 | 101 | 27 | 32 | 13 |
| Wargels | 567,0 | 245 | 224 | 210 | 45 | 163 | 2 | — | 71 | 139 | 126 | 14 | 20 |
| Weißenberg | 85,2 | 580 | 480 | 403 | 79 | 324 | — | — | 130 | 265 | 304 | 11 | 36 |
| Rosenkranz | 208,4 | 149 | 75 | 66 | 23 | 32 | 11 | — | 55 | 11 | 63 | 7 | 5 |
| Werder | | | | | | | | | | | | | |
| Ehrlichsruh | | | | | | | | | | | | | |
| Tessensdorf | 631,1 | 387 | 414 | 414 | 178 | 209 | 27 | — | 382 | 31 | 282 | 3 | 8 |
| Willenberg | 1199,8 | 767 | 941 | 886 | 300 | 563 | 23 | — | 827 | 59 | 477 | 2 | 9 |




B. Gemeindekarte nach dem Stand von 1928

## C. Statistisches von den Ortschaften des Kreises Stuhm

### Alles auf einen Blick

(Die eingerückten Namen bezeichnen die Gemeinden, Gutsbezirke und Ortsteile, die mit der vorgenannten Gemeinde vereinigt oder zusammengelegt worden sind)

| Name<br>Stadt<br>Gemeinde<br>Gutsbezirk | Flächengröße 1930 | Zahl der Haushaltungen | Wohnbevölkerung am 16. Juni 1925 insgesamt | evangel. Landeskir. | röm.-kath. Kirche | Juden | Wohnbevölker. am 16. 6. 1933 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Christburg | 1091,9 | 791 | 2924 | 2196 | 637 | 50 | 3366 |
| Stuhm | 3033,6 | 1148 | 5139 | 1988 | 3029 | 74 | 6147 |
| Hintersee | | | | | | | |
| Altendorf | 168,2 | 7 | 36 | 35 | 1 | – | 39 |
| Altmark | 1251,7 | 282 | 1112 | 139 | 960 | 7 | 1212 |
| VW Altmark | | | | | | | |
| Ankemitt | 852,7 | 83 | 434 | 320 | 114 | – | 412 |
| Lautensee | | | | | | | |
| Kuxen | | | | | | | |
| Baalau | 656,2 | 33 | 181 | 73 | 106 | – | 135 |
| Kl. Baalau | | | | | | | |
| Gr. Baalau | | | | | | | |
| Baumgarth | 1696,6 | 230 | 953 | 762 | 182 | – | 973 |
| Blonaken | 404,1 | 26 | 156 | 126 | 30 | – | 132 |
| Bönhof | 1486,3 | 152 | 615 | 233 | 324 | 1 | 699 |
| Schulzenweide | | | | | | | |
| Karlsthal, Bliefnitz u. Tralau | | | | | | | |
| Braunswalde | 1619,2 | 221 | 977 | 338 | 607 | – | 999 |
| Wengern | | | | | | | |
| Bruch (Adlig) | 822,9 | 56 | 330 | 215 | 110 | – | 303 |
| Bruchsche | | | | | | | |
| Niederung | | | | | | | |
| Czewskawolla | | | | | | | |
| Petershof | | | | | | | |
| Sandhuben | | | | | | | |
| Budisch | 360,8 | 33 | 178 | 132 | 44 | – | 170 |
| Dt. Damerau | 751,3 | 108 | 500 | 156 | 330 | – | 510 |
| Birkenfelde | | | | | | | |
| Dietrichsdorf | 925,2 | 128 | 611 | 85 | 518 | – | 634 |
| Georgensdorf | 608,8 | 73 | 365 | 62 | 290 | – | 315 |
| Groß Brodsende | 349,0 | 60 | 278 | 246 | 20 | – | 245 |
| Großwaplitz | 2033,3 | 108 | 633 | 17 | 616 | – | 541 |
| Kl. Waplitz | | | | | | | |
| Ellerbruch | | | | | | | |
| Tillendorf | | | | | | | |
| Grünhagen | 645,8 | 49 | 265 | 89 | 153 | – | 224 |
| Güldenfelde | 398,9 | 33 | 168 | 134 | 18 | – | 147 |
| Heinrode | 807,7 | 61 | 373 | 92 | 281 | – | 332 |
| Kleezen | | | | | | | |
| Kontken | | | | | | | |
| Hohendorf | 1104,1 | 57 | 348 | 35 | 310 | 1 | 357 |
| Hospitalsdorf | | | | | | | |
| Gurken | | | | | | | |
| Gr. Ramsen | | | | | | | |
| Honigfelde | 1097,6 | 173 | 794 | 107 | 659 | – | 760 |
| Iggeln | 163,5 | 19 | 101 | 19 | 82 | – | 87 |
| Jordansdorf | 569,7 | 39 | 235 | 86 | 133 | – | 208 |
| Gr. Heringshöft | | | | | | | |
| Kl. Heringshöft | | | | | | | |
| Kalsen | 859,3 | 50 | 244 | 32 | 207 | – | 263 |
| Cygus | | | | | | | |
| Kalwe | 670,7 | 110 | 486 | 59 | 421 | – | 424 |
| Kammerau | 254,3 | 13 | 60 | 7 | 53 | – | 34 |
| Adl. Neudorf | | | | | | | |
| Kiesling | 909,3 | 69 | 400 | 129 | 271 | – | 330 |
| Kl. Brodsende | 158,2 | 24 | 99 | 87 | 3 | – | 89 |
| Konradswalde | 1064,0 | 113 | 590 | 211 | 360 | – | 560 |
| Laabe | 575,6 | 30 | 167 | 76 | 83 | – | 174 |
| Gintro | | | | | | | |
| Laase | 325,1 | 16 | 129 | 50 | 58 | – | 106 |
| Lichtfelde | 1659,7 | 175 | 785 | 533 | 247 | – | 745 |
| Losendorf | 506,3 | 45 | 267 | 141 | 117 | – | 243 |
| Mahlau | 284,4 | 15 | 89 | 35 | 54 | – | 91 |

| Name<br>Stadt<br>Gemeinde<br>Gutsbezirk | Flächengröße 1930 | Zahl der Haushaltungen | Wohnbevölkerung am 16. Juni 1925 insgesamt | evangel. Landeskir. | röm.-kath. Kirche | Juden | Wohnbevölker. am 16. 6. 1933 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Menthen<br>Sparau | 584,4 | 60 | 287 | 162 | 115 | – | 307 |
| Mirahnen<br>Michorowo | 599,1 | 57 | 254 | 5 | 249 | – | 267 |
| Montauerweide<br>Gr. Schardau<br>Adl. Schardau | 665,7 | 69 | 301 | 139 | 116 | – | 349 |
| Morainen<br>Gr. Stanau<br>Kl. Stanau<br>Reichandreß | 1036,3 | 84 | 415 | 114 | 299 | – | 435 |
| Neudorf<br>Montken<br>Schwolauerfelde | 1191,5 | 141 | 622 | 194 | 426 | – | 763 |
| Neuhöferfelde<br>Neuburg | 881,5 | 52 | 296 | 216 | 78 | – | 282 |
| Neumark<br>Krastuden | 1536,8 | 152 | 686 | 74 | 589 | – | 774 |
| Neunhuben | 136,7 | 16 | 89 | 11 | 64 | – | 81 |
| Niklaskirchen<br>Carpangen | 1239,2 | 287 | 1271 | 269 | 994 | 4 | 1273 |
| Pestlin<br>Gr. Ramsen | 1033,1 | 161 | 681 | 33 | 639 | 4 | 747 |
| Peterswalde | 865,9 | 66 | 369 | 61 | 303 | – | 371 |
| Pirklitz<br>Höfchen | 434,7 | 41 | 173 | 66 | 107 | – | 176 |
| Polixen | 321,1 | 32 | 154 | 97 | 55 | – | 186 |
| Portscheiten<br>Kl. Baumgarth<br>Wilzen | 1441,2 | 96 | 511 | 126 | 385 | – | 421 |
| Posilge | 1650,9 | 202 | 920 | 554 | 313 | – | 936 |
| Preuß. Damerau | 314,9 | 29 | 166 | 7 | 159 | – | 165 |
| Ramten | 451,7 | 44 | 201 | 36 | 165 | – | 192 |
| Rehhof<br>Rehheide, Krug<br>Schweingrube,<br>Ziegelscheune,<br>Hammerkrug,<br>Heidemühl,<br>Jesuiterhof,<br>Schinkenland | 1705,6 | 575 | 2156 | 1003 | 1028 | 8 | 2443 |
| Rudnerweide<br>Kl. Schardau | 545,0 | 27 | 173 | 67 | 50 | – | 178 |
| Sadlaken<br>Kl. Ramsen | 465,4 | 50 | 277 | 30 | 245 | – | 253 |
| Schönwiese<br>Mienthen | 1122,5 | 58 | 314 | 60 | 254 | – | 309 |
| Schroop<br>Grünfelde | 1243,2 | 138 | 714 | 246 | 424 | – | 698 |
| Stangenberg<br>Gut Stangenb. | 958,3 | 60 | 303 | 158 | 139 | – | 298 |
| Teschendorf<br>Gr. Teschendorf<br>Oberteschendorf<br>Linken | 1535,3 | 96 | 532 | 460 | 71 | – | 416 |
| Tiefensee | 582,1 | 78 | 336 | 206 | 130 | – | 342 |
| Tragheimerweide<br>Zwanzigerweide | 630,8 | 68 | 318 | 150 | 111 | – | 367 |
| Trankwitz<br>Buchwalde<br>Choyten<br>Telkwitz | 1615,6 | 102 | 580 | 180 | 400 | – | 693 |
| Troop<br>Brosowken | 585,0 | 68 | 332 | 65 | 267 | – | 387 |
| Usnitz<br>Parpahren<br>Wolfsheide<br>Neuhakenberg | 2374,8 | 184 | 751 | 251 | 491 | – | 763 |
| Wadkeim<br>Pulkowitz<br>Gr. Watkowitz<br>Kl. Watkowitz<br>Luisenwalde<br>Paleschken | 1772,3 | 119 | 683 | 204 | 478 | – | 660 |
| Wargels | 540,1 | 54 | 301 | 67 | 234 | – | 246 |
| Weißenberg<br>Rosenkranz<br>Werder<br>Ehrlichsruh | 2024,8 | 120 | 494 | 170 | 310 | – | 517 |

## D. Nachweisung der Gemeinden des Kreises Stuhm

nach der Durchführung des Gesetzes über die Regelung verschiedener Punkte des Gemeindeverfassungsrechts vom 27. 12. 1927 (G. S. S. 211)

*(Auflösung der Gutsbezirke und Zusammenlegung kleinerer Gemeinden im Kreise Stuhm)*

mit Angabe der kommunalen Steuerbelastung sowie der zuständigen Amts- und Standesamtsbezirke

| Lfd. Nr. | Name der Gemeinde | Zusammengelegt oder vereinigt mit: | Kommunalzuschläge 1928 Gr. V. St. Proz. | 1928 Gew. St. Proz. | 1929 Gr. V. St. Proz. | 1929 Gew. St. Proz. | 1930 Gr. V. St. Proz. | 1930 Gew. St. Proz. | Amtsbezirk | Standesamtsbezirk |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Christburg | — | 360 | E 700 K 1300 | 360 | E 700 K 1300 | 360 | E 600 K 1200 | Christburg | Christburg |
| 2 | Stuhm | V. m. Gutsbezirk Hintersee | 460 | E 860 K 1700 | 405 | E 640 K 1250 | 400 | — | Stuhm | Stuhm |
| 3 | Altendorf | — | 300 | — | 330 | — | 320 | — | Sparau | Sparau |
| 4 | Altmark | V. m. Gutsbez. Vorw. Altmark | 400 | 400 | 450 | 450 | 350 | 350 | Altmark | Altmark |
| 5 | Ankemitt | V. m. den Gutsbez. Lautensee mit Litefken und Kuxen ohne Kl. Stanau | 250 | 250 | 300 | 300 | 260 | 260 | Bruch | Bruch |
| 6 | Baalau | V. m. Gem. Kl. Baalau und Gutsbezirk Gr. Baalau | 250 | — | 250 | — | 180 | — | Stangenberg | Stangenberg |
| 7 | Barlewitz | — | 180 | — | 275 | — | 230 | — | Barlewitz | Barlewitz |
| 8 | Baumgarth | — | 220 | 220 | 270 | 270 | 280 | 280 | Baumgarth | Baumgarth |
| 9 | Blonaken | — | 270 | — | 240 | — | 220 | — | Sparau | Sparau |
| 10 | Bönhof | V. m. Gem. Schulzenweide und den Kolonien des Gutsbez. Oberf. Rehhof: Karlsthal, Bliefnitz und Tralau | 400 | 400 | 260 | 260 | 250 | 250 | Schardau | Schardau |
| 11 | Braunswalde | V. m. Gutsbezirk Wengern | 300 | 300 | 300 | 300 | 280 | 280 | Conradswalde | Conradswalde |
| 12 | Bruch | Z. m. den Gem. Bruch'sche Niederung und Czewskawolla u. d. Gutsbez. Adl. Bruch, Petershof und Sandhuben | 220 | — | 250 | — | 200 | 200 | Bruch | Bruch |
| 13 | Budisch | — | 300 | 300 | 375 | 375 | 330 | 330 | Lichtfelde | Lichtfelde |
| 14 | Conradswalde | — | 250 | 250 | 280 | 300 | 230 | 280 | Conradswalde | Conradswalde |
| 15 | Dt. Damerau | V. m. Gutsbez. Birkenfelde ohne Enklave | 300 | 600 | 300 | 300 | 250 | 250 | Dt.Damerau | Dt.Damerau |
| 16 | Georgensdorf | — | 250 | 300 | 250 | E 300 K 500 | 250 | 500 | Dt.Damerau | Dt.Damerau |
| 17 | Groß Brodsende | — | 400 | 400 | 400 | 400 | 350 | 500 | Baumgarth | Baumgarth |
| 18 | Grünhagen | — | 300 | 300 | 300 | 300 | 260 | 260 | Conradswalde | Conradswalde |
| 19 | Güldenfelde | — | 255 | 350 | 300 | 600 | 250 | 500 | Lichtfelde | Lichtfelde |
| 20 | Heinrode | Z. m. den Gutsbez. Heinrode, Kleezen und Kontken | — | — | 255 | — | 200 | — | Kollosomp | Kollosomp |
| 21 | Hohendorf | Z. m. Gem. Hospitalsdorf u. Gutsbezirk Gurken und Teil von Gr. Ramsen | — | — | 190 | 190 | 230 | 230 | Barlewitz | Barlewitz |

E = Ertrag, K = Kapital

| Lfd. Nr. | Name der Gemeinde | Zusammengelegt oder vereinigt mit: | Kommunalzuschläge 1928 Gr. V. St. Proz. | 1928 Gew. St. Proz. | 1929 Gr. V. St. Proz. | 1929 Gew. St. Proz. | 1930 Gr. V. St. Proz. | 1930 Gew. St. Proz. | Amtsbezirk | Standesamtsbezirk |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 22 | Honigfelde | — | 450 | 450 | 550 | 550 | 500 | 500 | Straszewo | Straszewo |
| 23 | Iggeln | — | 310 | — | 310 | — | 300 | — | Grünfelde | Grünfelde |
| 24 | Jordanken | V. m. den Gutsbez. Gr. Heringshöft u. Kl. Heringshöft | 305 | — | 300 | — | 250 | — | Grünfelde | Grünfelde |
| 25 | Kalwe | — | 360 | 360 | 390 | 390 | 300 | 300 | Altmark | Altmark |
| 26 | Kiesling | — | 310 | — | 220 | 200 | 170 | 200 | Dt.Damerau | Dt.Damerau |
| 27 | Klein Brodsende | — | 320 | — | 320 | — | 320 | — | Baumgarth | Baumgarth |
| 28 | Kollosomp | V. m. Gutsbezirk Cygus | 300 | — | 280 | — | 220 | — | Kollosomp | Kollosomp |
| 29 | Kommerau | V. m. Gem. Adl. Neudorf | 280 | — | 260 | — | 220 | — | Troop | Troop |
| 30 | Laabe | V. m. Gutsbezirk Gintro | 350 | — | 300 | — | 300 | — | Dt.Damerau | Dt.Damerau |
| 31 | Laase | — | 250 | 300 | 250 | 300 | 230 | 280 | Dt.Damerau | Dt.Damerau |
| 32 | Lichtfelde | — | 300 | 300 | 270 | 540 | 200 | 400 | Lichtfelde | Lichtfelde |
| 33 | Losendorf | — | 275 | 350 | 275 | 350 | 210 | 300 | Dt.Damerau | Dt.Damerau |
| 34 | Mahlau | — | 180 | — | 180 | — | 170 | — | Dt.Damerau | Dt.Damerau |
| 35 | Menthen | V. m. Gutsbezirk Sparau | 250 | 250 | 270 | 350 | 230 | 250 | Sparau | Sparau |
| 36 | Mirahnen | V. m. Gutsbezirk Michorowo | 350 | — | 310 | — | 250 | — | Watkowitz | Watkowitz |
| 37 | Montauerweide | V. m. Gem. Gr. Schardau und Gutsbezirk Adl. Schardau | 300 | 400 | 250 | 400 | 220 | 400 | Schardau | Schardau |
| 38 | Morainen | V. m. Gutsbez. Gr. Stanau u. d. Kolonie des Gutsbez. Kuxen-Kl. Stanau u. d. Kolonie des Gutsbez. Gr. Waplitz-Reichandreß | 300 | 200 | 250 | 200 | 230 | — | Sparau | Sparau |
| 39 | Kgl. Neudorf | V. m. Gutsbez. Montken und Kolonie des Gutsbez. Obf. Rehhof-Schwolauerfelde | 230 | 230 | 230 | 350 | 300 | 400 | Pestlin | Pestlin |
| 40 | Neuhöferfelde | V. m. Gutsbezirk Neuburg | 250 | — | 270 | — | 240 | 480 | Bruch | Bruch |
| 41 | Neumark | V. m. Gutsbezirk Krastuden | 400 | 400 | 370 | 370 | 350 | 350 | Krastuden | Krastuden |
| 42 | Neunhuben | — | 300 | — | 450 | — | 350 | — | Altmark | Altmark |
| 43 | Nikolaiken | V. m. Gutsbezirk Carpangen | 250 | 500 | 250 | 400 | 250 | E 240 K 840 | Carpangen | Carpangen |
| 44 | Pestlin | V. m. einem Teil d. Gutsbez. Gr. Ramsen | 350 | 350 | 370 | 370 | 340 | 340 | Pestlin | Pestlin |
| 45 | Peterswalde | — | 250 | 250 | 250 | 250 | 240 | 400 | Barlewitz | Barlewitz |
| 46 | Pirklitz | V. m. Gutsbezirk Höfchen ohne Wald | 400 | — | 300 | — | 260 | — | Stangenberg | Stangenberg |
| 47 | Polixen | — | 300 | 500 | 300 | 500 | 300 | 600 | Bruch | Bruch |
| 48 | Portschweiten | V. m. dem Gutsbezirk Wilzen und Kl. Baumgarth | 380 | 200 | 220 | 200 | 230 | 200 | Carpangen | Carpangen |
| 49 | Posilge | — | 300 | 450 | 275 | 550 | 265 | 530 | Posilge | Posilge |
| 50 | Pr. Damerau | — | 360 | — | 400 | — | 320 | — | Carpangen | Carpangen |
| 51 | Ramten | — | 220 | — | 220 | — | 200 | — | Waplitz | Waplitz |
| 52 | Rehhof | V. m. Gutsbez. Obf. Rehhof u. dessen Kolonien: Rehheide, Krug Schweingrube, Ziegelscheune, Hammerkrug, Heidemühl, Jesuiterhof, Schinkenland | 400 | 600 | 400 | 600 | 400 | E 550 K 1000 | Rehhof | Rehhof |
| 53 | Rudnerweide | V. m. Gem. Kl. Schardau | 330 | — | 460 | 900 | 420 | 420 | Schardau | Schardau |

E = Ertrag, K = Kapital

| Lfd. Nr. | Name der Gemeinde | Zusammengelegt oder vereinigt mit: | Kommunalzuschläge 1928 Gr. V. St. Proz. | 1928 Gew. St. Proz. | 1929 Gr. V. St. Proz. | 1929 Gew. St. Proz. | 1930 Gr. V. St. Proz. | 1930 Gew. St. Proz. | Amtsbezirk | Standesamtsbezirk |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 54 | Sadluken | V. m. Gutsbezirk Kl. Ramsen | 330 | 330 | 250 | 250 | 320 | 320 | Kollosomp | Kollosomp |
| 55 | Schönwiese | Z. m. Gutsbezirk Mienthen | — | — | 260 | — | 220 | — | Krastuden | Krastuden |
| 56 | Schroop | V. m. Gutsbez. Grünfelde u. Enklave von Birkenfelde | 350 | 350 | 350 | 350 | 220 | 220 | Grünfelde | Grünfelde |
| 57 | Stangenberg | V. m. Gutsbez. Stangenberg u. Waldbesitz von Höfchen | 320 | — | 230 | — | 240 | — | Stangenberg | Stangenberg |
| 58 | Straszewo | — | 525 | 525 | 550 | 550 | 500 | E 600 K 1000 | Straszewo | Straszewo |
| 59 | Teschendorf | Z. m. Gem. Gr. Teschendorf u. d. Gutsbez. Gr. Teschendorf, O.-Teschendorf u. Linken | 200 | 200 | 230 | 230 | 200 | 200 | Stangenberg | Stangenberg |
| 60 | Tiefensee | — | 300 | 300 | 340 | 340 | 280 | 280 | Sparau | Sparau |
| 61 | Tragheimerweide | Z. d. Gem. Schweingrube und Zwanzigerweide | — | — | 400 | 400 | 350 | 350 | Schardau | Schardau |
| 62 | Trankwitz | Z. m. d. Gutsbez. Buchwalde, Choyten und Telkwitz | — | — | 270 | 270 | 250 | — | Troop | Troop |
| 63 | Troop | V. m. Gutsbezirk Brosowken | 200 | 200 | 350 | 350 | 350 | 350 | Troop | Troop |
| 64 | Usnitz | V. m. Gem. Parpahren u. d. Kolonien d. Gutsbez. Obf. Rehhof, Wolfsheide und Neuhakenberg | 400 | — | 250 | 250 | 230 | 230 | Rosenkranz | Rosenkranz |
| 65 | Waplitz | Z. Gutsbez. Gr. Waplitz u. dessen Kolonien: Kl. Waplitz, Ellerbruch und Tillendorf | — | — | 180 | 180 | 190 | 190 | Waplitz | Waplitz |
| 66 | Watkowitz | Z. Gem. Pulkowitz u. Gutsbez. Gr. Watkowitz, Kl. Watkowitz, Luisenwalde und Paleschken | — | — | 230 | — | 210 | 400 | Watkowitz | Watkowitz |
| 67 | Weißenberg | V. m. Gem. Rosenkranz u. d. Kolonien des Gutsbez. Oberf. Rehhof, Werder u. Ehrlichsruh und d. sogen. Polken | 350 | 350 | 180 | 180 | 220 | 220 | Rosenkranz | Rosenkranz |

E = Ertrag, K = Kapital

## E. Nach der Volks-, Berufs- und landwirtschaftlichen Betriebszählung am 17. 5. 1939

| Gemeinde | Zahl der Haushaltungen | Ständige Wohnbevölkerung Jahre alt | | | | | Hauptberufe in | | | Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebsfläche | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | insgesamt | unter 6 | 6 bis unter 14 | 14 bis unter 65 | 65 und mehr | Land- und Forstwirtsch. | Industrie u. Handwerk | Handel und Verkehr | 0,5 bis unter 5 ha | 5 bis unter 10 ha | 10 bis unter 20 ha | 20 bis unter 100 ha | 100 ha und mehr |
| Christburg | 1039 | 3604 | 578 | 540 | 2121 | 365 | 370 | 1656 | 552 | 15 | 2 | 7 | 8 | 3 |
| Stuhm | 1558 | 7372 | 1046 | 1174 | 4725 | 427 | 985 | 2188 | 679 | 123 | 18 | 30 | 37 | 3 |
| Altendorf | 8 | 37 | 2 | 7 | 27 | 1 | 35 | — | — | 1 | 1 | 1 | 3 | — |
| Altmark | 340 | 1283 | 225 | 241 | 698 | 119 | 464 | 442 | 104 | 23 | 4 | 8 | 13 | 2 |
| Ankemitt | 94 | 452 | 66 | 79 | 275 | 32 | 337 | 36 | 2 | 10 | 10 | 5 | 7 | 1 |
| Baalau | 32 | 149 | 24 | 21 | 98 | 6 | 130 | 1 | 5 | 6 | 1 | 2 | — | 1 |
| Baumgarth | 252 | 975 | 165 | 173 | 576 | 61 | 517 | 277 | 28 | 8 | — | 1 | 15 | 4 |
| Blonaken | 27 | 125 | 19 | 18 | 81 | 7 | 105 | 9 | — | 1 | 1 | 3 | 10 | — |
| Bönhof | 176 | 696 | 126 | 121 | 374 | 75 | 324 | 225 | 22 | 48 | 15 | 9 | 10 | — |
| Braunswalde | 246 | 1000 | 163 | 207 | 562 | 68 | 535 | 241 | 64 | 41 | 16 | 9 | 9 | 2 |
| Bruch | 60 | 304 | 53 | 65 | 173 | 13 | 276 | 6 | — | 2 | 2 | 1 | 3 | 3 |
| Budisch | 35 | 145 | 24 | 18 | 93 | 10 | 97 | 27 | 3 | 3 | — | — | 4 | 1 |
| Deutsch Damerau | 136 | 574 | 90 | 102 | 331 | 51 | 343 | 77 | 76 | 17 | 3 | 3 | 9 | 2 |
| Dietrichsdorf | 159 | 664 | 94 | 109 | 409 | 52 | 390 | 157 | 20 | 23 | 16 | 11 | 9 | 2 |
| Georgensdorf | 74 | 345 | 58 | 80 | 190 | 17 | 229 | 26 | 32 | 4 | — | — | 7 | 1 |
| Groß Brodsende | 59 | 219 | 19 | 26 | 145 | 29 | 135 | 56 | 8 | 19 | 7 | 8 | 1 | — |
| Großwaplitz | 131 | 642 | 108 | 154 | 356 | 24 | 390 | 134 | 49 | 3 | 2 | 20 | 6 | 2 |
| Grünhagen | 60 | 259 | 44 | 42 | 156 | 17 | 198 | 30 | 11 | 5 | 1 | 2 | 8 | 1 |
| Güldenfelde | 33 | 142 | 14 | 25 | 94 | 9 | 122 | 7 | 5 | 5 | 3 | 1 | 6 | — |
| Heinrode | 53 | 303 | 51 | 59 | 182 | 11 | 230 | 6 | 37 | 1 | — | — | — | 3 |
| Hohendorf | 67 | 343 | 60 | 72 | 192 | 19 | 288 | 7 | — | 2 | — | 2 | 3 | 3 |
| Honigfelde | 166 | 690 | 88 | 100 | 438 | 64 | 449 | 139 | 17 | 54 | 20 | 26 | 15 | — |
| Iggeln | 17 | 90 | 19 | 13 | 49 | 9 | 74 | 7 | — | 3 | 2 | 3 | 2 | — |
| Jordansdorf | 46 | 221 | 36 | 48 | 127 | 10 | 192 | 9 | — | 1 | — | 2 | 5 | 2 |
| Kalsen | 55 | 241 | 41 | 41 | 142 | 17 | 204 | 8 | 3 | 1 | — | — | 7 | 1 |
| Kalwe | 104 | 474 | 103 | 96 | 245 | 30 | 255 | 137 | 20 | 5 | — | — | 11 | 1 |
| Kammerau | 8 | 34 | 2 | 2 | 27 | 3 | 34 | — | — | — | 1 | 4 | 3 | — |
| Kiesling | 76 | 319 | 48 | 40 | 212 | 19 | 258 | 28 | 9 | 14 | 18 | 6 | 5 | 2 |
| Klein Brodsende | 22 | 83 | 17 | 9 | 51 | 6 | 65 | 6 | 8 | 6 | — | 3 | 4 | — |
| Konradswalde | 124 | 587 | 106 | 112 | 329 | 40 | 416 | 73 | 25 | 22 | 11 | 8 | 8 | 2 |
| Laabe | 35 | 165 | 35 | 31 | 93 | 6 | 140 | 2 | 2 | — | 1 | — | 3 | 1 |
| Laase | 22 | 104 | 11 | 14 | 70 | 9 | 88 | 8 | 2 | 1 | — | 2 | 7 | — |
| Lichtfelde | 186 | 666 | 80 | 111 | 410 | 65 | 466 | 83 | 15 | 27 | 11 | 13 | 10 | 5 |
| Losendorf | 46 | 233 | 31 | 39 | 151 | 12 | 187 | 10 | 9 | 3 | 2 | — | 5 | 2 |

| Gemeinde | Zahl der Haushaltungen | Ständige Wohnbevölkerung Jahre alt | | | | | Hauptberufe in | | | Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebsfläche | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | insgesamt | unter 6 | 6 bis unter 14 | 14 bis unter 65 | 65 und mehr | Land- und Forstwirtsch. | Industrie u. Handwerk | Handel und Verkehr | 0,5 bis unter 5 ha | 5 bis unter 10 ha | 10 bis unter 20 ha | 20 bis unter 100 ha | 100 ha und mehr |
| Mahlau | 18 | 93 | 20 | 11 | 55 | 7 | 89 | — | — | — | 5 | — | 2 | 1 |
| Menthen | 65 | 284 | 48 | 48 | 167 | 21 | 163 | 64 | 22 | 7 | 2 | 2 | 8 | 1 |
| Mirahnen | 52 | 236 | 35 | 44 | 137 | 20 | 189 | 1 | 21 | 8 | 10 | 3 | 5 | 1 |
| Montauerweide | 81 | 364 | 59 | 53 | 226 | 26 | 247 | 67 | 3 | 20 | 5 | 6 | 10 | 1 |
| Morainen | 111 | 493 | 96 | 95 | 282 | 20 | 331 | 118 | 4 | 1 | 6 | 23 | 7 | 1 |
| Neudorf | 185 | 813 | 145 | 172 | 432 | 64 | 328 | 332 | 17 | 39 | 6 | 8 | 14 | 1 |
| Neuhöferfelde | 58 | 294 | 58 | 46 | 177 | 13 | 271 | 10 | 3 | 1 | 1 | 2 | 9 | 2 |
| Neumark | 201 | 814 | 152 | 141 | 456 | 65 | 470 | 165 | 47 | 20 | 6 | 22 | 19 | 3 |
| Neunhuben | 12 | 67 | 6 | 16 | 41 | 4 | 38 | 16 | 1 | 1 | 1 | 1 | 4 | — |
| Niklaskirchen | 366 | 1446 | 238 | 235 | 835 | 138 | 439 | 552 | 158 | 22 | 8 | 12 | 16 | 1 |
| Pestlin | 196 | 759 | 125 | 141 | 435 | 58 | 395 | 195 | 26 | 19 | 8 | 5 | 16 | — |
| Peterswalde | 72 | 361 | 63 | 61 | 213 | 24 | 296 | 25 | 6 | 6 | 2 | 2 | 10 | 3 |
| Pirklitz | 36 | 182 | 36 | 35 | 95 | 16 | 150 | 1 | 2 | 9 | 1 | 3 | 2 | 1 |
| Polixen | 35 | 168 | 33 | 37 | 82 | 16 | 128 | 25 | — | 2 | 1 | — | 5 | 1 |
| Portschweiten | 94 | 411 | 58 | 76 | 246 | 31 | 343 | 8 | 5 | — | 3 | 3 | 17 | 2 |
| Posilge | 240 | 966 | 160 | 183 | 548 | 75 | 551 | 228 | 54 | 18 | 2 | 2 | 15 | 4 |
| Preußisch Damerau | 26 | 127 | 12 | 22 | 80 | 13 | 89 | 14 | 1 | 3 | 3 | 4 | 6 | — |
| Ramten | 43 | 161 | 26 | 34 | 78 | 23 | 111 | 32 | 1 | 3 | 2 | — | 5 | 2 |
| Rehhof | 785 | 2874 | 402 | 406 | 1798 | 268 | 449 | 1188 | 302 | 110 | 18 | — | 4 | 1 |
| Rudnerweide | 31 | 161 | 19 | 25 | 112 | 5 | 145 | — | 3 | 6 | 4 | 4 | 11 | — |
| Sadlaken | 45 | 222 | 38 | 42 | 127 | 15 | 175 | 20 | 6 | 13 | 4 | 6 | 4 | 2 |
| Schönwiese | 84 | 376 | 73 | 70 | 215 | 18 | 312 | 13 | 3 | 10 | 1 | 17 | 5 | 1 |
| Schroop | 162 | 725 | 125 | 133 | 422 | 45 | 455 | 101 | 45 | 18 | 2 | 2 | 10 | 3 |
| Stangenberg | 61 | 253 | 28 | 41 | 166 | 18 | 204 | 12 | 5 | 5 | — | 3 | 2 | 1 |
| Teschendorf | 82 | 394 | 45 | 56 | 269 | 24 | 323 | 19 | 11 | 6 | 3 | — | 3 | 3 |
| Tiefensee | 81 | 291 | 38 | 41 | 187 | 25 | 155 | 87 | 16 | 9 | 2 | 3 | 12 | — |
| Tragheimerweide | 114 | 484 | 84 | 75 | 291 | 34 | 268 | 138 | 20 | 25 | 10 | 7 | 10 | — |
| Trankwitz | 132 | 611 | 126 | 109 | 349 | 27 | 509 | 24 | 18 | 11 | 2 | 31 | 11 | 3 |
| Troop | 82 | 365 | 52 | 70 | 213 | 30 | 181 | 99 | 29 | 7 | 1 | 5 | 7 | 1 |
| Usnitz | 204 | 734 | 100 | 149 | 420 | 65 | 332 | 253 | 19 | 67 | 6 | 5 | 8 | — |
| Wadkeim | 119 | 620 | 102 | 128 | 367 | 23 | 553 | 11 | — | 4 | 3 | 2 | 9 | 4 |
| Wargels | 48 | 220 | 37 | 42 | 132 | 9 | 179 | 12 | 3 | 3 | — | 1 | 2 | 2 |
| Weißenberg | 134 | 544 | 92 | 99 | 299 | 54 | 131 | 170 | 114 | 32 | 5 | 1 | 4 | — |

## F. Die Entwicklung von Stadt und Kreis Stuhm im 20. Jahrhundert

*mit besonderer Berücksichtigung des geplanten Baues eines Kreiskrankenhauses in Stuhm*

Zur Zeit der Volkszählung 1905 hatte Stuhm 2600 Einwohner, ein Weichbild von 1200 ha Größe, ein kommunalsteuerpflichtiges Steuersoll von rd. 13 000 Mark, 390 Prozent Zuschläge zur Einkommensteuer, 270 Prozent Zuschläge zu den Realsteuern, keinen nennenswerten Grundbesitz und als kommunale Einrichtungen lediglich ein Schlachthaus und eine für die Schülerzahl völlig unzureichende siebenklassige Volksschule. Es war klar, daß bei diesen Verhältnissen Stuhm aus eigener Kraft nicht zu einer billigen Anforderungen entsprechenden Kreisstadt sich entwickeln konnte. Es mußte vielmehr Hilfe von dritter Seite kommen, und es war wiederum klar, daß diese Hilfe nach Lage der Dinge nur von Staat und Reich in ergiebiger Weise geleistet werden konnte.

In dem als Jahr der Volkszählung erwähnten Jahr 1905 tauchte die erste Hoffnung der gedachten ergiebigen Staatshilfe auf, indem der Plan der Justizverwaltung in Stuhm bekannt wurde, ein Zentralgefängnis für Ost- und Westpreußen für 1000 Insassen zu schaffen. Es geht über den Rahmen und Zweck dieses Aufsatzes hinaus, auf die Einzelheiten des Kampfes um diese große staatliche Anstalt, welcher von einer Reihe ost- und westpreußischer Städte aufgenommen wurde, des näheren einzugehen. Es sei nur kurz hervorgehoben, daß mit Rücksicht auf das schon bestehende Gefängnis in Preußisch-Holland, welcher Stadt man diese Anstalt nicht nehmen wollte, der Plan erheblich verkleinert und auf ein Zentralgefängnis nur für Westpreußen beschränkt wurde und daß es neben dem befürwortenden Eintreten des Regierungspräsidenten in Marienwerder und des Oberpräsidenten in Danzig hauptsächlich dem wohlwollenden Interesse, welches der damalige Chef der Reichskanzlei und der damalige Staatssekretär des Reichsamts des Innern den Bestrebungen Stuhms entgegenbrachten, gelungen ist, die Anstalt mit einer Belegschaft von 405 Köpfen im Jahre 1911 endgültig für Stuhm zu sichern.

Mit dem Beginn des Baues des Zentralgefängnisses ist der Geist der Hoffnungslosigkeit von Stuhm gewichen und statt dessen Unternehmungsgeist in die städtischen Körperschaften eingezogen. Nicht nur daß, wie es dem Justizfiskus gegenüber zugesichert war, alsbald zum Bau einer städtischen Wasserleitung geschritten wurde, die Stadt entschloß sich vielmehr unter Verzicht auf eine eigene zentrale Beleuchtungsanlage, sich an die vom Kreise geplante Überlandzentrale anzuschließen, und ermöglichte es dadurch dem Kreise, zu einem vorteilhaften Vertrage mit der Überlandzentrale Westpreußen bzw. den Bergmannelektrizitätswerken in Berlin zu kommen. Ferner faßten die städtischen Körperschaften in dem gleichen Jahre einen Entschluß, dessen Weitsicht und Großzügigkeit nicht genug hervorgehoben werden können. Sie beschlossen nämlich, das unmittelbar an die geschlossene Stadtlage angrenzende Grundstück eines Ackerbürgers in Größe von 300 Morgen anzukaufen für den nach damaligen Grundstückspreisen und namentlich mit Rücksicht auf das geringe Steuersoll der Stadt erheblichen Preis von 220 000 Mark. Durch diesen Ankauf stand und steht der Stadt Grund und Boden für jeden nur denkbaren Zweck auch einer weiten Zukunft zur Verfügung. Um sich einen Begriff von der hervorgehobenen Großzügigkeit dieses Beschlusses zu machen, darf vergleichend darauf hingewiesen werden, daß, an dem Einkommensteuersoll Berlins gemessen, der Ankauf für Berlin eine Aufwendung von rund eineinhalb Milliarden Mark betragen hätte. Hiermit erschöpfte sich jedoch der unter Leitung eines ganz vortrefflichen, leider inzwischen dahingegangenen Bürgermeisters rege gewordene Unternehmungsgeist Stuhms nicht. Die Stadt war bereit, sich an den Opfern zu beteiligen, welche die von der Kreisverwaltung betriebene Herverlegung der 4. Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Westpreußens nach Stuhm für den Kreis mit sich bringen mußte. Aus diesem Plane wurde zwar nichts, die Anstalt wurde vielmehr nach Riesenburg gelegt, aber die Stadt hatte doch Vorteile aus ihrer Bereitwilligkeit, mit dem Kreise Hand in Hand zu gehen, indem auf den von der Kreisverwaltung für die Zwecke der Heil- und Pflegeanstalt erworbenen Ländereien in Stuhmsdorf und Hintersee mit Hilfe der deutschen Bauernbank in Danzig Bauern- und Arbeitersiedlungen geschaffen wurden. Endlich war es mit Rücksicht auf das schwebende Vorhaben, die 4. Heil- und Pflegeanstalt nach Stuhm zu bringen, möglich geworden, nachdem bereits 1909 die kleine Gemeinde Vorschloß Stuhm mit 400 Einwohnern und 100 ha Größe eingemeindet worden war, die Vertretung der Gemeinde Stuhmsdorf mit 600 Einwohnern und 1000 ha Größe zu bewegen, um Eingemeindung in die Stadt Stuhm zu bitten. Es ist dadurch erreicht worden, daß die Stadt jetzt rund 4000 Einwohner, abgesehen von Gefangenen und Militär, hat, ein Areal von 2626 ha und ein kommunalsteuerpflichtiges Steuersoll von rund 22 000 Mark. Hierdurch ist die weitere Entwicklung der Kreisstadt auf eine breitere Grundlage gestellt, die sich bereits bei der diesjährigen Bürgermeisterwahl bestens bemerkbar gemacht hat, indem die Stadt ohne finanzielle Überlastung in der Lage war, die Stelle mit einem angemessenen Gehalt auszuschreiben, so daß die Gewähr gegeben war, daß die Wahl auf einen tüchtigen Mann fallen konnte. Für die Entwicklung der Stadt seien nur zwei charakteristische Zahlen angeführt. Im Jahre 1904 betrug der städtische Haushaltsvoranschlag 51 000 Mark, 1916 da-

gegen 176 000 Mark, während die Zuschläge bei der Einkommensteuer überhaupt nicht und bei den Realsteuern nur um 30 Prozent gestiegen sind.

Ein wunder Punkt für Stuhm blieb das Fehlen einer billigen Anforderungen entsprechenden höheren Schule. Es ist wiederum durch das verständnisvolle Zusammenarbeiten von Stadt- und Kreisverwaltung und dank dem großen Entgegenkommen der Königlichen Regierung, Abteilung für Kirchen- und Schulwesen, in Marienwerder und des Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten im Jahre 1912 gelungen, durch Vereinigung der Pläne für das höhere Schulwesen mit den Plänen für den Bau zweier modernen Anforderungen genügenden Schulgebäude für das niedere Schulwesen auch diese Frage befriedigend zu lösen. Eine in Stuhm bestehende Privatmädchenschule wurde zum 1. April 1913 auf den städtischen Haushalt als städtische höhere Mädchenschule übernommen und dahin ausgebaut, daß in den drei Unterstufen Knaben und Mädchen zusammen erzogen werden, daß dann eine Scheidung der Geschlechter eintritt, die Mädchen bis zur 2. Klasse eines Lyzeums gefördert und die Knaben in angegliederten Gymnasialklassen bis zur Quarta einschließlich in Stuhm unterrichtet werden können. Mit besonderem Danke ist es dabei hervorzuheben, daß seitens der Unterrichtsverwaltung auf die ursprüngliche Anregung, in Stuhm eine Mittelschule zu schaffen, Verzicht geleistet und statt dessen das eben geschilderte Schulgebilde unterstützt worden ist und weiter unterstützt wird. Denn da für diese Schule in erster Reihe die Beamtenkinder in Stuhm in Frage kommen, so hätte die Errichtung einer Mittelschule für Stuhm nur geringen Wert gehabt und dem überaus bedauerlichen Drängen der Beamten, mit Rücksicht auf die Erziehung ihrer Kinder aus Stuhm baldmöglichst wegzukommen, keinen Einhalt getan. Jetzt ist der Beamte in der Lage, seine Töchter bis zum 14. und seine Söhne bis zum 12. Jahre in Stuhm unterrichten zu lassen, und kann sie dann unschwer nach Marienburg oder Marienwerder auf die dortigen höheren Lehranstalten fahren lassen. Es ist zu hoffen, daß nach Beendigung des Weltkrieges die zur Zeit für diese Zwecke nicht völlig genügenden Zugverbindungen bei dem bekannten Entgegenkommen der Eisenbahnverwaltung für derartige Wünsche verbessert werden.

Mit den vorstehend skizzierten Errungenschaften war die Stadt Stuhm aus dem Gröbsten heraus. Das Jahr 1913 sollte ihr jedoch noch ein Mehr, auf das sie wohl kaum zu hoffen gewagt hätte, bringen. Sie wurde Garnisonstadt. Durch Entschließung Seiner Majestät des Kaisers vom 4. Juli 1913 wurde Stuhm zum Standort des neu zu bildenden III. Bataillons Deutsch-Ordens-Infanterie-Regiments Nr. 152 bestimmt. Seitens der Militärverwaltung war bei den Vorverhandlungen die Bedingung gestellt worden, daß für angemessene Offizierswohnungen zu mäßigen Mietpreisen Sorge getragen werden müsse. Es lag auf der Hand, daß die kleine Stadt Stuhm die Opfer, die der Bau derartiger Häuser auch bei dauernder Vermietung bis zur Tilgung des Baukapitals, also über ein Menschenalter hinaus, auf alle Fälle mit sich bringen mußte, nicht tragen konnte und noch viel weniger die größeren Opfer, die entstehen konnten, wenn die Häuser zeitweise nicht vermietet wurden.

Es muß mit besonderem Danke hervorgehoben werden, daß, wenn auch nicht leichten Herzens, die Kreisvertretung sich einstimmig auf diesen von der Kreisverwaltung von vornherein vertretenen Standpunkt stellte und dadurch allein die Garnisonwerdung Stuhms, an welcher bei der unlöslichen Interessengemeinschaft aller Teile des Kreises nicht nur die Kreisstadt ein Interesse hatte, ermöglichte. Die Erfahrungen des Weltkrieges haben das Richtige der Entschließung der Kreiskörperschaften gezeigt. Denn der Zuschuß von jährlich über 10 000 Mark während der Jahre des Weltkrieges ist für den Kreis bei seinem Steuersoll von rund 210 000 Mark lediglich etwas Unerwünschtes, bei dem etwa zehnfach kleineren Steuersoll der Stadt Stuhm hätte es eine finanzielle Überlastung schwerwiegendster Art bedeutet. Als sofortiger Erfolg der Garnisonwerdung Stuhms ist noch zu buchen, daß, nachdem ein zweiter leistungsfähiger Interessent neben dem Zentralgefängnis in der Garnison aufgetreten war, die städtischen Körperschaften sich entsprechend einer Anregung der Kommunalaufsichtsbehörde entschließen konnten, Stuhm mit Kanalisation zu versehen. Trotz des Weltkrieges ist der zunächst wichtigste Teil dieser Anlage, welcher für die einwandfreie Abwässerbeseitigung aus dem Zentralgefängnis und aus den Kasernements Sorge trägt, fertiggestellt worden.

Zusammenfassend darf man die Entwicklung der Stadt Stuhm in dem Jahrfünft von 1911 bis 1915 dahin beurteilen, daß die Stadt aus einem für Bürgerschaft wie Beamte wenig erfreulichen Landstädtchen zu einer freundlichen Kleinstadt sich entwickelt hat und für die Zukunft ein zwar bescheidenes, aber doch nicht bedeutungsloses Kulturzentrum für den Kreis Stuhm zu werden verspricht. Auf der anderen Seite darf allerdings nicht verkannt werden, daß es noch eine Reihe von Jahren der fördernden Unterstützung von Kreis, Provinz, Staat und Reich bedürfen wird, ehe die Stadt auf eigenen Füßen wird stehen können, da, wie schon gesagt, die Kommunalabgaben jetzt 390 Prozent Zuschläge zu der Einkommensteuer und 300 Prozent Zuschläge zu den Realsteuern betragen und Stuhm damit wohl an der Spitze aller Städte der preußischen Monarchie marschieren dürfte.

Der Einfluß, welchen die Entwicklung der Kreisstadt auf die Verhältnisse des Kreises gehabt hat, ist, wie gleich am Anfang des zweiten Teiles dieser Ausfüh-

rungen bemerkt werden soll, als sehr günstig zu bezeichnen.

Die Qualität der der Kreisverwaltung unterstellten Beamten hat sich in dem verflossenen Jahrzehnt in erfreulichster Weise gehoben. Der vor einem Jahrzehnt leider nicht seltene Typus des versimpelten und versumpften Kleinstadtbeamten kommt nicht mehr vor. Statt dessen sind fast durchweg Beamte tätig, die willig und mit Erfolg ihr Bestes hergeben. Es liegt dieses auch in der Natur der Dinge, da die Beamten unter erfreulicheren Lebensbedingungen jetzt in Stuhm leben und die steigenden Aufgaben naturgemäß anregend auf Arbeitsfreudigkeit und Diensteifer einwirken. Daß hieraus für die gesamte Kreisbevölkerung ein wesentlicher Vorteil entspringt, bedarf keiner Ausführung. Die Kreisverwaltung hat ein Material in der Hand, mit dem es eine Lust ist zu arbeiten und mit dem sie den vielseitigen Aufgaben, die schon vor dem Kriege zu lösen waren, die dann weiter der Krieg mit sich gebracht hat und die der demnächstige Frieden sicher noch in vermehrtem Maße mit sich bringen wird, mit Erfolg gerecht werden kann.

Die Hauptaufgabe der Verwaltung eines rein ländlichen Kreises, wie es der Kreis Stuhm ist, kann kurz dahin zusammengefaßt werden, die soziale Frage auf dem Lande zu lösen. Der Begriff der sozialen Frage hat sich nicht nur in der politischen Debatte und in der Presse, sondern auch in der Wissenschaft zu einseitig dahin entwickelt, daß unter der sozialen Frage die Besserung der Lebensbedingungen der in den großen Verkehrs- und Industriezentren zusammengeballten Arbeitermassen verstanden wird, während bei einer richtigen Begriffsbestimmung unter diesem Begriff die Besserung der Lebensbedingungen der breiten Masse des Volkes überhaupt verstanden werden muß.

Der Weltkrieg hat jeden, der sehen kann und will, gelehrt, daß der Ausgleich der Interessen der großen Erwerbsstände unseres Volkes, wie er erfolgreich in den letzten 15 Jahren durch die Wirtschafts- und Handelspolitik des Deutschen Reiches für Deutschland durchgeführt worden ist, auch weiterhin durchgeführt werden muß und daß vor allem nach dem Kriege alles darangesetzt werden muß, Deutschland seine Landwirtschaft in womöglich noch gesteigerter Leistungsfähigkeit zu erhalten. Die Erhaltung der deutschen Landwirtschaft steht und fällt aber mit der Lösung der Arbeiterfrage. Es ist auf die Dauer, wie das einsichtige Landwirte auch schon vor dem Kriege anerkannt haben, ein unhaltbarer Zustand, daß die ostelbische Landwirtschaft je länger je mehr auf die Hilfe ausländischer Saisonarbeiter angewiesen ist. Es kommt daher alles darauf an, der landwirtschaftlichen Arbeiterschaft das Leben auf dem Lande begehrenswert oder wieder begehrenswert zu machen. Es bedarf dieses keiner näheren Ausführungen, da es lediglich das Aussprechen einer Binsenwahrheit ist. Es kann nicht Aufgabe dieses Aufsatzes sein, den Versuch machen zu wollen, die zur Lösung der sozialen Frage auf dem Lande erforderlichen Mittel irgendwie erschöpfend zu behandeln. Es sollen vielmehr nur die sechs Gebiete kurz hervorgehoben werden, auf denen Gemeinden und Kreis in erster Reihe berufen sind, an der Lösung der sozialen Frage mitzuarbeiten.

Es wird keinem Widerspruch begegnen, wenn man sagt, daß bei unserem, Gott sei Dank, im wesentlichen noch frommen deutschen Volke eine angemessene Regelung der Kirchenfrage von größter Bedeutung ist. Es darf für den Kreis Stuhm festgestellt werden, daß die kirchliche Versorgung nach Bau evangelischer Filialkirchen in Nikolaiken, Bönhof und Baumgarth und Wiederherstellung katholischer Filialkirchen in Peterswalde und Schroop im allgemeinen als eine zufriedenstellende angesehen werden darf. Ebenso wird es keinem Widerspruch begegnen, wenn gesagt wird, daß bei dem Bildungsdrange des deutschen Volkes auf die Besserung der Schulverhältnisse dauernd wird Bedacht genommen werden müssen. Auch hier darf für den Kreis Stuhm mit Dank festgestellt werden, daß die Art der Schulhäuser und die Weite der Schulwege, von einer Reihe von Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen als nicht ungünstige angesehen werden können. Es ist auch festzustellen, daß das Verständnis der Gemeinden und Gutsbezirke für die Notwendigkeit der Ausgaben für die Schule in ständigem Wachsen ist, wenn ja auch mit Rücksicht auf die beklagenswerte Tatsache, daß der größte Teil der ländlichen Jugend dem Lande verloren geht, die Forderung begreiflich ist, daß der Staat weitgehendste Zuschüsse für die Aufgaben der Schule machen müsse, eine Forderung, der der Staat auch in dankenswerter Weise nachkommt und hoffentlich auch nach dem Frieden in mindestens dem gleichen Maß nachkommen wird.

Es bedarf zum zweiten keiner näheren Ausführung, daß die Landwirtschaft nur dann auf die Dauer leistungsfähig bleibt, wenn sie intensiv betrieben wird, und daß eine intensive Landwirtschaft, abgesehen von der landwirtschaftlichen Technik, die im Kreise Stuhm als auf hoher Stufe stehend angesprochen werden darf und die der Kreis im Jahre 1912 durch Anstellung eines Kreiswiesenbaumeisters mit bestem Erfolge unterstützt hat, nur bei guten Verkehrsverhältnissen möglich ist. Die Eisenbahnverhältnisse des Kreises Stuhm können auch wiederum als befriedigend angesehen werden. Die Bahn Marienburg—Thorn schließt den Westteil, die Bahn Marienburg—Mlawa die Mitte, die Bahn Marienburg—Allenstein den Osten und die Bahn Riesenburg—Miswalde den äußersten Südosten auf. Die erstgenannten drei Bahnen durchziehen den Kreis in seiner ganzen Länge, sie schließen daher ebenso auch Norden und Süden des Kreises auf. Ungünstige Bahnverhältnisse hat lediglich der Nordosten des Kreises. Es ist zu hoffen, daß nach einem ehrenvollen Frieden auch hier die bessernde Hand ange-

legt werden kann. Denn bereits im Jahre 1911 hat der Kreistag rund 400 000 Mark für den Bau einer Kleinbahn von Posilge nach Christburg und von Christburg nach Lichtfelde zur Verfügung gestellt. Dadurch bekommt der Nordosten des Kreises Anschluß an das Kleinbahnnetz des Kreises Marienburg mit einer Spurweite von 75 cm. Daß damit nicht ideale Verkehrsverhältnisse für den Nordosten des Kreises geschaffen werden, ist leider richtig, immerhin wird die Bahn für die Intensivierung der Landwirtschaft in diesem Kreisteile von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein und gleichzeitig der zweiten Stadt des Kreises, Christburg, wirtschaftliche Vorteile bringen.

Es sei noch bemerkt, daß diese Kreistagsvorlage mit ihren immerhin nicht unbedeutenden Anforderungen hauptsächlich deshalb so glatt im Kreistage angenommen wurde, weil auf demselben Kreistag die erheblichen Mittel für die Herverlegung der 4. Heil- und Pflegeanstalt nach Stuhm angefordert wurden. So ist die Unterstützung des Heil- und Pflegeanstaltsvorhabens mittelbar dem an sich wenig in diesem Vorhaben wirtschaftlich interessierten Nordosten des Kreises zugute gekommen.

Was Günstiges über die Verkehrsverhältnisse mittelst der Eisenbahn im Kreise Stuhm gesagt worden ist, kann in gesteigertem Maße von den Kunststraßen gelten. Es ist das Ruhmesblatt der Kreisverwaltung im letzten halben Menschenalter des 19. Jahrhunderts, auf dem Gebiete des Kunststraßenbaues Hervorragendes geleistet zu haben. Die Kreisverwaltung des 20. Jahrhunderts ist den damals vorgezeichneten Bahnen treu geblieben, so daß der Kreis Stuhm jetzt bei 640 Quadratkilometer Größe neben 40 Kilometern Provinzialstraßen 225 Kilometer Kreisstraßen, also auf ein Quadratkilometer 414 m Kunststraßen hat. Selbstverständlich ist damit noch lange nicht allen Bedürfnissen Rechnung getragen, immerhin kann die Kreisverwaltung auf das im letzten Menschenalter Geschaffene mit Befriedigung zurückblicken. Verkannt darf allerdings nicht werden, daß die Kreisverwaltung und Kreisvertretung in früheren Zeiten in zu weitgehendem Maße für Straßenzwecke mit Darlehen gewirtschaftet haben. Der unerfreulich hohe Schuldenstand des Kreises und damit auch seine unerfreulich hohen Kreisabgaben, nämlich 125 Prozent, sind nicht zum wenigsten auf diese unrichtige Finanzpolitik zurückzuführen. Naturgemäß kann man eine Reihe von Entschuldigungsgründen für diesen Fehler anführen.

Es würde jedoch zu weit führen, hierauf näher einzugehen. Es genügt festzustellen, daß in den Jahren 1906 und 1908 die Kreisvertretung mit vollem Bewußtsein sich von der früheren Finanzgebarung abgewendet hat, indem sie 1906 die Erhöhung der Kreisabgaben von 115 Prozent auf 125 Prozent mit der ausdrücklichen Bestimmung beschlossen hat, aus den hierdurch gewonnenen Einnahmen aus laufenden Mitteln den Straßenbau zu fördern, und indem sie im Jahre 1908 die durch sorgsame Pflege ergiebiger gestalteten direkten Kreissteuern nicht herabgesetzt hat, trotzdem ihr aus der Umsatzsteuer und demnächst aus der immer mehr zu einer Kreiskreditzentrale sich entwickelnden Kreissparkasse nicht unerhebliche Einnahmen zugeflossen sind. Sie hat durch letzteren Beschluß den Fehler vermieden, welcher in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gemacht wurde, als im Kreise Stuhm die direkten Kreissteuern mit Rücksicht auf die Erträgnisse der Lex Huene heruntergesetzt wurden.

Das dritte Gebiet, auf welchem die bessernde Hand auf dem platten Lande anzulegen ist, sind die Arbeiterwohnungen. Es kann auch hier nur mit Freude festgestellt werden, daß das Verständnis der Arbeitgeber für diese überaus wichtige Frage in ständigem Wachsen begriffen ist. Es darf auch angenommen werden, daß der dauernde Anblick der schmucken Bauten, welche Reich, Staat und Kreis im letzten Jahrfünft in der Kreisstadt errichtet haben, der Vertiefung des praktischen Verständnisses für das, was unter angemessenen Wohnungen zu verstehen ist, sehr förderlich sein wird. Es wäre zu wünschen, daß von den Mitteln, welche die Landesversicherungsanstalt dankenswerterweise für den Bau von Arbeiterwohnungen zur Verfügung gestellt hat, noch mehr Gebrauch als bisher gemacht wird. Der Anreiz, diese Mittel in Anspruch zu nehmen, dürfte vielleicht durch eine Vereinfachung bei Erlangung der Mittel nicht unwesentlich wachsen. Es ist auf dem Gebiete des Arbeiterwohnungswesens auch im Kreise Stuhm noch sehr viel zu tun, aber erfreuliche Anfänge der Besserung sind allenthalben zu spüren.

Zum vierten ist es notwendig, den Arbeitern nach Möglichkeit mechanische geisttötende Arbeit abzunehmen, da es eben auf die Dauer ein so gebildetes Volk, wie es das deutsche Volk dank seiner vorzüglichen Volksschule ist, sich nicht zumuten läßt, Arbeiten mit der Hand zu verrichten, die die Maschine leichter und schneller verrichtet. Es wird wiederum keinem Widerspruch begegnen, wenn gesagt wird, daß dieses lediglich durch Einführung der Elektrizität möglich ist.

Durch das vorhin erwähnte verständnisvolle Vorgehen der Stadt Stuhm ist es gelungen, den Kreis Stuhm im Jahre 1912 an die Überlandzentrale Westpreußen anzuschließen. Dank der Einwirkung des damaligen Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Bergmannwerke hat der Kreis Stuhm auch einen günstigen Vertrag bekommen. Die Elektrizität wird in den Städten zu 40 Pfennig die Kilowattstunde für Licht und 20 Pfennig für Kraft abgegeben und in der Landwirtschaft einheitlich für Licht und Kraft die ersten 5000 Kilowattstunden zu 20 Pfennig, die zweiten zu 18 Pfennig und die darüber hinaus in Anspruch genommenen Kilowattstunden zu 15 Pfen-

nig. Außerdem fließt dem Kreise von der Bruttostromeinnahme eine Abgabe von 5 Prozent zu. Für diese Leistungen des Werkes stellt der Kreis diesem das Geld zu einem Zinssatze zur Verfügung, welchen wohl der Kreis, nicht aber das Werk auf dem freien Geldmarkte erlangen kann. Es ist also eine Art gemischtwirtschaftlicher Vereinigung zustande gekommen, bei der jeder Teil gut fährt. Der Krieg hat den weiteren Ausbau der Überlandzentrale naturgemäß hintangehalten, es steht zu hoffen, daß alsbald nach dem Frieden der Restbetrag von rund 600 000 Mark der für Elektrizitätszwecke 1912 und 1913 aufgenommenen Darlehen von 1,12 Millionen Mark zum weiteren Ausbau Verwendung finden wird.

Zum fünften müssen zum Festhalten der ländlichen Arbeiter auf dem Lande die Kasseneinrichtungen der sozialen Gesetzgebung in ihren Leistungen auf der gleichen Höhe stehen wie die Kasseneinrichtungen in den Städten. Die Reichsversicherungsordnung des Jahres 1911 hat hierfür die Grundlage geschaffen, indem sie den Kreis der Versicherten wesentlich erweitert und in der Allgemeinen Ortskrankenkasse und der Landkrankenkasse leistungsfähige Gebilde geschaffen hat. Es ist zu bedauern, daß die Gutsbezirke fast ausnahmslos sich den für den Kreis geschaffenen Kassen nicht angeschlossen haben. Es ist allerdings zu berücksichtigen, daß für die Gutsbezirke der Anschluß an die Krankenkassen des Kreises Stuhm zur Zeit keinen vollen Wert hat, weil nach den Verträgen mit ihren Arbeitern die Besitzer der Güter verpflichtet sind, auch den Angehörigen der Kassenmitglieder Arzt und Heilmittel zu gewähren, während die Krankenkassen des Kreises Stuhm noch nicht über die gesetzlichen Mindestleistungen hinausgegangen sind. Es wird Sache der Kassenverwaltungen sein, spätestens nach dem Kriege trotz des mit einer Erweiterung der Kassenleistungen verbundenen Risikos zu dieser durch die Natur der Dinge gebotenen Erweiterung überzugehen, und es wird dann ebenso Sache der Gutsbezirke sein, trotz gewisser Schreibmehrarbeit sich der Unterstützung dieses überaus wichtigen sozialen Werkes nicht weiter zu versagen.

Die Leistungen der Kasse können aber, ganz gleichgültig, wie klein oder wie groß der Kreis der Versicherten ist, nur dann mit den Leistungen in der Stadt in Wettbewerb treten, wenn der Kasse ein modernes Krankenhaus bequem zur Verfügung steht. An einem solchen mangelt es im Kreise Stuhm vollkommen. Das Kreiskrankenhaus in Stuhm für etwa 40 Betten hat aus Gründen, welche näher zu erörtern zu weit führen würde, lediglich den Charakter eines Siechenhauses. Auch das vor etwa zehn Jahren gebaute Krankenhaus in Christburg ist mit Rücksicht auf seine überaus bescheidene medizinische Einrichtung im wesentlichen nur als ein Siechenhaus anzusprechen.

Die Krankenkassen sind jetzt daher gezwungen, zum größten Teil ihre Kassenmitglieder in Elbing, Marienburg, Marienwerder und Riesenburg unterzubringen.

Dabei ist zu berücksichtigen, daß Elbing schon ziemlich weit entfernt von Stuhm und daß die Krankenanstalten in Marienburg, Marienwerder und Riesenburg auch recht bescheidenen Charakters und zudem, namentlich die Marienburger, dauernd überfüllt sind. Erfreulicherweise hat auch bereits im Jahre 1912 die Kreisvertretung aus eigenster Initiative darauf gedrungen, daß den bestehenden völlig unzulänglichen Verhältnissen zur Unterbringung von Kranken im Kreise Stuhm ein Ende gemacht werde. Anläßlich des Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers und Königs im Juni 1913 wurde daraufhin eine Kaiser-Wilhelm-Jubiläumsstiftung mit einem Grundstock von 50 000 Mark und der Zweckbestimmung errichtet, aus ihren Mitteln ein Krankenhaus, ein Siechenhaus und ein Säuglingsheim zu erbauen. Und die Garnisonwerdung Stuhms ist es gewesen, welche den Hauptzweck der Kaiser-Wilhelm-Jubiläumsstiftung, die Errichtung eines billigen Anforderungen genügenden Krankenhauses, hat erreichen lassen. Denn die Militärverwaltung hat sich dankenswerterweise bereit erklärt, auf ein eigenes Lazarett zu verzichten und in einem neu zu erbauenden Kreiskrankenhause einen Teil für Lazarettzwecke anzumieten. Dadurch wird es möglich sein, ein Krankenhaus zu schaffen, welches die spezifischen modernen Heileinrichtungen, welche ein Krankenhaus erst zu einem solchen machen, enthalten wird, nämlich eine Operationsabteilung, eine Bäderabteilung, eine medikomechanische Abteilung, eine Röntgenabteilung und eine Laboratoriumsabteilung.

Naturgemäß sind die Kosten einer solchen Anlage nicht unbeträchtlich. Sie sind für den Kreis Stuhm auf 664 000 Mark ermittelt worden, von denen rund 500 000 Mark bis zum Jahresschluß gedeckt sein werden, und zwar zu vier Fünfteln aus eigener Kraft des Kreises, zu einem Fünftel aus Mitteln Dritter. Es ist sehr erfreulich, daß die Kreisvertretung auch den gegen die ursprüngliche Annahme wesentlich erhöhten Kosten gegenüber auf dem Standpunkte steht, daß Mittel und Wege gefunden werden müssen, um das erstrebte Ziel möglichst bald zu erreichen, namentlich um den heimgekehrten Vaterlandsverteidigern, von denen leider so mancher des Krankenhauses bedürftig sein wird, die Möglichkeit zu geben, in tunlichster Nähe ihrer Familien Heilung zu finden. Es wird die Errichtung dieses Krankenhauses daher die nächste Aufgabe sein, welche der Kreis Stuhm nach Beendigung des Weltkrieges durchführen wird. Der Kreis hofft dabei, da die fehlende Summe, deren Höhe wegen der Entwertung des Geldes nicht feststeht, kaum wird von ihm allein aufgebracht werden können, auf gütige Unterstützung dritter Personen.

Es bedarf, um auch an dieser Stelle auf die Wechselwirkung der Entwicklung der Stadt Stuhm und des

Kreises Stuhm wieder hinzuweisen, keiner Erörterung, daß ein modernes Krankenhaus lediglich in Anlehnung an eine mit Wasserleitung, Elektrizität und Kanalisation versehene, auch sonst angemessene Lebensbedingungen bietende Stadt erbaut werden kann.

Endlich ist sechstens zur Wiederseßhaftmachung der ländlichen Arbeiter die Möglichkeit zu schaffen, den auch erfreulicherweise auf dem Lande sich stets mehrenden Bildungshunger der Arbeiterfamilien zu befriedigen. Auf diesem Gebiete ist leider im Kreise Stuhm so gut wie noch nichts geschehen. Von stationären Pfarrbüchereien in einzelnen Kirchorten abgesehen, ist kaum etwas zur Befriedigung des Bildungshungers vorhanden. Einen ersten Schritt zur Besserung hat auch hier wieder die Garnisonwerdung Stuhms herbeigeführt, indem der Kreis für das während des Krieges anderthalb Jahre lang in Stuhm untergebrachte Reservelazarett eine Kreisbücherei für etwa 3000 Mark angeschafft hat, die tunlichst noch während des Krieges zu einem Grundstock einer Kreiswanderbücherei ausgebildet werden soll. Darüber hinaus sind in Verbindung mit dem Krankenhausbau Verhandlungen mit dem Zentralkomitee des Roten Kreuzes eingeleitet worden, welche unter möglichster Berücksichtigung der konfessionellen Verhältnisse die Einrichtung von Gemeindepflegestationen im Kreise Stuhm in der Zukunft zum Zwecke haben. Wann diese unbedingt für das physische und psychische Wohlbefinden der breiten Masse auf dem Lande erforderliche Einrichtung wird wirklich durchgeführt werden können, steht naturgemäß noch dahin, da die im vorigen Abschnitt hervorgehobene Aufgabe der Errichtung eines Krankenhauses die finanziellen Kräfte des Kreises bis auf weiteres in weitgehendem Maße in Anspruch nehmen wird. Als erfreuliche Tatsache darf aber doch hervorgehoben werden, daß ein Gutsbesitzer im Kreise seinerseits gebeten hat, daß auf seinem Gute ein Versuch mit einer solchen Gemeindepflegestation gemacht werde, unter wesentlicher Übernahme der Kosten durch den betreffenden Gutsbesitzer.

Mit diesen sechs Punkten dürften die Aufgaben gezeichnet sein, welche eine Kreisverwaltung zu leisten bzw. zu unterstützen hat, um das Land der ländlichen Arbeiterschaft auch weiterhin begehrenswert erscheinen zu lassen. Es sind keine Aufgaben, die durch die Wucht der Zahlen so wirken, wie es bei den entsprechenden Aufgaben der Lösung der sozialen Frage in den industriellen Arbeiterkreisen der Fall ist. Immerhin sind es für die leider so sehr viel schwächeren finanziellen Mittel eines rein ländlichen Kreises von 37 000 Einwohnern beachtenswerte Aufgaben. Und es darf zum Schluß darauf hingewiesen werden, daß, wie in die städtische Verwaltung in Stuhm Unternehmungslust eingezogen ist, auch die Kreiskörperschaften je länger, je mehr den ihnen obliegenden Aufgaben ohne jede Ängstlichkeit und Kleinlichkeit gegenübertreten, die schon so oft - und nicht nur bei Verwaltungen von Landkreisen - Entschlüsse zu rechter Zeit verhindert und nicht wiederkehrende Gelegenheiten ungenützt haben vorübergehen lassen. Mit Dank und Freude darf festgestellt werden, daß auch hinsichtlich der Kreisverwaltung bei Kreiseingesessenen wie Kreisvertretung der Geist zielbewußten besonnenen Fortschrittes überall zu spüren ist. Um ein zahlenmäßiges Bild dieses Fortschrittes zu geben, sei erwähnt, daß der Kreishaushaltsvoranschlag 1904 mit 249 000 Mark aufging, 1916 dagegen mit 539 000 Mark, ohne daß die im Jahre 1906 erreichte Höhe der Kreisabgaben mit 125 Prozent jemals überschritten zu werden brauchte. Die gleichen Zuschläge von 125 Prozent haben allerdings unseres Wissens nur noch zwei Kreise in der preußischen Monarchie. Aus dieser Tatsache erhellt um so mehr eine wirkliche Großzügigkeit der Entschließungen der Kreisvertretung bei der Lösung der im letzten Jahrzehnt ihr obliegenden Aufgaben.

Der ernste Wille, baldmöglichst ein gutes Krankenhaus zu schaffen, ist auch von dem erwähnten Geiste besonnenen Fortschrittes getragen. Durch dieses Krankenhaus soll wieder ein Stück sozialer Frage im Kreise Stuhm gelöst werden. Wir sind uns bewußt, das meiste für diesen Bau selbst leisten zu müssen, wir sind uns aber ebenso bewußt, daß wir ohne Hilfe von Dritten die entgegenstehenden finanziellen Schwierigkeiten nicht überwinden werden. Darum erbitten wir mit diesen Zeilen Bausteine für unseren Bau. Ein Baustein ist ein Beitrag von 1000 Mark, in Buchstaben: „Eintausend Mark". Kreisverwaltung, Kreisvertretung wie Kreiseingesessene werden mit Dank aller der Männer und Frauen gedenken, die vermöge ihrer Wohlhabenheit in der Lage und nach ihrer Entschließung gewillt sein werden, dem Kreise Stuhm bei der Errichtung seines der Lösung der sozialen Frage gewidmeten Kreiskrankenhauses Bausteine zur Verfügung zu stellen.

Stuhm, den 28. August 1916

Der Kreisausschuß des Kreises Stuhm
von Auwers

**Erläuterungsbericht über das Bauvorhaben eines Kreiskrankenhauses in Stuhm**

*I. Baugeschichte*

Hinsichtlich der Vorgeschichte wird im allgemeinen auf Seite 7 des Aufsatzes über die Entwicklung von Kreis und Stadt Stuhm im 20. Jahrhundert Bezug genommen und hier nur zweierlei noch besonders hervorgehoben. Das Bauprogramm ist in der Hauptsache nach den Ratschlägen des in der Provinz Westpreußen besonders geschätzten Leiters des Diakonissenkrankenhauses in Marienburg, einer Anstalt von etwa 180 Betten, Dr. Haack, aufgestellt, und der Bauentwurf ist von den der Kreisverwaltung warm empfohlenen Architekten Mohr und Weidner in Berlin-Charlottenburg ausgearbeitet, welche Herren bereits gegen 20 größere und kleinere Krankenhausanlagen, darunter auch die verschiedensten im Osten der Monarchie, entworfen und ausgeführt haben.

*II. Baubeschreibung*

Der Kreis Stuhm hatte sich für die Durchführung der Aufgaben der Kaiser-Wilhelm-Jubiläumsstiftung rechtzeitig ein gut gelegenes, genügend großes Grundstück gesichert. Das Grundstück ist etwa 20 Morgen groß und liegt am Mühlenwege zwischen dem Zentralgefängnis und der Straße Stuhm - Marienburg, es ist auf dem Meßtischblatt der Generalstabskarte von Stuhm (Blatt 1) in Rot angelegt. Auf dem Grundstücke befinden sich eine kleine Vierfamilienkate und die Baracken für die zwischenzeitliche Unterbringung des III. Bataillons Inf.-Regts. Nr. 152, die nach dem Kriege sowieso abgebrochen werden sollten. Es brauchen also nur geringe Werte zerstört zu werden, um den Bauplatz baufertig herzurichten.

Den Gesamtüberblick über die Anstalt gibt Blatt 2. Hiernach sind am Eingange zwei kleine Torhäuschen vorgesehen für verheiratete Unterbeamte der Anstalt. In genügendem Abstand von der Straße und den Eingangshäuschen liegt das Hauptgebäude. Westlich von diesem schließt sich das Absonderungsgebäude an. Vor ihm liegt das Wirtschaftsgebäude. Wie aus dem Lageplan hervorgeht, bietet das Grundstück genügenden Platz, um die weiteren Zwecke der Kaiser-Wilhelm-Jubiläumsstiftung, die Errichtung eines Säuglingsheims und eines Siechenhauses, später auch zu ermöglichen. Ebenso ist für den Bau eines in späterer Zukunft auch voraussichtlich erforderlichen Schwesternhauses Raum vorhanden. Die Lage des Wirtschaftsgebäudes ist an der ausgewählten Stelle die gegebene, weil nach der in Stuhm vorherrschenden Windrichtung von dieser Stelle aus die Rauchbelästigung für die eigentlichen Krankengebäude die geringste ist und weil die vorgesehene zentrale Fernheizungsanlage von diesem Punkte aus auch späterhin nach dem Säuglingsheim und dem Siechenhaus geleitet werden kann.

Blatt 3 gibt Aufschluß über die beiden Torhäuschen. Es geht daraus hervor, daß Dreizimmerwohnungen für die Unterbeamten vorgesehen sind. Solche Wohnungen können als ausreichend angesehen werden.

Blatt 4 zeigt die Front des Hauptgebäudes. Es erhellt aus der Ansicht, daß das Gebäude in einfachen Formen gehalten ist, welche sich mit ihren Anklängen an die Biedermeierzeit zwanglos an die Stilformen des Zentral-Gefängnisses und des westlich der Straße Marienburg - Stuhm an die Krankenhausanlage anschließenden Kasernements III/152 anlehnen.

Blatt 5 bis 8 geben Aufschluß über die Ausnutzung des Haupthauses. In dem Kellergeschoß sind im Westflügel die Küchenanlage, die Speiseräume für unteres Personal und Schwestern vorgesehen. Unter der Küchenanlage befindet sich ein Tiefkeller. Das Zwischenkellergeschoß ist für Vorratsräume der Zivil- wie der Militärabteilung vorgesehen. Die mittelsten drei Räume sind nicht unterkellert, weil vor ihnen eine Rampe liegt. In dem Nordteile des Mittelkellergeschosses ist eine modernen Anforderungen entsprechende Badeabteilung angeordnet. In dem östlichen Zwischengeschoß ist ein mediko-mechanischer Übungsraum mit den erforderlichen Nebenräumen angeordnet und im östlichen Kellerflügel die Röntgenanlage.

Die dann noch vorhandenen Räume dienen zur Unterbringung von zwei Irrenzellen, und die nach Süden freundlich gelegenen Räume kommen erforderlichenfalls für die Unterbringung von Schwestern in Frage.

Zum Erdgeschoß gelangt man auf der vorhin erwähnten Rampe, welche das stufenlose Betreten des Krankenhauses ermöglicht. Der westliche Teil von dem Haupteingange mit Ausnahme des ersten Zimmers ist lediglich für das Militär bestimmt. Raumabmessungen und Bettenzahl entsprechend den Vereinbarungen mit der Militärverwaltung. Es sind vorgesehen ein Bett für einen Offizier und 12 Betten für Mannschaften, dann die nötigen Geschäfts- und Nebenräume. Die Räume östlich des Haupteinganges und das eine Zimmer westlich des Haupteinganges dienen für die Unterbringung der Geschäftsräume und die Wohnräume der Oberschwester, im übrigen für die Unterbringung zweier Patienten I. Klasse und vier Patienten II. Klasse mit den erforderlichen Nebenräumen. In dem nördlichen Anbau des Haupthauses befindet sich eine ebenfalls modernen Anforderungen entsprechende Operationsabteilung. Das Hauptgeschoß enthält in der Mitte die Wohnung des Assistenzarztes und ein Laboratorium und Räume für Verbandmaterial usw.

Durch die Wohnung des Assistenzarztes wird das Hauptgeschoß in zwei Abteilungen geteilt, die westliche ist die Kinder- und Frauenabteilung, und zwar sind 12 Kinderbetten und 17 Frauenbetten vorgesehen. Die Verteilung der Bettenzahl auf die einzelnen Räume ermöglicht es, Gebärende, Schwerkranke

und schmutzige Kranke angemessen abzusondern. Der östliche Teil enthält die Männerabteilung, sie ist für 25 Betten vorgesehen. Auch hier ist eine angemessene Einzelunterbringung Schwerkranker und schmutziger Kranker möglich. Das Dachgeschoß enthält in der Mitte die Vorbereitungsräume für das über der Operationsabteilung gelegene Sonnenbad und eine Krätzeabteilung für 4 Betten. Die dann noch im Mittelbau vorhandenen drei Zimmer sind für die Unterbringung von Schwestern vorgesehen, erforderlichenfalls können hier auch vorübergehend Kranke untergebracht werden. Der westliche Bodenteil ist für die Militärabteilung bestimmt, der östliche für die Zivilabteilung. Im Bedarfsfalle können in letzterem noch weitere Zimmer eingerichtet werden. In dem West- und Ostflügel liegen die Schlafräume für das weibliche und das männliche Unterpersonal.

Blatt 9 gibt einen Schnitt durch das Haupthaus, aus welchem die Höhen der einzelnen Geschosse zu ersehen sind. Das Kellergeschoß hat, da es auch zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmt ist, eine lichte Höhe von 3 m, das Erdgeschoß auf Wunsch der Militärverwaltung eine solche von 3,70 m, das Hauptgeschoß eine solche von 3,50 m und das Dachgeschoß wiederum eine solche von 3 m. Sämtliche Geschosse sind, abgesehen von den Treppen, durch einen Aufzug miteinander verbunden.

Blatt 10 enthält die Ansicht des Absonderungshauses, das in ähnlichen einfachen Formen gehalten ist wie das Haupthaus, und den Grundriß des nur für Kontrollzwecke der Heizungsanlagen unterkellerten Absonderungshauses. Das Absonderungshaus zerfällt in vier Hauptabteilungen und eine Nebenabteilung. Im Ostflügel befinden sich die Militärabteilung mit 2 Betten und eine Zivilnebenabteilung mit 1 Bett. In dem Mittelbau befinden sich zwei Zivilabteilungen mit 5 bzw. 4 Betten. Im Westflügel unter Hinzunahme des westlichsten Zimmers im Mittelbau befindet sich eine Abteilung für Lungenkranke mit 5 Betten. Wie aus den Plänen des näheren hervorgeht, ist durch die Anbringung zweier Türen in einzelnen Zimmern es leicht möglich, die Zimmer zu der einen wie zu der anderen Abteilung hinzuzuziehen und dadurch die Abteilungen dem wechselnden Bedürfnisse entsprechend verschieden groß zu gestalten.

Blatt 11 enthält die Ansichten und die Grundrisse des Wirtschaftsgebäudes. Im Kellergeschoß ist die Zentralheizungs- und die Warmwassererzeugungsanlage nebst Kohlenräumen vorgesehen und zwei Leichenkeller. Im Erdgeschoß sind nach Norden hin die Desinfektionsabteilung und die Wäscheabteilung untergebracht. Nach Osten ist eine Remise für zwei Krankenwagen vorgesehen, nach Westen ein Sektionsraum mit anstoßendem kleinem Laboratorium und in der Mitte zwischen diesen beiden Räumen nach Süden der Aufbahrungsraum, welcher gleichzeitig als Kapelle für Gottesdienste würdig ausgebildet ist. Im Dachgeschoß befinden sich Wäsche- und Kleiderkammern.

*III. Kostendeckung*

Die Kosten des Bauvorhabens sind nach einem genauen Kostenanschlag auf 664 000 Mark ermittelt worden, von denen 74 000 Mark auf die innere Einrichtung entfallen. Es verbleiben demnach 590 000 Mark reine Baukosten. Die Summe ist verhältnismäßig hoch, weil Wirtschaftsanlage, Küchenanlage und die medizinischen Hauptanlagen so gewählt worden sind, daß eine Erweiterung des Krankenhauses von den jetzt vorgesehenen 94 Betten auf rund 140 Betten ohne weiteres möglich ist. Hierdurch verteuert sich der Bau um etwa 50 000 Mark. Es wäre aber kurzsichtig, eine Verkleinerung dieser vorgedachten Anlagen vorzunehmen. Die Erfahrungen mit dem im Jahre 1908 erweiterten Kreishause, welches jetzt schon anfängt, zu klein zu werden, bilden in dieser Richtung eine ernste Mahnung. Auch ist zu betonen, daß bei einem Interessentenkreise von etwa 30 000 Personen von den medizinischen Sachverständigen bereits jetzt 150 Betten erfordert werden, während nur 79 dem Zivil zur Verfügung stehen.

Was die Kostendeckung selbst anbetrifft, so wird auf die Ausführungen in dem Aufsatz über die Entwicklung Stuhms Seite 11 verwiesen.

Stuhm, den 28. August 1916

Der Kreisausschuß des Kreises Stuhm

von Auwers

## G. Denkschrift über den Kreis Stuhm im Rahmen des neuen Ostmarkengesetzes vom 8. April 1922

*betr. Veränderung der Kreisgrenzen im Regierungsbezirk Marienwerder*

An die Spitze der nachfolgenden Betrachtung über den Kreis Stuhm im Rahmen des neuen Ostmarkengesetzes sei ein Wort des früheren Finanzministers Miquel gestellt, dem man nach seinem Werdegang sicher nicht eine einseitige Voreingenommenheit für das platte Land und erst recht nicht eine Verständnislosigkeit für die Interessen der Städte wird vorwerfen können. Dieser bedeutende Mann hat bald nach seinem Amtsantritt 1890 folgendes Wort geprägt: „Die letzten 30 Jahre haben wir in Gesetzgebung und Verwaltung für die Städte gesorgt, die nächsten 30 Jahre müssen wir für das platte Land sorgen." Wie wahr dieses Wort ist, wird jedem klar, der sich kurz die Entwicklung Deutschlands seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor Augen stellt. Nachdem durch die Schaffung des Deutschen Zollvereins die erste Grundlage gelegt war für eine raschere Entwicklung von Handel und Industrie, war es die Schaffung des Norddeutschen Bundes und erst recht die des Deutschen Reiches, welche diese Entwicklung beschleunigte, verstärkte und vervielfachte. Unzweifelhaft hat die Gesetzgebung der 60er und 70er Jahre, welche vor allen Dingen nahezu schrankenlose Gewerbefreiheit und völlig schrankenlose Wanderfreiheit in Deutschland schuf, für den wirtschaftlichen und damit auch den politischen Aufschwung Deutschlands, wie ihn die Welt mit Staunen und mit Neid bis 1914 erlebt hat, unendlich viel getan. Aber ebenso sicher ist es, daß diese Entwicklung auch mit schwersten Opfern bezahlt worden ist. Es sei hier unerörtert, inwieweit gerade diese phänomenale Entwicklung von Handel und Industrie in Deutschland uns zum Weltkriege geführt hat. Hier soll nur auf die überaus schwere Schädigung unseres Volkslebens hingewiesen werden, das in der Verödung des platten Landes und dem hypertrophischen Anwachsen der Städte, insbesondere der großen und größten, gelegen hat und liegt. Es braucht auf die überaus bedenklichen Folgen dieser Entwicklung für die Volksgesundheit und Volkskraft im einzelnen nicht hingewiesen werden, es genügt daran zu erinnern, da die schweren Schäden durch diese Entwicklung für jeden, der sehen kann und will, klar zutage liegen. Die großzügige Siedlungsgesetzgebung der Nachkriegszeit findet ihre Erklärung und Rechtfertigung in dem Bestreben, der Verödung des platten Landes nachdrücklich entgegenzutreten.

Das Wort Miquels wurde zunächst in der Reichspolitik nicht wahr gemacht. Denn in der Zeit, als es gesprochen wurde, wurden die Caprivischen Handelsverträge abgeschlossen, die eine einseitige Begünstigung der Industrie und eine schwere Benachteiligung der Landwirtschaft in sich schlossen und das Anwachsen der städtischen und stadtähnlichen Industriezentren weiter förderten. Wohl aber kann der Verwaltungsbeamte, der wie der Schreiber dieser Zeilen seit 1898 in Ostpreußen bzw. Westpreußen amtstätig ist, und zwar mit einer dreijährigen Ausnahmezeit, die er in Danzig verbracht hat, in kleinsten Städten des Ostens, mit Dank anerkennen, daß im Rahmen des preußischen Etats das Land mehr als bisher berücksichtigt wurde. Insbesondere wurden in erhöhtem Maße Mittel für Eisenbahnen auch für Strecken im Osten zur Verfügung gestellt. Für die Unterstützung des Volksschulwesens wurden reichere Mittel aus Zentralfonds nach dem Osten gegeben, und die Landesmelioration wurde durch Verstärkung der hierfür bestimmten Etatstitel nachhaltiger gefördert. Alles dieses geschah in verstärktem Maße, als zehn Jahre später auch in der Reichspolitik die bekannte Wendung von den Caprivischen Handelsverträgen zu dem Bülowschen Zolltarifvertrag eintrat. Die veränderte Zollgesetzgebung zugunsten der Landwirtschaft ermöglichte dieser auch ihrerseits im Gegensatz zu dem vorangegangenen Jahrzehnt aus eigener Kraft mehr zu leisten wie bisher. Der ebenfalls außerordentliche Aufschwung, den die Landwirtschaft gerade in diesem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege genommen hat, ist dieser Gesetzgebung zu danken, die im Sinne Miquels wieder mehr Rücksicht auf das platte Land zu nehmen sich für verpflichtet hielt im Interesse der Volksgesundheit und damit der Zukunft unseres Volkes.

Der sicherste Gradmesser dafür, ob Gesetzgebung und Verwaltung den Bedürfnissen des platten Landes gerecht werden, ist die Bevölkerungsbewegung. Ich muß und kann es mir versagen, diesen Gradmesser für größere Gebiete des Ostens hier vorführen zu wollen.

Ich beschränke mich lediglich auf den Kreis, den seit 18 Jahren zu vertreten ich die Ehre habe. Aus der anliegenden Nachweisung geht hervor, daß bis in das Ende der 60er Jahre im Kreise Stuhm eine steigende Bevölkerungsbewegung zu verzeichnen gewesen ist.

Dann sinkt die Bevölkerung dauernd mit einer kleinen Ausnahme bei der Volkszählung von 1895, um seit dieser Zeit wenigstens stationär zu bleiben.

Der Kreis Stuhm ist bei der Kreiseinteilung 1815 zunächst kein selbständiger Kreis gewesen, er ist es 1818 geworden, und zwar, nachdem ein Jahr Christburg Sitz des Landratsamts war, mit dem Sitz des Landratsamts in Stuhm. Der Kreis ist 64 173 ha groß, hat etwa zu vier Fünfteln guten und sehr guten Boden, enthält einen großen Staatswald von rund 5000 ha und vier Privatwaldungen von rund 1200 ha. Er hat eine in allen Zweigen hochentwickelte Landwirtschaft und nur wenig Industrie. An industriellen Unternehmungen sind vorhanden zwei gewerbliche Ziege-

leien und drei Ziegeleien im Anschluß an Landwirtschaft, zwei Brennereien, zwei größere und drei kleinere Mahlmühlen und vier Sägewerke. Handwerk und Kaufmannschaft sind in der üblichen Weise vorhanden. Der Kreis Stuhm hat zwei Städte, Stuhm und Christburg, siebzig Landgemeinden und einundfünfzig Gutsbezirke. Stuhm hat nach der Volkszählung von 1919 4616 Einwohner, Christburg 2822, die Landgemeinden 24 822 und die Gutsbezirke 7324, der Kreis im ganzen 39 584 Einwohner.

Die Kreisverwaltung hat nach der furchtbaren Erschöpfung Preußens durch die Napoleonischen Kriege in den ersten fünf Jahrzehnten ihres Bestehens ein bemerkbares kommunales Leben nicht entfaltet. Der älteste noch vorhandene Haushaltsvoranschlag für das Jahr 1860 bilanzierte mit 3710 Mk. Im Jahre 1866 ist die erste Kunststraße im Kreise Stuhm gebaut, nachdem schon von früheren Zeiten her zwei Provinzialchausseen durch Stuhm gingen. Eisenbahnen gab es zur damaligen Zeit im Kreise Stuhm noch nicht. Die erste ist von privater Seite in den 70er Jahren gebaut worden, die Marienburg–Mlawaer Bahn, die zweite Anfang der 80er Jahre, die sogenannte Weichsel—Städtebahn — jetzt nur von Marienburg bis Marienwerder deutsch — und endlich anfangs der 90er Jahre die Bahn Marienburg—Allenstein. Das Chausseenetz wurde unter schweren Kämpfen gegen Kirchturmsinteressen in den 70er, 80er und 90er Jahren in zufriedenstellender Weise entwickelt.

Im 20. Jahrhundert sind etwa 50 km hinzugekommen, so daß der Kreis jetzt über ein Kunststraßennetz von 232 km verfügt oder 362 m auf ein qkm und damit, soweit ich mich recht entsinne, das verhältnismäßig beste Kunststraßennetz in der ehemaligen Provinz Westpreußen hatte.

Entsprechend den Vorgängen in vielen rein ländlichen Kreisen des Ostens ist die Tätigkeit der Kreisverwaltung im vergangenen Jahrhundert, abgesehen von dem Bau eines bescheidenen Kreiskrankenhauses in Stuhm, über das Gebiet des Wegebaues nicht herausgekommen. Insbesondere hat sie nichts getan, um die Kreisstadt über das Niveau eines bescheidensten Landstädtchens zu heben.

Es kann ununtersucht bleiben, ob diese Beschränkung notwendig gewesen ist oder nicht. Auf jeden Fall hatte sie für den Kreis sehr unliebsame Folgen. Das Fehlen aller neuzeitlichen Bequemlichkeiten und insbesondere das Fehlen geeigneter Bildungsmöglichkeiten ließ die Beamten, die nach Stuhm kamen, gleichgültig ob es höhere, mittlere oder untere Beamten waren, nur den einen Wunsch haben, möglichst bald wieder wegzukommen, oder es waren Beamte, wie man sie sich nicht wünschen kann, versimpelt oder dem Trunke ergeben, gegebenenfalls auch beides.

Daß ein dauernder Wechsel von Beamten und ein Zurückbleiben überwiegend minderwertiger Beamten für die Bevölkerung, der diese Beamten dienen sollen, von schwerstem Nachteil ist, bedarf keiner Erörterung. Hier konnte nur geholfen werden durch zähes und zielbewußtes Zusammenarbeiten aller beteiligten Instanzen in Stadt, Kreis, Staat und Reich, und dieses ist in erfreulicher Weise geschehen. Die Grundlage für die Änderung in den Verhältnissen Stuhms wurde nach siebenjährigem Kampfe gegen viele Konkurrenten durch die Herverlegung des Zentralgefängnisses für Westpreußen im Jahre 1911 geschaffen. Hierdurch wurde die Einwohnerschaft des damals 3091 Seelen zählenden Städtchens zwangsweise um 400 Personen mit ihren wirtschaftlichen Bedürfnissen vermehrt, ein verhältnismäßig großer Beamtenkörper wurde zu den bestehenden Beamtenkörpern nach Stuhm hin verlegt. Jetzt war die Möglichkeit gegeben, Wasserleitung und elektrisches Licht für Stuhm zu schaffen. Der Kreis verlangte für seine der Stadt bei dem Kampf um das Zentralgefängnis geleistete Hilfe den Verzicht der Stadt auf ein eigenes Elektrizitätswerk, und so wurde der Süden des Kreises durch den Anschluß Stuhms an die Überlandzentrale Westpreußen, die jetzt ihren Sitz in Marienwerder hat, mit elektrischer Kraft versehen. Schon damals tauchte die Möglichkeit auf, nach Stuhm Garnison zu bekommen. Um diese Möglichkeit sich zu sichern, wurden die bestehenden Privatschulen zu einer höheren Mädchenschule vereinigt mit angegliederten Gymnasialklassen, wodurch ein ganz besonders wichtiger Schritt für die Wohnlichmachung Stuhms getan wurde. Denn jetzt konnten die Stuhmer und die nähere ländliche Umgebung von Stuhm ihre Kinder bis zum zwölften Jahre bei den Knaben und bis zum vierzehnten Jahre bei den Mädchen eine höhere Bildung in Stuhm selber genießen lassen. Der Drang gerade der besten Beamten, möglichst bald im Interesse der heranwachsenden Kinder Stuhm zu verlassen, war dadurch hinfällig geworden, und wer die Beamtenschaft im Jahre 1904 mit der ein halbes Menschenalter später vergleicht, kann sehr erfreuliche Unterschiede feststellen.

Die Einführung der Elektrizität ermöglichte es dem sonst sicherem Untergang preisgegebenen Handwerk, wieder konkurrenzfähig mit dem Handwerk größerer Städte zu werden, und die Kaufmannschaft bekam Anlaß und Fähigkeit, sich in reicherem Maße einzudecken und somit einen größeren Kundenkreis besser als bisher zu befriedigen. Um die städtische Verwaltung leistungsfähiger zu gestalten, mußte die Stadt auf eine breitere Basis gestellt werden. Die Eingemeindung von Vorschloß-Stuhm und Stuhmsdorf, die 1908 und 1911 durchgeführt wurde, diente diesem Zwecke.

Die Hoffnung Stuhms, Garnison zu bekommen, wurde am 1. Oktober 1913 erfüllt. Was eine Garnison für eine Kleinstadt wirtschaftlich bedeutet, wird auch derjenige würdigen, der dem Militär abhold gegenübersteht. Für Stuhm war der erste greifbare

Vorteil des Militärs die Möglichkeit, eine moderne Kanalisation zunächst für einen Teil der Stadt zu schaffen.

Die Kreisverwaltung plante in Verbindung mit dem Militär die Schaffung eines modernen Ansprüchen genügenden Krankenhauses für hundert Betten, zu dem im Laufe der Zeit drei Viertel der Kosten, die im Frieden eine solche Anstalt erfordert hätte, zusammengebracht wurden. Der Plan ist wie Tausende anderer Pläne in Deutschland durch den Ausgang des Weltkrieges erledigt, es wird aber trotz allem das inzwischen abgebrannte bescheidene Krankenhaus in wesentlich verbessertem Zustande jetzt neu gebaut.

Die Kreisverwaltung hat sich den weiteren Ausbau der Überlandzentrale angelegen sein lassen, so daß in diesem Jahre der Kreis Stuhm im wesentlichen elektrifiziert sein wird. Sie hat weiter durch Anstellung eines Meliorationsbaubeamten die Meliorationen seit dem Jahre 1913 sehr tatkräftig gefördert, so daß jetzt im Kreise Stuhm 33 Meliorationsgenossenschaften mit 8167 ha vorhanden sind. Sie hat endlich durch die vor kurzem erfolgte Anstellung eines Hochbaubeamten auch das Hochbauwesen zu fördern sich bemüht, insbesondere im Interesse des Siedlungswesens, für welches im vorigen Jahre nicht unerhebliche Mittel zur Verfügung gestellt sind.

Den vielfältigen sozialen Aufgaben sucht die Kreisverwaltung gerecht zu werden in dem neu geschaffenen Wohlfahrtsamte.

So herrscht trotz des furchtbaren Drucks der Zeit überall reges Leben, wie das näher aus dem Haushaltsvoranschlag für das Rechnungsjahr 1922 für den Kenner der Verwaltung hervorgeht.

Aus Vorstehendem erhellt, wie Stuhm durch das planmäßige Zusammenarbeiten von Stadt, Kreis, Staat und Reich zu einem kleinen Kulturzentrum für den Kreis geworden ist. Damit ist etwas erreicht, was dem Interesse des platten Landes entspricht. Nicht darauf kommt es an, daß die großen und mittleren Städte immer größer werden, sondern daß das platte Land und die in unmittelbarer Verbindung mit ihm stehenden kleinen und kleinsten Städte sich entwikkeln und nicht entvölkert werden. Je mehr kleine Kulturmittelpunkte über die Gesamtheit des platten Landes verteilt werden, um so eher wird es möglich sein, der Abwanderung entgegenzuarbeiten. Gewiß ist es notwendig, zur Gesunderhaltung des platten Landes Eisenbahnen und Chausseen zu bauen, gute Saaten und gutes Vieh zu züchten, aber mindestens ebenso wichtig ist es, denen, die die Scholle bearbeiten, das Leben auf dem Lande begehrenswert zu machen.

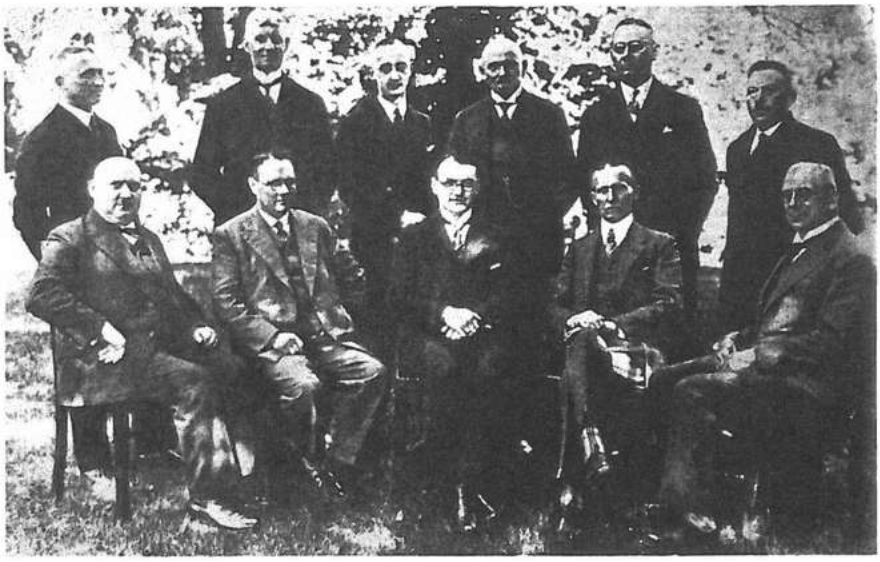
Dazu gehört neben anderem, auf das hier nicht näher eingegangen werden soll, daß die Leute auf dem Lande sich nicht zu entfernt vorkommen von der Möglichkeit, an gewissen Kulturdarbietungen teilzunehmen. Vorträge, Konzerte, Theater und Ähnliches werden ja zur Zeit nicht für alle Arbeiter etwas Begehrenswertes sein, wer aber aus dem Felde weiß, mit welcher Freude und inneren Anteilnahme unsere Feldgrauen derartige Darbietungen angenommen haben, wenn es ihnen nur nicht zu unbequem war, diese zu erreichen, und wer auch sonst den Bildungshunger richtig einschätzt, der in vielen unserer Arbeiter steckt, der wird sich sagen, daß gerade bei den Besten unserer Arbeiterschaft das Gefühl, auf dem platten Lande abgeschnitten zu sein von den Kulturgütern, an denen die Volksgenossen in den Städten leicht teilnehmen können, mit ein triftiger Grund für die Landflucht der Arbeiter ist. Die Möglichkeit aber, auch die Volksgenossen auf dem platten Lande nicht zu schwierig an diesen Kulturgütern teilnehmen zu lassen, ist nur dann gegeben, wenn, wie hervorgehoben, möglichst viele kleine Kulturzentren über das Land verstreut sind.

Wenn Stuhm nicht Kreisstadt bleibt, verliert es seinen Charakter als ein solches bescheidenes Kulturzentrum. Denn es bedarf keiner Erörterung, daß, wenn das Landratsamt von Stuhm weggenommen wird, auch das Finanzamt, das Katasteramt, ein Teil des Gerichts, ein Teil der Rechtsanwälte und voraussichtlich ein Teil der Ärzte folgen werden und daß damit das kulturelle Rückgrat von Stuhm gebrochen ist. Es wird damit im Verlaufe weniger Jahre oder Jahrzehnte wieder das werden, was es war, ein sehr unerfreuliches Kleinstädtchen; und der Rest der Beamten, der nach Lage der Verhältnisse weiter auch für dieses Kleinstädtchen notwendig ist, wird wieder auf das Niveau sinken, auf dem er zu einem nicht unerheblichen Teile vor 15 Jahren sich befand. Es wird ein befruchtendes Kulturzentrum zerstört zum Schaden der Stadt, zum Schaden des Kreises, zum Schaden der Volksgesamtheit.

Es fragt sich, ob zwingende Gründe vorhanden sind, diese Zerstörung auszuführen.

Daß der Kreis Stuhm als solcher lebensfähig ist, beweist der kurze Abriß seiner Geschichte, beweist sein Voranschlag. Also aus Gründen, die im Kreise Stuhm liegen, ist die Zerstörung nicht notwendig. Sie wird auch gar nicht von Stuhm gefordert, sondern lediglich von Marienburg, von Stadt und Land. Hierüber ein kurzes Wort. Beide wünschen anscheinend die Vereinigung des Restkreises Marienburg mit dem Restkreise Stuhm mit dem Sitz des Landratsamtes in Marienburg unter gleichzeitigem Ausscheiden der Stadt aus dem Landkreise.

Ich lasse es unerörtert, ob das Ausscheiden der Stadt Marienburg aus dem Restkreis eine zwingende Notwendigkeit ist. Sie wird auf das dringendste von der Stadt gewünscht, und man kann den hierfür vorgebrachten Gründen eine gewisse Berechtigung nicht versagen. Völlig ablehnend dagegen muß ich mich

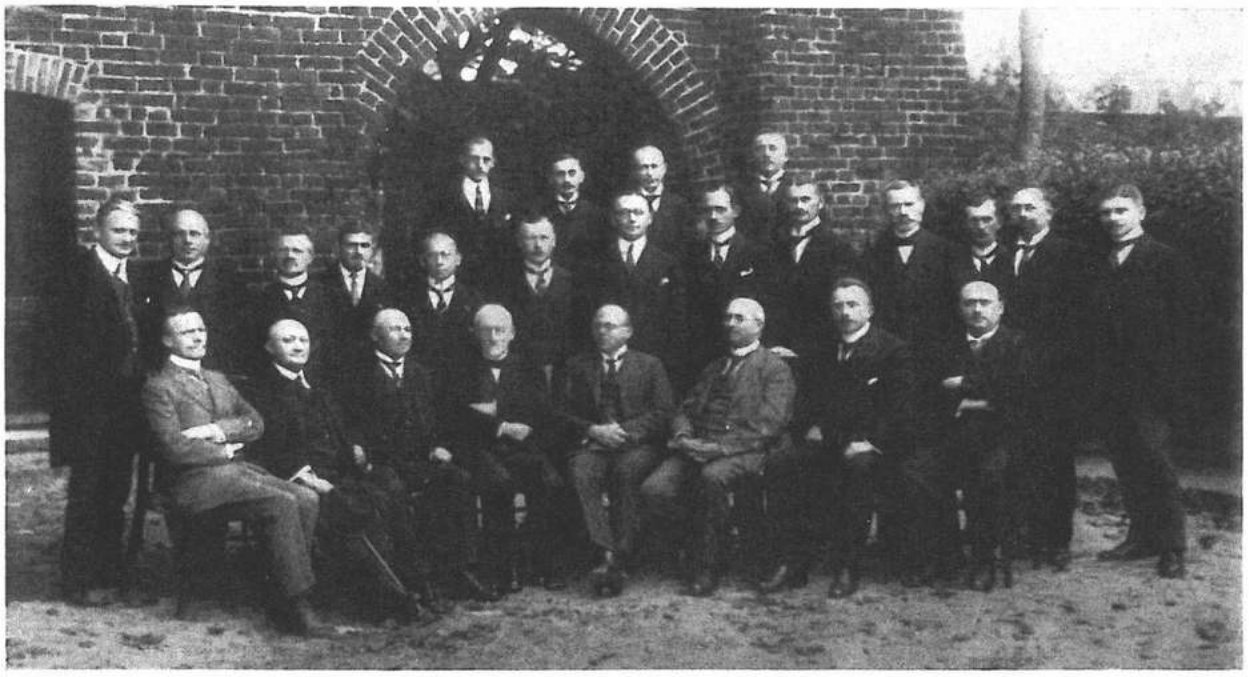


Kreisausschuß
(Wahlperiode 1929—1932)

Vordere Reihe (sitzend):
Dr. Kobudzinski, Stuhm;
KDep. Mielke, Christburg;
Landrat Dr. Zimmer;
KDep. von Schack, Wengern, Braunswalde;
KA. Ziehm, Troop.

Hintere Reihe (stehend):
KA. Otto, Stuhm;
KA. Tabatowski, Niklaskirchen;
Reg.-Ass. Nobelmann;
KA. Folle, Budisch;
Krs.-Rechn.-Dir. Ulrich;
KA. Jochim, Rehhof

## Aus der Verwaltung des Kreises Stuhm in Westpreußen



Kreisausschuß und Kreisbeamte am Burgtor vor 1928. Vordere Reihe (sitzend): KA. von Schack, Wengern; KA. Neumann, Kollosomp; KA. Bielfeldt, Carpangen; KDep. Döhring, Willenberg; Landrat Fischenich; KDep. von Flottwell, Lautensee; KA. von Donimirski, Kl. Ramsen; KA. Dr. Kobudzinski, Stuhm. – Zweite Reihe: Lehnert; Hoerschen; Röder; Dr. Hoffmann; Waschke; Schmidt; Ulrich; Preuß; Mularski (Teschendorff); Kammel; KA. Langer, Stuhm; KA. Tanner, Christburg; Kasprzik (Karsten). – Hintere Reihe: Bliefernich, Klawikowski (Klewe), Stuhrmann, Münker.



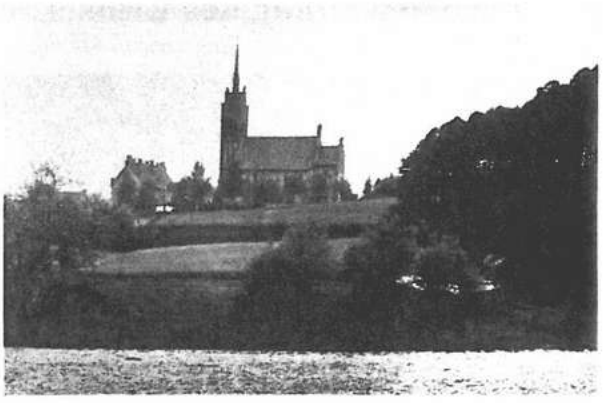
Segelflugweltmeister F. Schulz mit Besenstielflugzeug



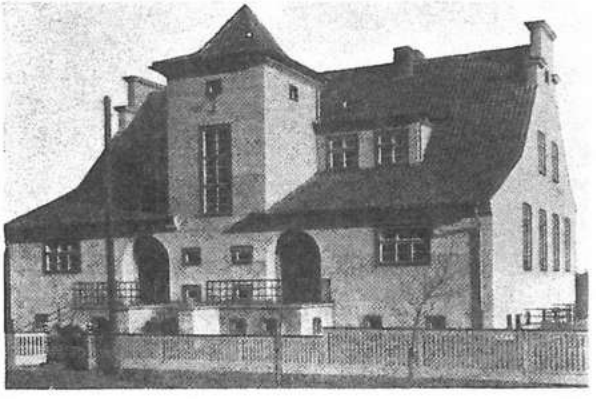
Reichskanzler Dr. Brüning (Mitte) am Westpreußenkreuz in Begleitung u. a. von Landrat Dr. Zimmer, Regierungspräsident Dr. Budding, Oberpräsident Dr. Liehr, Staatssekretär Krüger, Landeshauptmann Dr. Blunk, Reichsbankpräsident Dr. Luther und Reichsinnenminister Treviranus



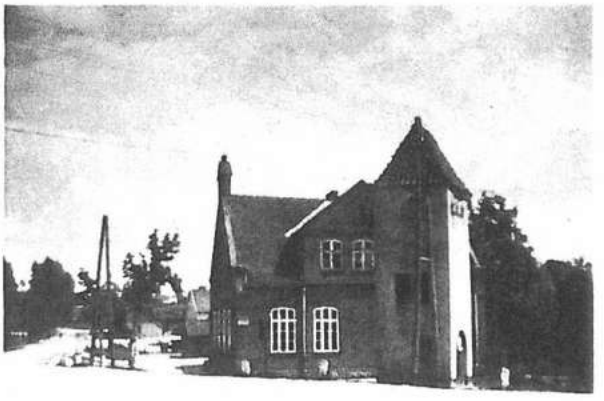
Kloster mit Sorgebrücke in Christburg



Kirche in Rehhof



Hindenburg-Wohlfahrtshaus in Altmark



Schule in Posilge

gegen die Art des Ausscheidens aussprechen. Das, was Marienburg mit seinen Eingemeindungsplänen bis Braunswalde und Grünhagen nach Süden und bis Altfelde nach Osten will, ist nicht die Schaffung eines Stadtkreises, sondern eines Freistaates und kann meines Erachtens ernstlich nicht in Frage kommen. Ich würde einen Stadtkreis Marienburg, vergrößert durch ganz Tessensdorf und den größten Teil von Willenberg, vielleicht auch Lindenwald und Liebenthal für zweckmäßig halten, dann würde die Stadt ein Areal von rund 3000 ha haben. Wenn man bedenkt, daß die anderen Stadtkreise in Ostpreußen, Königsberg mit rund 250 000 Einwohnern 4429 ha, Tilsit mit rund 40 000 Einwohnern 3303 ha, Insterburg mit rund 35 000 Einwohnern 4376 ha, Allenstein mit rund 35 000 Einwohnern 5177 ha und Elbing mit rund 60 000 Einwohnern 1902 ha Areal haben, so wird man zugeben, daß für eine Stadt von rund 20 000 Einwohnern ein Areal von 3000 ha für alle absehbaren Zukunftsmöglichkeiten völlig groß genug ist.

Wenn nun aber Marienburg landratsfrei werden will, so ist es ein unbilliges Verlangen, daß es gleichzeitig wieder nach dem Landrat ruft. Das Ausscheiden der Landratsamtsverwaltung, auch wenn es sich um 36 Beamte und Angestellte handelt, ist bei einer Stadt von 20 000 Einwohnern nicht so schwerwiegend, als daß sie es nicht verschmerzen könnten. Damit sei von der Stadt Marienburg genug gesagt.

Seitens des Landkreises werden vor allen Dingen Gefühlsmomente angeführt, aus denen heraus die Notwendigkeit, das Landratsamt nach Marienburg zu verlegen, gefolgert wird. Ich wiederhole das, was ich bereits öfters schriftlich und mündlich ausgesprochen habe, daß ich vollstes Verständnis für das Gefühl der Bewohner des Niederungskreises Marienburg habe. Sie sind ein Jahrhundert lang Angehörige eines der geschlossensten und schönsten Landkreise des alten Preußens gewesen, und ich kann es verstehen, daß sie die Fortsetzung dieses Landkreises nicht nur in einem Stadtkreise sehen wollen, sondern neben dem Stadtkreise auch in einem Landkreise, und da natürlich der dürftige Rest von etwa 20 000 ha für einen eigenen Kreis nicht genügt, sie unter dem Namen des Kreises Marienburg auch den Kreis Stuhm einbegreifen wollen. Diesem Gefühlsmomente ist zunächst ein gleiches Gefühlsmoment seitens weiter Teile der Eingesessenen des Landkreises Stuhm entgegenzuhalten, die naturgemäß auch nicht darauf verzichten wollen, einem eigenen Kreis Stuhm, dem sie ebenfalls über ein Jahrhundert angehört haben, auch weiter anzugehören und die das Aufgehen dieses Kreises in den räumlich viel kleineren und allein nicht mehr lebensfähigen Kreis Marienburg als etwas Unnatürliches empfinden und weiterhin auch als etwas überaus Unbilliges. Denn bei der Abstimmung war der Kreis Stuhm der einzige Kreis, bei dem bis zu einem gewissen Grade von einer polnischen Gefahr gesprochen werden konnte. Diese polnische Gefahr ist dank der Treue zum preußisch-deutschen Staatsgedanken auch bei vielen polnisch sprechenden Kreiseingesessenen beseitigt worden. Es würde eine eigentümliche Durchführung der seitens der Reichs- und Staatsregierung gegebenen Versprechungen einer Anerkennung der staatstreuen Haltung der Bewohner des Kreises Stuhm bilden, wenn man ihnen zum Dank dafür ihre Kreisselbständigkeit nähme.

Als zweites Moment führen die Marienburger an, daß Stuhm sowohl für Teile des Stuhmer Kreises wie namentlich für Teile des Marienburger Kreises, die evtl. zu Stuhm zugeschlagen werden sollen, ungünstig liege, während bei Marienburg als Sitz des Landrats das Gegenteil der Fall sei. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Die strahlenförmig von Marienburg abzweigenden Bahnlinien machen Marienburg zu einem Orte, der mit der Eisenbahn leicht erreicht werden kann. Es ist aber ein Doppeltes zu bedenken. Einmal nützen die Bahnen nur den im Osten, Südosten und Süden wohnenden Menschen etwas. Denn im Südwesten, Westen, Norden und Nordosten hat durch den Friedensvertrag von Versailles Marienburg kein Hinterland mehr. Es ist nicht der Mittelpunkt eines Kreises, sondern die Spitze eines Kreissegmentes. Sodann ist es eine irrige Annahme, daß sämtliche Leute, die das Landratsamt aufsuchen wollen, gern die Eisenbahn benutzen. Die entfernter liegenden müssen es ja notgedrungen tun, aber ein großer Teil der Kreiseingesessenen kommt zu Wagen, zu Rad oder zu Fuß, und diejenigen, die über ein eigenes Fuhrwerk nicht verfügen, haben oft Gelegenheit, einen Wagen mitbenutzen zu können. Endlich gibt es eine große Anzahl von Kreiseingesessenen, die höchst selten zum Landratsamt kommen, die ihre Beziehungen im wesentlichen auf schriftlichem Wege erledigen. Die Beamten aber, die ihrerseits den Kreis zu bereisen haben, tun das auch nur zum Teil mit der Eisenbahn, sie bewirken ihre Reisen auch zu einem nicht erheblichen Teile zu Fuß, zu Rad oder zu Wagen. Gewisse Unbequemlichkeiten sind mit jeder Kreisabgrenzung verbunden. So bin ich sicher, daß die Bewohner des kleinen Werders östlich von der Linie Sommerau, Fischau, Pr. Rosengarth lieber nach Elbing kommunalrechtlich gehören würden, von dem sie nur wenige Kilometer entfernt sind, während sie über ein Jahrhundert lang zu Marienburg gehört haben. Diese Unbequemlichkeiten müssen um so eher in Kauf genommen werden, als andernfalls dem an die Spitze dieser Ausführungen gestellten Gedanken nicht Rechnung getragen werden kann, daß nämlich das Kulturzentrum Stuhm erhalten bleiben muß gerade im Interesse weiter Teile des platten Landes.

Dieser meines Erachtens durchschlagende Gesichtspunkt läßt die bis zu einem gewissen Grade anzuerkennenden Vorteile von Marienburg in verkehrs-

technischer Hinsicht als sehr minderwichtig erscheinen.

Auch den wohlverstandenen Interessen des zweiten kleinen Kulturzentrums des Kreises Stuhm, der Stadt Christburg, entspricht diese Lösung. Denn wenn Marienburg Sitz des Landratsamtes und auch der anderen Kreisbehörden wird, so ist ein steter und erhöhter Anreiz für die Bevölkerung von Christburg und Umgegend gegeben, nach Marienburg zu fahren und gelegentlich der Besuche bei den Behörden dort ihre Einkäufe zu machen. Die durch den Eisenbahnknotenpunkt Miswalde schon schwer geschädigte kleine Stadt Christburg würde somit von neuem empfindlich geschädigt werden, was im Interesse der Stadt und des sie umgebenden Landes unter Beachtung des eingangs aufgestellten Gedankens von der Notwendigkeit, Land und kleine Stadt zu stützen, unter allen Umständen vermieden werden muß.

Endlich wird gemeinsam von Stadt und Land für Marienburg ins Feld geführt, daß der Kreis Stuhm an Marienburg angegliedert werden müsse aus nationalpolitischen Gründen. Der unter diesem Gesichtspunkt ursprünglich in Marienburg erörterte Gedanke, den Kreis Stuhm in zwei Teile zu schneiden und den einen Teil an Marienburg, den anderen an Marienwerder anzugliedern, war anscheinend wieder fallengelassen. In der durch neuerliche Mitteilungen leider nicht unbegründeten Annahme, daß er doch noch bestehen sollte, möchte ich hier mit allem Nachdruck betonen, daß eine Kreiszerschneidung oder auch Kreisangliederung aus diesem Grunde meines Erachtens gegen die im Artikel 113 der Verfassung gewährten Minderheitsrechte verstoßen würde. Ob der Artikel für die Interessen des deutschen Volkes gut ist, kann dabei unerörtert bleiben. Solange er in Kraft ist, muß er respektiert werden, und es würde eine Verletzung der Minderheitsrechte bedeuten, wenn ein Kreis um deswillen zerteilt werden sollte, weil in dem Kreis eine polnische Minderheit vielleicht gewisse Unbequemlichkeiten für die Kreisverwaltung mit sich bringen könnte. Zudem werden diese Unbequemlichkeiten von den Verhältnissen Fernerstehender wesentlich überschätzt. Wie ich schon in einem kurzen Vorbericht gesagt habe, wird die polnische Minderheit keinerlei Schaden anrichten, wenn nur die Deutschen sich daran gewöhnen, das Vaterland über die Partei zu stellen. Ich weiß, daß es im Kreise Stuhm eine Reihe von polnischsprechenden Kreiseingesessenen gibt, die mit dem Frieden von Versailles noch nicht zufrieden sind und die polnischen Grenzen weiter gezogen sehen wollen. Deren Wünsche gehen aber weit über den Kreis Stuhm hinaus, sie gehen auf große Teile Ostpreußens, ja sogar auf das ganze Ostpreußen. Sie bilden aber auch nur eine verschwindende Minderheit gegenüber der ganz überwiegenden Mehrheit der polnischsprechenden Kreiseingesessenen, die durchaus auf dem Boden des preußisch-deutschen Staatsgedankens stehen. Das hat die Abstimmung bewiesen, das hat die Tatsache bewiesen, daß bei rund 2000 polnischen Haushaltungsvorständen und unverheirateten Selbständigen im Kreise nur 202 für Polen optiert haben. Ich halte es in diesem Zusammenhange für eine Pflicht der Gerechtigkeit, darauf hinzuweisen, daß die Vertretung der polnischen Minderheit in der Kreisverwaltung sofort und in der Kreisvertretung alsbald, d. h. nachdem Quertreiber deutscher Muttersprache den Kreis verlassen hatten, durchaus sachlich an der Erledigung der Kreisgeschäfte mitarbeitet. Die Veränderung der Grenzen des Kreises Stuhm aus nationalpolitischen Gründen scheidet daher für mich aus.

Ich komme nunmehr zu den Vorschlägen, die ich glaube selber machen zu sollen, immer, wie ich zur Vermeidung von Mißverständnissen hervorhebe, unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß es notwendig erscheinen sollte, überhaupt eine Änderung eintreten zu lassen:

Der Kreis Stuhm bleibt im wesentlichen das, was er ist, insbesondere mit seiner Kreisstadt Stuhm. Er gibt an den zu gründenden Stadtkreis Marienburg die Gemeinde Tessensdorf ganz und die Gemeinde Willenberg zum größten Teile ab. Die darüber hinausgehenden Wünsche der Stadt Marienburg auf den Rest von Willenberg, auf Braunswalde und Grünhagen werden abgelehnt.

Er gibt ferner an den Kreis Elbing die Niederungsgemeinden Gr. und Kl. Brodsende ab.

Er gibt an den Kreis Marienwerder die Gemeinde Honigfelde ab, die wirtschaftlich mehr nach Marienwerder wie nach Stuhm gravitiert. Der einmal erwogene Gedanke, die Gemeinde Straszewo abzugeben, erscheint mir bei nochmaliger Prüfung nicht zweckmäßig, da nach den mir bekannt gewordenen Mitteilungen Straszewo sich mehr nach Stuhm wie nach Marienwerder hingezogen fühlt.

Als Entgelt für das abgetretene Honigfelde erhält der Kreis Stuhm vom Kreise Marienwerder die Gemeinden Schulwiese und Schadewinkel, welche in engem wirtschaftlichen Zusammenhange mit der Rehhöfer Niederung stehen.

Endlich erhält der Kreis Stuhm von dem aufzuteilenden Restkreise Marienburg, soweit er nicht zur Stadt Marienburg gehört, die folgenden Ortschaften: Lindenwald, Liebenthal, Königsdorf, Jonasdorf, Katznase, Schoenwiese, Pruppendorf, Klettendorf, Altfelde, Notzendorf, Parwark, Reichfelde, Rothebude, Sommerau, Fischau, Kykoit, Schlablau, Klakendorf, Thörichthof, Stalle, Fischauerfeld, Pr. Rosengarth.

Hinsichtlich Lindenwalds und Liebenthals kann man erwägen, sie auch dem Stadtkreis Marienburg zu überweisen.

Die anderen Gemeinden des Restkreises Marienburg werden dem Landkreis Elbing zugeschlagen.
Eine Karte, in der die Abänderungsvorschläge eingetragen sind, liegt im Kreishause aus.
Über die Art der finanziellen Auseinandersetzung zwischen dem Kreise Stuhm und dem Kreise Elbing und der Stadt Marienburg vermag ich heute noch nichts zu sagen, da ich weder die Belastung, die auf den Restkreis Marienburg fällt, kenne, noch die steuerliche Leistungsfähigkeit der Stadt Marienburg und der Kreisteile des Landkreises, die zu Stuhm und Elbing zugeschlagen werden sollen. Ich möchte hier nur schon auf eines aufmerksam machen. In Marienburger städtischen Kreisen soll der Gedanke aufgetaucht sein, daß man Stadtkreis werden müsse und könne, ohne irgend welche Lasten von dem ehemaligen Landkreise auf sich zu nehmen. Ich kann natürlich nicht annehmen, daß dieser Standpunkt von amtlichen städtischen Kreisen geteilt wird. Ihm muß ich auf jeden Fall auch ohne Kenntnis von Einzelheiten auf das entschiedenste widersprechen. Diese Frage muß gleichzeitig mit der evtl. Aufteilung geklärt werden. Es ist zu hoffen, daß bei gutem Willen aller Beteiligten hierüber eine angemessene Vereinbarung zustande kommt.
Schließlich sei auch noch hervorgehoben, daß es Sache des vergrößerten Kreises Stuhm sein wird, möglichst bald trotz der hohen Kosten die fehlende Verbindung zwischen Klettendorf und Laase und zwischen Losendorf und Dt. Damerau durch Ausbau von Kunststraßen herzustellen, ebenso wenn möglich zwischen Budisch und Trankwitz.
Ich fasse meine vorliegenden Darlegungen noch einmal in folgende drei Punkte zusammen:

1. Die Verhältnisse des Kreises Stuhm bedingen keine Veränderung der Kreisgrenzen.
2. Wenn geteilt werden muß, muß der Kreis Stuhm in seiner bisherigen Gestalt im wesentlichen belassen und durch Hinzunahme etwa der Hälfte des alten Kreises Marienburg vergrößert werden.
3. Die Kreisstadt Stuhm muß unter allen Umständen als Kulturzentrum im Interesse gerade einer weitsichtigen Politik für das platte Land völlig unversehrt erhalten bleiben.

Stuhm, den 8. April 1922

*Der Landrat, v. Auwers*

## H. Volkszählungsergebnisse im Kreise Stuhm in den Jahren 1819 bis 1919

| Zählungsjahr | Einwohnerzahl im Kreise | Zählungsjahr | Einwohnerzahl im Kreise |
|---|---|---|---|
| 1819 | 21 478 | 1861 | 38 751 |
| 1822 | 23 588 | 1864 | 39 812 |
| 1825 | 24 355 | 1867 | 40 483 |
| 1828 | 27 507 | 1871 | 40 251 |
| 1831 | 27 125 | 1875 | 39 086 |
| 1834 | 27 275 | 1880 | 39 695 |
| 1837 | 28 536 | 1885 | 37 547 |
| 1840 | 31 553 | 1890 | 36 085 |
| 1843 | 33 310 | 1895 | 37 589 |
| 1846 | 35 470 | 1900 | 36 381 |
| 1849 | 34 836 | 1905 | 36 559 |
| 1852 | 36 446 | 1910 | 36 527 |
| 1855 | 38 036 | 1919 | 39 584 |
| 1858 | 37 391 | | |

## I. Politische Wahlen im Kreis Stuhm in den Jahren 1921–1933

In der Arbeit „Ostpreußens Deutschtum im Spiegel der politischen Wahlen 1921 – 1933" schreibt Dr. Werner Horn in den Ostlandforschungen, Nr. 3, 1933, erschienen bei Danziger Verlagsgesellschaft mbH u. a.: „Im Stuhmer Kreise endlich verteilte sich der polnische Stimmenschwund mit einer gewissen Gleichmäßigkeit über die ganze seit der Volksabstimmung verstrichene Zeit. Der Rückgang war hier verhältnismäßig nicht so stark wie in anderen Kreisen; immerhin betrug bei der Provinzial-Landtagswahl von 1933 die Zahl der polnischen Stimmen im Kreis Stuhm nur noch 1038 gegen 4904 bei der Volksabstimmung, und der polnische Stimmenanteil nur noch 5,86 v. H. gegen 19,70 v. H. bei der Volksabstimmung. Hier im Kreise Stuhm kommt als Ursache für den Rückgang der polnischen Stimmen nur zu einem Teil eine polnische Abwanderung in Frage; in der Hauptsache handelt es sich hier um einen Gesinnungswechsel."

| | Zahl der für die polnische Liste abgegebenen Stimmen | Anteil der polnischen Stimmen an der Gesamtstimmenzahl (in v. H.) |
|---|---|---|
| Volksabstimmung | 4904 | 19,70 |
| 20. 2. 21 (Reichstag) | 3574 | 22,06 |
| 20. 2. 21 (Landtag) | 3694 | 22,17 |
| 20. 2. 21 (Prov.-Landtag) | 3655 | 22,38 |
| 4. 5. 24 (Reichstag) | 3023 | 18,32 |
| 7. 12. 24 (Reichstag) | 2031 | 12,76 |
| 7. 12. 24 (Landtag) | 2038 | 12,84 |
| 29. 11. 25 (Prov.-Landtag) | 1681 | 12,45 |
| 20. 5. 28 (Reichstag) | 1312 | 8,40 |
| 20. 5. 28 (Landtag) | 1340 | 8,60 |
| 17. 11. 29 (Prov.-Landtag) | 1523 | 10,68 |
| 14. 9. 30 (Reichstag) | 1506 | 9,10 |
| 24. 4. 32 (Landtag) | 1235 | 6,96 |
| 31. 7. 32 (Reichstag) | 974 | 5,41 |
| 6. 11. 32 (Reichstag) | 980 | 6,00 |
| 5. 3. 33 (Landtag) | 1110 | 6,01 |
| 12. 3. 33 (Prov.-Landtag) | 1038 | 5,86 |

## K. Übersicht über den Stand des Feuerlösch- und Wehrwesens im Kreise Stuhm

| Lfd. Nr. | Bezeichnung der Wehr | Anzahl der Löschhalbzüge | Standort der Löschhalbzüge | Anzahl der Motorspritz. | Handdruckspritzen | Steigetürme | Rauchschutzmasken | Gerätehäuser |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Stuhm | 4 | I Stuhm } II Stuhm } | 1 | 1 | 1 | 12 | 1 |
| | | | III Stuhmerfelde | – | 1 | – | – | 1 |
| | | | IV Stuhmsdorf | – | 1 | – | – | 1 |
| 2 | Christburg | 4 | Christburg | 1 | 2 | 1 | 8 | 1 |
| 3 | Altmark | 1 | Altmark | 1 | 1 | – | 2 | 1 |
| 4 | Baumgarth | 2 | Baumgarth | 1 | 1 | 1 | 2 | 1 |
| | | | Groß Brodsende | – | 1 | – | – | – |
| 5 | Bönhof | 3 | Bönhof | 1 | 2 | 1 | 2 | 1 |
| | | | Montauerweide | – | 1 | – | – | – |
| | | | Rudnerweide | – | 1 | – | – | – |
| 6 | Braunswalde | 3 | Braunswalde | 1 | 1 | – | 2 | 1 |
| | | | Conradswalde | – | 1 | – | 4 | 1 |
| | | | Grünhagen | – | 1 | – | 2 | 1 |
| 7 | Dt. Damerau | 1 | Dt. Damerau | – | 1 | – | 2 | 1 |
| 8 | Honigfelde | 2 | Honigfelde | 1 | 1 | – | 2 | 1 |
| | | | Dietrichsdorf | – | 1 | – | 2 | 1 |
| 9 | Lichtfelde | 3 | Lichtfelde | 1 | 1 | – | 4 | 1 |
| | | | Budisch | – | 1 | 1 | 2 | 1 |
| | | | Güldenfelde | – | 1 | – | 2 | 1 |
| 10 | Neudorf | 2 | Neudorf | 1 | 1 | – | 2 | 1 |
| | | | Pestlin | 1 | 1 | – | 2 | 1 |
| 11 | Neumark | 1 | Neumark | – | 1 | – | 2 | 1 |
| 12 | Nikolaiken | 1 | Nikolaiken | – | 1 | – | 2 | 1 |
| 13 | Posilge | 1 | Posilge | 1 | 1 | – | 2 | 1 |
| 14 | Rehhof | 2 | Rehhof | 1 | 1 | 1 | 4 | 1 |
| | | | Heidemühl | – | 1 | – | – | 1 |
| 15 | Schroop | 1 | Schroop | – | 1 | – | 2 | 1 |
| 16 | Tiefensee | 3 | Tiefensee | – | 1 | – | 3 | 1 |
| | | | Blonaken | – | 1 | – | 2 | 1 |
| | | | Altendorf | – | 1 | – | – | 1 |
| 17 | Teschendorf | 1 | Teschendorf | 1 | 1 | – | 2 | – |
| 18 | Trankwitz | 1 | Trankwitz | 1 | – | – | 2 | 1 |
| 19 | Weißenberg | 2 | Weißenberg | – | 1 | 1 | 2 | 1 |
| | | | Usnitz | – | – | – | – | 1 |
| | | 38 | | 14 | 34 | 7 | 75 | 30 |

Außerdem besaßen die Wehren in

Stuhm: 1 Schiebeleiter, 1 Rettungsschlitten, 1 Rettungstuch

Christburg: 1 Schiebeleiter, 1 Rettungsschlitten, 1 Rettungsschlauch

## L. Auszug aus dem Amtlichen Fernsprechbuch für den Bezirk der Reichspostdirektion Danzig für die Fernsprechortsnetze im Kreise Stuhm – Ausgabe Mai 1941 – Stand 30. 4. 1941

### Stuhm

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 31 06, Postamt Elbing
Wählvermittlung
Ferndienst:
Den Fernsprechdienst vermitteln die Fernämter Marienburg Westpr., Marienwerder Westpr. und Christburg
Fernamt Marienburg Westpr. 103
Fernamt Marienwerder Wpr. 107
Fernamt Christburg 109
Auskunft in Telegraphen- und Fernsprechangelegenheiten 120
Entstörungsstelle 120
Fernsprechauftragsdienst 244
Telegrammaufnahme:
für Ortstelegramme 244
für Telegramme nach auswärts 103
Zeitansage 103
Andere Dienststellen s. Teilnehmerliste unt. „Reichs-Post“
Um
Albrecht, F., J. Werners Nachf. + Buchdruckerei, Buch- u. Papierhandlung, Verlag des Kreisblattes f. den Kreis Stuhm 117
Amtsgericht 152
Apotheke, G. Matern 134
Arbeitsamt Marienburg, Westpr., Nebenst. Stuhm Westpr. 148
Autoanruf H. Noch, + 123
Autofuhrgeschäft A. Ratzki, Hindenburgstr. 5 256
Autovermietung Max Scheminski, Hindenburgstr. 6 287
Bar, Franz, Autofuhrbetrieb, Bromberger Str. 7 814
Bartusch, Walter, + Berufsschuldirektor, Weichselstraße 2c 239
Bauleitung der Nationalpol. Erziehungsanstalt, + (Staatshochbauamt), Josef-Goebb.-Str. 8 290
Behlau, Joh., Neubauer, Hintersee 823
Behr, Erich, Fleischermstr., Schmidt Nachf. 213
Behrendt, Julius, Landwirt, Brosenhof 162
Beller, W., + Waldschlößchen 226
Berger, Bruno, Bauer, Kieslingstraße 185
Biber, Hans, Landwirt, Gut Konradswalde b. Braunswalde 124
Blenkle, Karl, Rechtsanwalt und Notar, Hindenburgstraße 23 158
Block, Emil, Destillat., Kolonial- und Eisenwaren, Markt 3 128
Borryss, Paul, Kolonialwaren, Kurzwaren, Gastwirtschaft, Neudorf über Stuhm 233
Brehm, Johann, Eisen-, Kolonialwaren- und Spirituosengroßhandlung 221
Burg, Fritz, Rechtsanwalt und Notar, Markt 155
Buth, Friedr., Inh. Willi Buth, Kolonialwaren und Feinkost, Hindenburgstraße 52 262
Butlewski, Stanislaus, Kolonialwarengeschäft, Marienwerderer Str. 71 147
Capitol-Lichtspiele, Inhaber Architekt H. Kleppe, Markt 26 211
Central-Hotel, + Fritz Behrendt, Hindenburgstraße 20 276
Deutsches Rotes Kreuz, Kreisstelle Stuhm Wpr., Adjutant Moeller 802
Dobbek, Lehrer und Bürgermeister, Peterswalde b. Heinrode Westpr. 283
Donimirski, v., Landw., Hohendorf 119
Dornio, Else, Milch- und Feinkosthandlung, Markt Nr. 10 803
Düvel & Brekau, Zweigst. Stuhm, Getreide, Saaten, Futtermittel, Geschäftsführer Erich Brock, Markt Nr. 23 *285. Nach Geschäftsschluß (Geschäftsf. Erich Brock) (285)
Ehlenberger, W., Dentist, Markt 130
Erasmus, Paul, Konditorei u. Kaffeehaus, Gerichtsstraße 2 201

Ev. Pfarramt, Markt 18 184
Fast, H., Milchgeschäft, Hermann-Göring-Str. 30 816
Feege, Fritz, Fabr. f. Fleisch- u. Wurstwaren, Hindenburgstraße 50 183
Feldmann, Hermann, Getreide, Saaten, Futtermittel 206
Feuermeldestelle 257
Finanzamt, Josef-Goebbels-Straße 12 187
Franke, Gerichtsvollzieher, Kulmer Straße 5 214
Franke, Josef, Dr., prakt. Zahnarzt, Markt 26 288
Freynick, Oskar, Bücherrev. und Steuerberater 292
Funk, + Lotterie-Einnahme 117

Gendarmerie:
Gend.-Kreisführer, Stuhm 199
Gend.-Gruppenposten, Stuhm 151
Gend.-Einzelposten, Stuhm 153
Goerke, A., Landw., Wargels 138
Gross, Walter, Bäckermstr. 218
Grünenberg, Werner, Dipl.-Landwirt, Antonienhof 164
Gutsverwaltung Wargels + 141

Hammerski, Carl, Inh. H. Hass, Maschinenfabr. u. Lohndrescherei 231
Hass, Albert, Unternehmung für Landeskultur und Tiefbau, Adolf-Hitler-Straße 17 294
Hass, Friedr., + Inh. der Tonwerke Neudorf 219
Heller, Friedr., + Wargels-Straße 2 (234)
Hermel, k. Kreisführer der freiwill. Feuerwehren, Lehrer, Stuhmsdorf 198
Hotel „Central-Hotel", + Fritz Behrendt, Hindenburgstraße 20 276

Irmler, Dr., + Kreisschulrat (193)
Iwersen, J., Dachdeckermeister und Dachbedeckungsgeschäft 165
Jakubeit, Wilhelm, Bauer, Hintersee 269
Janitzki, v., Bruno, Möbelfabr., Bautischlerei mit elektr. Betrieb, Sarggesch. 180
Janke, Franz, Bauer, Pestliner Straße 21 137
Jochem, O., Hebamme, Kieslinger Straße 1 266

Kahler, Joh., Maurer- und Zimmermstr., Hermann-Göring-Straße 230
Kalina, August, Landwirt, Stuhmsdorf 264
Kalina, August, Sägewerk, Stuhm 236
Katasteramt, Bahnhofstr. 6 161
Katholisches Pfarramt 196
Kerber, Arthur, Landwirt, Wargels 178
Ketturkat, Bruno, Elektroinstallations-Geschäft, Gerichtsstraße 8 129
Klaphofer, Bruno, Elektromeister, Mühlenstraße 1 247
Klatt, Franz, Vertreter für landw. Maschinen u. Geräte, Vorschloßstr. 1 132
Knötzke, Fritz, Dr. med., prakt. Arzt, Hindenburgstraße 15 271
Königl. Hof, Hotel, Adolf-Hitler-Straße 7 114
Kollbach, Lehrer, Schule Hohendorf 110
Komnick, Leopold, Tischlermeister 253
Koslowski, Alfons, Niederlage der Brauerei „Engl. Brunnen", Schützenstraße 216
Koslowski, Horst, Bäckermstr., Hindenburgstr. 44 246
Krankenkasse (Landkrankenkasse) für den Kreis Stuhm 208
Nach Geschäftsschluß: Geschäftsführ. Wichmann (208)
Kreisbauamt (194)
Kreisbauernschaft (s. Reichsnährstand)
Kreisberufsschule, + Josef-Goebbels-Str. 13 239
Kreishandwerkerschaft, + Stuhm 177
Kreiskrankenhaus (Dr. Bruno Hoffmann) und Unfallmeldestelle 805
Kreissparkasse, + siehe Sparkasse d. Kreises 121
Kreisverwaltung + *191
Durch die Zentrale sind während der Dienststunden zu erreichen:
Kreisleiter und Landrat Franz, Landrätl. Verwaltung, Kreisverwaltung, Steueramt Wohlfahrts- u. Jugendamt, Kreisbauamt, Kreiskommunalkasse, Kreisrechnungsprüfungsamt, Familienunterhalt, Kreiswirtschafts- u. Ernährungsamt B, Kreisschulrat, Bezirksführer d. freiw. Feuerwehr des Regierungsbezirks Marienwerder, Kreisleitung der NSDAP.
Nach Dienstschluß sind zu erreichen:
Kreisleiter und Landrat Franz (192)
Kreisbürodirektor Lauterbach 296
Reg.-Oberinspektor Strohschen 220
Kreisschulrat Schroeter (193)
Bezirksführ. der freiwilligen Feuerwehr für den Reg.-Bezirk Marienwerder, Kreisbaumstr. Münker (194)
Krohn, A., Hospitalsdorf b. Heinrode Westpr. 146
Krueger, Arnold, Tankstelle, Petroleum, Treibstoffe, Fette u. Öle 287
Kuhn, Gustav, Bahnhofswirtschaft 154

Landratsamt, + s. Kreisverwaltung
Lauterbach, + Kreisbürodirektor, Offiziershaus 1 296
Lenzner, St., Spezial-Maßgeschäft, Herrenartikel, Anfertigung parteiamtl. Bekleidung 225
Lickfett, Paul, Landwirt, Stuhmsdorf 274
Liedtke, Gustav, + Kolonialwaren, Gastwirtsch., Stuhmsdorf ü. Stuhm 115
Liermann, Albert, Baumschulen, Kieslinger Str. 15 298
Lindenbach, W., Bauer 179
Lindenkrug, Auflugsort, Inhaber Erich Sonntag 273

Machler, Anton, Fleischermstr., Hindenburgstr. 11 207
Mania, Johann, Schmiede und Schlosserei 149
Mania, Theodor, + Auto- und Maschineninstandsetzungs-Werkstatt, Opel-Kundendienst 248
Mattik, Richard, Landwirt, Stuhmsdorf 171
Meissner, August, Likörfabrik u. Weinhandl., Ad.-Hitler-Straße 1 168
Moews, Margarete, Heißmangel, Hindenburgstr. Nr. 38 215
Monath, Gebr., Malergesch. 174
Mühle Stuhm, Raiffeisen e.G.m.b.H., Hindenburgstr. 32/34 *222
Nach Geschäftsschluß: Geschäftsf. Oertel (222)
Müller, Erhard, Landwirt, Kiesling bei Dt. Damerau 127

Münker, H., Ingenieur, Unternehmung für Beton-, Tief-, Straßen- u. Landeskulturbau, Bromberger Str. 17, Dienststund. 8-13 u. 15-18 Uhr, Sonnabend nachm. geschlossen 299
Nationalpol. Erziehungsanstalt 241
Nationalpol. Erziehungsanstalt + Baultg. 290
Neff, Emil, Kaufhaus für mod. Bekldg., Markt 7 202
Nickel, Herbert, Landwirt, Peterswalde bei Heinrode Westpr. 284
NSDAP
Kreisleitung Stuhm (191)
Ortsgruppe Stuhm, Hindenburgstraße 25 102
Nach Dienstschluß: Ortsgruppenltr. Schroeder 172
SA.-Sturmbann II/152 122
HJ. einschl. BDM. u. Jungvolk (191)
Amt f. Beamte, Kreisamtsleiter Düster, Hermann-Göring-Str. 44b 809
NS.-Frauenschaft, Kreisltg. (192)
NS.-Lehrerbund, Kreisverwaltung Stuhm, Josef-Goebbels-Straße 1 297
Amt für Volkswohlfahrt, Hindenburgstraße 19 249
NS.-Volkswohlfahrt, Ortsamtsleitung (257)
Deutsche Arbeitsfront 209
NSG. „Kraft durch Freude" 209

Ofenbaugeschäft u. Kachellager Willi Plotzki, + Markt 23 145
Ohl, Leo, Kaufmann, Peterswalde bei Heinrode Westpr. 282
Oltersdorf, Werner, Gastwirtschaft u. Kolonialwaren, Stuhmerfelde 245
Opel-Vertretung + u. Kundendienst, Theodor Mania 248
Ortmann, Landwirt, Berghausen b. Heinrode Wpr. 136
Osinski, Boleslaus, Landw., Weißenberger Chaussee 259

Pauls, + Administrator, Wargels 141
Pawlowski, August, Autovermietung 112
Pfeiffer, Adolf, Bezirksschornsteinfegermeister, Schützenstraße 8 261
Plotzki, Willi, + Töpfermstr., Markt 23 145
Potowski, Vorschloßmühle, Lager sämtlicher Mühlenfabrikate 278

Postamt, s. Reichspost

Radloff, Andreas, Bäckermstr., Saarstraße 6 204
Radtke, Walter, Landwirt, Abbau 170
Rahn, Walter, Konditorei u. Kaffeehaus, Markt 19 203
Raiffeisenkasse e.G.m.u.H., Adolf-Hitler-Straße 181
Rasch, Alfred, Sägewerk u. Holzhandlung, Hindenburgstr. 42 143
Reichsbahn
Güterabfertigung 113
Reichsbauamt 197
Reichsluftschutzbund, Orts-Kreisgr. Stuhm, Weichselstraße 6 813
Reichsnährstand, + Kreisbauerschaft Stuhm/Marienburg, s. Marienburg unter Reichsnährstand
Reichspost
Amtsvorsteher 188
Amtszimmer 120
Annahme und Ausgabe, Auskunft in Postangelegenheiten 242
Renten-, Rundfunk, u. Zeitungsstelle 244
Roeser, E. R., Bahnspediteur, Holz- und Kohlenhandlung, Bahnhofstraße 167
Rohde, Willi, Uhren, Schmuck, Optik, Adolf-Hitler-Straße 11 295
Rotes Kreuz, Bereitschaft (m) Stuhm, Bereitschaftsführer Olschewski, Bromberger Straße 14 804

Salinski, Emil, Kreiskraftwagenführer, Lindenkrugweg 7 270
Samatin, August, Zentraldrogerie, Markt 28 227
Schack, Dr., prakt. Arzt, Hindenburgstraße 40 186
Scheibner, Gottfried, Landwirt, Stuhmsdorf 140
Schiborr, Alfons, Malermeister, Bergstraße 6 212
Schippel, Albert, Töpfermstr., Bismarckpl. 2 280
Schlegel, Joh., Kaufmann, Hindenburgstraße 4 173
Schmidt, Albert, Glas, Porzellan, Haus- und Küchengeräte, Kinderwagen, Markt 13 166
Schmidt, Emil, „Zur Deutschen Eiche", Josef-Goebbels-Straße 2 255
Schmidt, Kurt, + Sägewerksbesitzer, Weißenberger Str. 18/20 133
Schmidtke, Horst, Fahrräder u. Rundfunkger., Markt 20 159
Schroeder, Erich, Auto-Instandsetzungswerkstatt, Adolf-Hitler-Str. 28 229
Schroeder, Friedrich, + prakt. Zahnarzt, Hindenburgstraße 25 172
Schuckert, Walter, Malermeister, Adolf-Hitler-Str. Nr. 8 131
Schützenhaus, Lüdeke, Saal- und Gartenwirtschaft, Schützenstraße 9 101
Schulz, Max, Gasthof „Bürgerhalle", Kegelbahn und Ausspannung, Adolf-Hitler-Straße 13 217
Sickart, Johann, Klempnermeister und Installateur, Adolf-Hitler-Str. 16 251
Sickart, Josef, + Baugeschäft, Adolf-Hitler-Str. Nr. 51 195
Sparkasse d. Kreises Stuhm + 121
Staatl. Gesundheitsamt des Kreises Stuhm, Sprechst. nur Di., Fr. u. So. 8-10, Durchleuchtungen Mittw. 9-11 238
Staatshochbauamt, Herm.-Göring-Straße 4 197
Baultg. der Nationalpol. Erziehungsanstalt, + Josef-Goebbels-Str. 8 290
Stadt- und Polizeiverwaltung *257
Nach Dienstschluß sind zu errufen:
Der diensttuende Polizeibeamte über 257
Bürgermeister über 258
Stenzel, Roman, Drogerie u. Photohaus, Markt 20 293
Stoermer, Landwirt, Konradswalde bei Braunswalde Westpr. 125
Stolz, L., Gartenbaubetrieb, Hindenburgstr. 48 228
Strafgefängnis 139
Straßenmstr. Pernau, Thorner Str. 6 144
Strehlau, Hugo, Fleischermeister, Markt 12 190
Strohschen, + Regierungsoberinspektor, Thorner Straße 10 220
Stuhmer Dampfsägewerk, + Schmidt, Weißenberger Straße 18/20 133
Surowy, Jos., Landwirt, Kiesling bei Dt. Damerau 157
Szypniewski, Johannes, Kolonialwaren, Gaststätte, Hotel, Stabeisen, Baustoffhandlung, Kohlen 272

Technische Nothilfe, + Ortsgruppe Stuhm, Ad.-Hitler-Straße 51 195
Ortsführer: Oberscharführer Jos. Sickart 195
Teschendorff, Rich., + Kreishandwerksmeister, Damen- und Herren-Frisörgeschäft, Markt 2 177
Tonwerke, + Neudorf, Inh. Friedrich Haß, Stuhm, Adolf-Hitler-Str. 47 219
Derselbe, Tonwerke in Neudorf 126
Tucher, E., Niederlage der Brauerei Ponarth 268
Ulrich, Felix, Generalvertreter der Nürnberger Lebensversicherung A.-G., Ringstraße 807
Unfallmeldestelle, + siehe Kreiskrankenhaus
Veterinärrat des Kreises Stuhm 281
Vogel, Adolf, Dr., prakt. Arzt, Markt 20 175
Volksbank Stuhm, + e.G. m.b.H., Markt 14 234
Nach Dienstschluß zu erreichen:
Bankvorsteher Friedrich Heller, Wargelstraße 2 (234)
Voss, Otto, Viehhändler, Hindenburgstraße 50 289
Waldschlößchen, + Gartenwirtschaft, Inh. Beller, Weißenberger Straße 33 226
Weidmann, Franz, Ausführ. elektr. Licht-, Kraft-, Schwachstrom- u. Radioanlagen, Liefer. von Beleuchtungskörpern, Peter-Mogge-Straße 4 265
Weiss, Emil, Bäckermeister, Brot- u. Kuchenbäckerei, Adolf-Hitler-Str. 6 263
Werth, Ernst, Malermeister, Hindenburgstr. 29 279
Westpreußisch. Überlandwerk G.m.b.H., Betriebs- u. Nebenstelle Stuhm 156
Wiebe, Gustav, Gartenwirtschaft, Ausflugsort, Neuhakenberg 169
Will, Alexander, Tapezierer und Dekorateur, Herm.-Göring-Straße 135
Wittenberg, Ernst, Bürgerliches Gasthaus, Hindenburgstraße 8 176
Woelk, Joh., Bäckermstr., Gerichtsstraße 3 254
Wolkowski, Paul, Gaststätte zur Bauernschenke, Markt 22 118
Zander, Kurt, prakt. Tierarzt, Hindenburgstraße 1 189
Ziesmer, Hermann, Auto- und Motorradwerkstatt, Fahrschule 237

## Christburg,
Westpreußen

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106, Postamt Elbing
Wählvermittlung
Ferndienst
Fernamt Christburg: D: W 7/8-21; S 8-9, 12-13, 17-18, 0 nachts u. S übrige Zeit durch Fernamt Marienburg (Westpr.) 200
Auskunft 8
Entstörungsstelle 7
Fernsprechauftragsdienst 0 (es meldet sich das Fernamt)
Telegrammaufnahme 222
Zeitansage 222
Andere Dienststellen siehe Teilnehmerliste unter „Reichspost"
Um
Abromeit, Fritz, Bau- und Möbeltischlerei 328
Amtsgericht, Bahnhofstraße 279
An- und Verkaufsgenossenschaft e.G.m.b.H., Christburg, Getreide, Futtermittel, Düngemittel, Sämereien, Markt 9 *241
Apotheke und Drogenhandlung, Inh. E. Wiegandt 261
Bahnhofswirtschaft Christburg, Inh. W. Ollhof 360
Bartsch, Leo, Elektromstr., Markt 19 319
Beesch, Hugo, Viehandlg., Rosenberger Str. 12 281
Betonwerk, + s. u. Penner, H. Borm, W., Kolonialwaren-, Konfitüren-, Wein- und Zigarrenhdlg., Markt 19 357
Bremer, Karl, Zentralmolkerei, Marienburger Str. Nr. 11 273
Broeske, Carl, Salamander-Schuhhaus, Markt 26 294
Broeske, Hans, Bauer, Baumgarth 320
Bürgermeisteramt, Rosenberger Straße 7 *372
Dienststunden 8-13, 15-18, Sonnabend 8-13
Bürgermeister (nach Dienstschluß nur 373)
Ortsgruppenleiter der NSDAP.
Ortspolizeibehörde
Kämmereikasse
Gas-, Wasser- und Kanalwerk
Schlachthaus
SA.-Sturm 7/152
Wohlfahrtsamt
Burchardt, Willy, Bauer, Neuhöferfelde 264

Demski, Gustav, Klempnermstr., Marienburger Str. 2 333
Dost, Bruno, Kaufhaus, Christburg 282
Dost, G., Zweigniederlassung Schloßmühle Christburg 221
Dürke, Richard, Bau-, Möbel-, Sargtischlerei mit Kraftbetrieb 348

Egan-Krieger, v., Hans-Joachim, Lippitz 237
Epp, Walter, Viktoria-Drogerie u. Fotohaus, Markt Nr. 3 251
Esau, Johs., Feinkost, Kolonial- u. Eisenwaren, Gaststätten, Markt 11 208
Evang. Gemeinde-Kirchenrat zu Christburg, Pfarrer Moritz, Herm.-Enß-Straße 2 246

Feldmann, Otto, + s. unter Schmidt, Sonne 255
Fiedler, Curt, Uhren u. Radio, Markt 13-14 385
Flottwell, v., Günther, + Landwirt, Lautensee 234
Freiw. Feuerwehr, Feuermeldestelle, Stallstraße 1 381
Friedrich, Arno, Erbhofbauer, Neuhöferfelde 249
Fritz, Erich, Molkereibesitzer, Baumgarth 240
Fritz, G., Restaurant, Wein- und Zigarrenhandlung, Wildgroßhandlung, Niederlage d. Bergschlößchen-Brauerei Braunsberg 206
Fritz & Co., Maschinenfabrik, Reparaturwerkstätte, Landmaschinen-Handlung, Schlepper, Industriemaschinen, Bahnhofstraße 3-4 260
Froese, Max, Bäckermstr., Markt 23 338
Fröscher, F., Baumeister, Baugeschäft und Dampfsägewerk, Zweigstelle Christburg 210
Fürstlich Dohnasche Forstverwaltung Prökelwitz, in Altstadt, Forstverwaltung: Hptm. a. D. Brettmann (Sprechst. Mittwoch 8-12) 204
Fürstlich Dohnasche Güterverwaltung Prökelwitz, Administrator Prinz 205
Fürstlich Dohnasche Güterverwaltung Prökelwitz, Vorwerk Cöllmen 315
Fürstlich Dohnasche Revierförsterei Königsee 346
Fürstlich Dohnasche Revierförsterei Sakrinten in Wachtberg 393
Fürstlich Dohnasches Rentamt Prökelwitz 203
Schloß Prökelwitz (203)
Gabriel, Otto, Bauer, Bebersbruch 308
Gendarmerie
Gend.-Abteilungsführer Christburg 310
Gend.-Gruppenposten Christburg 366
Gend.-Einzelposten Christburg 278
Gend.-Einzelposten Baumgarth 300
Gend.-Einzelposten Ankemitt 356
Gerlach, Manfred, Bauer, Baumgarth 225
Gerund, Wilhelm, Bezirks-Schornsteinfegermeister, Bahnhofstraße 7 b I 207
Goddeng, Johanna, Damenfrisiersalon 367
Grönke, Rud., Markt 22 371
Guhlke, Johannes, Landwirt, Baumgarth 298
Guntowski, Paul, Bierverl. und Schankgeschäft, Markt 4 275
Gurski, Richard, Bauer, Kiesgruben, Altstadt 269
Guth, Georg, Bauer, Baumgarth 272
Gutschke, Hans, Mineralöl- und Brennstoffhandlung, BV.-Tankstelle, Kohlen 297
Gutsverwaltung Adl. Bruch b. Posilge über Marienburg (Westpr.) 262
Gutsverwaltung Lautensee + (234)
Gutzeit, Erich, + Dipl.-Ing., Kiesgruben bei Christburg Wpr., Königsberg Pr., Vorst. Langgasse 76, Fernsprecher 4 05 30 257

„Hapec", + Ostpreußische Leichtbauplatten u. Holzwollefabrik s. unter Penner, H.
Harms, Johannes, Altstadt (Mathildenhof) 258
Hausmann, Karl, Hotel z. Gold. Stern, Markt 31 238
Helbing, Max, Sattlermeister 365
Henpf, Erich, Fleischermst., Baumgarth 321
Hermann, Fritz, Autofuhrgeschäft, Klosterstraße 2 274
Hildebrandt, A., Dampfsägewerk u. Baugeschäft, Baumgarth 201
Ders., Christburg, Stanauer Str. 202
Höft, Friedr., Bauer, Neuhöferfelde 289
Hotel Berliner Hof, Inhaber Joh. Wiehler, Rosenberger Straße 212
Hube, Karl, Mühle, Lastautofuhrgeschäft, Menthen bei Tiefensee Wpr. 382
Hupfeld, Otto, Elektromeister, Elektroger., Rundfunkanl., Rosenberger Straße 5 314

Janzen, Rudolf, bahnamtl. Spediteur, Hermann-Enß-Straße 7a 354
Jaschinski, Paul, Schneidermeister, Marienburger Straße 14 361

Kath. Pfarramt, Dekan Poschmann 301
Kiesgruben bei Christburg Westpr. - s. unt. Gutzeit
Kieswerke Christburg, + s. unter Penner, H.
Klawonn, Hubert, Bauer 334
Kleuters, Wilh., prakt. Tierarzt, Bahnhofstraße 35 243
Knopp, Kurt, Christburger Zeitung, Buchdruckerei, Markt 21 271
Konopatzki, E., staatl. gepr. Dentistin, Markt 30 287
Kork, Herbert, Fleischermeister, Marienburger Straße 1 235
Korth, Paul, Gärtnerei, Saalfelder Straße 2 286
Krebs, Paul, Kolonialw.-, Delikatessen- und Eisenhandlung, Markt 8 345
Kreis-Altersheim, Klosterstraße 336
Krell, Adolf, Bauer, Neuhöferfelde 307
Krell, Karl, Bauer, Gut Damerau 304
Krispin, August, Kaufmann, Markt 7 245
Krutz, G., & Sohn Nachf., Inh. Kruschinski, Marienwerder Westpr., Zweigst. Christburg, Bedachungsgeschäft 312
Kuchenbecker, Hans, Molkerei, Schloßvorstadt Nr. 11-12 253
Kuhn, Willi, Kolonialwaren- u. Kohlenhandlung, Marienburger Str. 18 362
Kuhnigk, Franz, Glas-, Porzellan-, Haus- u. Küchengeräte, Markt 12 331
Kuhnt, Wilh., Menthen bei Tiefensee Westpr. 322
Kung, Otto, Bauer, Ankemitt b. Gr. Waplitz 323
Kunz, Gustav, Lastfuhrgeschäft, gen. Güternahverkehr 326

Lange, F., Manufakturwaren, Rosenberger Str. 18 267
Lau, Erich, Gasthaus zur Linde, Neuhöferfelde 327
Lau, Robert, Fleischermeister, Saalfelder Str. 1a 293
Lichtbildbühne, Inh. Konrad Breitfeld, Bahnhofstr. 392
Lippitz, Arthur, Bauer, Polixen b. Gr. Waplitz 342
Lippitz, Werner, Bauer, Polixen b. Gr. Waplitz 341
Loch, Johannes, Kolonialwaren, Restauration, Holz- u. Kohlenhandlung, Elbinger Str. 15a 317

Maage, Hedwig, Kohlenhandel, Pantoffelfabrikant, Saalfelder Str. 1 383
Maas, Arthur, Verkaufshaus, Markt 34 284
Mahlau, Robert, Bauer, Neuhöferfelde 302
Mairose, + Ing., Opel-Vertretung, Fahrschule, Kundendienst-Tankstelle, Elbinger Str. 6 369
Mallek, Otto, Bauer, Altstadt 349
Meissner, Dr. med., Arzt, Sprechst. werktgl. 8-10 v., Stanauer Str. 14 213
Mock, Erich, Eisenhandlung, Markt 18 250
Molks, Rudolf, Landwirt, Judittenhof 228
Muscheites, Erich, + Gasthaus, Altstadt 351

NSDAP
Amt für Volkswohlfahrt, Ortsgr. Altchristburg, Lehrer Gustav Schroeter, Altstadt P. Christburg 280
Narzinski, Ferd., Autovermietung, Schmied, Baumgarth 217
Nax, Kurt, Bauer u. Mühlenbesitzer, Mühlenwerke, Kl. Stanau 247
Neuber, Richard, Landwirt, Baumgarth 335
Neufeld, Heinrich, Bauer, Petershof b. Posilge üb. Marienburg (Westpr.), Amtsvorsteher des Amtsbezirks Bruch 266

Olschewsky, Richard, Kaufhaus f. Manufaktur- u. Modew., Fertigbekleid. 283
Otremba, Max, Mercedes-Schuhhaus, Lederhandlung, Stiefelfabrik 332

Penner, H., + Inh. Ing. Oskar Penner, Beton- u. Kieswerke, Unternehmen f. Beton-, Eisenbeton- u.

Tiefbau — „Hapec" — Ostpreußische Leichtbauplatten- u. Holzwollefabrik, Christburg Abbau 256, 265
Penner, Oskar, Ingenieur und Fabrikbesitzer, Rosenberger Str. 14 236
Penner, Walter, Speditions- u. Motorpfluggesch. 330
Petrikat, Ernst, Tabakfabrik, Bahnhofstr. 29 296
Piepkorn, Paul, „Möbelhaus", Möbel-, Bau- u. Sargtischlerei 295
Piotrowski, Julius + Bankvorst., Stanauer Str. 1 (232)
Pose, Ernst, Leder, Felle, Lumpen- u. Alteisenhandlung, Markt 2 233
Postamt s. Reichspost
Preuss, Franz, Bauer, Abbau, Christburg 337

Quednau, Fr., Schlosserei u. Maschinenbau, Stanauer Str. 3a 248

Raiffeisenkasse Christburg, + e. G. m. u. H., 232
Rauter, Ing., Rep.-Werkstatt für Autos, Traktoren u. landw. Maschinen, Abschleppdienst 305
Reichsarbeitsdienst, Arbeitsdienst f. d. weibl. Jugend, Lager Kuxen 377
Reichsbahn: Güterabfertigung u. Auskunft 215
Reichsluftschutzbund: Gemeindegruppenführer Franz Spannenkrebs, Feldstr. 5c 364
Reichspost
Amtsvorsteher 211
Annahme, Abfertigung und Zeitungsstelle 313
Kraftfahr- u. Rentenstelle 311
Telegrammaufnahme 222
Fernsprechdienststellen s. Eingang d. Teilnehmerliste
Ress, Ewald, Sattlermeister, Sattlerei, Möbelpolsterei, Rosenberger Str. 1 316
Rexin, Rittmstr. a. D. u. Landwirt, Sparau b. Tiefensee Westpr. 220
Richert, Wilh., Bauer, Gemeindeamt Menthen bei Tiefensee Westpr. 244
Rohde, Arnold, Bäckermstr., Markt 23a 214
Rohrbeck, L., Landwirt und Landwirtschaftsrat a. D., Neuburg 263

Schlak, Inh. Auguste Schlak, Konditorei, Markt 1 239
Schmeling, Dr., Rechtsanw. und Notar 306
Schmidt, E., Landwirt, Neuhöferfelde 303
Schmidt, Eduard, + Landw. und Ringofenziegeleibesitzer, Sonne 255
Schön, Willi, Mühlenbesitzer und Bürgermeister, Ankemitt bei Gr. Waplitz 324
Scholz, Gerh., Gastwirt, Baumgarth 386
Schröter, E., Malermeister, Marienburger Str. 3 277
Schulz, A., jun., + Reparaturwerkstatt für landw. Maschinen und Automobile, Elbinger Str. 6 369
Schulze, F., prakt. Arzt, Klosterstraße 7 325
Schwencke, W., Architekt, Bahnhofstraße 29 368
Schwentekowski, Otto Kolonialwaren und Schankwirtschaft, Baumgarth 231
Sczislowski, Franz, Gemeindeamt Polixen, Post Gr. Waplitz Westpr. 223
Sefzig, Otto, Bürgermeister, Altstadt 355
Slopianka, C., landwirtsch. Maschinen u. Geräte, Ersatzteile, Markt 16 378
Sontag, G. J., prakt. Zahnarzt, Markt 9 370
Sparkasse d. Kreises Stuhm, Hauptzweigstelle Christburg 224
Sperling, Landwirt, Sandhuben b. Posilge ü. Marienburg Westpr. 219
Steingräber, Arthur, Kaufmann, Rosenberger Straße Nr. 15-16 227
Stentzler, Ed., Kolonialw., Gaststätte, Rosenberger Straße 13 343
Störmer, F., Landwirt, Gr. Stanau 229
Stroezel, Franz, Ofenbaugeschäft, Feldstr. 1 358
Strübig, Hugo, Kaufmann, Schloßvorst. 254

Teschendorff, Rud., Bäckermeister, Marienburger Straße 4 309
Teschner, Joh., Bauer, Menthen bei Tiefensee Westpr. 270
Teschner, Max, Kolonialw., Restaur., Markt 38 288
Thamm, Ernst, Central-Drogerie, Farben und Tapeten, Photohaus, Markt Nr. 28 268
Tresp, Bruno, Gastwirt, Menthen, Post Tiefensee Westpr. 379

Vossberg, Minna, Bezirks-Hebamme, Baumgarth 291

Walter, Max, Gasthaus, Baumgarth 230
Wawrzenietz, Karl, Fleischermstr., Markt 32 216
Weisner, Albert, Stadtmühle, Mühlenfabrikate, Ankauf v. Getreide 391
Welski, Fritz, Landwirt, Rosenberger Str. 6 363
Westpr. Überlandwerk G.m. b.H., Betriebs- u. Nebenstelle Christburg 340
Wiczlinski, v., Landwirt, Baumgarth 353
Wiesner, Bauer und Bürgermeister, Morainen 329
Wilke, A., Biergroßhdlg., Schloßhof 209
Winterfeld, Gustav, Gastwirtschaft Morainen 344
Witt, Rudolf, Öl- u. Treibstoffhandlung, Gasöllager, Großtankstelle, Niederlage Akt.-Brauerei Schönbusch, Kontor und Privatwohnung 226
Wohlgemuht, Albert, Bäckermeister, Marienburger Straße 20 339
Ziehm, E., Landwirt, Georgenhof 276

## Altmark,
Westpreußen

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren; Danzig 3106, Postamt Elbing.
Wählvermittlung
Ferndienst
Den Fernsprechdienst vermitteln die Fernämter Marienburg, Westpr., und Christburg.
Fernamt Marienburg Wpr. 103
Fernamt Christburg 107
Auskunft und Entstörungsstelle 120
Telegrammaufnahme für Ortstelegramme 120
für Telegramme nach Christburg 107
für Telegramme nach Marienburg, Westpr., und allen anderen Orten 103
Zeitansage 103
Um
Bartsch, Karl, Landwirt, Kalwe 164
Bendzmierowski, Johann, Landwirt 114
Bestvater, Julius, Landwirt 140
Beutler, Gastwirt, Großwaplitz Westpr. 170
Broschke, H., NS.-Reichskriegerbund, Kreiskriegerverband Stuhm, Dienststelle Altmark 169
Danisch, H., prakt. Tierarzt 173
Deffke, Ewald, Landwirt, Abb. 149
Denis, Hans, Fleisch- und Wurstwarengeschäft 185
Dombrowski, v., Theophil, Landwirt, Neunhuben 162
Ders. Pfarrhufenpächter, Kalwe 163
Donimirski, v., Zb., Landwirt, Großwaplitz Wpr. 179
Donimirski, v., Zb., Landwirt, Großwaplitz Wpr., Vorw. Ramten 137
Ev. Pfarramt Altmark 145
Felske, Friedr., Landwirt, Ortsgruppenleiter der NSDAP. und Amtsvorsteher 138
Feuermeldestelle + 139
Försterei Tillendorf (Ostpr. Landgesellsch.), Gr. Tillendorf P. Großwaplitz Westpr. 119
Gau, Th., Landwirt, Peterswalde b. Heinrode Wpr. 183
Gemeindeamt Altmark 166
Gendarmerie:
Gend.-Gruppenposten Altmark üb. Marienburg Westpr. 158
Gend.-Einzelposten Altmark üb. Marienburg Westpr. 121
Gend.-Einzelposten Neumark üb. Marienburg Westpr. 130
Gorski, Johann, Landwirt, Kalwe 172
Gorski, M., Landwirt, Neumark über Marienburg Westpr. 129
Grubert, Gertrud, Dentistin, Behandlung sämtl. Krankenkassenmitglieder 184
Gutsverwalt. Ziegenfuß 189
Heintel, H., Landwirt, Heinrode Westpr. 110
Heintel, Theo, Landwirt, Peterswalde bei Heinrode Westpr. 188
Hindenburg - Wohlfahrtshaus 203
John, G., Bäckermeister, Kalwe 128
Kalksandstein- und Sägewerk Großwaplitz Wpr., Inh. M. Przedwojewski 181
Ders. in Altmark + 109
Kaminski, Joh., Kolonialwaren, Gastwirtschaft, Kalwe 144
Kath. Pfarramt, Pfarrer Gollan 165
Kath. Pfarramt Kalwe, Pfarrer Kather 126
Kerner, Bruno, Landwirt 142

Kikut, E., Landwirt, Kalwe 118
Kikut, V., + Kaufmann 139
Kissner, Leo, Hauptlehrer und Standesbeamter 175
Kopper, Hans Heinrich, Landwirt 112
Korthals, Herm., Landwirt, Kalwe 161
Koschinsky, Dr., prakt. Arzt 135
Kosolowski, Clemens, Landwirt, Troop über Marienburg Westpr. 147
Krella, Bruno, Autovermietung 160
Krieg, L., Landwirt, Kleezen bei Heinrode Westpr. 174
Kuletzki, Edmund, Autofuhrhalterei 171

Lemkowski, Joh., Landw., Kalwe 131
Liedtke, Klara, Hebamme 198
Lilienthal, Oberamtmann, Landwirt, Neumark über Marienburg Westpr. 113
Löwen, August, Landwirt, Neunhuben 195
Lucht, F. W., Kaufmann u. Gastwirt 125

Majewski, A., Kolonialwaren, Gastwirtschaft und Bäckerei, Neumark über Marienburg Westpr. 127
Majewski, Franz, Bonus Nachfolger, Kaufmann 116
Malinowski, Otto, Kolonialwaren und Kohlenhandlung, Troop über Marienburg Westpr. 168
Manthey, Max, + Hauptlehrer, Kalwe 193
Metzger & Co., Baufirma Elbing, Gasthaus Brause, Troop 199
Molkerei Neumark über Marienburg Westpr., Inh. Otto Baehr, Marienburg Westpr. 108

Ohl, Bruno, Bauer, Kalwe bei Altmark über Marienburg 178
Ostpr. Landgesellschaft, Gutsverw. Kantken bei Heinrode Westpr. 154

Przedwojewski, M., + Baugeschäft 109
Przeperski, Leo, Landwirt (Pfarrgut) 128
Ders. Altmark 136

Radtke, Paul, Landwirt, Troop über Marienburg Westpr. 152
Reddig, Marg., Hebamme 186
Reichsbahn-Güterabfertigung Großwaplitz Wpr. 143
Reichsbahn-Güterabfertigung Heinrode Westpr. 177
Reichsbahn-Güterabfertigung Troop-Iggeln über Marienburg Westpr. 146
Rempel, Gust., Landwirt u. Inh. der Kalkmergelwerke Kalwe 155
Richter, Otto, Hoch- u. Tiefbauunternehmung, Kieswerk Großwaplitz Wpr., Hauptbüro Königsberg (Pr.), Ottokarstraße 5, Fernsprecher 2 14 84 153
Privatwohnung: Marienburg Westpr., Hüllmannstraße 26, Fernspr. 25 33
Riesen, van, Ernst, Landwirt, Georgendorf, Post Laabe über Marienburg Westpr. 122

Samp, Erich, Bauer, Bürgermeister, Neumark über Marienburg Westpr. 182
Schule Neumark über Marienburg Westpr. 194
Schulz, J., Landwirt, Kalwe 117
Steinke, Walter, Bauer, Gr. Tillendorf b. Großwaplitz Westpr. 190
Szelinski, Robert, Landw., Neumark üb. Marienburg Westpr. 141

Templin, Otto, Landwirt, Abbau 132
Teschner, J., Landwirt 124
Thimm, Birkendorf 202

Ulrichs, Ulrich, Bauer, Troop über Marienburg Westpr. 167

Weiss, Aloys, Tischlermstr., Sarg-, Bau- und Möbeltischlerei, Karl-Freiburger-Straße 73 196
Weiss, Fritz, Kaufhaus 134
Werth, Bruno, Gastwirtsch., Neumark üb. Marienburg Westpr. 151
Werth, Bruno, Landwirt, Neunhuben 106
Wiebe, Johannes, Landwirt, Peterswalde b. Heinrode Westpr. 156
Wiechowski, Joseph, Landwirt, Kalwe 157
Witt, F., Mühle und Viehhandlung, Karl-Freyburger-Straße 71 115
Woelk, Josef, Fleischermstr., 133

Ziehm, Kurt, Landwirt, Troop über Marienburg Westpr. 148
Zimmermann, Josef, Fleischermeister 176

## Bönhof

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106, Postamt Elbing
Wählvermittlung
Ferndienst
Fernamt Marienburg Westpr. 03
Fernamt Marienwerder Westpr. 07
Auskunft und Entstörungsstelle 20
Telegrammaufnahme
für Ortstelegramme 20
für Telegramme nach Marienwerder Westpr. 07
nach Marienburg Wpr. u. allen anderen Orten 03
Zeitansage 03
Um

Amtsvorsteher, Amt Rosenkranz, + in Weißenberg über Stuhm 32

Bächer, Anna, Bäuerin, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 02
Bächer, Hermann, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 17
Bartel, Günther, Bauer, Rosenkranz, P. Weißenberg über Stuhm 36
Braun, Paul, Bauer, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 21
Bürgermeisteramt, + Weißenberg über Stuhm 32
Buhse, Ernst 31

Cornelsen, Franz, Landw., Tragheimerweide über Stuhm 16

Diebig, Otto, Bauer, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 08

Funk, Alexander, Fleischereibetrieb, Schweingrube, Post Tragheimerweide 28

Geissmar, Bauer, Oberbrandmeister 40
Gendarmerie:
Gend.-Einzelposten Bönhof 42
Gend.-Gruppenposten Weißenberg über Stuhm 24
Gend.-Einzelposten I, Weißenberg über Stuhm (24)
Gend.-Einzelposten II, Weißenberg über Stuhm (24)
Goertzen, Adolf, Landwirt, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 19
Groddeck, Ernst, Kolonialwaren, Gastwirtschaft, Weißenberg über Stuhm 10
Grossmann, Kaufmann 30

Jugendherberge und Grenzlandschule, + Weißenberg über Stuhm 32

Kanzler, Gust., Schiffahrtsgeschäft, Weißenberg üb. Stuhm 29
Kickbusch, Arthur, Landwirt 09
Kissing, Gut Bliefnitz 14
Kroos, Gustav 35

Martens, Franz, Landwirt und Deichgeschworener, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 04
Martens, Paul, Landwirt, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 25

Neufeld, Hermann, Bauer, Rosenkranz, P. Weißenberg über Stuhm 01
Noth, Rud., Dampfmolkerei, Tragheimerweide 41

Olszewski, Alfons, Kolonialwaren, Restaurant 23
Ommler, Josef, Fleischbeschauer, Hauptfeuermeldestelle 05

Pavian, Franz, Fleischermeister 39

Schleusenmeisterdienstgehöft, Montauerspitze, P. Weißenberg über Stuhm 18
Schröder, H., Bäckermeister 22
Schulz, Konrad, Landwirt, Rosenkranz, P. Weißenberg über Stuhm 15
Stanke, Ernst, Fleischermeister 26
Suckau, Willi, Bauer, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 13

Tgahrt, Otto, Bauer, Rudnerweide, P. Schulwiese über Stuhm 34

Unrau, Georg, Bauer 38

Wehrmeister, Ernst, Bauer 06
Weidmann, Ant., Gasthof, Mühle, Getreidehandlung, Weißenberg über Stuhm 33
Weiss, Bauer, Tralau 11

## Braunswalde,

Westpreußen

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106, Postamt Elbing
Handvermittlung D: W 7/8 bis 20; S 8-9, 12-13; Um

Biber, Ruth, Bäuerin 2
Czoske, Adam, Konradswalde 15
Ewert, Bauer, Ältester der MennonitengemeindeHeubuden-Marienburg, Grünhagen 29

Fast, Gerh., Landwirt 10
Friesen, Max, Landwirt 9
Gendarmerie:
Gendarmerie-Gruppenposten Usnitz 21
Gendarm.-Einzelposten Usnitz (21)
Gendarm.-Einzelposten I Braunswalde 12
Glaser, Willy, Landwirt 16
Hahn, Johannes, Gastwirtschaft, Kohlen- u. Lebensmittelhandlung 14
Hass, Otto, Fleischermstr., Usnitz 13
Kowald, Joh., Zimmermeister, Baugeschäft, Sägewerk, Hobel- und Spundwerk 27
Liedtke, Kurt, Ortsgruppenleiter der NSDAP., Bürgermeister und Ortsbauernführer, Usnitz 7
Linkowski, Erna, Bäckerei, Braunswalde, Kr. Stuhm 31
NSDAP
Ortsgruppe Braunswalde, Ortsgruppenleiter Adolf Schuh, + 30
NS-Volkswohlfahrt (Zuther) 32
Radtke, Helmut, Bauer 6
Reichsbahn-Güterabfertigung Braunswalde 3
Schuh, Adolf, Bürgermeister und Standesbeamter, + s. unter NSDAP. 30
Schulz, Anton, Landwirt, Willenberg bei Marienburg 22
Schumacher, Johannes, Landwirt, Feuchtwangenstr. 41, Marienburg 26
Sommerfeld, Adolf, Landwirt 5
Stockhaus, Alfred, Mahlmühle, Konradswalde, Kr. Stuhm 8
Thiede, A., Gastwirt 20
Timreck, Otto, Amtsvorsteher und Bezirkskommissar der Feuersozietät der Provinz Ostpreußen 19
Wobbe, Landwirt 4
Ziegesar, von, Oberstleutnant, Freiherr, Domäne Braunswalde-Wengern 1

## Deutsch Damerau,
Westpreußen

[P Deutsch Damerau (Wpr.)]
Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106 Postamt Elbing
Handvermittlung D: W 7/8-20; S 8-9, 12-13;
Um
Andres, Ernst, Landwirt, Mahlau bei Marienburg Westpr. 11
Beutler, Bruno, Landwirt, Georgensdorf, P. Laabe über Marienburg Wpr. 3
Gend.-Gruppenposten Dt. Damerau 19
Harder, Heinr., Landwirt 27
Heering, Hans, Landwirt, Kiesling 15
Janzen, Oskar, Landwirt, Mahlau bei Marienburg Westpr. 9
Lehrbass, Paul, Landwirt 26
Liedermann, Landwirtin, Georgensdorf, P. Laabe über Marienburg Westpr. 8
Loebert, Kanalaufs., Grünhagen bei Braunswalde Westpr. 5
Ludwigkeit, Wilhelm, Gast- und Gartenwirtschaft, Kreuzkrug, Rothof 14
Napromski, Landwirt 21
Neuendorf, Otto, Landwirt 25
Reichsbahn - Güterabfertigung Dt. Damerau 6
Schilling, Max, Laabe über Marienburg Westpr. 17
Schinschick, Eduard, Fleischerei 10
Stahnke, Rich., Gastwirt u. Amtsvorsteher 1
Ulrich, Carl, Gast- u. Gartenwirtschaft, Rothof bei Marienburg Westpr. 33
Weisner, Clemens, Landwirt 2
Wenzel, Ernst, Landwirt, Rothof 29
Wiebe, Erwin, Landwirt, Georgensdorf, P. Laabe über Marienburg Westpr. 12
Wiebe, Wilh., Landwirt, Grünhagen bei Braunswalde Westpr. 16
Wiens, Erich, Landwirt, Grünhagen bei Braunswalde Westpr. 20
Woelk, Geschwister, Gastwirtschaft 7
Wolff, Herm., Landwirt, Grünhagen bei Braunswalde Westpr. 4

## Dietrichsdorf,
Westpreußen

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106; Postamt Elbing
Handvermittlung D: W 8-20; S 8-9, 12-13; Db 7-8;
Um
Basner, Artur, „Gaststätte Gute Einkehr", Kolonialwaren, Kohlen, Dietrichsdorf Wpr. über Stuhm 17
Borchert, Bauer, Vorwerk Dietrichsdorf 9
Burgtorf, K., Mühlenbesitzer, Saaten, Dünge- und Futtermittel, Schadau bei Großkrebs 8
Dyck, Landwirt, Paleschken bei Pestlin 2
Falkowski, Franz, Baugeschäft 12
Findeisen, Helene, Frau, Landwirtin, Kl. Wadkeim 3
Fischer, W., Gastwirtschaft 13
Gendarmerie:
Gend.-Einzelposten Dietrichsdorf 15
Gend.-Einzelposten Honigfelde 24
Goertz, Bruno, Landwirt, Honigfelde 19
Guischard, Landw., Hauptmann d. R. a. D., Schadau über Marienwerder 7
Gutsverw. Gr. Wadkeim 1
Kath. Pfarramt 20
Olschewski, Josef, Bauer 10
Ortmann, Arno, Landwirt, Hauptmann a. D., Luisenwalde 11
Quiring, Erich, Molkerei, Daubel, Kreis Marienwerder 6
Reichsarbeitsdienst, Lager 11/251, Honigfelde über Marienwerder 14
Rohrbeck, Landwirt, Dietrichsgut 5
Senkbeil, Th., Kaufmann, Amtsvorsteher, Honigfelde 23
Szypniewski, Martha, Bäuerin 16
Wiens, Oberinspektor, Kl. Wadkeim, Bürgermstr. 22

## Lichtfelde

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106; Postamt Elbing
Wählvermittlung
Ferndienst: Fernamt Elbing 103
Auskunft 120
Entstörungsstelle 100
Telegrammaufnahme für Ortstelegramme 120
für Telegramme nach auswärts 103
Zeitansage 103
Um
Albrecht, Willy, Bauer, Stalle 135
Baasner, Werner, Bäckermeister, Posilge 138
Becker, Dr., Bauer 159
Behrendt, Hugo, Bauer, Güldenfelde 131
Böhm, Ernst, Autovermietung, Schmiede, Fahrräder, Rundfunk, Motorräder 191
Boettcher, Bauer, Güldenfelde 172
Braun, Ernst, Bauer 123
Brin, Fritz, Bauer, Stalle 149
Brose, Bruno, Bauer, Posilge-Hegewald 139
Bürgermeisteramt Lichtfelde 107
Dreher, Karl, Bauer, Güldenfelde 183
Dyck, Emil, Bauer 134
Entz, Willi, Bauer, Budisch 204
Esau, Heinrich, Bauer, Bez.-Bauernführer, Stalle 162
Evang. Pfarramt 128
Evang. Pfarramt Stalle 167
Freiw. Feuerwehr, Posilge NS.-Schwestern-Station u. Elli Wichert, Hebamme 153
Folle, Wilhelm, Bauer, Budisch 113
Froese, Johann, Bauer, Güldenfelde 179
Gemeindeamt, Standesamt, Amtsvorst., Posilge 145
Gendarmerie:
Gend.-Gruppenposten Posilge 163
Gend.-Einzelposten Lichtfelde 177
Grindel, Franz, Gastwirtschaft, Stalle 202
Grossmann, Erich, Landw., Posilge 140
Grossmann, Ernst, Bauer, Posilge 141
Hammer, Paul, Kaufm. 108
Harms, Joh., Bauer und Bürgermeister, Güldenfelde 133
Heering, Bruno, Landwirt, Posilge 156
Heise, Otto, Landwirt 110
Ilgner, Kurt, Viehhandlung, Posilge 146
Jagodzinski, Ernst, Lehrer, Budisch 189
Jochem, Gustav, Güteragentur, Getreide, landw. Maschinen und Fahrräder, Posilge 148
Joost, Kurt, Bauer, Posilge 144
Kaedtler, Hermann, Landwirt, Bärenwinkel 106
Kathol. Pfarramt, Lichtfelde 176
Kathol. Pfarramt, Posilge, Pfarrer Schindel 196
Klann, Paul, Bauer, Posilge 143

Klein, Otto, Bauer, Budisch 116
Koester, Herm., Bauer, Stalle 160
Koliwer, A., Maschinenbauanstalt, Posilge 178
Kork, Karl, Fleischermstr. 129
Korneffel, Kaufmann, Kolonialwaren u. Mühle 112
Krüger, Artur, Bauer und Bürgermeister 109
Laabs, Herm., Material-, Schnittw.- und Getreidegeschäft, Rest., Posilge 151
Liedtke, Otto, Erben, Budisch 126
Lippitz, Waldemar, Landw., Bruchsche Niederung 122
Mekelburger, Landwirt, Altkirch 154
Neumann, H., Bauer, Posilge 181
NSDAP
Ortsgruppe Baumgarth 121
Oelschlägel, Karl, Bauer, Stalle 150
Pawlowski, Willi, Fleischermeister, Posilge 180
Penner, Bernh., Bauer 130
Peters, Franz, Bauer, Posilge 155
Philipsen, Heinr., Bauer, Güldenfelde 125
Pukall, Elmar, Bauer 173
Raiffeisenkasse Lichtfelde in Lichtfelde 132
Rang, Hans, Bauer, Posilge 147
Rang,Paul,Bauer,Posilge 161
Reetz, Otto, Bauer, Posilge 137
Reimer, Franz, Bauer, Baumgarth, Abbau 186
Rempel, Erbhofbauer und Kreisjägermeister des Kreises Stuhm, Posilge 152
Schellong, Martin-Makiri, Bauer, Koiten, P. Buchwalde über Marienburg Westpr. 193
Schirmann, Artur, Rind- u. Schweineschlächterei, Posilge 119
Schlacht, Paul, Bauer, Baumgarth, Abbau 188
Schuchmilski, Ernst, Bauer, Posilge 165
Schülke, Martin, Kolonialwaren, Holz, Kohlen u. Hotelbetrieb, Posilge 164
Schulz, Bäckermeister, Posilge 201
Schwartz, Gustav, Landw., Baumgarth, Abbau 118
Schwartz, Hans, Bauer, Baumgarth, Kreis Stuhm über Christburg 194
Sommer, Anton, Gastwirtschaft u. Bauer, Posilge 185
Spinder, Paul, Gastwirtsch., Kolonial- und Gemischtwaren, Budisch 190
Steltner, Otto, Bauer, Bärenwinkel 174
Straßenmeister Moldehn, Posilge 197
Strich, Ernst, Bauer, Baumgarth, Abbau 187
Strich, Franz, Ortsgruppenleiter der NSDAP., Bürgermeister, Baumgarth 121
Strich, Fritz, Bauer, Baumgarth 182
Strich, Richard, Bauer, Stalle 158
Szymanski, Alex, Bauer, Posilge 184
Tetzlaff, Carl, Bauer, Budisch 114
Thiel, Walter, Landwirt, Abbau 175
Weisner, A., Mühle, Posilge 168
Wiebe, Horst, Landwirt, Koiten, Post Buchwalde über Marienburg 192
Wiehler, Max, Bauer, Posilge 169
Wischnewski, Paul, Fleischer, Stalle 195
Wolff, A., Bauer, Posilge 170
Wüst, Carl, Landwirt, Bärenwinkel 124
Zitzlaff, Willy, Bauer 127
Zühlsdorf, Lehrer, Posilge 171

## Niklaskirchen

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106, Postamt Elbing
Handvermittlung D: W 7/8-20; S 8-9, 12-13
Um
Augsburg, Richard, Fleischermeister, Bahnhofstr. Nr. 12 58
Behrendt, Josef, Bauer, Portschweiten, Abbau 46
Beutler, Florian, Gastwirtschaft, Markt 80 20
Bielfeldt, Ernst, Oberamtmann und Rittmeister, Carpangen 10
Bürgermeisteramt Pr. Damerau, Kr. Stuhm Westpr. 59
Dahm, Ernst, Fleischermstr., Mienthener Str. 60 60
Diethelm, Robert, Molkerei 1
Ev. Kirchengemeinde, Groß Rohdau bei Dakau Wpr. 49
Friederici, Oskar, Gasthof, Kolonial-, Drogen-, Eisenwaren-, Baumaterialien- und Kohlenlager 21
Friedland, Paul, Bürgermeister, Gr. Rohdau bei Dakau Westpr., Amtsvorsteher von Rohdau und Dakau 41
Gemeindeamt Niklaskirchen, Glass, Bürgermeister 3
Gemeindeamt Schönwiese, + Bürgermeister Gutmann über 5
Gendarmerie
Gend.-Gruppenposten Niklaskirchen 37
Gend.-Einzelposten Dakau 63
Goertz, Alexander, Gasthofbesitzer, Portschweiten 30
Grochowski, Isidor, Bauer, Pr. Damerau 26
Grochowski, Peter, Bauer, Kalsen 43
Gutsverwaltung Gr. Baalau 19
Gutsverwaltung Stangenberg, + (17)
Gygax, Rudolf, Molkerei Dakau Westpr. 35
Harke, Ferdinand, Bauer, Kalsen, Abbau 56
Heering, Paul, Hauptmann a. D., Kalsen 36
Hoffmann, Landwirt, Höfchen 8
Holz, Emil, Gr. Rohdau bei Dakau Westpr. 9
Jäger, A., Markt 81 47
Jaeschke, August, Bauer, Dakau Westpr. 16
Juchta, Johann, Bauer, Neumark, Abbau, über Marienburg Westpr. 39
Kath. Pfarramt, Niklaskirchen 65
Kath. Pfarramt, Schönwiese üb. Marienburg Westpr. 45
Kleinschmidt, Bruno, Landwirt, Kl. Baumgarth 11
Korzeniewski, Bauer, Mirahnen bei Pestlin über Stuhm 6
Kottke, Otto, Fleischermeister 33
Krajnick, A., Bauer, Portschweiten 14
Krebs, Arno, Gastwirtschaft, Groß Rohdau bei Dakau Westpr. 53
Kriewald, Gastwirtschaft, Groß Rohdau bei Dakau Westpr. 50
Kropeit, H., Landwirt, Dakau Westpr. 18
Kunz, Bauer, Bürgermeister, Portschweiten 40
Kutta, Erich, Kolonialwaren, Groß Rohdau bei Dakau Westpr. 44
Laske, Adeline, Hebammenschwester, Bahnhofstr. 17 28
Lewandowski, Leo, Bauer 22
Lichtenstein, Walter, Landw., Dakau Westpr. 13
Liermann, Albert, Gartenbaubetrieb Dakau Wpr. 55
Loewen, Heinz, Bauer, Sadlacken 54
Mühle Stuhm, Raiffeisen, e. G. m. b. H., Zweigstelle Niklaskirchen 34
Müller, Adolf, Kaufm., Kolonialwarenhandlung 48
Mürau, Landwirt, Wilzen 4
Neumann, Reinhard, Major, Landwirt, Dakau Wpr. 15
Paesler, E., Oberstaatsanwalt a. D., Landw., Mienthen 2
Rapelius, Käthe, Bauer, Dakau Westpr. 27
Reichsbahn
Güterabfertigung Dakau Westpr. 23
Güterabfertigung Niklaskirchen 7
Riediger, Bauer, Kalsen 12
Rittberg, Renate, Gräfin, + Stangenberg 17
Schule Kalsen 42
Stegmann, Marie, Gastwirtschaft 61
Szczesny, Bernhard, Viehhandlung 29
Templin, Edmund, Krastuden, Amtsvorsteher 24
Troa, Erwin, Bäckermeister, Mienthener Str. 24 38
Waldhans, Wilhelm, + Kaufmann 34
Welt, Berta, Frau 31
Westpreußisches Überlandwerk G. m. b. H., Marienwerder, Umspann- und Schaltw., Niklaskirchen 51
Wiatrowski, Lehrer, Schule Schönwiese über Marienburg Westpr. 52
Ziolkowski, Anton, Bau-, Sarg- u. Möbeltischlerei 64
Zühlke, Hans, + Landw., Schönwiese über Marienb. Westpr. 5

## Pestlin

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106, Postamt Elbing
Wählvermittlung
Ferndienst:
Fernamt Marienburg Westpr. 03
Auskunft:
im Ortsdienst 20
im Ferndienst 03
Entstörungsstelle 20
Telegrammaufnahme:
für Ortstelegramme 20
für Telegramme nach auswärts 03
Zeitansage 20
Um

Basner, Martha, Gasthaus zum Goldenen Löwen 22
Dombrowski, Ludwika, Landwirtin 33
Flöth, Joh., Händler, Mirahnen 32

Gendarmerie

Gend.-Einzelposten I, Pestlin 28
Gend.-Einzelposten II, Pestlin (28)
Gend.-Einzelposten Neudorf 29
Görtz, Aug., Schlosserei und Autofuhrgeschäft 09
Gorski, Albin, Landwirt, Abbau 16
Gutsverwaltung Klein Ramsen 12
Gutsverwaltung Micherau 36
Gutsverwaltung Montken, + P. Neudorf üb. Stuhm 37
Hübschmann, Richard, Bauer u. Amtsvorsteher 42
Jordan, Emil, Bauer 10
Kaller, Walter, Landwirt 25
Kassner, Stefan, Gastwirtschaft, Kolonialwaren u. Viehhandlung 41
Kath. Pfarramt Pestlin, Pfarrer Mateblowski 40
Klatt, + Landwirt, Montken (37)
Klatt, Boleslaus, Erbhofbauer, Abbau 15
Klewitz, Wladislaus, Tischlermeister 30
Lindenau, Karl, Pulkowitz Käserei 43
Maslonkowski, Fleischerei, Neudorf üb. Stuhm 13
Narzynski, Felix, Gastwirtschaft u. Kolonialwaren, Neudorf üb. Stuhm 19
Ostpr. Landgesellschaft, Gutsverwaltung Pestlin 24
Panzer, Julius, Landwirt 07
Quella, Andreas, Landw. 27
Rujner, Mühlenbesitzer 34
Sablinski, Conrad, Neudorf über Stuhm 18
Schacht, Erich, Lebensmittelhaus 46
Scharnert, Franz, Gastwirtschaft u. Kolonialwaren 21
Sperling, Bruno, Gastwirtschaft., Mirahnen 23
Szymanski, Johann, Landwirt 47
Süpner, Josef, Bauer, Pulkowitz 26
Wardecki, Leonhard, Landwirt 39
Weissgerber, Landwirt, Abbau 17
Wisniewski, Franz, Landwirt, Pulkowitz 14
Zblewski, Josef, Landw., 35

## Rehhof,

Kr. Stuhm

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 31 06, Postamt Elbing
Wählvermittlung
Ferndienst: Fernamt Marienwerder Westpr. 0
Auskunft 8
Telegrammaufnahme: für Ortstelegramme 2 22
für Telegramme nach auswärts 0
Entstörungsstelle 7
Zeitangabe 0
Um

Albrecht, Erwin, komm. Bürgermeister, Johannisdorf 3 17
Apotheke Rehhof 3 15

Bechert, Bürgermeister Unterwalde 3 01
Bley, Fritz, Mühlenwerke Rehhof 2 13
Boldt, Kurt, Gastwirt, Johannisdorf 2 77

Dembeck, Hermann, Pferdehandlung, Rachelshof 2 45
Diethelm, Adolf, Kontor u. Versandlager *2 51
Ders., Molkerei Zandersfelde 2 53
Ders., Molkerei Großkrebs, Großkrebs 6
Diethelm, Johann, Molkerei Montauerweide, Bürostunden: 8-12, 14-18 2 03
Landwirtschaft, Montauerweide (2 03)
Dirksen, Otto, Landwirt, Neuwiebenau 2 62
Dyck, Johann, Bauer, Montauerweide 2 73

Evang. Pfarramt 2 84
Ewert, Paul, Bauer u. Bürgermeister, Montauerweide 2 69

Feuermeldestelle I, + 2 66
Franz, Elfriede, Bäuerin, Zandersfelde 2 82

Gehrmann, Karl, Damen- und Herren-Frisiersalon 2 86
Gemeindeamt, + 2 66

Gendarmerie

Gend.-Abteilungsführer Rehhof 3 02
Gend.-Gruppenposten Rehhof 2 30
Gend.-Einzelposten Rehhof 2 79
Gend.-Amtsführer Zandersfelde, Gendarm.-Meister Stahlberg 2 65
Gend.-Posten I, Zandersfelde, Gend.-Hauptwachtmeister Heyse 2 74
Gend.-Posten I, Gr. Weide, Gend.-Hauptwachtmeister Moslehner 2 64
Gend.-Posten II, Gr. Weide, Gend.-Hauptwachtmeister Schmidt 2 72
Gend.-Einzelposten I, Rudnerweide, + 2 26
Gend.-Einzelposten II, Rudnerweide, + (2 26)
Gend.-Posten I, Schadewinkel, Gend.-Hauptwachtmeister Preuß 3 07
Gesk, O., + Bürgermeister u. Amtsvorsteher 2 66
Goertzen, R., Malermstr., Tapeten- u. Farbenhdlg. 2 29
Graber, Ernst, + Landwirt, Zandersfelde, zu erreichen über 3 18
Gresch, Hermann, Zimmermeister, Säge- u. Hobelwerk, Baugesch. 2 21, 2 36
Nach 19 Uhr Sägewerk, Baugeschäft u. Hermann Gresch nur 2 21
Gresch, Hermann, Dampfsäge- und Hobelwerk, Rachelshof 2 06
Grenz, L., Schmiedemeister 2 61

Hube, H., Herren-Frisiersalon, Papier-, Leder-, Tabakwaren, Toiletteartikel 2 04

Jakubowski, Johann Viehhandlung und Kolonialwarengeschäft 2 47

Kadereit, Bäckerei 3 10
Kaminski, Erich, Malermeister, Wagen-, Möbel-, Autolackierung 2 49
Kappel, Emil, Bauer, Zandersfelde 2 39
Kaufhaus G. Gruhn 2 89
Kerber, Artur, Bauer, Zandersfelde 2 25
Klopfer, Baugeschäft 2 43
Knuth, Kreissportlehrer, Tragheimerweide 3 09
Kock, Artur, Bauer, Zandersfelde 2 83
Kohnert, + Gastwirt, Schulwiese 3 00
Kohnert, Ernst, Kleinfelde, Post Johannisdorf 2 75
Kohtz, Otto, Bauer, Zandersfelde 2 16
Krause, Walter, Greif-Drogerie Rehhof Westpreußen 3 08
Kreisbildstelle Stuhm Wpr., Leiter: Hauptlehrer Laabs, Rehhof Westpr. 2 88
Krieg, Leonhard, Käsereibes., Rachelshof b. Tiefenau 2 14
Derselbe, Schweinemästerei und Käselager, Groß Weide 2 37
Kröhnke, E., Hebammenschw., Rehhof 3 05
Krüger, Otto, Fleischermeister 2 85
Lehmann, Walter, Lehrer, Schadewinkel 2 93
Leiss, Franz, Baugeschäft, Rehhof 3 06
Modehaus Klinger, Kaufhaus, Dorfstr. 42a 2 80
Mönke, Landwirt, Montauerweide (Gr. Schardau) 2 50
Mühle Stuhm, Raiffeisen-Zweigstelle Rehhof 3 11
Müller, Gebr., Mahl- und Sägewerke, Heidemühl 2 07
Nehring, Wilhelm, Bauer, Gr. Schardau 2 19
Pauls, Emma, Landwirtin, Schadewinkel 2 32
Pauls, Margarete, Bäuerin, Zandersfelde 2 18
Penner, Heinrich, Landwirt u. Viehnachweis 2 33
Pokorra, Johann, Autovermietung 2 87
Puchalski, F., Maurermeister 2 12
Raiffeisenkasse, Rehhof, e. G. m. u. H. 2 20
Reichsarbeitsdienst, Lager 9/251 Rehhof, Kr. Stuhm 2 46
Reichsbahn-Güterabfertigung Rachelshof 3 03
Reichsbahn-Güterabfertigung Rehhof 2 05
Reichspost
Postamt 2 40
Rehhof 2 97
Reimer, Otto, Bauer und Deichgeschworener, Montauerweide 3 16
Rohrbeck, Ernst, Landwirt, Schadewinkel 3 14
Schepansky, Herm., Bauer, Rudnerweide 2 68
Schmerberg, Gustav, Landwirt, Montauerweide 3 12
Schneider, Wilhelm, Bauer, Zandersfelde üb. Marienwerder Westpr. 2 94
Schramke, Georg, Glashdlg., Bau- u. Reparaturglaserei, Bildereinrahm.-Gesch. 2 24
Schrempff, Kurt, Dampfziegelei Rehhof 2 08
Schubert, Dr., Zahnarzt, Rehhof 2 97
Schulz, Otto, Bahnhofswirt, Rehhof 2 31
Schütz, Dr. med., Arzt 2 34
Schützenhaus Rehhof, Inhab. Alfred Wachsen 2 28
Schwartz, Kurt, Landwirt, Adl. Schardau 2 09
Sparkasse des Kreises Stuhm, Hauptzweigstelle 2 60

Spirgatis, Johann, Autofahrten zu jeder Tages- und Nachtzeit mit zwei Wagen, Autofuhrhalter 2 90
Springer, Karlheinz, Dr., Arzt 2 55
Such, Erich, Kolonialw. und Gaststätte, Tragheimerweide 2 27
Thimm, Johann, Großfuhrbetrieb m. Lastkraftwag. 2 91
Unrau, Arthur, Bauer, Zandersfelde 2 17
Vollerthun, Ernst, Bauer, Montauerweide 2 38
Weidmann, Franz, Elektromeister, Geschäftsstelle Rehhof 2 70
Wiens, Abraham, + Kfm., Rachelshof bei Tiefenau 2 41
Wiens, Heinrich, vorm. Joh. Wiens, Kolonialwaren-, Eisen- u. Kohlenhandlg., Gastwirtschaft 2 15
Wiens, Joh., vorm. Stier, Gastwirtschaft u. Güternahverkehr 2 01
Wiens, Otto, Bauer, Zandersfelde 3 04
Wiens, Paul, Bauer, Klein Schardau 2 10
Wilhelmy, K., Stabsveterinär a. D., prakt. Tierarzt 2 35
Wilms, Karl, Kfm., Kolonialwaren- und Kohlenhdlg., Dorfstr. 26 2 92
Wulff, Luise, Erbhofbäuerin, Zandersfelde 3 18
Ziemann, Otto, + Kolonialwaren, Zandersfelde 2 71

## Schroop

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 31 06, Postamt Elbing
Wählvermittlung
Ferndienst: Fernamt Marienburg Westpr. *03
Auskunft und Entstörungsstelle 20
Telegrammaufnahme: für Ortstelegramme 20 für Telegramme nach auswärts *03
Zeitansage 03
Um
Andres, Jakob, Bauer 63
Baehr, Dr., Landwirt, Guntern, P. Laabe üb. Marienburg Westpr. 42
Baehr, Eduard, Mühlenbes. 67
Bergmann, Landwirt, Losendorf 15
Brall, Ignatz, Landwirt, Telksdorf, Post Buchwalde üb. Marienburg Wpr. 18
Claassen, Abr., Gasthofbesitzer, Jordansdorf 48
Claassen, Gerhard, Landwirt, Laase 34
Dau, Carl, Bäckerei 47
Ev. Kirchengemeinde Losendorf 40
Fast, Bruno, Landwirt 23
Fast, Jakob, Landwirt, Abb. 36
Fast, Wilhelm, Landwirt, Laase 08
Fersen, Landwirt, Kl. Heringshöft 45
Flier, Ernst, Landwirt, Losendorf 31
Friesen, Hugo, Landwirt, Laase 32
Gemeindeamt Iggeln, bei Troop über Marienburg Westpr., Bürgermeister Norden 43
Gendarmerie
Gend.-Einzelposten I, Schroop 50
Gend.-Einzelposten II, Schroop 61
Gend.-Einzelposten, Losendorf 62
Gutsverwaltung Tannfelde 10
Harbarth, Alfred, Landwirt, Jordansdorf 30
Hartel, August, Buchwalde üb. Marienburg Westpr. 59
Heinrichs 09
Heise, Auguste, Bäuerin 17
Hellwig, Arno, Landwirt, Laase 28
Hellwig, Gustav, Landwirt, Losendorf 16
Hellwig, Otto, Landwirt, Abb. 57
Hildebrandt, Herbert, Kolonialwaren, Holz- und Kohlenhdlg., Gastwirtschaft 21
Hildebrandt, Herm., Rent. 71
Hoffmann, Elisabeth, Meisterin für das Damenschneiderhandwerk 41
Holz, Otto 64
Kistler, Franz, Molkerei u. Käserei 44
Klingenberg, Hugo, Pfarrhufenpächter 79 Georgensdorf, P. Laabe üb. Marienburg Wpr 19
Krüger, Albert, Bürgermeister, Jordansdorf 72
Lambusch, Willy, Landwirt, Laabe über Marienburg Westpr. 49
Lietz, Reinh., Landwirt, Losendorf 35
Mekelburger, Hans, Landwirt, Jordansdorf 29
Mondroch, Bernh., Fleischbeschauer 77
Müller, Heinz, Landwirt, Losendorf 60
Neumann, E. H., Assekuranz u. Komm.-Geschäft 58
Neumann, Otto, Schank-, Kolonialwaren, Georgensdorf, P. Laabe über Marienburg Westpr. 78
NSDAP
Ogr. Schroop, Ogl. Derdack 54
Ostermaier, I., Brunnenbau, Zentralheizungen, Installation u. Schlosserei 69
Philipsen, Herm., Bauer 55
Quiering, Johs., Rentier 73
Radtke, A., Landwirt, Birkenfelde bei Dt. Damerau 25
Ders., Vorwerk Birkenfelde-Niederung 26
Reichsbahn-Güterabfertigung Schroop 13
Rempel, Ernst, Landwirt, Laabe über Marienburg Westpr. 39
Rude, Georg, Lehrer, Laabe über Marienburg Westpr. 07
Sablotzki, Curt, Gastwirtschaft, Buchwalde über Marienburg Westpr. 82
Sablotzki, Ernst, Getreide-, Saaten-, Futter- und Düngemittelhandlung, Buchwalde über Marienburg Westpr. 76
Scharnetzki, J., Stellmacherei und Wagenbau 38
Schilling, Herm., Landwirt, Jordansdorf 22
Schipnewski, Bruno, Bauer, Jordansdorf 53
Schmidt, Walter, Lehrer, Losendorf 52
Schülke, Ernst, Landwirt, Gr. Heringshöft 12
Seidler, Felix, Landwirt, Laase 37
Sommerfeld, Bürgermeister, Buchwalde über Marienburg Westpr., Gemeindeamt Trankwitz 70
Strich, Franz, Landwirt 56
Teschendorf, Bürgermeister und Amtsvorsteher 24
Tevenar, v., Landwirt, Trankwitz, Post Buchwalde über Marienburg Westpr. 75
Thiel, Georg, Landwirt, Georgensdorf, P. Laabe über Marienburg Westpr. 46
Thomaschewski, Franz, Bauer, Telksdorf bei Buchwalde über Marienburg Westpr. 65
Weick, Karl, Landwirt, Laase 27
Wiens, Dietrich, Landwirt, Laase 66
Wiens, Gebr., Landwirt, Laase 14
Wrede, Klaus-Heinr., Landwirt, Domäne Grünfelde 06

## Tiefensee,
Westpreußen

Postscheckkonto für Fernsprechgebühren: Danzig Nr. 3106, Postamt Elbing
Handvermittlung; D: W 8-13, 15-18; S 8-9, 12-13; Db: W 13-15, 18-20
Um
Binz, Ph., Bauer, Blonaken 18
Gend.-Einzelposten Tiefensee 20
Gutschke, Bauer u. Bürgermstr., Tiefensee Wpr. 9
Hoffmann, Ernst, Landw., Linken, Post Gr. Teschendorf über Riesenburg 3
Jaeschke, Landwirt, Kl. Münsterberg, Bürgermstr. und Amtsvorsteher für Gr. Münsterberg 5
Karpinski, August, Molkereibesitzer, Tiefensee Westpr. 13
Klann, Robert, Bauer und Bürgermeister, Blonaken 19
Kranig, Bauer, Blonaken 14
Kroeker, Kurt, Bauer, Blonaken 17
Krupski, Erbbauer u. Bürgermeister, Kl. Teschendorf b. Gr. Teschendorf über Riesenburg 21
Kunz, Albert, Bauer, Kl. Teschendorf, Post Gr. Teschendorf über Riesenburg 8
Neuber, Ernst, Bauer, Abbau Tiefensee Westpr. 12
Nitschke, H., Altendorf, Bauer, Amtsvorsteher und Bürgermeister 10
Olschewski, Johann, Bauer, Abbau 6
Prott, Horst, Landwirt 16
Randolf, Landwirt, Gr. Teschendorf über Riesenburg 1
Siegner, Friedrich, Gastwirt, Gr. Teschendorf über Riesenburg 15
Wehking, + Oberinspektor (2)
Zeppke, Erich, + Landwirt, Ober-Teschendorf, Post Gr. Teschendorf üb. Riesenburg 2
Zühlsdorff, Karl, Bauer, Altendorf 11

## M. LITERATURVERZEICHNIS


*Baehr,* Otto: Der Landkreis Stuhm: Zahlen, Geschichte und Schicksal der Menschen. In: Der Westpreuße 17, 1965, Nr. 24, S. 6.

*Bahr, Ernst:* Stuhm. Anfänge und Entwicklung bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. In: Westpreußen 14, 1964, S. 37-42.

*Bayreuther,* Walter: Westpreußen in Wort und Bild. Streifzüge durch den heutigen Regierungsbezirk. Königsberg 1927.

*Bender,* Josef: Zantir und Bönhof. In: Zeitschrift für die Geschichte Ermlands 5, 1874, S. 560-580.

*Bender,* Jos.: Zantir und Bönhof. In: Zeitschrift für die Geschichte Ermlands 5, 1874, S. 560-580.

*Bergau, Rudolf:* Die Kirche zu Pestlin und deren Restauration. In: Danziger kath. Kirchenblatt N. F. 4, 1868, S. 363-365, 371-73; Mitt. des Erml. Kunstvereins 3, 1875, S. 64-73.

*Bergau,* Rudolf: Die Pfarrkirche zu Christburg. In: Danziger kath. Kirchenblatt N. F. 4, 1868, S. 323 f.

*Bergau,* Rud.: Die Reste mittelalterlicher Baukunst in Stuhm. In: Zeitschrift für Bauwesen 19, 1869, Sp. 405-414.

*Bergau,* Rud.: Eine Monstranz in Stuhm. In: Danziger kath. Kirchenblatt 4, 1868, S. 234 f.

*Biskup,* Marian und Maria Zdzitowiecka: Sztum (Stuhm). In: Studia z hist. budony miast polskich. 1957, S. 237-253.

*Borchert,* Erich: Ferdinand Schulz, dem Weltmeister des Segelfluges zum Gedenken. Stuhm 1934.

*Brulin,* H.: Stillestandet Altmark 1926. In: Hist. Studier till. H. Hjärne, 1908, S. 259-310.

*Buchhofer,* Dr. Eckehard: Kleine Landeskunde des Kreises Marienburg.

*Buttkus,* Heinz: Beiträge zur Landschafts- und Siedlungsgeschichte des ehem. Bistums Pomesanien. T. 1. Phil. Dissertation Berlin 1936.

*Cammann,* Alfred (Herausgeber): Märchenwelt des Preußenlandes. Schloß Bleckede/Elbe 1973. (Bremer Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde.)

*Carstenn,* Edward: Streiter für Preußens Selbständigkeit. Achatius von Zehmen aus Stuhm. In: Westpr.-Jb. 1955, S. 114-120.

*Conwentz,* Hugo: Das Wikingerboot von Baumgarth, Kreis Stuhm. In: Blätter für deutsche Vorgeschichte 2, 1924, S. 1-24.

*Conwentz,* Hugo: Sonderbericht über die in Baumgarth bei Christburg ausgegrabenen Überreste eines vorgeschichtlichen Segelbootes. In: Amtl. Bericht über die Verwaltung des Westpr. Prov.-Museums 16, 1895, S. 49-63.

*Czaplewski,* Pawel: Czema (Zehmen) Achacy († 1576), wojewoda pomorski. In: Polski slownik biograf. 4, 1938, S. 327.

*Dortans,* Johann-Ludwig: Die Verwaltung des westpreußischen Regierungsbezirks Marienwerder 1815-1829. Phil. Dissertation Bonn 1964.

*Engel,* Bernhard: Mittelalterliche Siegel von Christburg und Schoeneck in Westpreußen. In: Deutscher Herold Nr. 22, 1891, S. 9 f.

*Evangelisches Predigtamt* in der Stadt Stuhm. In: Preuß. Lieferung 1, 1755, S. 678-680.

*Faber,* Karl: Über den vorgeblichen Gespensterunfug im Ordensschlosse zu Christburg. In: Beiträge zur Kunde Preußens 5, 1822, S. 521-533.

*Faber,* Karl: Geheime Unterredung des Hochmeisters Markgrafen Albrecht mit Achatius von Zemen . . ., gehalten zu Nürnberg 1524. In: Beitr. zur Kunde Preußens 4, 1821, S. 81-85.

*Festbuch* für das Gausängerfest des westpreußischen Sängergaues Rosenberg in Stuhm/Westpreußen vom 18. bis 20. Juni 1927. Stuhm 1927.

*Fischer,* Richard: Achaz von Zehmen, Woywode von Marienburg. In: Allgemeine Deutsche Biographie 44, 1898, S. 770-773.

*Fischer, Richard:* Achatius von Zehmen, Woywode von Marienburg. In: Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins 36, 1897, S. 1-166.

*Flanß,* Reinhold v.: Die von Zehmen (Czema) in Westpreußen. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Marienwerder 10, 1884, S. 33-62.

*Flanß,* Reinhold v.: Des Stuhmers Bürgermeisters Peter Mogge von ihm selbst aufgesetzter Lebenslauf. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Marienwerder 44, 1905, S. 53-58.

*Flottwell,* v.: Die Räumung des Kreises Stuhm. In: Der Westpreuße 2/1950, Nr. 10, S. 4 f.; Nr. 11, S. 9 f.

*Forstreuter,* Kurt: Zur Geschichte des Christburger Friedens von 1249. In: Zeitschrift für Ostforschung 12, 1963, S. 295-302.

*Forstreuter,* Kurt: Der Friede von Christburg 1249. In: Ostdeutsche Monatshefte 27, 1961, S. 199-203.

*Frederichs,* Hans: Christburg, Kreis Stuhm. In: Deutsches Städtebuch, Herausgegeben von Erich Keyser, 1, 1939, S. 33 f.

*Frederichs,* Hans: Stuhm, Kreis Stuhm. In: Deutsches Städtebuch, Herausgegeben von Erich Keyser, 1, 1939, S. 108 f.

*Gigas,* E.: Der sogenannte Potrimpos zu Christburg, der sogenannte Bartel und die Gustabalde zu Bartenstein. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Marienwerder 2, 1877, S. 43-54.

*Gödtke,* Isaac Gottfried: Kirchengeschichte der Stadt Christburg. In: Preußische Prov.-Blätter N. F. 2, 1845, S. 550-563.

*Götz,* Richard: Das Westpreußenkreuz an der Drei-Länder-Ecke. In: Westpreußen-Jahrbuch 1951/52, S. 18-20.

*Hadlich,* Kurt: Die Friedens- und Stillstandverhandlungen zwischen Schweden und Polen in Preußen 1626-29. Phil. Dissertation Berlin 1922.

*Hassenstein,* Felix: Chronik der Stadt Christburg. Christburg 1920.

*Hassenstein,* Felix: Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde zu Christburg. Christburg 1892.

*Heimatbuch* des Kreises Stuhm. Jahrgang 1-5, 1930-35. Stuhm 1930-34.

*Heimatkalender* des Kreises Stuhm. Jahrgang 1-3, 1931-33. Stuhm 1930-32.

*Heym,* Waldemar: Mittelalterliche Burgen aus Lehm und Holz an der Weichsel. In: Altpreußische Forschung 10, 1933, S. 216-230.

*Heym,* Waldemar: Das Ende der Bastarnen am rechten Ufer der unteren Weichsel und das der baltischen Völker der Grenzzone. In: Prussia 32, 1938, S. 140-172.

*Heym,* Waldemar: Tätigkeitsbericht des Heimatmuseums Westpreußen in Marienwerder. In: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 15, 1939, S. 301-309.

*Hopf,* Hans: Der Regierungsbezirk Westpreußen 1920-1939. In: Studien zur Geschichte des Preußenlandes. 1963, S. 77-89.

*Jacobson,* Emil: Topographisch-statistisches Handbuch für den Regierungsbezirk Marienwerder. Danzig 1868.

*Keyser,* Erich: Die Burg Zantir. In: Weichselland 37, 1938, S. 31-34.

*Klingbeil,* Lore: Das Volksbüchereiwesen des Kreises Stuhm. In: Grenzlandbüchereidienst, Mitt. 16, 1939, S. 104-108.

*Kolberg,* August: Die Zantirburg, die Zantirkathedrale und das Zantirwerder bei Marienburg im 13. Jahrhundert. In: Zeitschrift für die Geschichte Ermlands 16, 1910, S. 1-72.

*Krollmann,* Christian: Zur Besiedlungsgeschichte und Nationalitätenmischung in den Komtureien Christburg, Osterode und Elbing. In: Zeitschrift des Westpr. Gesch.-Vereins 64, 1923, S. 3-41.

*Lange,* Carl: Ferdinand Schulz, dem Weltmeister der Segelflieger. In: Ostdeutsche Monatshefte 20, 1939, S. 49-51.

*Manneck,* Alfred: Geschichte der Ordensburgen in Preußen. 1. Christburg, 4. Das Schloß Stuhm ... In: Der heimattreue Ost- und Westpreuße 17, 1937, S. 127 f., 155, 203 f., 272.

Das Abstimmungsgebiet *Marienwerder* in seinen geographischen und geschichtlichen Zusammenhängen. (Für die Interalliierte Kommission in Marienwerder überreicht vom Deutschen Ausschuß für Westpreußen). Marienwerder 1920.

*Mülverstedt,* Georg Adalbert von: Die Beamten und Conventsmitglieder in den Verwaltungs-Distrikten des Deutschen Ordens innerhalb des Regierungsbezirks Marienwerder. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Marienwerder H. 8, 1883, S. 1-48; H. 9, 1883, S. 81-114; H. 10, 1884, S. 1-19.

*Mülverstedt,* Georg Adalbert von: Die Amtshauptleute und Landrichter im Regierungsbezirk Marienwerder. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Marienwerder H. 6, 1882, S. 1-39.

*Nationalpolitische* Erziehungsanstalt Stuhm, Westpreußen. *Festschrift* zur Einweihung der ersten Baugruppe 18. 11. 1938. Stuhm 1938.

*Neugebauer,* Werner: Ein eigenartiger Fund aus Neudorf, Kreis Stuhm. In: Zeitschrift d. Alt.-Ges. Insterburg 22, 1939, S. 17-20.

*Neumeyer,* Heinz: Deutsche und polnische Nationalitätenpolitik in Westpreußen. Das Beispiel des Kreises Stuhm. In: Der Westpreuße 11, 1959, Nr. 6, S. 6 f.

*Patzke,* Hans: Der Frieden von Christburg vom Jahre 1249. In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 7, 1958, S. 39-91.

*Pawelcik,* Bernhard: Vom Kreis Stuhm: In: Westpreußen-Jahrbuch 1953, S. 113 f.

*Pawelcik,* Bernhard: Ferdinand Schulz: In: Westpreußen-Jahrbuch 1951/52, S. 64 f.

*Piepkorn,* Otto: Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß. Detmold 1961.

*Piepkorn,* Otto: 700 Jahre Christburg. In: Der Westpreuße 1, 1949, Nr. 4, S. 3.

*Przeperski,* Joseph: Auswertung der bodenkundlichen Kartierung für agrar- und bevölkerungspolitische Untersuchungen, gezeigt an dem ostpreußischen Landkreis Stuhm. Dissertation T. H. Danzig. Würzburg 1938.

*Rauschnik,* Gottfried Peter: Die Burg Christburg. In: Vorzeit 3, 1822, S. 319-332.

*Reitan,* E.: Die Neuaufstellung des Wikingerbootes aus Baumgarth, Kreis Stuhm. In: Blätter für deutsche Vorgeschichte 5, 1927, S. 11-22.

*Rosenberger Heimatbuch:* „Die Landschaft des Kreises", von Gertrud Bellgardt.

*Schmauch,* Hans: Die Verwaltung des katholischen Anteils der Diözese Pomesanien durch den Culmer Bischof In: Mitt. d. Westpr. Gesch.-Ver. 35, 1936, S. 112-123.

*Schmid,* Bernhard: Das Ordenshaus Stuhm. In: Der Westpreuße 18, 1966, Nr. 27, S. 7 f.

*Schmid,* Bernhard: Der Kreis Stuhm. Ein Abriß der älteren Geschichte 1236-1818. Stuhm 1935.

*Schmid,* Bernhard: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Stuhm. Danzig 1909. (Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen, H. 13.)

*Schmid:* „Baudenkmäler in Pomesanien."

*Schmitt,* Friedrich Wilhelm Ferdinand: Geschichte des Stuhmer Kreises. Thorn 1868.

*Schülke,* O.: Stuhm. In: Marienburger Heimatbuch 1926, S. 238 f.

*Semrau,* Arthur: Die Orte und Fluren im ehemaligen Gebiet Stuhm und Waldamt Bönhof (Komturei Marienburg). In: Mitteilungen des Coppernicus-Vereins 36, 1928, S. 1-222; 38, 1930, S. 155 f.

*Semrau,* Arthur: Die Grenzen der Landschaft Pomesanien. In: Mitteilungen des Coppernicus-Vereins 41, 1933, S. 175-182.

*Thamm,* Otto: Ferdinand Schulz aus Waldensee bei Seeburg, der berühmte Segelflieger. In: Ermlandbriefe, 1954, Nr. 30.

*Töppen,* Max: Die Niederung bei Marienwerder. Eine hist.-chorogr. Untersuchung mit besonderer Rücksicht auf Weichselburg und Zantir. In: Altpreußische Monatsschrift 10, 1873, S. 219-253, 307-337.

*Töppen,* Max: Zur Baugeschichte der Ordens- und Bischofs-Schlösser in Preußen. 1. Mewe, 2. Stuhm, 3. Christburg. In: Zeitschrift des Westpr. Gesch.-Vereins 1, 1880, S. 1-44.

*Toeppen,* Rob.: Gründungs-Urkunde des Dorfes Conradswalde (Kreis Stuhm). In: Altpreußische Monatsschrift Nr. 36, 1899, S. 123-128.

*Treichel,* Alex: Erbverschreibung für Barlewitz und auch Vorschloß Stuhm. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Marienwerder 38, 1900, S. 1-14.

*Treichel,* Alex: Ein Grenzstein mitten in der Stadt Stuhm. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Marienwerder 37, 1899, S. 48-50; 38, 1900, S. 28-38.

*Treichel,* Alex: Der Thiergarten zu Stuhm nach dem D. O. Treßlerbuche. In Zeitschrift des historischen Vereins für Marienwerder 35, 1897, S. 61-77; 37, 1899, S. 27-35; 38, 1900, S. 15-27.

*Viereck,* Heinrich: Verbreitung und Bekämpfung der Tuberkulose im Regierungsbezirk Westpreußen. Berlin 1933. (Veröfftl. aus d. Geb. d. Medizinalverw. 41, 2.)

*Willmann,* Johann: Relation über die Friedensverhandlungen zu Stumsdorf 1635. Herausgegeben von H. Diederichs. In: Sitzungbericht der Kurländischen Gesellschaft 1909/10, S. 71-79.

*Zottmaier,* E.: Die Bedeutung Stuhms in der Geschichte. In: Der heimattreue Ost- und Westpreuße 10, 1930, Nr. 5, 6.

*Schriften:* Landrat Dr. von Auwers.

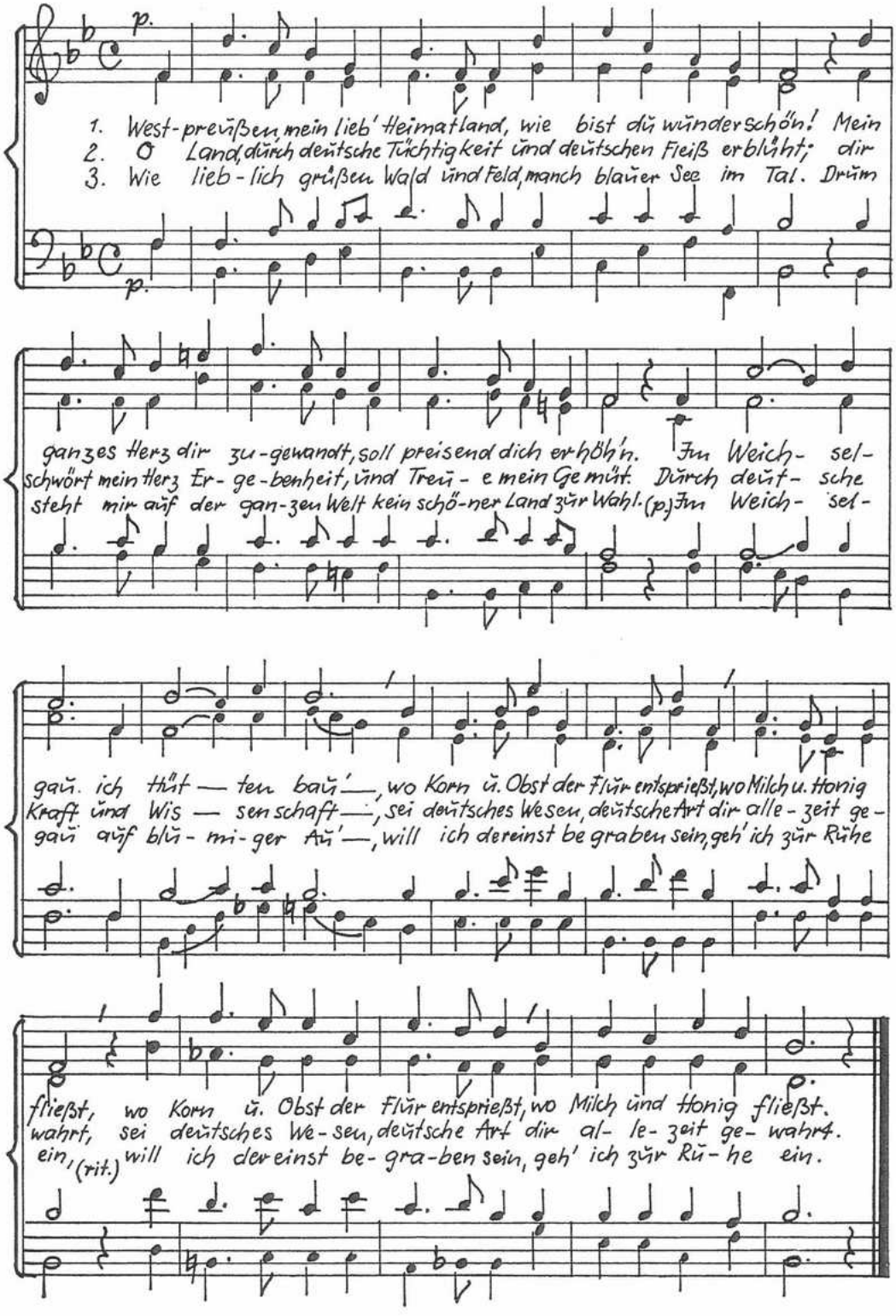
## Fotoquellenhinweis

Fotoarchiv des Heimatkreises Stuhm; Fotoarchiv DER WESTPREUSSE und der Landsmannschaft Westpreußen, Münster; Westpreußen-Sammlung, Münster; verschiedene Fotografien wurden von Mitarbeitern und Autoren dieses Buches zur Verfügung gestellt.

# Westpreussenlied.

(Einstimmig 1 Ton tiefer)

Dichtung von Paul Felske. Musik von Hugo Hartmann.




MARIENBURG
Sandhof
Schönwiese
Altmünsterberg
Stadt felde
Damm felde
Hoppenbruch
Tessensdorf
Liebenau
Laase
Mahlau
Losendorf
Mielenz
Schönau
Willenberg
Lindenwalde
2079
2080
Tisch Damerau
Grünhagen
Braunswalde
Wernersdorf
Wengern
Damerauer See
Birkenfelde
Laabe
Gintro
Georgensdorf
Harpahren
Usnitz
Konradswalde
Kalwe
Antonienhof
Stuhmer Felde
STUHM
Peterswalde
Rosenkrantz
Forst
Weißenberg
Hintersee
Barlewitz
Kleezen
Heinrode
Konken
Hohendorf
Hospitalsdf.
Bonhof
2179
2180
Cyguß
Ramsen
Kokosowo
Pestlin
Neudorf
Sadlinken
Muralinen
Pr. Damerau
Palkowitz
Pateschken
Montauer Forst
Hehlhof
Watkowitz
Portschweiten
Dietrichsdorf
Dakau
Unterwalde
Rachelshof
Honigfelde
Neuwalde
Weide
Schlade
Gutsch
Pastwa


208
Steinberg
Notzendorf
Klakendorf
Thörichthof
Parwark
Stalle
Reichfelde
Posige
Lichtfelde
Thiergart
Baumgarth
Jankendorf
Buchwalde
Trankwitz
Kruch
Petershof
Sandhuben
Lautensee
Gr. Wahlitz
Altmark
Ankemitt
Reichenbeck
Moramen
Troop
Polixen
Neuhof
Neuberg
CHRISTBURG
Prokelwitz
Königsseer Heide
Altstadt
Mienthen
Blenniken
Schönwiese
Altendorf
Trebnitzsee
Baalan
Forst Prokelwitz
Gr. Münsterberg
Nikolaiken
Pirlitz
Teschendorf
Stangenberg
Gr. Rohdau
Mothalen
Gorken
Jakobsdorf
Sonnenwalde
Sonnenberge
Lackwalde
Königshöhe
Krapen
Lodehnen
Kolteney
Prothamen
Mortungen
Altchristburg